



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

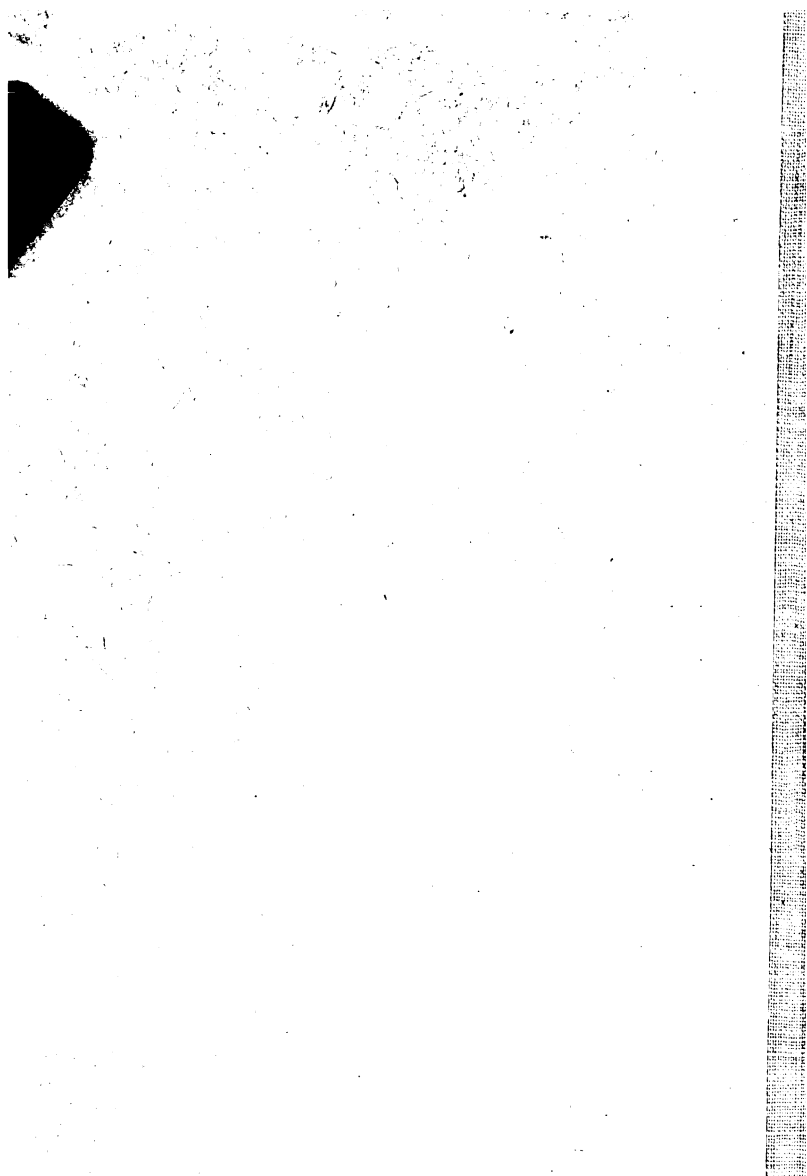
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

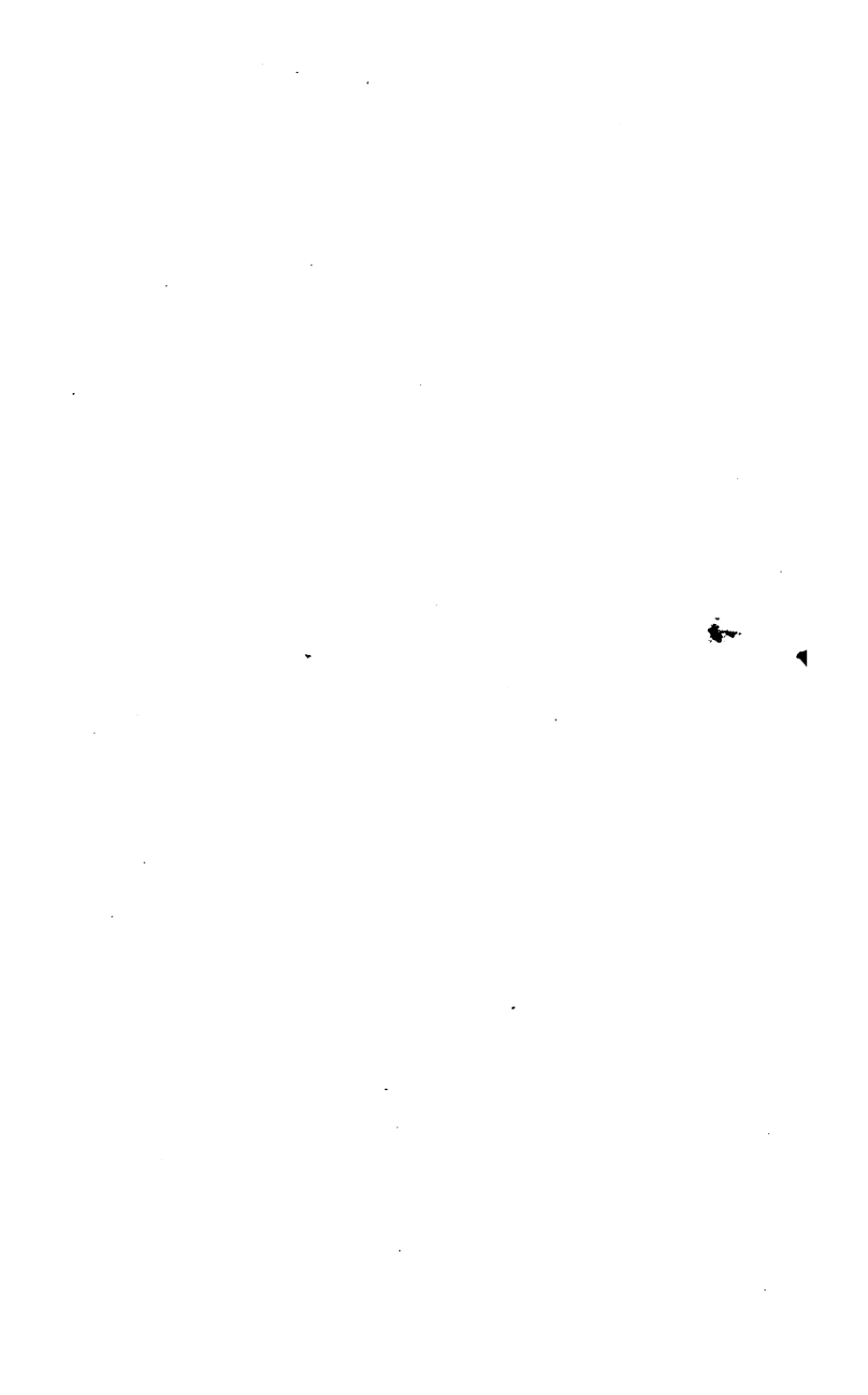


3 3433 07495711 3



27. 10. 1970





Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

Sechster Band:

Vermischte Schriften.

(Zweite Abtheilung.)

Fünfte Auflage.

Philadelphia:

Verlag von John Weil & Co.,

No. 533 Chestnutstraße,

1859.

Heine

M. S. M.

N. F. C.

318C1A

TELETYPE UNIT

H. Heine's
sä m m t l i c h e W e r k e.

Sechster Band:

V e r m i s c h t e S c h r i f t e n .

Zweite Abtheilung.



Kahldorf über den Adel

in Briefen

an den

Grafen M. von Moltke.



Einleitung.

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlafwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blizen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht bringt uns in's Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unserer deutschen Wesse, d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen, oder zunächst passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphysische und transzendente Träume, wobei uns der Nordspectakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrüsslich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Berge davon fortseigten.

Seltzam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhfsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie sei nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt; Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveraine Wille, der ein schnelles Universalreich improvisirte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem consequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem und-

merkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkennung, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirtschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigirt, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit. — Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein effektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Creaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschloffen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comités du salut public, oder mit dem System des Ordre légal den Cursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine naßrothe — ?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer frieblichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entseßlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland eben so den einen oder den anderen Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingungen vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks und besonders von seiner politischen Bildung. Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Civilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstande; die unteren Classen waren geistig verwahrloßt, und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Classen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manoeuvres zwischen rivalisirenden Corporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Maitresseneinfluß und dergleichen Staatsmisere. Montesquieu hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl

Geister gewedt. Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volkes, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönten Göttersüßer, die gleißende Leerheit der Schranken, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulniß durchschaute und schmerzhaft ausrief: „die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich sie nicht wieder einrichten soll!“ als Jean Jacques Rousseau halb mit verstecktem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Feind des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Constitution, das goldne Vlies mitbrachte; — als Keder rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der constituirenden Versammlung über die welcke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, empor schoßen: — da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so theures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obscuranten der Sorbonne die Büchercensur übertragen, und gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers Tableau de Paris den Artikel über die Censur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene trasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten auf's Wort glaubten, und daß sie von jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriguanen, den Pitt befolgte, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Pressfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftliche Wort neutralisirt sie durch eben so leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Flügengerichte, die von Zufall oder Bosheit gesät, so tödtlich frech emporküchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchenthürme gedeihen,

im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verborren . . Freilich, das helle Sonnenlicht der Pressfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideen- guillotine gewirksam ist, auch bald die Censur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eignen Herrn austreibt aus dem Bunde des Lebens.

Ach! diese Geistesentferner machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebälerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Censors. Ich selbst unterdrückte in diesem Augenblicke einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Laubleute schon seit so vielen Jahren ein Geistesmordgesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgiren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanz, deren bedenklichste eine strenge Censur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barikadirte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es piffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todtten Adlers, die Ecole polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen konnte, und den sie deshalb, in ihrer ökonomischen Weise, für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Lilien; und die heilige Dreifarbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchturm Unser Lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob sich keine allerschlimmste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshüttes und von Baricourt vorausstrug und in Seyres still hielt, um sie dort von einem Citoyen Perüquier abwaschen und hübsch frisiren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angebens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Wize empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgegätet aus den Herzen

und Intelligenz hineingefät, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und in der That! wenn Pögnac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Pressfreiheit, die er thörichter Weise unterdrücken wollte.

So erquidet der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in die Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Pressfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen werden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Lösungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Lösungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzu-schlagenden Beweissthümern, wogegen weder die Ketteneschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Cavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft, mit indischer Gebuld, eine Broschüre, betitelt:

„Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, Königl. Dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorf. Hamburg bei Perthes und Besser. 1830.“

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, so zu sagen dogmatischen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpfe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet fest die mittelalterliche Fote, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschaft- und Wassenämtern, womit man den Adelligen

dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Wappstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fegen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadeliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visir, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein *braver nom de guerre* wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertsieger war und gute Rängen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu bezeugen. Ich hätte nimmermehr mit solcher Wäßigung die adeligen Präensionen und Erb-lügen discutiren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Vesserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputirten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte in's Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger, und warf den edlen Grafen sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wieder sah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von seinem Adelsstolze nicht curirt, und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holber Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben so hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mittheilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersehen: „der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Fürsten isoliren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkühr umgeben, wodurch, wie sich dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefährvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthische Capital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war.“

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halb-

kennntnisse getäuscht wird. Burke nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmanns halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, als Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu Gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: die Abeligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones. Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger, als der von dem Capital einer korinthischen Säule. Ueberhaupt wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Capitalisten den capitalen Einfall bekommen, sich, anstatt des Adels, als korinthisches Capital der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwidewärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere, praktische Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen, sie bestreitet Rechtsansprüche, und sie zeigt nur, wie der Adel in Widerspruch steht mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere, praktische Theil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und faktischen Usurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eignen Präensionen, und schwage sie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgelenkt werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels, als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Uebereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotiriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch

diplomatische Verheugungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln, oder zu diesem Zwecke fraternisirend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Abel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Prinzip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Abel, der durch Rechte und Besizthümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich banquerot. Während des Friedens besorgte Oestreich die Interessen des Abels, — — — — —

und wie der unglückliche Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sanft Helena, und
. . . . war dessen Hubson Lowe — — Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschengewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg — — — — —, nur jene Revolution konnte man an einem Magentrebse sterben lassen; der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wachenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerbung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus den Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Abel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, — — doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselseber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Rabicalcur, wo nicht gar die Hungercur verordnet, und das insicirte Irland soll ihm noch obendrein amputirt werden. Oestreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Abels gegen Frankreich zu spielen — — — — —
— — — — —
— — — — —

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie bringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetiquette, ohne Edelknechte, ohne Courtisänen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trintgelber und sonstige Herrlichkeit — — — — —
— — — — —

Seltame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denselbigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Czar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindselig gegenüber stand, und gezwungen schien, sie nächstens zu befehlen, eben dieser Czar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Prinzip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der anderen Seite das absolute Czaarenthum unverträglich mit den Ideen einer constitutionellen Freiheit, die der geringsten Unterthan selbst gegen eine wohlthätige fürstliche Willkür schützen kann: — und wenn Kaiser Nikolaus I. wegen jenes Prinzips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde, und obendrein als offener Feind Englands und heimlicher Feind Oesterreichs, mit all seiner Macht der factische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von constitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen. Die hohe Noblesse von Europa weiß schlaue genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Gnade eingesetzten Königthums versehen soll gegen Fürstenlästerer und Adelsläugner; mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldfitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehemaligen deutschen Kaiser die abgetragenen heiligen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich aufs Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ah! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt Euch, arme Rothhäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudenjubel der berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rothhäppchen fühlen bald Großmutter's närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! gegen Frankreich? Ja, Hurrah! es geht gegen die Franzosen, und die Berliner behaupten, daß wir

noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körner's Leyer und Schwert soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieber hinzubichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den rheinischen Merkur fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie titulirt und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Constitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Constitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten; im Gegentheil, wir wissen, es sind lauter scharmanke Leute, und ist auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel, so bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Collegen nicht seinem blutigen Scandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um, durch den Contrast mit solchem gekrönten Wichte, noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Constitution hat doch ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souverainen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie, auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junfergesolge, allzu fest gallopiren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten abligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königsfinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sanct Hubert! und ich weiß auch jemand, der tausend Thaler Preussisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je und ihre uniformirten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hundten, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon wie die Meute losbeißt gegen dieses Buch.

Geschrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Erster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke, Königl. Dänischen Kammerherrn und Mitglied des Obergerichts zu Gottorff.

Mit hohem Interesse, Herr Graf, habe ich Ihre Schrift: Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande (Hamburg bei Perthes und Besser 1830), in diesen Tagen gelesen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, welchen sie zu beleuchten unternommen haben, erregte, wie billig, meine ganze Aufmerksamkeit. Nur ein Mann wie Sie, mit Ihrer sittlichen Ueberlegenheit, von Ihrem Gehalte und Ihrer Haltung, konnte in einem Augenblicke seine Stimme über den Werth und die Würde seines Standes abgeben, ohne befürchten zu müssen, die stets geschäftige Lästerei der Neologen gegen sich zu reizen. Freimuth und eine edle Gesinnung werden stets diesen Feind entwaffnen, und sollte auch die gestellte Aufgabe dem Publikum nicht genügend gelöst scheinen: so wird es dennoch dem Manne gewogen bleiben, der mit dem Bewußtsein einer guten Absicht seine Meinungen der Würdigung desselben in einer würdevollen Form darlegte.

Um so mehr aber darf ich von Ihrer Seite auf eine nachsichtige Aufnahme einiger Zweifel gegen die von Ihnen aufgestellten Behauptungen rechnen. Auch ich habe den besten Willen, sine ira et studio Ihnen meine Zweifel vorzulegen, und je weniger ich im Interesse eines Standes zu schreiben glaube, desto mehr hoffe ich den Vorwurf zu vermeiden, eine individuelle Meinung kränken zu wollen. Vielmehr achte ich jede Meinung, die ein Ausfluß inniger Ueberzeugung ist; nicht, als ob ich der Meinung hulbigte, die ich nicht theile, sondern weil ich jeden Mann von Bildung achte, welcher die Kräfte seines Geistes zur Herstellung einer gerundeten Ueberzeugung thätig werden ließ. Solche Ueberzeugungen sind individuelle Heiligthümer; mit ihnen erhebt sich der gebildete Mensch über die Fläche des Lebens und unterscheidet sich sichtlich von der Masse unter ihm, die sich behaglich an solche anschließt, welche ihr das unbequeme Geschäft des Denkens ersparen.

Es ist vielleicht eine nicht gleichgültige Folge unseres öffentlichen Lebens, daß bei der Masse verbreiteter guter Kenntnisse der gebildete Mann so wenig aufgefordert ist, über sein Verhältniß als Bürger und seine Wechselbeziehungen

zur Gesellschaft sich eine deutliche Vorstellung zu bilden. Aber man würde unbillig sein, sich darüber zu wundern. Bei dem geringen, ja bei dem hin und wieder rein passiven Antheil, welchen die Verfassungen der meisten deutschen Staaten dem gebildeten Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten lassen, kann er sich unmöglich zu einem höheren Standpunkte erheben, als zu dem engherzigen eines guten Pfahlbürgers, zu dem selbstsüchtigen eines fleißigen Producenten, zu dem Loyalen eines eifrigen Beamten, welcher bekanntlich jede freie Privatmeinung ausschließt, oder zu dem eines bevorrechteten Standes, der durch Grundbesitz, Feudalverus und selbst durch historische Erinnerungen einstiger hoher, politischer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit, ein Uebergewicht über alle Classen der Gesellschaft behauptet.

Fassen wir diesen Gesichtspunkt scharf ins Auge, Herr Graf, so müssen wir unbefangen gestehen, daß die Gesellschaft, wie sie ist, den Unterschied der Stände nur historisch und unwillkürlich festgehalten zu haben scheint. Ohne Revolutionen lassen sich sociale Grundfesten nicht auf einmal einreißen. Der Entwicklungsgang der gesellschaftlichen Vernunft, sobald er ruhig und ohne Gewaltsamkeit fortschreitet, pflegt, von gegebenen festen Punkten aus, einem ihm selbst selten klaren Ziele unter mancherlei Wechsellern zuzustreben. Immer aber sind es Ideen, welche den Charakter der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Die Verwirklichung derselben im Leben beschäftigt Jahrhunderte, aber ihre allmähliche äußere Darstellung erzeugt erst die Klarheit und das Bewußtsein der Idee, und mit dieser Klarheit treibt die Menschheit unwillkürlich sich selbst nach dem Ziele der möglichst vollständigen äußern Darstellung einer neuen Idee, die sich meist im geraden Widerspruche mit der alten befindet, und in diesem Widerspruche erstarrt. Die Vollenbung aber der Entwicklung der alten Idee bedingt einen scheinbaren, culminirenden Stillstand derselben, und darin liegt der Keim ihrer angehenden Schwäche gegenüber der aufsteigenden neuen, von der sie allmählich von ihrer Höhe gedrängt wird, bis sie matt und abgelebt verschwindet.

Das eben ist der unendliche Reiz, den ein aufmerksames Betrachten der Vergangenheit und Gegenwart bietet, daß die Menschheit sich unaufhörlich zu entfallen, zu gestalten, und in dieser Gestalt zu verewigen trachtet, und doch immer wieder nach Verjüngung, nach Wiebergeburt und neuer Entwicklung ringt; wie es ja der einzelne Mensch sich so oft auch wünscht, da er am Ende des Lebens erst sieht, wie er hätte vom Anfange leben sollen. Aber ohne dieses gewaltige Agens müßte das Leben der Menschheit verkümmern; die Vernunft e i n e r Zeit müßte die Vernunft aller folgenden Zeiten werden, und der Stillstand des Geisteslebens würde den Beobachter, ja die Menschheit selbst mit Ekel erfüllen. Mit ihm hingegen bewegt es sich in einer ewigen Reibung der

Kräfte, die ihm jene Funken ewigen Feuers entlockt, das es erwärmt und von Zeit zu Zeit selbst erhibt. Nur darin erkennen wir die Einheit der ewigen Vernunft im Leben der gesammten Menschheit, und Frevel ist es, diese Einrichtung zu schmähcn; Frevel, der sich oft schon schwer gerächt hat, ihr mit der Vermessenheit, sie vernichten oder meistern zu können, störend gegenüber zu treten. Sie ist, und ihr Dasein ist n u r bedingt durch das Dasein des Menschengeschlechts und der ihm allein von der Gottheit verliehenen Vernunft.

Diese Betrachtung, Herr Graf, mußte sich mir als eine allgemeine, leitende aufdringen, sobald ich Ihre Schrift gelesen hatte. Ich läugne nicht, daß Sie selbst durch mehrere Andeutungen mich veranlaßt haben, sie anzustellen; allein die Vergleichen, die Anwendung ist das Resultat meines eigenen Nachdenkens. Sie selbst stellen den Gesichtspunkt der Ewigkeit — wenn ich so sagen darf — des Abels auf. Sie stützen ihn auf die Behauptung, daß die Natur selbst seine Fortbauer durch eine Rangordnung und Stufenleiter in der Vollkommenheit ihrer Schöpfungen bestimmt angedeutet habe. Sie bauen auf die Verschiedenheit in der nicht mit Vernunft begabten Schöpfung Ihre Theorie, daß in der vernünftigen Creatur eine ähnliche Verschiedenheit Statt finden müsse, und bilden aus der wirklichen Verwahrlosung einzelner Individuen das Axiom: es müsse in der bürgerlichen Gesellschaft eine Verschiedenheit des ideellen Werthes der sie bildenden Glieder in Folge jenes Naturgesetzes Statt finden. Denn was sollten Sie anders mit dem Sage meinen: „daß wir es selbst an künstlichen Vorrichtungen nicht haben fehlen lassen, die Vorzüge mancher vollkommeneren Gattungen der einzelnen Geschlechter der vernunftlosen Geschöpfe zu steigern und die Dauer derselben zu sichern?“ Die Anstalten, welche man zu Vereblung von Thieren, die theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen dienen, getroffen hat: sollten sie wohl einen Beweis, ja einen Grundsatz zur Befestigung Ihrer Ansicht liefern? Ich gestehe, daß ich nicht ohne Erröthen mich genöthigt sah, diese ihre Behauptung zu deuten. Sie selbst scheinen sich gescheuet zu haben, von diesem so oft belachten und von der gebildeten Gesellschaft im Innern Deutschlands längst verworfenen Parallelenbeweise einen deutlichen Gebrauch zu machen; und wenn ich daher auch selbst jene Hindeutungen nicht zu billigen im Stande bin, kann ich doch nicht unterlassen, Ihrem Zartgefühl, das sich gegen dergleichen Armseligkeiten sträubt, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Obgleich überzeugt, daß Ihnen die Einwürfe gegen das, von Ihnen zu Gunsten des Abelsinstituts angerufene Naturgesetz nicht fremd sind, erlaube ich mir doch, dessen Anwendung auf den gegebenen Fall als unpassend zu bestreiten, und den Vorwurf langweiliger Wiederholung bekannter Dinge auf mich zu laden. Zugleich aber gestehe ich offen, daß der Wunsch, diesen unangenehmen, eine ganze achtungswerthe Klasse der Gesellschaft preisgebenden Ur-

sprungsbeweis für immer aus dem Felde der Erörterungen entfernen zu helfen, jede andere Rücksicht bei mir überwiegt. Jedoch beseitige ich diesen Präliminarpunkt lieber in meinem nächsten Briefe, und bitte Sie, unterdessen die in diesem aufgestellten leitenden Gesichtspunkte Ihrer besonderen Prüfung zu würdigen.

Mit Hochachtung habe ich die Ehre &c.

Zweiter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke &c.

Sie nahmen, Herr Graf, einen Anlauf ab ovo, als Sie auf ein Naturgesetz die Nothwendigkeit des Adels bauten. Sie deuten jenes Naturgesetz an, gedenken der künstlichen Anstalten der Menschen, den edleren Schöpfungen der Natur Dauer zu geben; finden sodann einen Naturadel in der Verschiedenheit der Gaben und Gnaden, womit die weise Gottheit ihre Menschen ausgerüstet hat, begründet, und sehen aus den ältesten Zeiten herauf durch alle Bergesellschaftungen der Menschheit diesen Adel gleich dem rothen Faden sich ziehen, der sich nach Umständen hier so, dort anders ankündigt, und in Deutschland, überhaupt unter Germanen im Lehn- und Ritterwesen seine europäische Niederlassung an- und festknüpft.

Nun gestehe ich Ihnen, daß ich mich eben so wenig mit dem naturhistorischen als welthistorischen Theile dieser Andeutungen recht abzufinden weiß. Der Orient heutzutage nirgends einen Adel in einem für Europäer bequemen Sinne. Nur ein Verhältniß ist mir bekannt, welches in Asien europäischen Rangverhältnissen als ähnelnd an die Seite gestellt werden kann, und wahrscheinlich auch den ältesten nord- und östlichen Germanenstämmen nicht unbekannt gewesen ist, wenn die alten Leges nicht täuschen. In Asien nämlich pflegt der Werth der Völker und Menschen vom Herrschen und Dienen abhängig zu sein. Das siegende Volk, welches die Nachbarn unterjochte, und seinen König zu ihrem Herrscher machte, war das beste und edelste; die übrigen unterworfenen Völker aber nahmen ihren Rang nach dem Herrschenden, je nachdem sie die Freiheit längere oder kürzere Zeit behauptet oder entbehrt hatten, oder nach Maßgabe ihrer örtlichen Entfernung vom herrschenden Volke. Reiche und Arme aber gab es überall und zu jeder Zeit; dagegen habe ich mich nicht überzeugen können, daß dieser Zufall im Orient jemals Rechte begründet habe, die auch nach dem Verluste des Reichthums hätten vererbt werden können. Die patriarchalische Majoratserbfolge kann ebenfalls hieher

nicht gerechnet werden, da sie, auf Polygamie und Sklaverei gegründet, keine Verbindlichkeit auslegte, des Erbes sich nicht zu entäußern. Noch immer lebt der Orient unter denselben Bedingungen, und wo selbst nicht einmal Kasten und ihr Geschäft den Unterschied des höheren oder geringeren Werthes der Glieder des Volkes bestimmen, ist von einer Adelsidee im europäischen Sinne keine erweisliche Spur, es müßte denn hier und da germanischer Einfluß etwas geändert haben.

Sie wissen, Herr Graf, daß die gelehrtesten Forscher und Kenner germanischen Alterthums keinen Beweis zu Stande gebracht haben, daß in den germanischen Völkern ein ursprünglicher Adel gewesen sei. Was wir gewiß wissen, führt sich ebenfalls auf die, allen alten, in politischer Kindheit lebenden Völkern eigene Majoratserbfolge zurück, die aber unter Germanen sich nicht auf Polygamie basirte und in unseren adeligen Geschlechtern, den Fürsten- und reichsunmittelbaren Familien, selbst bei weit vorgeschrittener Ausbildung der Territorialhoheit, noch gleiche Erbansprüche unter den Söhnen eines Vaters begründete. Germanen, wie Orientalen, kannten nur einen wahren Unterschied des Standes. Freiheit oder Unfreiheit war das Kennzeichen der Ehre, und diese, ihrem primitiven Wortbegriffe nach, das Recht des Freien an der Gesetzgebung und Rechtspflege Theil zu nehmen und die Waffen zur Aufrechterhaltung dieses Rechtes gegen äußere und heimische Feinde zu tragen.

Sie wissen ferner, Herr Graf, daß die Germanen in ihren ursprünglichen Verfassungen jedem Freien Selbsthülfe in allen ihn und seine Familie betreffenden Beleidigungen gestatteten, und daß der Germane diese Autonomie als das Palladium seiner Freiheit betrachtete. Sie stand aber dem großen Grundbesitzer nicht mehr zu als dem kleinen Freien, den wir jetzt einen Bauer nennen, und selbst diesem auch dann noch, wenn er Grundbesitz und Habe verloren, jedoch seine Waffen, das Zeichen des Freien, behalten hatte. Es gab in Deutschland Knechte, unfreie Menschen ihrem Stamme nach, oder durch Kriegsgefangenschaft; manche auch, die im Spiele selbst ihre Freiheit nicht geachtet hatten. Das übrige Volk aber bestand ganz aus Freien, und selbst als Hinterlassen großer Grundeigenthümer waren sie persönlich frei, und nur den freien Eigenthümern zu Zins und Dienst pflichtig, und wurden nur durch sie in der Gesellschaft rechtsfähig. Sie standen im Rechtsschutze der Grundherren.

Sobann wissen Sie, daß die Germanen das westliche und südliche Europa nach und nach sich unterwarfen, und daß die Franken ein auf Grundverleihungen gebautes Heerbannsystem zur Behauptung ihrer Eroberungen aufstellten, durch welches die besiegten Völker zuerst entwaffnet, dann waffenlos um die gleiche Ehre der Freien gebracht, und endlich für den Schutz, welchen die Sieger ihnen nun gewähren mußten, für diese zu arbeiten gezwungen wur-

den, wofür ihnen dann der Besitz ihres alten Grundeigenthums verblieb. Sie wissen, daß dieses System mit Modificationen von allen germanischen erobernden Völkern gegen unterworfenen angewendet wurde, und wie in mancherlei Wechsellern und ewigen Kriegen dieses Lehn- und Heerbannsystem auch in das eigentliche Deutschland allgemach zurückkehrte und Schritt vor Schritt die ursprüngliche Verfassung änderte.

Endlich, Herr Graf, wissen Sie, wie dieses Lehn- und Heerbannsystem zwei Stände in Deutschland und allen germanischen Ländern hervorrief: einen freien, bewaffneten Kriegerstand und einen freien, bewaffneten Bürgerstand, als Heinrich der Binkler im innern Deutschland feste Städte gegründet, und die in diesen Burgen eingeschlossenen Männer in Zünfte und Innungen nach ihren Gewerben getheilt hatte; und wie dagegen die Krieger ebenfalls Zünfte und Innungen bildeten, woraus hier im Laufe der Zeit der *Rittersaß*, dort das *Vollbürgerthum*, die *Meisterschaft*, als höchste Staffel hervortrat. Hiemit endete in den Städten die Autonomie des einzelnen Freien und ward von der Autonomie des freien Gemeinwesens erdrückt. Industrie und Handel konnte mit einer bloß auf kriegerische Zwecke gerichteten gesellschaftlichen Verfassung nicht bestehen. Nur zum Schutze derselben führte man die Waffen; übte man aber damit das Recht des Stärkeren, so adoptirte man bei Eroberungen, oder freiwilligen Unterwerfungen unter den Schutz der Stadt jenes Lehn- und Heerbannsystem als etwas Vorhandenes und den Verhältnissen und Begriffen der Gesellschaft Angemessenes. Die moralischen Personen der freien Städte stellen sich dadurch in innigen Zusammenhang mit den Rechtsbegriffen und den Rechten freier Männer überhaupt; aber nur nach Außen. Im Innern hörte die Autonomie auf; Geselligkeit trat an ihre Stelle; alle Streitigkeiten fanden ihren bestimmten Richter; alle Kräfte dienten der Macht und dem Gebeihen des Ganzen, und aus ihnen ging für Deutschland neben manchem anderen Vortheil die erste Idee einer durch Feststellung wechselseitiger Rechte und Pflichten geordneten und gesicherten Gerechtigkeit, überhaupt das Bild der Staatseinheit und der staatsbürgerlichen gleichen Freiheit hervor, welche jetzt die Grundpfeiler der bürgerlichen, d. h. der Staatsgesellschaft sind.

Der Kriegerstand hingegen dürfte auf einen Antheil an der Civilisation Deutschlands nur sehr bescheidene und mittelbare Ansprüche zu machen haben. Er stellte sich dem nach Frieden strebenden Bürgerstande schroff durch seine Basirung auf den Krieg entgegen. Er war es, der den freien Bauer, welcher unter dem Schutze eines Ritters in seiner Hütte blieb, entwaffnete, hörig, ja unfrei machte, meist selbst ohne das Recht der Eroberung und des Sieges; er war es, der ein Raubsystem gegen die Städte und gegen den wehrlosen Unterthan seines Nachbarn einführte, und allen Beschlüssen von Kaiser

und Reich zum Troste unterhielt, bis die ultima ratio regum ihn zur Ordnung und unter das Gesetz des Friedens zwang. Man darf sagen, daß das Pulver recht eigentlich ein Geschenk der gütigen Vorsehung in der höchsten Noth des Vaterlandes und aller germanischen Völker gewesen sei. Ohne dieses Kleinod wären jene unzähligen Schlupfwinkel gefreierter Räuber, jene Stahlbepanzerten Krieger, welche mit gleichen Waffen nicht zu besiegen waren, und kein anderes Handwerk als den Krieg lernen mochten, nicht zu zwingen gewesen, und schwerlich hätte das Gesetz an die Stelle der Autonomie, schwerlich der Landfriede an die Stelle des Hausrechts, schwerlich Civilisation und allgemeine Intelligenz an die Stelle der Barbarei treten können.

Allmählig erzwangen jetzt die Fürsten die Landeshoheit. Der nur für den Krieg gebildete Stand mußte ihren neugeordneten Heeren folgen. Er hatte nichts zu leben, wenn er nicht in diesen Heeren Unterhalt erhielt. Welch unfähiges Elend aber jene Rotten dienst- und brodloser Kriegerschaaren über das westliche Europa brachten, wenn ein Friede sie dem Fürsten, der sie geworben hatte, entbehrlich machte, ist kaum mit Worten zu beschreiben. So lange die Ritterorden nicht aufgelöst wurden, so lange der freie Keltische nach der Ritterwürde, als der höchsten Ehre, trachtete, so lange eine höhere Taktik, die nicht auf Leibesstärke der einzelnen Männer im Heere sich gründete, noch nicht ausgebildet war, ja man möchte sagen, so lange nicht ein dreißigjähriger Krieg in Deutschland selbst die Schaaren jener autonomen, herrenlosen Krieger wieder verschlang und mitten in Deutschland eine Idee gründlich zu Grabe brachte, die von da als ihrer Quelle über das ganze westliche Europa sich verbreitet hatte: so lange konnte der Sieg des Gesetzes über die Anarchie, der Sieg des Prinzips des Friedens über das Prinzip des Krieges nicht errungen und Wohlstand und Gedeihen aller Klassen der Gesellschaft nicht erzielt werden.

Aber was hatte das Volk indessen eingeübt! Auf dem platten Lande gab es kaum einen ganz Freien mehr, als den Ritter, der junftmäßig das Recht der Waffen erlangt hatte, und es jedem kleineren Freien freitig machte. Damit er sie schützen mußte, mußten sie für ihn arbeiten, und was ursprünglich billig war, ward nun, nachdem der Schutz der Gesetze des Friedens an die Stelle des Herrschutzes getreten war, eine unerträgliche Last. Die Freiheit des Volkes war untergegangen, damit Einige ganz frei sein könnten; was gewesen war vorher, erkannte man nur noch in der Ritterschaft und in den Städten.

Hieraus nun entwickelte sich jenes Superioritätsverhältniß der Ritter über die Masse des Volkes, aus welchem sie hervorgegangen waren. Das Gefühl allein frei und bewaffnet unter einer großen Anzahl Unfreier zu sein, erzeugte eine gewisse Sicherheit im Benehmen und eine gewisse Dreistigkeit in allen socialen Berührungen, und ich glaube nicht, daß die Erinnerung großer Thaten

diese gerühmte Eigenthümlichkeit des Adels jemals in solchem Maße hätte hervorrufen können, wie jene reellen Vorzüge. Der Besitz von Vorrechten muß einen Vorzug in der Gesellschaft geben, die Besitzer zu Gleichen, die Entbehrer zu Ungleichen machen. Sobald auch für das Prinzip des Friedens die für das Prinzip des Krieges nothwendigen Verhältnisse der vorzugsweise zum Kriegesdienste verpflichteten Freien durch ertrogtte Verträge anerkannt waren, seit die Vertretung der Gesellschaft auf dem Grundsätze fortgeführt wurde, daß nur der waffentragende Freie das Recht zur Vertretung habe: seit dieser Zeit ging der Ritterstand in den Adel über. Noch im sechzehnten Jahrhundert machte man dem bloßen Ritter überall die Prädikate des Adels streitig. Erst als die Landeshoheit und der hievon abhängige Landfriede nur dadurch begründet und befestigt werden konnten, daß die Fürsten auch für diesen Frieden und ein völlig verändertes Wehrsystem, die vom Ritterstande in Anspruch genommenen kriegerischen Vorrechte, namentlich der Steuerfreiheit und der Rechtspflege, des alten, reichsunmittelbaren Adels anerkannten, wurde ihm das Prädikat Adel nicht mehr streitig gemacht. Auf diese Weise mußten Fürsten und Volk vom Kriegerstande den Frieden theuer erkaufen.

Dies, Herr Graf, sind wahre „Grundzüge zu einer Geschichte des Adels;“ keineswegs aber das Ritterthum mit seinen glänzenderen und schöneren Aeusserungen. Diese gehören, wie das Ritterwesen selbst, dem ganzen freien Volke. Nie hat in Deutschland, und gewiß nirgends in der Welt ein Naturgesetz den Adel hervorgerufen, und ein Mißbrauch der Geschichte würde es sein, das, was ist, weil es zu irgend einer Zeit nothwendig war, zu einem Naturgesetze stempeln zu wollen. Gehen Sie aber in die Zeit der Entstehung des deutschen Adels zurück, so finden Sie leicht, daß nur eine kleine Anzahl Freier sich im Genuße einer höheren Achtung und gewisser, auf kriegerische Pflichten gegründeter Vergünstigungen befunden habe. Erst unter den Franken, und durch ihre Rückwirkung auf Deutschland auch hier, bildete sich ein befreiter, erblich bevorzugter Adel durch Erblichkeit der Lehn und Anwendung des Lehnsystems auf alle Verhältnisse des Volkes. Selbst als dieser Adel das Volk im fränkischen Interesse in den Reichsversammlungen vertrat, konnte in den Gauen noch jeder Freie selbst sein Recht vertreten. Große kriegerische Erinnerungen, von denen wir wenig mehr wissen, mag hin und wieder dieser Adel auf das spätere Mittelalter in seinen Familien vererbt, und auch im Ritterthume fortgepflanzt haben die jetzige große Masse des ritterschaftlichen Adels hat solche Erinnerungen nicht aufzuweisen, und ihr Ursprung gehört einer Zeit an, welche den Unbefangenen mit Wehmuth erfüllt. Als das erste Bedürfnis des Reichs ein allgemeiner Friede wurde, mußten die Fürsten auf Kosten der Rechte der Nation vor allem mit dem Ritterstande Frieden schließen,

und nur durch Befriedigung des Eigennuzes vermochten sie selbst ihre wohlthätigeren Zwecke zu erreichen. So ward die Ritterschaft an die Fürsten geknüpft, aber keinesweges die Letzteren dauerhaft an jene; so entstand die Meinung, daß die Ritterschaft ein Adel, und dieser Adel die Stütze der Throne sei, weil die Fürsten ihre Thronrechte durch die Zugeständnisse an die Ritter begründeten. Umgeben von diesem Adel, erzogen von ihm, mehr für die Künste des Krieges als des Friedens von ihm gebildet, scheint diese Meinung selbst auf manche fürstliche Gesinnung Einfluß gewonnen zu haben, ja es haben Prinzenenerzieher sie in neueren Zeiten in ein System gebracht, so sehr die schon vor mehr als 300 Jahren allgemein anerkannte Nothwendigkeit und staatskluge Thätigkeit der mehresten aufgeklärten Fürsten den Bürgerstand zu heben, den Widerspruch dieses Vorurtheils mit den wahrhaften Bedürfnissen einer vernünftigen Staatsorganisation lebendig und unwiderlegbar schlagend dargethan hat. Aber nicht ein bevorzugtes städtisches Bürgerthum: ein freies und gleiches Staatsbürgerthum, das alle Glieder des Staats in sich begreift, ist die sichere Grundlage des Thrones, und ein geringer Aufwand von mathematischem Scharfsinn zeigt den Vorzug einer so breiten Basis vor unsicheren schwankenden Stützen, mit welchen ein einziger, auf Kosten des Volkes bevorzugter Stand den Thron künstlich über jene natürliche, sichere Basis hebt.

Wahr ist es, diese Stützen sind allgemein von der Vernunft der Zeit bedroht; allein nur scheinbar ist die Besorgniß, daß die Throne mit ihnen fallen würden. Das Volk ist reif und bereit, sie zu halten, und nur ein kurz-sichtiger Widerwille dagegen könnte diese Bereitwilligkeit in eine Gefahr verkehren.

Alein wollen Sie, daß ich nun noch einmal auf das Naturgesetz zurückkomme, welches nach Ihrer Meinung den Adel schuf und erhält? Wenn die Fortpflanzung der Geschlechter in der Thierwelt durch aufmerksame und beharrliche Vergattung ausgezeichneten, fehlerloser Individuen beider Geschlechter, und bei ausgesucht guter Behandlung und Wartung eine schöne Zucht und Race giebt, so geben Sie selbst zu, daß dies eine künstliche Veranstaltung sei. Sie wissen aber als Holste besser als ich, daß diese Racen durch, bis jetzt nicht satissam erklärte und bemeisterte Umstände oft sehr bald ausarten, und daß man sogar den Grundsatz gebildet habe, daß eine Verjüngung der Racen durch wilde Einmischlinge ihnen neue Kraft verleihe. Bis jetzt hat die heilige Scham den Menschen abgehalten, solche Versuche mit seinen ausgearteten Edelracen öffentlich anzustellen, und hoffen darf man, daß die bisherigen Erfahrungen gebildeter Menschen in Zukunft kategorisch verbieten werden, einen *R a s e n g e i s t* und eine mit ihm entstandene Ueberlegenheit in der Gesellschaft an das heilige Geheimniß ihrer Zeugung zu knüpfen. Die Vernunft, der Menscheng Geist ist an keine Race gebunden; die Gaben und Kräfte des

Verstandes erben nicht von Vater auf den Sohn; das Blut des abeligen Vaters hat keine seligmachende Kraft. Der Leib allein erbt oft die Eigenschaften der Erzeuger; der Geist bedarf künstlicher Ueberlieferungsmittel und erbt von der Menschheit. Eher werden Sünden vererbt als Tugenden der Eltern, denn die Sünde der Väter, bemerkte schon der große naturkundige Moses, wirkt auf viele Glieder der Familie fort. Und wenn es wahr wäre, daß die Reinheit der Race etwas in der Natur Begründetes sei, würde es dann so vieler künstlicher Mittel und Anstalten bedürfen, sie rein zu halten? Nirgends in der Natur findet sich dieses Gesetz; die ungezählte Menge der Spielarten zeugt dagegen. Wo die Race rein bleibt, hat locale Nothwendigkeit oder Zwang darauf gewirkt. Die Natur hat selten, und wohl am wenigsten hier — unübersteigliche Grenzen gezogen, und diese empirische Wahrheit sollte ein Fingerzeig für Menschen sein, ihr nicht Gesetze aufdringen zu wollen, die ihre Thätigkeit hemmen und ihrem schöpferischen Reichthum seinen wohlthätigen Nutzen verkümmern.

Verzeihen Sie mir eine Auslassung, Herr Graf, die vielleicht an der Schwierigkeit, einen so zarten Gegenstand würdig zu behandeln, scheiterte! Eine persönliche Absicht werden Sie mir nicht unterlegen, und ich verwahre mich gegen jede solche Deutung. Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit auf die Gefahr in Ihrer Behauptung leiten und einen neuen Punkt, den ich zum Gegenstand einer besondern Mittheilung zu machen gedenke, berühren. Genehmigen Sie indeß die Versicherung meiner unveränderten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein etc.

Dritter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke etc.

Weit entfernt, zu befürchten, Ihnen durch meine Mittheilungen über einen Gegenstand beschwerlich zu fallen, der unter gebildeten Menschen in diesem Augenblicke fast in jeder Unterhaltung berührt wird: bringe ich Ihrer anerkannten Humanität ein Vertrauen entgegen, aus welchem zum mindesten hervorleuchten dürfte, wie frei ich von aller Animosität, allen Hass und Neide gegen Ihren Stand bin. Andere Gesinnungen halte ich der Intelligenz unserer Zeit für unangemessen, und je eifriger ich mich bemühe, mich dieser Intelligenz näher anzuschließen, desto ausschließlicher habe ich es leblich mit den Gründen zu thun, welche man für die Behauptung der

Vorzüge und Vorrechte eines Standes und einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft vor der andern anführen mag. Aus meinem letzten Schreiben lernen Sie in mir einen Anhänger einer gewissen historischen Schule kennen, und entnehmen daraus, daß ich ein Gegner der Ideologen bin. Seit Rousseau und Voltaire, seit der französischen Revolution hat die Ideologie eine Fruchtbarkeit entwickelt, die nothwendig den Boden, auf welchem sie wucherte, erschöpfen mußte. Man bedurfte daher eines befruchtenden Mediums, und dieses, Herr Graf, hat man in einem gründlichen Studium der Weltgeschichte, der Geschichte des Menschengeschlechtes, ich glaube glücklich, entdeckt.

Aus dieser Geschichte versuchte ich die Merkmale der Entstehung und Entwicklung der welthistorischen Idee eines bevorrechteten Erbabels zu entnehmen und ich glaube, daß sich zwei Hauptmomente angeben lassen, wo jene Idee Leben und Wirklichkeit empfing. Das erste Moment ist die fränkische Lehn- und Heerfolgeordnung. Schon mit dem Verfall der Merovinger, noch mehr aber mit Abgang der Karolinger zeigt sich in diesem Lande ein erblicher Feudaladel, entstehend durch das Vorenthalten der Lehen gegen die ohnmächtigen Lehnsherren. Die Herzogs- und Grafenämter wurden jetzt an den Lehen Nebenbe erbliche Würden der Familien. Die Behauptung der durch die großen Lehen, so wie durch jene Aemter überkommenen Gewalt gegen die Oberherren erzeugte für die großen Lehn- und Würdenträger die Nothwendigkeit, unter den kleineren Lehnträgern durch Garantie gleichen Erbrechts sich festen Anhang zu bilden, und die Geschichte des Erbabels stellt somit gleich im Beginn den Beweis auf, daß der Erbadel nur insofern eine Stütze des Thrones genannt werden könne, als die Stabilität des Thrones ihm angemessene Rechte sichert. Unzählige ähnliche Beispiele ließen sich davon bis auf unsere Tage herab finden, wie trefflich der Adel die Legitimität der Throne unterstützt und zum Wohle des Staats mitwirkt, selbst wenn wir des westphälischen Hofes und anderer Höfe dieser Zeit nicht gedenken wollen! Die Kaiser- und Gegenkaisergeschichte ist unter andern reich an dieser Eigenthümlichkeit des Standes. Indessen ist dieser Adel sehr alt geworden; er hatte die Verfassungen der germanischen Reiche sich angepaßt; die Landeshoheit seiner mächtigeren Glieder ging aus ihm hervor, die, eine große Wohlthat unter Umständen, wie sie war, dennoch das deutsche Staatsleben so gründlich umgekehrt und verunstaltet hat, daß die neuere Zeit nothwendig auf den Gedanken kommen mußte, den alten Adel auf die Zeiten vor seiner Entstehung zurückzuführen, sofern die von ihm errungene Landeshoheit dem neueren Staatensysteme, welches auf Bildung großer Nationalitäten flüchtig Bedacht zu nehmen anfängt, störend entgegentritt.

Das zweite Moment, Herr Graf, nimmt einen mindestens eben so großen Abschnitt in der deutschen Geschichte ein. Die Entstehungszeit ritterschaft-

lichen Erhabels ist in mancher Weise noch dunkler und seine Geburt geheimnißvoller. Man könnte sie vielmehr ein fünfhundertjähriges Gebären nennen, als eine Geburt. Die schauerhafteste Zeit deutscher Geschichte, das Interregnum macht die ersten Ansprüche auf dessen Diplom, obwohl dies einer späteren Zeit angehören dürfte. Während die Städte an innerem Gehalte gewinnen, während sie die einzigen Stützen der Freiheit und des Rechts sind, bildet sich ein Bund der Ritter gegen diese Städte unter dem Vorwand, in Ermangelung eines Reichsoberhauptes das alte Recht zu schützen. Mag diese Idee den schwäbischen Freisassen und Rittern vorgeschwebt haben oder nicht: so viel ist gewiß, die Art und Weise der Ausführung läßt kaum auf die Idee zurückschließen. Das furchtbarste Raub- und Fehdsystem, der rechtloseste Zustand, die schauerhafteste Barbarei folgte den Zeiten der — Minnesinger. Dieselben Ritter, Herr Graf, die unter den Franken und Hohenstaufen, diesen Männern von Geist und Seelenhöhe, den letzten Kaisern einer freien Volkswahl, sich öfter gegen sie empörten, als ihnen treu blieben: sie sind die Helden dieser Zeit. Wichtig geworden in den Kreuzzügen, war die Ritterwürde allgemein begehrt. Zu einer Ritterzunft zu gehören, hieß das ehrenvolle Handwerk der Waffen den Künsten und Gewerben des Friedens gegenüberstellen. Um es unabhängig treiben zu können, mußte der hörige Hintersasse seine Leistungen verdoppeln; und nicht lange währte es, so sah der Ritter alles, was er mit dem Schwert auch dem friedlichen Manne abnehmen konnte, selbst dessen Freiheit, als gute Beute an.

Es ist mir unbegreiflich, Herr Graf, wie Sie in den von Ihnen ange deuteten Grundzügen der Geschichte des deutschen Adels diesen wesentlichen übersehen konnten. Sie müssen mir zugeben, daß die Minnesingerei auf die Entwicklung des Instituts gar nicht von Einfluß, von dem größten aber das Faustrecht und das Interregnum — die Herrenlosigkeit gewesen ist. Daß die Minnesinger und deren Begünstiger gerade alle Ritter oder vom Adel gewesen, ist mir nicht bekannt. Ueberall, wo Kunst und Wissen aufblühten, gab es Minnesinger, und bekanntlich haben die Mauren den Provenzalen und Deutschen in der Dichtkunst nichts nachgegeben, ja sie sollen ihnen sogar vorausgegangen sein und sie übertroffen haben. Wäre nun der Minnesang und die romantische Poesie jener Zeit ein Kind des Ritterthums, und nicht umgekehrt das schöne Ritterthum und die Minnesingerei ein Kind der romantischen Begeisterung der Zeit gewesen, so müßte man annehmen, daß auch das Ritterthum und die Tugend jener Mauren trefflicher gewesen sei. Je roher der Geist der Nationen blieb, desto unbedeutender sind ihre dichterischen Schöpfungen in jener Zeit, und deutlich genug können wir die Abstufungen des Werthes der romantischen Poesie durch die Nationen hindurch gewahren, wenn wir auch jeder einzelnen Nation ihre besonderen poetischen, und der deutschen

besonders ihre gemüthlichen Vorzüge zugesessen müssen. Daß unter tausenden von rohen Rittern und ungebildeten Edelknechten einige wenige waren, welche die Regeln und den Geist dieser Poesie auffaßten, leidet keinen Zweifel; ja man kann getrost zugeben, daß die Ritter, als aus den freien Geschlechtern stammend, nicht aber weil sie Ritter waren, Lust zum Dichten hatten, und man wird dennoch nicht begreifen, was dies mit dem Werth eines Erbabels zu thun habe. Weiß man doch, daß die Freiheit alle Kräfte des Menschen erregt; wie viel beklagenswerther ist es also, daß ein Theil des Volkes den andern zur Sklaverei herabwürdigte, in welcher er nichts Herrliches vollbringen konnte.

Aber ich will Ihnen diesen schönen Traum nicht ferner stören. Wir wissen die Zeit nicht genau, wo die Ritterwürde erblich wurde, und eben so wenig läßt sich angeben, wann die Freisassen auf die Idee gekommen sind, als Erbsitter einen Adel zu bilden. Sie benutzten besonders in Franken und Schwaben den Verfall dieser beiden großen Reichslehen in der Zeit der Ohnmacht der Reichsoberhäupter, und der ehr- und habüchtigen Parteilungen des alten Adels; das Beispiel dieses Adels war vorangegangen; die Vortheile und Vorrechte, welche er erlangt hatte, waren sichtbar; nichts war daher natürlicher, als daß die ihm nachahmten, die ihm an Macht und Reichthum am nächsten standen.

So drängte sich die freie Ritterschaft in den alten Erbadel ein. Was man nicht hatte hindern können, mußte man jetzt zum allgemeinen Besten lehren. Man nahm die freie Ritterschaft in den Reichsverband auf, um ihre Autonomie durch das Reichsgesetz zu zügeln, und schon Rudolph I. ermunterte die Fürsten, in ihren Territorien ebenfalls Ritterverbindungen zu stiften, nicht um die Rechte der Ritter zu mehren, sondern um die Anmaßungen der kleinen Vasallen gegen die unglücklichen Bauern hieburch zu beschränken.

Während dieser Bemühungen ward das Pulver erfunden. Die Kriegskunst änderte sich; die Fürsten sahen bald die Unzweckmäßigkeit einer Kriegerzunft ein, deren Waffenkünste, deren ganzes Kriegssystem auf Leibesstärke gegründet war. Allein diese Ritter im Reichsterritorium und die kleinen von den Fürsten abhängigen ritterbürtigen Dintersassen waren bisher nur zu diesen Kriegsdiensten verpflichtet gewesen. Umsonst verlangten die Fürsten von ihnen die Mittel, zweckmäßige Heere errichten zu können. Wollte man ihre persönlichen Dienste nicht, antworteten sie, so seien sie keinem Menschen etwas schuldig. Die Fürsten entgegneten: gut, dann aber haben eure Dienstmannen auch nie die Pflicht gehabt, euch Zins zu geben und für euch zu arbeiten; wollt ihr euch nicht in ein gleiches Verhältniß zu uns stellen, so gebt keinen Zins, was euch nicht gebührt.

Dieses Dilemma füllt alle ritterschaftlichen Verhandlungen mit ihren Fürsten bis in das sechzehnte Jahrhundert, und erst jetzt, nachdem der ewige Landfriede beschworen und die Gesetzmäßigkeit, das Friedensprinzip an die Stelle des Faustrechts und Kriegsprinzips getreten war, bequemen sich die Ritter unter ausdrücklichem Vorbehalt ihrer Privilegien und Rechte, ihre persönliche Dienstpflicht in Gelde den Fürsten abzukaufen. Und so ward zum zweiten Male die Freiheit des Volks verhandelt, und die Freien, diese Erbtitter, erbten die Privilegien wie die Sporen, d. h. ohne sie verdient zu haben; und würdigten ihr Leben, das sie als Krieger dem Fürsten verpfändet hatten, einer armseligen Steuer gleich, welche sie von ihren Hintersassen erpreßten, ohne sie ferner zu schützen. So verwich ein auf Bedingungen gegründetes Rechts- und Pflichtverhältniß von nun an als ein absolutes mit den Rechtsbegriffen des Volks und schlaun wendete man die neue Reichsgerichtsverfassung und nach und nach das römische Recht selbst noch auf dieses Verhältniß an, da es scheint, die Ritter haben sich so wohl dabei befunden, als beim Faustrecht.

Sobald die niedere Erbtitterschaft in den fürstlichen Territorien dieselben Rechte und Privilegien erlangt hatte, welche die Reichsritterschaft im Reiche behauptete, maßte sie sich, aller Widerrede ungeachtet, das Prädicat des Adels an. Und in der That, da die Ritterschaft überall unter gleichen Bedingungen sich fortpflanzte, da ritterbürtige Eltern einen Ritter erzeugten, da der Adel ohne Ritterwürde nicht mehr gedacht werden konnte, so stand dem Zugeständniß dieser Anmaßung nichts entgegen, als höchstens die Neuheit derselben und der allabelige Stolz. Je weiter die Landeshoheit der größeren Edelleute die Reichsritterschaft hinter sich zurückließ, desto gleicher wurde letztere der Territorialritterschaft, und somit konnten sich's die Fürsten wohl gefallen lassen, daß ihre Ritter, die ihre Umgebung bildeten, dem kleinen Reichsadel sich gleichstellten. Im sechzehnten Jahrhundert ward die niedere Ritterschaft ein Adel, und seit der Auflösung des deutschen Reichs hörte fast von selbst der Unterschied zwischen ihr und der freien unmittelbaren Reichsritterschaft auf. Seit diese keine Säule des deutschen Kaiserthrones mehr ist, kann sie nur noch als simple Stütze der Fürstenthrone eine scheinbare Wichtigkeit behaupten, und so sehr sie den Gedanken hassen mag — sie ist in Wahrheit in die niedere Ritterschaft übergegangen, und die ganze Zunft zu ihrer ursprünglichen Einheit zurückgekehrt, wahrscheinlich, damit sie der Idee nach auf einmal verschwinde. Sic transit gloria mundi! —

Sie selbst, Herr Graf, verkennen diese beiden Hauptmomente der Entstehungsgeschichte des Erbadeis nicht. Schon vor zwölf Jahren that der geistreiche Freiherr von Gagern auf Monsheim bei Gelegenheit des Mainzer Congresses den Fürsten den Vorschlag, die Entschädigung der Mediatisirten dadurch zu bewirken, daß man sie den regierenden Fürsten ebenbürtig erkläre,

daß die wenigen Fürstengeschlechter, in ihrer Fortpflanzung auf sich beschränkt, nothwendig ausarten müßten. Dagegen rief er, die ehemalige Reichsritterschaft sammt der niedern vollständig im tiers état aufzulösen, da der Nutzen einer fernern Bevorrechtung derselben für das Wohl der Staaten keineswegs zu beweisen, noch dieses Nivellement eine Ungerechtigkeit gegen sie sei, wenn man die Gründe ihrer Entstehung an die Gründe ihres Fortbestehens halte.

Alein man weiß, daß Herr von Gagern aus jener Schule gewaltsamer Politik hervorgegangen ist, welche auf den Trümmern der französischen Revolution entsprang und zwischen Ideologie und Empirie die Mitte hält. Ein Mann von den Talenten und der Aufklärung des Herrn von Gagern war kein Mann für die Ministerialaristokraten, welche sich um die legitimen Throne gestellt hatten; und während sie ihn als Jakobiner bezeichneten, verdarb er es mit den Wortführern der constitutionellen Liberalen, welche in seinen Vorschlägen zur Entschädigung der mediatisirten Reichsfürsten Kryptoaristokratismus witterten, im Fortbestehen dieses bevorzugten Erbabels eine halbe Maßregel erblickten und das vorgeschlagene Nivellement nicht breit und weit genug für die Basis des Thrones und der Legitimität, ja selbst der Entstehung eines neuen Erbabels günstig hielten.

So richtig beide Theile von ihren besonderen Standpunkten aus diese Vermittelung beurtheilen mochten, so gewiß ist es, daß man von beiden Seiten nicht aufgegeben hat, hier einen Erbabel zu halten und zu heben, dort zu vernichten. Der Kampf um s i n g u l ä r e s und um gleiches Recht hat zu den materiellsten und geistigsten Waffen seine Zuflucht genommen. Adelsketten und Demagogenbünde, Fürstengunst und Fürstenhaß, Geschichte und Vernunft, Wort und That, Mißbrauch der Prärogativen der Throne und der fürstlichen Ehre selbst und — Revolution sind in seinem Gefolge; und immer in der äußersten Noth siegte Gerechtigkeit und Vernunft über das Recht vermodernder Efelshäute. Ideen reifen zu Handlungen, wie das Saatkorn zur Frucht, und die kühnsten und glücklichsten derselben finden nur darum noch Widerstand, weil man sie nach s e i n e n g e g e n w ä r t i g e n Vorthellen mißt und sich um den wahren Werth derselben nicht kümmert. Aber die Revolution, Herr Graf, ist nicht, wie Sie meinen, beendet, und die neusten Ereignisse widerlegen der Reihe nach, daß die Ideen des gleichen und freien Bürgerthums und der Einheit der Nationen kaum die Schwellen des europäischen Staatengebändes betreten haben. Aber keine Weisheit, am wenigsten V o r u r t h e i l e für tausendjähriges Unrecht, welches an der Nation durch den bevorzugten und bevorrechteten Erbabel verübt worden ist, wird das Vorwärtsdringen dieser Ideen aufhalten. Sie werden culminiren, wie die Ideen des Lehnwesens und Erbabels culminirt haben, sie müssen es — wenn anders die Geschichte der Menschheit die Zukunft errathen läßt.

Ich habe keinen Grund, Herr Graf, diese Bemerkungen gegen Sie zu unterdrücken und fürchte nicht, daß Sie beharrlich das Kindesalter politischer Intelligenz der Germanen für einen Beweis der Nothwendigkeit ansehen können, daß „in jeder Verfassung jedes Staates ein Erbadel (?) entstehen und he schützen müsse.“ Erlauben Sie mir auch hierüber Ihnen meine Bemerkungen nächstens mittheilen zu dürfen und genehmigen Sie die Versicherung vollkommener Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe &c.

Vierter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke &c.

Viel zu weit, Herr Graf, würde es uns führen, wenn wir die Bestandtheile der civilisirten Gesellschaft in allen Theilen der Welt analysiren wollten. Sie finden die Basis des Erbadeis von Europa im Reichthum, im großen Grundbesitz, und scheinen der Meinung Gehör zu geben, welche diese Basis für einen nothwendigen Entstehungsgrund eines Erbadeis in allen Staaten hält. „Amerika selbst habe schon seinen Adel, und kein Staat könne ohne Adel sein?“

Ich kann Ihnen unmöglich darin beipflichten, Herr Graf. Nach der herrschenden Ansicht der intelligentesten Köpfe aller intelligenten Zeiten beruhete der ursprüngliche Unterschied der Stände auf der Verschiedenheit der Menschen an Verstand, Kraft und Bildung. Sind sich nun aber die Menschen in diesen Eigenschaften gleich geworden, so giebt es eben so wenig mehr einen Unterschied der Stände, als eine Verschiedenheit der Farben, wenn diese einmal zusammengestoßen sind. Die Gestalten des ehemaligen Adeis in einer andern Bildungsperiode einer Nation wieder in das neue politische Leben einzwängen, hieße — die ägyptischen Mumien nochmals als lebende Personen in die Gesellschaft einführen wollen. Wohl kann man erzählen, was der Adel in seiner ehemaligen Kraft und Würde war, aber nirgends vermag ein politischer Schriftsteller anzugeben, wie man dem Adel, wie er gegenwärtig ist, in einer neuen Staatsform, nicht zu des Adeis alleinigem Besten, sondern zu dem Besten des Ganzen eine besondere nützliche Stelle anweisen könnte? Daß man aus gesundem Holze Häuser bauen könne, wußte man längst; aber was mit morschen Balken anzufangen sei, muß man uns noch lehren. . .

Lag in der Vertheilung der eroberten Staats- und herrenlosen Güter im Frankenreiche der Grund zur Entstehung eines erblichen Adeis, so folgt meines Erachtens, daraus keinesweges, daß der Besitz von Grundeigenthum unter ganz gleichen Rechtsverhältnissen der Besitzer einen Erbadel erzeugen müsse.

So weit ich nun Amerika kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnte ich zwar einige Abstümmlinge aristokratischer Familien aus England und Spanien dort bemerken, welche die Republiken gleichsam als Inventarium und Warnungszeichen aus den Zeiten der Unterdrückung geerbt haben; allein mehr zu finden war ich nicht im Stande. Indessen hat das südliche Amerika noch lange nicht ausgegohren, und es läßt sich noch nicht sagen, wie es sich endlich von der aristokratischen Hese vollständig befreien werde. Die Eifersucht des Volks in den nordamerikanischen Freistaaten aber muß man kennen, um an die Unmöglichkeit eines Adelsinstituts in ihnen zu glauben. Kaum ist fünfzig Jahre Gras über den Gräbern der Selben der nordamerikanischen Freiheit gewachsen, und schon erleben wir, daß der Einfluß der alten Aristokratenfamilien gänzlich dahinschwindet, ja daß selbst die Eigenthümlichkeit des englischen Aristokratismus gänzlich verwischt ist. Auch in Amerika bringen die großen industriösen Städte mit ihren Interessen und ihrem Reichtume vor, und vielleicht nirgends mehr als dort ordnet man den Vortheilen des freien Verkehrs mit aller Habe, die Interessen des großen Grundbesitzes unter. Mit jedem Jahrzehend wird und muß das aristokratische Fundament in Amerika sich vermindern, je mehr die Sklaverei beschränkt wird und die Gesetzmäßigkeit der Freiheit des Menschen alle Autonomie erdrückt; und ein Staat, der nicht auf das Prinzip eines Kriegerthums gegründet ist, sondern auf die fröhliche Entwicklung eines freien und gleichen Bürgerthums, kann keinen Adel als Frucht seiner Entwicklung gebären. Die Aehnlichkeit des Privatlebens der amerikanischen reichen Grundbesitzer mit dem des reichen europäischen Adels liefert höchstens den Beweis, daß der Reichtum überall sich ein behagliches Leben bereite. Sonst aber ist das demokratische Prinzip so durchaus vorherrschend, daß bei der zunehmenden Menge kleiner Grundeigenthümer der freie Bauernstand allmählich selbst in solchen Staaten die Verfassung unwillkürlich nach demokratischen Prinzipien modelt, wo ursprünglich der englische Aristokratismus zur Grundlage gebient hatte.

Wir erkennen darin einen entgegengesetzten Entwicklungsengang der socialen Verhältnisse von dem germanischer Völker. Bei diesen waren Autonomie und Waffen die ersten Garanten der Freiheit, dort sind es die Gesetze. Hier bildete die Faust, dort der Geist die Basen der Societät, und wenn sich aus der Vergangenheit in die Zukunft ein richtiger Schluß ziehen ließe, so würde man nur sagen können: Amerika muß zur Barbarei zurückkehren, um einen Adel zu erhalten; Europa zur Intelligenz gelangen, um seinen Adel zu verlieren.

Die Behauptung, Herr Graf, „man werde des Adels, welchen Lehn- und Ritterwesen erzeugten, nie entbehren können, so sehr man dagegen eifere,“ ist nach Ihrer eigenen Bemerkung: „daß in der Gesellschaft vieles sei, wogegen die Vernunft sich sträube, und dessen Nothwendigkeit man demohngeachtet an-

erkennen müsse," ein Paradoxon. Die Ungleichheit der Glücksgüter, welche sie als eine ähnliche Nothwendigkeit gegen die Vernunft anführen, unterstützt diesen Satz keineswegs. „Der Reichthum des Adels ist verschwunden," bekennen Sie selbst. „Die Blüthe des Adels war die Zeit seines Reichthums." Die Dauer des Reichthums ist mithin weder an Zeiten noch Personen gebunden. Er ist etwas, das jeder erlangen kann. Somit ist der Reichthum ein ideales Etwas, worauf jeder Hoffnung hat, der danach trachtet, und man kann nicht behaupten, daß er Einem Menschen unzugänglich sei. Er ist überall zu finden, überall zu verlieren. Somit erscheint er als ein Sporn irdischer Thätigkeit und weltlicher Sorge. Er begründet aber an sich kein dauerndes Verhältniß, weil ihn Umstände nehmen und geben können, welche der Verstand des Menschen nicht zu ermessen vermag. Eine Nothwendigkeit aber, welche einen solchen Charakter hat, wie die Ungleichheit der Glücksgüter, wird die gebildete Vernunft leicht als eine wohlthätige Einrichtung der Gottheit preisen, nicht aber sich gegen sie sträuben. Unmöglich kann die Vernunft des Thoren der Maßstab sein, nach welchem wir die Vernunft der Menschheit oder gar der Gottheit bemessen, wie sich beide in ihren weisesten Organen kundgeben. Und diesen Reichthum, Herr Graf, nennen Sie die Basis des Adels? . . . Allein Sie gestehen, „diese Basis sei verloren, und mit ihm sei die Blüthe des Adels verschwunden. Das Aufkommen der Städte und ihrer Freiheiten, ihre Industrie, ihr Handel, ihre Kenntnisse gewannen Bedeutung, und besiegten die Vorurtheile. Das aus dem Grundeigenthum hergenommene Ansehen fand jetzt nur in der Fürstengunst seine Stütze (sic!). An die Stelle der Realitäten trat glänzender Schein und aus der Vorzeit herüber geholte Ansprüche auf Auszeichnung. Die Aufklärung aber wollte das Verdienst belohnen wissen u. s. w."

Sie selbst, Herr Graf, sind zu gerecht und aufgeklärt genug, die Ursachen zu entdecken, welche den Adel um seinen Glanz gebracht haben. Und zuverlässig räumen Sie ein, daß eine gewisse Zeit mit bestimmten gegebenen Verhältnissen Nothwendigkeiten als Vernunft gemäß aufstellen könne, welche eine andere Zeit mit anderen bestimmten Verhältnissen als vernunftwidrig verwerfe, und diesen Verhältnissen gemäße neue Nothwendigkeiten hervorrufe. Gewiß, Herr Graf, dieses Zugeständniß sind Sie der Vernunft schuldig und werden es ihr nicht versagen. Als Sie Ihre Gedanken über den Adel niederschrieben, schienen Sie die Revolution als beendet zu betrachten. „Der Adel," sagen Sie, „schlage selbst in Frankreich neue Wurzeln und die Kraft des Naturtriebes habe sich trotz der Philosophie (der Encyclopädisten, Kants und Anderer) bewährt. Die bevorzugte Klasse (wahrscheinlich die der Emigranten?) habe den Sieg davon getragen, weil es eben Vorzüge gebe, die man nicht verläugnen könne."

Ich enthalte mich jedes empirischen Gegenbeweises wider dieses empirische Argument. Allein fragen muß ich Sie, Herr Graf, weshalb Sie an der Ewigkeit der Revolution zweifeln? Welche Gründe haben Sie, an die Stabilität einer gesellschaftlichen Einrichtung zu glauben, deren Wesen Sie mit der Vernunft im Widerspruch finden? Die Geschichte kann Ihnen dieses Resultat nicht aufgedrungen haben; es ist die Frucht Ihrer eigenen Wünsche und Hoffnungen, die Revolution vernichtete den Thron und Adel, weil der Fürst den Feudaladel hielt und sich nicht an das freie Bürgerthum angeschlossen. Allein mit der Wiederherstellung dieses Thrones hat Frankreich die Privilegien des Adels nicht anerkannt. Das ist ein Trugschluß, und die Täuschung, welcher sich ein Theil des französischen Adels überließ, ist in diesen Tagen zu klar geworden, als daß Sie noch behaupten dürften, durch Anerkennung des Adelsprinzips sei der französische Thron befestigt.

Nein, Herr Graf, die ursprüngliche gesunde Vernunft der Revolution lebt fort. Sie ist die Vernunft der Menschheit, welche keine Nothwendigkeiten anerkennt, die sich nicht mit der Idee des Rechts und der Gerechtigkeit vereinbaren lassen. Sobald sie in einem Volke lebendig und klar wird, zerbricht es die Fesseln und Formen, durch welche es sich in Widerspruch mit der Vernunft fühlt, und die Gesetzgebung vernichtet an einem Tage, was Jahrhunderte mühsam gebaut haben und gewaltsam erhielten. Die Erblichkeit von ausschließlichen Realgerechtigkeiten, eine Gattung des Besizes, welcher unter allen Bedingungen ablösbar sein muß, ist für den Adel Frankreichs vorüber. Und sind, wie Sie selbst sagen, die Standesvorrechte auf Naturgesetze begründet, so muß sie jeder erlangen können, der die basirenden Bedingungen erfüllt. Sie können nicht ausschließliche Vorzüge einer Kaste sein, da die Menschennatur überall dieselbe ist. Der Stand des Adels gehört dem Volke, nicht sich selbst; bringt er ihm Vortheile, wohl an, so lasse man ihn bestehen, wo nicht, so muß er ihm Nachtheile bringen, und dann ist es eher je lieber ein Gesetz zu wünschen, wodurch das Volk dieses Hinderniß seines Wohlsseins vernichte. Und darin scheint mir eben der sociale Nachtheil des Adels zu liegen, daß er sich von der Volksidee losreißt, dieses Volk als seine Vortheile wegen vorhanden betrachtet, und wenn er den Gedanken „Volk“ denkt, nur sich und seine Vorrechte denkt. — An eine solche Nothwendigkeit also, Herr Graf, kann ich meinen Glauben an Nothwendigkeiten nicht anschließen, so innig ich auch von der Hochachtung durchdrungen bin, mit welcher ich die Ehre habe zu sein etc.

Fünfter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke.

Ungern, Herr Graf, möchte ich einen Anspruch auf humane Achtung bei Ihnen einbüßen, weßhalb ich zu dem zartesten Punkte Ihrer Schrift „über den Adel“ übergehe, ohne mir sagen zu können, daß ich die Fähigkeit besitze, ihn mit zarter Schonung zu behandeln. Bisher hatten wir uns über Prinzipien zu verständigen, auf denen Sie den Adel basiren, und hier ließen sich Prinzipien entgegenstellen. Unsere Auseinandersetzungen nahmen einen wissenschaftlichen Charakter an, und hatten nichts mit persönlichen Rücksichten zu thun, die gebildete Menschen überall gegen einander zu nehmen geneigt sind. Jetzt gehen wir zu Schlussfolgerungen und Realitäten über, die Sie auf Ihre Prinzipien gründen, und hier gestehe ich eine gewisse Befangenheit . . . Allein einem Manne von Ihrer Bildung gilt am Ende die Wahrheit mehr, als die Sprache, in welcher sie gesagt wird, und mit dem ganzen Vertrauen, welches mir diese begründete Voraussetzung einflößt, setze ich meine Mittheilungen fort.

In meinem letzten Briefe sah ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, die Nothwendigkeit eines bevorrechteten Erbadeis unter völlig veränderten Verhältnissen zu läugnen. Ich habe diesen Satz noch einmal reiflich geprüft und kann ihn nicht zurücknehmen. Der Zustand des Volkslebens, aus welchem der Adel hervorging, hat keine Ähnlichkeit mit dem jetzigen. An die Stelle des Prinzips des Krieges ist das Prinzip des Friedens getreten; die Geselligkeit hat den Platz der Autonomie eingenommen; die Intelligenz ist ein Gemeingut geworden und wird es täglich mehr. Es giebt kein Interesse in der Gesellschaft mehr, welches einen Vorzug verdiente, um das Wohl der ganzen Gesellschaft zu fördern. Die Monarchie bedarf keiner besonderen Stütze mehr, sie ist legitim geworden durch Anerkennung des Prinzips der Gleichheit vor dem Gesetz aller Glieder der Gesellschaft. Je näher sie dem Grundsatz rückt, je mehr sie alle Formen beseitigt, welche ihm noch widersprechen, desto legitimer werden die Throne werden. Die Bevormundung des Volks durch einen kleinen Theil desselben, der sich zu dessen Vormündern aufgeworfen hat; ist unnütz geworden, seit die Mündel mündig, mündig durch Intelligenz und Gesetz geworden sind. Genug, ich sehe keinen Grund ein, weshalb ein Adel, eine Bevorzugung, noch fortbestehen sollte, wenn nicht, wie Sie selbst bemerken, das Vorurtheil für Herkommen, für durch Jahrhunderte geheiligte Einrichtungen, für jene superiöre Stellung, welche der Adel unter den Bevormundeten einnimmt, und für die Rechtmäßigkeit des Besizes, von Reallasten und Leistungen, dem Fortbestehen des Adels zu statten käme.

Aber trauen Sie auf dieses Vorurtheil wirklich so fest, Herr Graf? Bedenken Sie, welche Vorrechte der Adel auch in Deutschland seit 20 Jahren verloren hat? Erwägen Sie, mit welchem Widerwillen man den Rest dieser Vorrechte allenthalben anerkennt? Ein einziger Tag kann über ihr Fortbestehen entscheiden, und ich möchte behaupten: nicht das Vorurtheil, sondern die Furcht vor der Gewalt, über welche die bestehende Ordnung noch gebietet, sei das wahre Motiv der Adelsunterthanen zur Anerkennung eines Verhältnisses, das von Jahr zu Jahr drückender und unnatürlicher wird.

Sie klagen die übrigen Stände, außer dem Adel, des Neides und des Eigennuzes an, wo sie auf die Beseitigung der Adelsvorrechte dringen. Ich will diese Motive gelten lassen, allein ich kann nach allem bisher Gesagten nicht umhin, diese Stimmung natürlich zu finden. Sagen Sie selbst: welche Gründe hatten die Altsordern Ihres Standes, sich Rechte vorzubehalten? Ich traue diesen Ihnen jede Hölle der Gesinnung zu, die Sie so häufig dem ganzen Stande zuschreiben, allein wenn ich die Sache menschlich betrachte, so finde ich, daß nichts als Eigensucht, ja Eigennuz sie betrog, die Unfreiheit des Volks zur Rechtsbasis des Staats zu erheben. Wissen Sie einen besseren Grund, so bin ich geneigt, mich belehren zu lassen. Mit den Waffen in der Hand hat der jetzige Adel seine Diplome Völkern und Fürsten abgewungen; nachdem er jene entwaffnet hatte. Ich mache dem Adel daraus keinen Vorwurf. Er sah nach den Begriffen seiner Zeit die Sachen richtig an; Ehre und Waffen, sie waren eng verbundene Begriffe; das Volk hatte keine besseren; das Recht zur Gesetzgebung war bei den bewaffneten Freien, und die Exekutivgewalt unserer Fürsten hat keine andere Basis. Schon der deutsche Bauernkrieg hat laut genug angedeutet, daß der freie deutsche Grundeigentümer den Verlust seiner Freiheit an die Ritterschaft fühle, und scheint ein feierlicher Protest, eingelegt gegen gewaltthame Entziehung von Menschenrechten. Ähnliche Proteste sind vorher und nachher in allen Ländern eingelegt worden, und nur die Gewalt, wohl auch das Schürfsuß, eine gegebene Ordnung zu erhalten, haben diese Berufungen auf ein höheres Recht überhäubt. Aber ich frage Sie auf Ihr Gewissen, Herr Graf, sind Sie bei Ihrer rechtlichen Zartheit ganz beruhigt über die ursprüngliche Erwerbungsart von Frohnden, Abgaben und Leistungen aller Art, welche Sie vom Bauer, von Ihren Gutsunterthanen noch heute fordern? Ich bin mit der älteren Geschichte Ihrer Familie nicht vertraut, allein ich kenne die Geschichte des holsteinischen Adels im Allgemeinen, und weiß, daß die noch nicht so lange aufgehobene Leibeigenschaft des holsteinischen Bauers ein Produkt der Gewalt, ja der Gewaltthätigkeit dieses Adels war. Immer möchte es daher gefährlich sein, „die Erinnerung an verrichtete Thaten als Hebel der Gesinnung“ des Adels aufzurufen, wenn diese Gesinnung nicht mit ächter Humanität in grellen Widerspruch geräth.

darf. Der Ruhm, viele Feinde erschlagen zu haben, mag groß sein; der Ruhm einer Meisterschaft in Führung der Waffen mag gelten; aber immer ist dieser Ruhm ein barbarischer, da verhältnißmäßig nur wenig mit dieser Meisterschaft erreicht wurde, was der Menschheit zur Ehre gereicht. Was sind die Kreuzzüge, wenn wir sie mit den ungetrübten Augen unserer Zeit betrachten? Ja, was waren sie durch die Masse der Kreuzfahrer selbst? Wahrscheinlich! wenn nicht ein Gottfried von Bouillon, ein Friedrich Barbarossa und noch einige wenige Helben dieser Züge in der Menschenbrust Ahnungen des Guten und Schönen erweckten, man möchte verzweifeln bei der Betrachtung der Kreuzheere, und der unermesslichen Masse von Rohheit, Fanatismus und Rechtsvergessenheit, die sich darin offenbaret. Der Adel hat sich durch sie zu Grunde gerichtet; das ist wahr, und diese Aufopferung verdient Anerkennung; aber sonderbar ist es, daß gerade hierdurch die Macht der Fürsten ersarkte, denn sie mußte mehr und mehr im Volke ihre wahren Stützen suchen. Nein, Herr Graf, nicht die Thaten, welche durch die Kreuzfahrer geschahen, sondern die ungesuchten Folgen der Kreuzzüge überhaupt nehmen das humane Interesse an diesen fanatischen Völkerstürmen in Anspruch, und an den schöneren Folgen derselben für Europa hat, meines Bedünkens, der germanische Adel keinen Theil; dem Städten gebührt allein ein sichtbarer Anspruch.

Indessen fühle ich das Mißliche sehr wohl, eine große Völkererregung auf solche Weise zu bemessen. Eine erregte Zeit regt die Thätigkeiten und Kräfte an, und man kann nur sagen, das ganze Volk etc. fühlt die Vortheile und Nachtheile dieser Erregung. Erscheinungen, wie die Kreuzzüge, gehören der Menschheit, aber wahrlich nicht einem Stande! —

Bedenken Sie nun, daß der ganze Ruhm Ihres Standes in den Waffen lag; berechnen Sie, was er mit diesen Waffen Gutes und was er Böses gethan; reihen Sie dieß an die Ahnen jedes Geschlechtes, und — lassen Sie die Menschheit richten. Sie wird schauern! schauern, weil sie in einer Zeit lebt, welche die gesellschaftliche Ordnung auf den Frieden basirt. Weßhalb aber Hoheit der Gefinnungen aus Erinnerungen großer Thaten dem Adel Schulb geben, welche die Menschlichkeit dieser Zeit, wenn sie jetzt geschähen, Unthaten der Barbaren nennen würde? Nein, Herr Graf! der Adel macht sich durch solche Hebel seiner Gefinnung zum Gespött, und der, welcher jene Thaten nicht gethan hat, muß froh sein, daß die Gelegenheit vorüber ist, sie noch zu thun. Bei weitem der größte Theil ist nach unseren Rechtsbegriffen Verbrechen, und unter diesen stelle ich die Begründung der Leibeigenschaft als Norm oben an. — Gewiß, Herr Graf, „die Welt wird mit Vergnügen auf jene Erinnerungen an verrichtete Thaten des Adels, diese mächtigen Hebel der Gesittung, und auf die erhabene Stellung, welche der Adel kraft derselben einnimmt, verzichten!“

Und dennoch wollen Sie den Haß und Neid der übrigen Stände gegen den Adel der Gemeinheit der Gesinnung zuschreiben? Sie wollen nicht zugeben, daß bei der allgemein vom Adel beklagten Verminderung seiner Befugniß zur Gewaltthat gegen den „gemeinen Mann,“ daß, bei seinem Streben, alle durch das Kaufrecht erworbenen Vorrechte zu behaupten, dieser Haß begründet sei? Sie, ein so humaner und gebildeter Mann, wären fähig, die Superiorität des Adels in der Gesellschaft an die ebengezeichneten Erinnerungen zu knüpfen, und dennoch den übrigen Ständen zu verargen, wenn sie solche Erinnerungen verachten und die daraus entspringenden Gesinnungen hassen? Gewiß nicht, Herr Graf! Eine so erzeugte Gesinnung kann nichts anders als Hochmuth sein, und nicht der edle Stolz des Mannes. Der Stolz auf „ererbte Vorzüge mag Courtoisie und feine Sitte erzeugen,“ allein dennoch nennt man diesen Stolz Hochmuth, und nur weil der Adel ererbt, was ein tüchtiger Mann verdienen muß, giebt er sich das Ansehen, daß er besser sei, ja er glaubt es wirklich zu sein, weil seine Ahnen dafür gehalten wurden, und dieser Dünkel verlegt und drückt, weil er leer und hohl ist. Die so belebte Gesellschaft gewinnt nichts, sie verliert, verliert den Umfang der Ansprüche auf Anerkennung, welche Verdienst und Talent mit Recht zu machen haben, verliert mithin jenen mächtigen Hebel der Gesinnung, durch welchen einst der Ritter seine Sporen verdiente, und welcher in der Möglichkeit bedingt ist, mit dem Besten gleiche Ehre zu erlangen.

Ich muß es den Lesern Ihrer Schrift anheimstellen, Ihre Schilderung der Vorgänge zu mustern, welche sie den Gesinnungen des Adels, „gehoben durch die Erinnerung der Thaten seiner Ahnen,“ zuschreiben, und wie jene „Anmuth der Sitten,“ jene „Courtoisie,“ jene „Tapferkeit, Religiosität, Verehrung der Frauen unter Einfluß der edlen Geschlechter ein Institut gebildet haben, wie die Welt noch keins gesehen habe, und nicht wieder sehen werde.“ Aber auch hier muß ich eine Unbilligkeit rügen, Herr Graf, die Sie gewiß gern widerrufen. Woher, meinen Sie, daß jenes Licht, jene hervorleuchtende Vortrefflichkeit des Standes komme? Glauben Sie, jene in dem Stande ausgebildeten Gesinnungen seien nicht aus dem Charakter der germanischen Nation hervorgegangen? Glauben Sie, der Adel habe das Ritterthum erzeugt, und dieses sei endlich selbst in einen Adel übergegangen, ohne daß der Stoff im Volke gelegen habe? Nein, Herr Graf, die Ritter waren Freie, die sich in die Waffenzünfte aufnehmen ließen. Aus solchen Freien bestand einst das ganze Volk. Ich habe früher ausgeführt, wie die übrigen unfrei worden, die nicht in die Krieger- oder Bürgerzünfte traten, und will es nicht wiederholen. Aber bei einer so gewaltigen Verbunkelung des übrigen Volkes, bei der Ehr- und Rechtsverminderung desselben, konnte das Licht eines Standes wohl hell aus der Nacht der Zeiten scheinen! Und

wahrlich! man sollte nach Ihrer warmen Schilderung glauben, jene trüben Zeiten seien schöner gewesen als diese, wo das Licht der Vernunft über die Völker hereingebrochen ist, und die Intelligenz täglich neue Triumphe feiert. Nun, ich will es nicht bestreiten: das ehle Ritterthum hat einen unsäglichem Reiz; es ist ein Kleinod in der Geschichte der Menschheit; man denke es weg aus jener Zeit, und sie ist traurig — freude- und hoffnungslöser. Allein eine andere Frage ist, ob h u e den Adel ein Ritterwesen n o t h w e n d i g geworden wäre, ob nicht beide unsäglich viel zu der tiefen Finsterniß der Zeiten gethan haben, aus der sie hervorstrahlen? Und eine fernere Frage ist, ob das Vorübergehen einer Zeit, wo wenige Menschen bevorzugt waren, frei zu sein, zu bebauern sei?

Was mich betrifft, Herr Graf, so halte ich die Reformation für die folgenreichste Segnung und die Erfindung des Pulvers für den glücklichsten Zufall. Es ist kaum zu sagen, ob dies Licht, welches jene auf die Religiosität der christlichen Ritter, oder ob die Kugeln, welche man auf ihre Rüstungen schoß, wirksamer gewesen? Die Religion der Liebe hat in dem christlichen Ritterthume die sonderbarsten Vertheidiger gefunden, die sich nur denken lassen; so weit sie ihren Schutz verbreiteten, brachten sie diese sanfte Religion mit sich selbst in Widerspruch, und ich will der Geschichte der Ritterorden gar nicht gedenken, um diesen allgemeinen Satz zu behaupten.

Vergleichen Sie die Riesenschritte, welche die Intelligenz unseres gegenwärtigen Jahrhunderts macht, mit den schönsten Erfolgen des Adels und Ritterthums, und Sie selbst müssen gestehen, daß die Zeit vorbei sei, wo die „complaisances de courtoisie“ über große wichtige Fragen entscheiden. Der Adel zu Ludwigs XIV. Zeiten hat diese complaisances zu einer Höhe getrieben, die ihn stürzte, und wenn die wollüstige Galanterie der Sitten, wenn ungezügelter Prachtliebe, wenn Nichtachtung aller Volksrechte, Verachtung der Menschheit und ihrer socialen Zwecke eine Zeitlang Ton der gebildeten Gesellschaft Europa's wurde, so hat sich dieser Ton schwer an den Tonangebern gerächt. Die Politik der Monarchen Frankreichs war immer, den reichen Adel des Landes durch Lurus zu Grunde zu richten, damit er auch in den Provinzen vom Throne abhängig bleibe und seinen Einfluß auf das Volk verlieren möge. Die Politik des Adels bestrebt sich dagegen, die Monarchen in dem Strudel des Leichtsinns und des Vergnügens zu erhalten, so aller Kraft und Thätigkeit zu berauben, damit ja keiner auf den Gedanken gerathen möchte, der Anmaßung des Adels über das Volk ein Ziel zu setzen. Beide erreichten vollkommen ihre Zwecke, gingen aber auch dabei in Wahrheit und Recht, in Kraft und Würde und in der Liebe des Volks unter. Deshalb liefen auch die Enkel des Adels am Hofe Ludwigs XIV. beim Beginn der Revolution und des Kampfes für die Prärogativen des Thrones davon.

Dies, Herr Graf, ist der Sinn und Charakter der letzten glänzenden Periode der Chevalerie. Nein! beschwören Sie diesen furchtbaren Geist nicht herauf! Zu Ludwigs XIV. Zeiten wurden die Tugenden des Ritterthums zu gleichnerischen Formen herabgewürdigt; ihr Gehalt ward Eitelkeit und Schande, der größte Frevel an der Vernunft der Menschheit. Daß ein luxuriöser, reicher, großer Hof imposant sei und großartige, feingeläutete Formen hervorbringe, läugnet Niemand; daß er aber auch die niedrigste Ränkemacherei und höchst selten einen rühmlichen Heldensinn erzeuge, weiß in unsern Tagen Jeder. — Gern hätte ich es vermieden, Sie an alles zu erinnern, was sich gegen „die hohen Erinnerungen“ des Adels sagen läßt, aber am liebsten hätte ich „den Zauber“ nicht gelöst, der Ihnen über diese letzte Epoche des Glanzes des Ritterthums verbreitet zu sein scheint. Aber vielleicht theilen Sie diese Meinung kaum mit dem hundertsten Theile der Gebildeten Ihres Standes; ja, zu seiner Ehre nehme ich an, daß nur eine lebenswürdige Naivität und eine unbewußte Sittenreinheit sich an dem äußern Glanze des Ritterthums zur Zeit des vierzehnten Ludwigs erfreuen möge. Und diese gute Meinung erhöht meine persönliche Hochachtung insbesondere gegen Sie, Herr Graf, mit welcher ich die Ehre habe zu sein &c.

Sechster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Mollte &c.

Sie selbst, Herr Graf, sind zu beschelben, um Ihren eigenen Werth anderen Gründen zuzuschreiben, als den Vorzügen, welche Sie durch Geburt, durch die Beziehungen Ihres Standes zur Gesellschaft, kurz durch die Superiorität Ihrer Verhältnisse ohne Ihr Zutun erlangten. Allein Sie erkennen einen Seelenadel an, „der an keinen Stand geknüpft ist;“ nur finden Sie nicht, daß ein solcher Adel mehr bedeute, als der erbliche, da, was damit im besten Falle erreicht wird, der Erbadel ohne diese besondere Bevorzugung einer verschwenderischen Natur erreiche. In diesem Seelenadel finden Sie indessen einen neuen Beweis, daß von Natur Ungleichheit in der Gesellschaft sei, „weil „der Mensch nicht bloß eine geistige, sondern auch eine sinnliche Natur habe, „die ihn zu Leidenschaften hinreißt, so daß in der Erscheinung des bürgerlichen „Lebens die Philosophie mit ihrem erhabenen Abweltsystem sich unzmöglich „auf eine der Vernunft entsprechende Weise werde geltend machen können.“ Auch wenn Sie nicht selbst einräumten, daß ein großer Theil des Adels denselben bürgerlichen Leidenschaften unterworfen sei, würde die Erscheinung

des adeligen Lebens den besten Beweis liefern, daß der Seelenadel keineswegs erblich sei, und im besten Falle nur ein äußerer Schein des Besseren: die Tugenden und Untugenden übertünche, welche dem Menschengeschlechte allzumal anhaften. Allein ich sehe nicht ein, weshalb nun dennoch Männer, welche ihren Seelenadel bezeugen, ihn nicht so gut, wie die seligen Ahnen adeliger Geschlechter, auf ihre Kinder sollten vererben können? Haben diese nun nicht auch hohe Erinnerungen? Und ist es in den mehresten adeligen Familien am Ende nicht auch nur Ein Ahn, welcher Jahrhunderte hinauf diese Erinnerungen an sich auf die Enkel vererbte? Gesezt, dieser Seelenadel bildete ebenfalls eine Zunft, und wollte sich nur durch ebenbürtige Ehen fortpflanzen? — Freilich wird der Seelenadel wohl niemals auf diesen sonderbaren Einfall gerathen; aber dennoch: — es ist gewiß kein Grund gegen die erbliche Fortdauer dieses Adels vorhanden, als daß er nicht einer Rasse, sondern der Menschheit erb- und eigenthümlich angehört. Die Rasse wird sich immer sträuben, Vorzüge anzuerkennen, die nicht aus ihrer Mitte hervorgehen. Und weshalb sträubt sie sich dagegen? Aus eigener Hoheit der Gefinnungen? oder aus jenem leeren Hochmuth, mit welchem sie überhaupt ihre Privilegien schützt, da sie durch Gründe der Vernunft dieselben nicht zu schützen im Stande ist. „Nur wenigen Menschen,“ sagt Pascal, „ist die Gabe der Erfindung eigen. Diesenigen, welche nicht im Stande sind, etwas Neues zu schaffen, bilden die Mehrheit und sind also die Stärksten; daher sieht man, denn täglich, daß die letzteren den ersteren den Ruhm ihrer Genialität verweigern.“ Sie sehen, Herr Graf, diese Politik des Reichs und leeren Hochmuths ist allen Zünften und Geschlechtern eigen und längst durchschaut. Ich rede hier nicht von Ihren eigenen Gefinnungen, deren edleren Gehalt Sie unverhohlen zu erkennen geben. Sollte aber auch „das Reich des Vorurtheils nie ganz zu besiegen sein,“ sollte „das Gefühl des schützenden Gesetzes, die Volksmoral, das Vorurtheil der Menschen für die Vorrechte des Adels, erhalten:“ so lange der Adel selbst das Recht und die Realität seiner Vorzüge nur auf Einbildungen und Vorurtheile gründen kann, so lange wird die Meinung des Volks gegen ihn wachsen und seine Existenz bedrohen, bis ein großer Tag des Gerichts die durch Vorurtheile gefesselte Volksmoral befreit.

Die Achtung, welche Sie vor Montesquieu hegen, Herr Graf, theile ich mit Ihnen. Auch ich betrachte ihn als ein Orakel, dessen Sprüche eine geistbeherrschende Kraft haben. Allein wenn Montesquieu sich eine Monarchie ohne Erbdel nicht denken konnte, wenn er ihn für die Stütze der Throne hielt, so läßt sich doch nicht läugnen, daß der Adel die meisten Throne zu Grunde gerichtet habe. In Frankreich hat der Adel die Bourbonen zuerst aufgefressen, und nachher durch seine unerfülllichen Ansprüche wieder aus dem Reiche vertreiben helfen. Chamfort sagt in seiner schärfsten, witzigen

Welle: „der Adel sei der Vermittler zwischen dem Monarchen und dem Volk, wie der Hühnerhund zwischen dem Jäger und Hasen.“ Ich möchte wohl behaupten, daß eine Monarchie ohne Geburtsadel weit besser bestehen könne. Man kann wohl sagen, daß der Adel den Monarchen brauche, aber nicht die Monarchie den Adel. Lassen wir uns nicht durch Worte täuschen, wo Thatfachen reden. Stellen wir uns einmal die Frage, ob der Adel, oder die Monarchie ein gesellschaftlicher Zweck sei? Und wir werden antworten müssen: der Adel sei höchstens Mittel zum Zweck; denn es ist nicht zu begreifen, wie die Gesellschaft freiwillig sich dazu verstehen sollte, einigen ihrer Glieder Bezeichnungen der Verdienste der Vorfahren erblich zuzugestehen. Man sieht nicht ein, wie ein solches Zugeständniß überhaupt den Zweck der Gesellschaft fördern könne, sobald derselbe constitutionell in der Beförderung eines gleichen Wohls aller Glieder der Gesellschaft beruht. Begreifen läßt sich wohl, wie sich ein Monarch mit dem Adel der Nation umgeben mag; allein eben so wenig, wie ihm daran liegen könne, diesen Adel erblich zu machen, wenn ihm daran liegt, die besten Kräfte der Nation zur Beförderung ihres Wohls um sich zu sammeln. Geseht, Herr Graf, einem europäischen Volke widerfähre das Unglück, der Monarchie verlaßig zu gehen: glauben Sie, daß der Adel an deren Stelle treten könne? Ist eine aristokratische Regierungsform die Bedingung der socialen Bedürfnisse civilisirter Nationen? Kann die Entstehung der Aristokratien des Alterthums für unsere Zeiten einen Maßstab abgeben? Entwickelten sie sich nicht aus der Kindheit der Völker? Und stellte sich das demokratische Prinzip nicht rasch und stark genug ihnen gegenüber, um die Idee der Republik zu retten? Strich hingegen eine Nation den Erbadel aus ihrer gesellschaftlichen Ordnung: könnte es dann an Männern fehlen, welche dem Monarchen diesen Verlust ersetzen? Sollte er nur mit dem Gedanken, daß die erblichen Vorrechte seiner Umgebung den Thron stützen, regieren können? Dinge der Menschengeist wirklich so sehr von der Macht der Gewohnheit ab, daß er auf ewige Zeiten ihr Sklave sein müßte? Oder ist die ererbte Superiorität des Adels über die anderen Stände durch nichts aus dem Reichthume des Menschengeistes zu ersetzen? Muß eine Ungleichheit der Rechte, ein Druck der Gesellschaft, überhaupt ein sociales Mißverhältniß stabilirt werden, um den monarchischen Thron stabil zu machen? Könnte dies die Monarchie den Völkern empfehlen?

Alle diese Fragen sind zu wichtig, Herr Graf, als daß ich Sie nicht damit besträmen sollte. Sobald man die Absurdität behaupten hörte, daß die Volksbewegungen der neueren Zeit Ausbrüche des Fanatismus eines ungezügelter Pöbels seien, dachte man an die Bemerkung eines großen Mannes, der es bitter tadelte, daß der Adel die Hirsche verführe, das Volk immer nur als Partei im Staate zu betrachten, und an den Hirschen alles verschwenken sei.

die Fürsten zu belächeln. Knechtschaft ist das Schicksal, womit die Gewalthaber die politischen Kinder schrecken. Indessen schreien die Völker nach wahrer Freiheit, wie Kinder nach der Mutter Brust. Sie lassen alle künstlichen Nützlichkeiten und Spielwerke von sich, welche man ihnen darbietet, und verlangen die reine Nahrung der Natur, die man ihnen am Ende doch wohl geben muß. Völker, die verdienen frei zu sein, sind es noch immer geworden. Der Pöbel und fanatische Ideologen mögen Ausschweifungen begehen und die Macht dazu für Freiheit halten; ein Volk geräth nie in diesen Irrthum. Und doch ist die Autonomie des Pöbels kaum, ja gewiß nicht so schlimm, als die Autonomie der Ritterschaft und des Adels im Mittelalter, weil sie nicht dauern und Rechtsverhältnisse begründen kann. Die Intelligenz der Völker haßt alle Willkür; die Willkür der Beamten, des Adels, der Fürsten; sie wird daher die Willkür des Pöbels nicht lieben. Es ist kein Streit um die Art der Willkür, welche man über sie ausüben soll; wer darum streitet, ist höchstens ein cultivirter Knecht; es ist der Kampf der Intelligenz gegen alle Willkür, was die Völker bewegt. Ein solcher Kampf ist ohne Eigensucht; nur Herrschaft verschmachtet sich mit ihr; ein Kampf um ewiges Recht bringt die Menschheit bei ihr selbst zu Ehren. Aber „das Bessere soll so schnell seinen Sieg nicht vollenden, als es der ideale Flug verlangt,“ sagt Krudt, „damit es inniger mit dem ganzen Menschen zusammenwache. Pflicht und Recht müssen ihren Kampf durchkämpfen gegen Anmaßung, Uebermuth und Willkür, und aus diesem Kampfe selbst mit größerer Verständigung und Stärkung hervorgehen.“

Jedes Volk hat einen natürlichen Adel, nämlich die Tapfersten und Klügsten des Landes. Dieser Adel ist nicht erblich, aber er ist genügend. Was würden Sie sagen, Herr Graf, wenn Sie den Krebs die Fische schlechte Schwimmer nennen hörten? Und doch lautet es gerade so, wenn man den Erbadel von seinen Vorzügen über diesen wahren Adel reden hört. Sie dürfen daher nicht in Verlegenheit sein, womit der Monarch sich umgeben solle, wenn „das Corps des Erbadeis“ die Umgebung des Thrones nicht mehr bilden soll. Ich folge Ihren Gründen nicht, weshalb dieser Erbadel, „den seine hohen Erinnerungen, sein feiner Ton und das Vorurtheil des Volks erheben,“ einem neugeschaffenen, nicht erblichen Adel von „Parvenus,“ oder gar einem Gelbadel vorzuziehen sei. Ihre Vorstellungen scheinen hier absichtlich sich bei der gemeinern Klasse der vornehmen Gesellschaft aufzuhalten. Sie idealisiren einen übermüthigen Gelbaristokraten, einen durch Ränke emporgekommenen Glanzling, und einen Phönix von Weißesadel, und stellen diese dem Erbadel gegenüber. Dies, Herr Graf, sind keine Argumente, sondern Voraussetzungen, die man nie machen darf, wenn man einen Beweis führen will. Der gemeine Geldstolz ist unter unserm Erbadel eben so zu

Hause, wie unter anderen Klassen der Gesellschaft, und schlimmer bei ihm, weil er noch mit einem andern hohlen Stolge gepaart zu sein pflegt. Lesen Sie Ihren Montesquieu in allen Theilen seines unsterblichen Esprit des Loix, so kann Ihnen nicht entgehen, daß er ganz andere Bedingungen des Erbadeis aufstellt, als diese unerheblichen Gegensätze. Nach seiner Meinung ist das Geld, überhaupt Reichthum und Wohlstand das Mittel, Bildung zu erwerben; und deshalb wünscht er seinem Adel große Schätze. Allein es ist höchst natürlich, daß eine an sich nicht natürliche Regierungsform, wie die monarchisch-erbaristokratische, welche er zeichnet, ihre Dauer durch unnatürliche Mittel zu verewigen suchen müsse; und eben so natürlich ist es, daß Montesquieu überall, wo er zu beweisen sucht, daß die Monarchie in seinem Sinne — die künstlichste aller Staatsformen — auch die beste sei, seinen Beweis am wenigsten gelungen sah. Alle künstliche Theorien hat der menschliche Geist zu nichte gemacht, und besonders haben politische Theorien ihn von jeher dazu genützt. — Burke, den Sie ebenfalls als Gewährsmann für die Unentbehrlichkeit des Adels anführen, überlebte seinen Ruhm; er war der letzte theoretische Staatsmann, und hielt seine schüssten Reden vor leeren Bänken. Seine Doctrin von der Legitimität und dem Adel bewies zur Genüge, daß der Glaube daran verschwunden war. Kein vernünftiger Mensch kümmert sich mehr um Theorien. Alle Theorien sind erloschen, und so lange die Regierung eines constitutionellen Staates von gewissen Theorien ausgeht, kann der Frieden in dem Staate nicht heimisch werden. Die Intelligenz kennt die Theorien bloß als Uebergänge zur Vernunft, und die Darstellung dieser im Leben ist die Aufgabe des Lebens der Menschheit, und ihrer Theile, der einzelnen Völker und Menschen.

Der intelligente Fürst, Herr Graf, kann daher die politischen Ideologen nicht loben; er muß ihre Untauglichkeit zu Geschäften beklagen, und wird, sobald er kann, sich ihrer zu entledigen suchen. Ein Adel aber, der auf solche Ideologien sich gründet, erscheint der intelligenten Gesellschaft untauglich, ihre großen Interessen zu begreifen, weil er diese zu seinem eigenen Vortheile beschränkt. Wüßten Sie aber Ihre eigenen noblen Gefinnungen Ihrem ganzen Stande mitzutheilen, so würde ich mich freuen, die Hochachtung unge- theilt auf denselben übertragen zu können, mit welcher ich stets die Ehre habe mich zu nennen etc.

in welchem Sie die Verhältnisse des Adels zu der bürgerlichen Gesellschaft feststellen. Sie läugnen nicht, daß der Adel gleichmäßig zu den Staatslasten gezogen werden müsse, aber sie verlieren keine Sylbe über die Frohnden und Zinse, durch welche er vom Bauer seine Steuern zahlen läßt. Oder ist das Gleichheit der Besteuerung, daß der Bauer in gleichem Verhältniß an den Staat zahle, wie der Ritter, allein diesem noch einmal soviel und oft noch mehr an Arbeiten, Diensten, Naturalleistungen und barem Gelde zu geben habe? Noch ist die gleiche Besteuerung überall eine scheinbare Theorie von Gerechtigkeit geblieben, aber das ungemessene Bedürfniß des Staatshaushaltes wird endlich einmal eine vernünftige Praxis durchsetzen.

Allein statt diese Ihren Standesgenossen anschaulich zu machen, statt, was Sie recht gut gekannt hätten, ihnen die Vorthelle der Ablösung von Realitäten und Diensten aus den tausend verständigen Gründen darzulegen, die es dafür giebt; statt der Intelligenz der Zeit das Zugeständniß zu machen, daß jeder Staat, er heiße, wie er wolle, er sei groß oder klein, monarchisch oder republikanisch verfaßt, eines freien Bauernstandes bedürfe; statt dem Adel anzurathen, endlich einmal etwas zu thun, wodurch er sich die Liebe und die Achtung des Volkes verdiene: rathen Sie ihm, Majorate zu stiften, damit er nicht verarme, und seine erhabene Stellung in der Gesellschaft behaupten könne. Wein Gott, Herr Graf! wie kommen Sie zu solchen Widersprüchen? Hätten Sie nur nicht in demselben Augenblicke aus den Debatten der französischen Patrikammer die scheinende Anomalie, welche Fideicommissse und Majorate gegen die übrigen Gesetze des Staates bilden, so trefflich gezeigt! Gleichsam als wäre die Ungerechtigkeit einer testamentarischen oder patrimonialen Verkümmerung der freien Verfügungsrechte des Erben über sein Erbgut kleiner, die Versündigung an den Prinzipien des Erbrechts geringer, wenn ein Zweig einer adeligen Familie „den Glanz in seiner äußeren Erscheinung behaupten könne, den die hohe Wichtigkeit seines Standes, den seine Superiorität über die übrigen Stände zu zeigen gebiete,“ sobald nur das Majorat nicht über und unter einer mäßigen Größe sei! Nein, Herr Graf, die Majorate, größer oder kleiner, sind aller vernünftigen Staatswirtschaft zuwider; sie sind ein Ausfluß der Erbünde des Adels; sie unterdrücken den gedrückten Bauernstand, und hindern ihn, die adeligen Güter an sich zu kaufen, und sich dadurch in den Besitz ihrer angeborenen, humanen Freiheit zu setzen. Seit man aufgehört hat, an die Lehre zu glauben, daß die Fürsten Eigenthümer der Länder und ihrer Bewohner sind, die sie regieren, hat man auch abgesehen von dem Wahne, daß sie auf ewige Zeiten die Freiheit der Bauern an den Erbadel verhandelt haben, und ebensowenig glaubt man noch, daß das Recht zur Gesetzgebung zu Gesetzen mißbraucht werden könne, welche der Vernunft widersprechen. Wenn Sie zugeben, „daß die Aufhebung der Standvorurtheile dem industriellen Streben

der Nation einen mächtigen Impuls geben werde, da dieses Streben dadurch zu Ehren gelangen werde, wenn kein Glied der Gesellschaft durch Vorurtheile abgehalten werde, daran Theil zu nehmen:“ weshalb nun immer wieder an Vorurtheile die Trennung der nationalen Interessen knüpfen? weshalb dem Traurigsten, was den freien Geist des Menschen fesseln mag, fort und fort hulldigen? Belämpfen muß der edle und intelligente Mensch die Macht der Vorurtheile, nicht aber ihnen zu Liebe Vorschläge machen, welche ihn mit seinen eigenen besten Ueberzeugungen in einen beklagenswerthen Widerspruch setzen. Heißt es nicht den Reichtum, das Interesse der Nation nichts achten, wenn man einen Stand durch neue Rechte bevorzugt wissen will, welche den allgemeinen Wohlstand hemmen? und ist dieses nicht gerade der Vorwurf, den man dem Adel macht? Ein Fürst, ein Gesetzgeber, welcher die Stiftung von Majoraten einem Stande nicht nur freigäbe, sondern zur Pflicht machte, würde die Intelligenz nicht minder beleidigen, als die Minister Karls X. die Nation durch einen ähnlichen Vorschlag beleidigt haben.

Sie verwerfen ferner die Annahmung des Adels, zu den höheren Stellen des Staats- und Heerdienstes bevorrechtigt zu sein; allein indem Sie „eine von der Politik und Humanität (?) gegründete Accommodation zu dem vorhandenen Unterschied der Stände“ in Anspruch nehmen, gründen Sie zugleich darauf eine Nothwendigkeit, den Adel auch hierin zu bevorzugen. Und welches sind Ihre Gründe? Der Mensch, sagen Sie, sei zu Ehrgeiz geneigt und trachte aus Egoismus nach dem Höchsten. Wo sich nun dieser Ehrgeiz zeigt, und ein gleichberechtigter Adelige und Bürgerliche concurriren, müsse es Staatsmaxime sein, den letzteren zu dämpfen, und den Adel vorzuziehen. Man wisse, wie leicht solche („bürgerliche“) Menschen gefährlich werden. Oft auch sei das Verdienst bei ihnen mit einer Gesinnung verknüpft, welcher die zarteren Gefühle des Wohlwollens, die ruhige Würdigung der moralischen und geistigen Eigenschaften der Menschen fremd seien, und verleite dann zu einem sich selbst überschätzenden Stolge. Der Adel hingegen erhalte sich auf seiner Höhe des Lebens jene höheren, edleren Gesinnungen, und deshalb gebühre ihm der Vorzug! — Auch liege es in der Natur der Menschen, sich lieber solchen zu unterwerfen, welche schon der alte Lauf der Dinge weit über sie hinaufgeschoben, und die sie also nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Erhebung aus den untern Klassen erzeuge Reiz, entfessele die Leidenschaften, setze zu Ungehorsam . . .

Herr Graf! Gegen solche Gründe hört alle Gegenargumentation auf! Soll ich es glauben, daß Sie hiermit Ihre vollste, innerste Ueberzeugung ausgesprochen haben? Wahrlich, nein! Ich kann mich von dem wohlthunenden Glauben nicht trennen, daß Sie ein gebildeter, edler Mann sind! Klingt

diese Argumentation nicht gerade, wie der bitterste Spott auf Ihren eigenen Stand? Besinnen Sie sich! Wie viele Throne sind vom Ehrgeize des Adels gestürzt, wie viele hohe Staatsämter von ihm zu Empörungen benutzt worden? Herr Graf, diese Rechnung möchte sehr zum Nachtheile der Stütze der Throne ausfallen! Oder hat der Adel auf seiner Höhe des Lebens etwa dazu ein besseres Recht? Oder glauben Sie wirklich, daß ein Mann mit Gefinnungen der Art, wie Sie solche hier kundgeben, das Bedürfniß des Volkes besser begreifen könne, und mithin das hohe Staatsamt zweckmäßiger verwalten werde, als ein Bürgerlicher? Glauben Sie, daß das zarte Wohlwollen, welches der erstere zeigt, mehr sei, als eine in guten weichen Mienen verborgene Kälte und herzlose Berechnung der Vortheile des Standes? Und alles in allem: sollte man nicht meinen, Sie sprächen vom Adel im Gegensatze von den Menschen, als hätte er alle Tugenden und edleren Gefinnungen sublimirt und geläutert in ausschließlichem Besitze? Bei Gott, wenn Ihre holsteinische Bürgerelite Ihnen bei diesen Gegensätzen zum Muster gebient hat, so mag sie's leiden! — Sollten Sie aber von dem übrigen Deutschland keine besseren Begriffe haben, so lade ich Sie, außer nach Oestreich, in jede beliebige Stadt von einiger Bedeutung, aber incognito, als Gast, wenn Ihnen das nicht zu despectirlich ist, und dann wollen wir diese Dinge einmal in der Nähe überlegen, und den Geist der Menschheit nach den Ständen studiren. Ich biete Ihnen jede beliebige Wette, daß überall die Beamten aus dem Bürgerstande in der Regel mehr Achtung vor dem Gesez und der Idee der Gerechtigkeit haben, als der in der Idee der singulären Rechte aufgewachsene Adel. Dieß liegt in der Natur der Verhältnisse, und, Herr Graf, in der gründlicheren Bildung und Erziehung des Bürgerstandes.

Noch deutet in Deutschland nichts deutlich und nahe auf eine gänzliche Beseitigung des Erbadeis oder seiner Vorrechte. Zwar breitet sich nach allen Seiten die Intelligenz aus; allein noch sucht sie mit nationaler Mäßigung alle Interessen zu vereinigen, oder zu schonen. Vielleicht ist es Deutschland vorbehalten, die Anforderungen der Vernunft an die Politik auf einem ruhigen Wege geltend zu machen. Gern lasse ich Ihnen den Glauben an die natürliche Vortrefflichkeit des Adels; gern gebe ich Ihnen zu, „daß auf einer gewissen Höhe des Lebens diejenigen Eigenschaften am besten und leichtesten erworben und ausgebildet werden, durch welche die Menschen zur Ordnung und Achtung der Geseze angeführt und genöthigt werden sollten;“ obgleich ich einer gewissen Höhe der Bildung noch mehr zutraue. Gern schweige ich zu der Behauptung, „daß die erhabensten Schöpfungen der Poesie, die geistreichsten Betrachtungen im Felde der Politik und Philosophie dem Adel angehören.“ Es mag in solchen Selbsttäuschungen ein Trost für den liegen, der die Verdienste seiner Ahnen sich zur Ehre, ja, wohl gar selbst zum Verdienste rechnet.

Ich würde alle Dichter von Homer und alle Philosophen von den sieben Weisen Griechenlands an mit sämmtlichen Entdeckungen im Reiche der Physik und allen ihren ungeheueren Folgen; ja, ich würde den Gottmenschen selbst und den kühnen Glaubenshelden Luther dem Adel lassen, und würde mich ihrer freuen, auch wenn er sie unter seine Ahnen zählte. Ja, ich würde nichts dagegen einwenden, wenn Sie auch noch adelige Erziehungsanstalten für ausschließliche, getrennte Erziehung und Bildung des jungen Adels durch adelige Erzieher und Lehrer, noch neben den Cadettenhäusern, in Vorschlag brächten, damit der bessere Stoff und Geist zusammengehalten und kräftig genährt, gleich Herrliches in reichem Maße wieder hervorbringe. Haben doch unsere Tage schon bergleichen bedenkliche Vorschläge erzeugt! Es wird der Vortheil der Gesellschaft sein, wenn sich der Adel möglichst in seiner Bildung von ihr scheidet; der Stolz des Bürgerthums wird dadurch nur gehoben und — die große Frage der Entscheidung näher gebracht werden.

Ich kann mir nicht versagen, Ihre Schrift jedem jungen Adeligen zu empfehlen. Sie wird viel beitragen, ihn mit den echten Gründen eines Stolzes bekannt zu machen, welcher den Stand charakterisirt. Vielleicht geräth durch sie mancher auf den glücklichen Gedanken, ihn mit der gebiegenen Hoheit der Gesinnungen ihres Verfassers auszufüllen, die unverkennbar daraus hervorleuchtet und die unveränderliche Hochachtung erzeugte, mit welcher ich stets die Ehre haben werde zu sein &c.

Achter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke &c.

Es ist mir sehr unangenehm, Herr Graf, daß ich mich in meinem letzten Schreiben zu einer gewissen Festigkeit habe hinreißen lassen, welche ich mir vornahm, recht sorgfältig zu vermeiden, als ich mich getrieben fühlte, Ihren Ansichten über den Adel die meinigen gegenüber zu stellen. Unaufhaltsam rollt diese Zeit um und mit uns hinweg, und wahrlich, es ist eine Zeit, wo man keinen Ehrenmann verletzen muß! Trennen Sie daher die Sache von der Person, trennen Sie meinen Eifer für die Wahrheit von dieser selbst. Ich weiß, es würden viele Andere besser gesprochen haben als ich; aber sie schwiegen, und dieses Schweigen beängstigte mich. Ich mußte reden, so gut ich es verstand; denn „ganz schweigen, sagt Luther, ist schlimmer, als nicht ganz gut reden, wenn's Wahrheit gilt.“ Nicht Sie selbst, Herr Graf, lediglich die Gründe, welche Sie zur Unterstützung Ihrer Meinung anführen, sind

der Gegenstand meiner Hefigkeit, und somit fürchte ich nicht, Ihrem bekannten ritterlichen Sinne eine Veranlassung gegeben zu haben, mir noch einen anderen Fehdehandschuh, als jenen literarischen, hinzuwerfen.

Gesetzt aber, Herr Graf, Sie fühlten sich doch gekränkt, beleidigt . . . wie dann? Was würden Sie sagen, wenn ich Ihren eisernen Handschuh liegen ließe, und fest behauptete, meine Ehre leide darunter nicht? — Sie würden, wären Sie nicht von den gemeinen Vorurtheilen Ihres Standes frei, mich, der ich Ihnen für angethane Ehrenkränkung ehrenhafte Genugthuung verweigerte, nicht nur verachten, sondern auch Ihre Verachtung durch jedes Mittel zu erkennen geben, womit der Kühne und Ruthige dem Feigen und Knechtsgesinnten seine Ueberlegenheit fühlbar macht. Mit einem Worte: Sie würden mich mißhandeln. —

Gemach! Verzeihen Sie den ewigen Landfrieden nicht! Haben nicht Ihre Vorfahren alle diese Urhebe beschwören müssen? Ich halte dafür, daß die Enkel nicht nur die Rechte ihrer Väter behaupten, sondern auch ihre Pflichten erfüllen und deren Schwüre heilig halten müssen. Hat man ihnen nicht das Gesetz gegeben, als man ihnen das Schwert nahm? Und sollten die Enkel nicht die Wohlthat dieses Schutzes fühlen, da Sie ja selbst das gemeine Vorurtheil für den Besitz singulärer Rechte gestimmt und einen vulgären Rechtsirrtum schon für eine sichere Vormauer Ihrer Standesvorrechte halten?

Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, wie ich mich in dieser Verlegenheit benehmen solle. Allein, Herr Graf, ich gestehe Ihnen offenherzig, diese Berathung mit mir selbst hat mich in eine neue Verlegenheit gestürzt. Mein fester Grundsatz ist es, mich nie hinter ein Vorurtheil zu verbergen. Ich bin entschlossen, jedem Vorurtheile Trost zu bieten, wo ich es auch treffe, und höchstens zu schonen, so lange es unschädlich ist. Nun sagte ich mir deutlich, es sei ein Vorurtheil, die Ehre auf die Spitze des Schwertes zu stellen, da das Gesetz die Ehre schütze. Ich verachte alle Autonomie, so lange Gerechtigkeit im Lande ist. Kein Degen, keine Kugel kann mich zwingen, dem Ehre zu erweisen, der sie nicht verdient, und nur die humane Vernunft gebietet mir, sie dem nicht zu entziehen, der sich selbst ihrer nicht begiebt.

Und dennoch, Herr Graf, kann ich mich hier mit der Gesetzgebung nicht recht abfinden, welche lediglich Insurien zum Gegenstande ihrer zarten Vorsorge macht, welche sich auf Worte und Thaten oder Zeichen zurückbringen lassen. Ich durchlaufe meinen Brief an Sie — ich überlese Ihre Schrift — ich habe ein unheimliches Gefühl, Ihnen zu nahe getreten zu sein — und doch, wenn ich's sagen sollte, wo Sie mich durch das Gesetz für diesen Frevel belangen sollten, ich wüßte es nicht anzugeben.

Mich dünkt, Sie haben in Ihrer Schrift eine wesentliche Sitte, welche wir dem kriegerischen Prinzip der gesellschaftlichen Verhältnisse verdanken, worin

unsere Voreltern lebten, völlig und mit Unrecht übergegangen. Wäre der Adel nicht gewesen, hätte das Ritterthum nicht geblüht, wir würden von dieser Sitte nichts mehr wissen, und jenes kriegerische Prinzip, welches die Ehre des Freien seinem eigenen Schutze anvertraut, würde die conventionellen Formen unseres gesellschaftlichen Lebens nicht haben erträglich machen, mildern und ausgleichen können.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Ueberrest des Faustrechts zugleich auch die erste Grundfeste germanischen Gesellschaftslebens war. Die vollständige Anerkennung der Ehre des freien Mannes war die unerlässliche Bedingung aller socialen Beziehungen der Freien zu einander, und kraft dieser hohen Bedeutung der Ehre hat sich dieselbe Bedingung erhalten bis auf diesen Tag, trotz Landfriedens, trotz legislativer Stümpereien, trotz der gewiß übertriebenen Behauptung, daß die Ehre groß und umfassend genug sei, welche der Freie vom Geseze erhalten kann. —

Somit kann Ihnen denn meine Verlegenheit nicht entgehen. Ich muß bekennen, daß ich die Ehre von dem Geseze nicht in dem Maße geschützt finde, wie ich als Sohn Germaniens sie mir zu denken von Jugend auf gewöhnt bin, und es bleibt mir nichts übrig, als da eine sittliche Grenze der Macht der Staatsgesetzgebung anzunehmen, wo die höhere Autonomie der Ehre ihren Anfang nimmt. Diese Autonomie ist so zart, sie ist so inwendig in der Brust des gebildetfühlenden Mannes begründet, daß schwerlich ein allgemeines Gesez sie jemals ganz beseitigen wird. Nur das Recht, Schieds- und Ehrenrichter zu wählen in Fällen, die gleich dem unsrigen, Herr Graf, eine höchst private, aber doch durch eine öffentliche Autorität gesicherte Ausgleichung verlangen könnten, würde uns als billigen und gebildeten Männern genügen können; sonst aber nichts als Waffen. Allein — haben wir ein solches Recht? Würde man uns nicht wegen Winkelgerichtsbarkeit und Verlust von Sporteln und Stempeln in Anspruch nehmen? Sind nicht unsere „ordentlichen Richter auch einst jung gewesen,“ wie Dr. Paulus sagt, und wissen sie daher nicht, über zarte Ehrensachen uns gehörig ins Klare zu setzen? — Ja wohl! sie sind jung gewesen, und sind froh, daß sie so alt sind, um der Placereien der Ehre wegen überhoben zu sein! Wahrlich, Herr Graf, ich dünkte, wir vertrügen uns um unsern Streit, und ließen dem Mittelalter, den Officieren, den Studenten, und wer sonst Lust und Gefallen am Werke hat, sich zu raufen, ehe wir uns durch Ausgleichung unserer Ehrensache den junggewesenen Richtern auf diese oder jene Art in die Hände lieferten. —

Etwas schien mir jedoch betrachtenswerth, als ich der Sitte des Zweikampfes nachdachte, und da es eine Beziehung zu dem Gegenstande meiner Mitthei-

lungen hat, erlaube ich mir, schließlich Ihre gütige Aufmerksamkeit dafür in Anspruch zu nehmen.

Es kam mir nemlich etwas inconsequent vor, daß die Ritter und Rittersöhne schon vor mehr als zweihundert Jahren den Söhnen der Bürger unter gewissen Verhältnissen das Recht zugestanden, ihre Ehre mittelst der Waffen ihnen gegenüber vertreten zu können. Nach einigem Forschen fand ich, daß den Doctoribus und namentlich denen juris utriusque die Rittersöhne zugestanden ward, ja daß diese sogar den nicht zu Doctoren promovirten Rittern im Range vorgezogen wurden. Was war natürlicher, als daß die noch nicht zu Rittern geschlagenen Söhne der Ritter den Söhnen der Bürger, welche auf die Doctorwürde aspirirten, einen gleichen Rang mit sich selbst einräumen mußten, da ohnehin die akademischen Bürgerrechte jeden Unfreien frei, und jeden, der sie erwarb, in Rechten und Ehren gleich machten.

Wie wesentlich dieß alles beigetragen habe, einen freien, gleichberechtigten Stand neben dem mit singulären Rechten begnadeten Ritter- und Bürgerstand auszubilden, läßt sich nicht verkennen. Im Laufe der Zeit hat dieser Stand der Gebildeten alle Stände verschlungen, und selbst der Fürst muß und wird es sich zur Ehre rechnen, ihm zugeählt zu werden; ja, man darf behaupten, es gebe außer dem Stand der Gebildeten weder eine Ehre, noch überhaupt wirklich einen Stand. In diesem Stande allein hat sich jenes zarte Ehrgefühl erhalten, welches eine Autonomie trotz der drohendsten Gesetze und Strafen in Anspruch nimmt, und so sehen Sie, Herr Graf, die zarteste Blüthe der Chevalerie, das Ehrenthum, dem ganzen Stande der Freien, aus welchem Ritterschaft, Adel- und Bürgerstand einst hervorgegangen sind, recht eigentlich wie der zurück gegeben.

Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude es mir macht, daß ich in einer Zeit lebe, wo kein Ritter und Edelmann es wagen dürfte, mir zu sagen, er habe mehr Ehre als ich. Ich würde ihm alle meine Briefe an Sie vorlesen und ihn fragen, worauf er sein Plus der Ehre und mein Minus gründe; dann würde ich ihm sagen, daß meine Vorfahren freie Dithmarsier, Friesen, Schweizer u. s. w. gewesen, und wenn er die Ehre und den Ruhm dieser Männer nicht anerkennen wollte, so würde ich ihn nach der Ehre und dem Ruhm seiner Vorfahren fragen, die von den meinigen vielleicht erschlagen worden sind, als sie ihre Freiheit, ohne welche kein Mann Ehre hat, verteidigten.

Sie sind so gütig, Herr Graf, Ihrem Stande zu rathen, sich den Genuß des lehrreichen Umganges mit den Gebildeten der andern Stände nicht durch unverständiges Absondern zu entziehen. Ich muß Ihnen sagen, daß solche Männer Ihres Standes, die den Gebildeten als Ungleichen und nur als Mittel eines angenehmen Genusses betrachten, in einem üblen Geruch stehen. Diese geben ihnen Dünkel, Hochmuth, vornehme Herablassung und dergleichen

Dinge schuld, welche der Gebildete eben nicht als Merkzeichen wahrnimmt, daß er sich unter seines Gleichen befinde, und Sie würden nicht zu weit gehen, wenn Sie annähmen, daß dieß der Grund sei, weshalb in neuerer Zeit der Gebildete mehr und mehr sich von dem Geburtsadel zurückzieht. Diese bürgerlichen Menschen haben auch ihren Stolz, und ich weiß nicht, ob ich ihn nicht höher und edler nennen soll als jenen, welcher auf geerbten Vorrechten, vermeinter feinerer Lebensart, Courtoisie und eingeübtem besserem Blute u. dergl. aufspricht.

Was meinen Sie, Herr Graf? — Sollte in den nächsten zehn Jahren in Deutschland die faktische und rechtliche Verschmelzung aller Grundeigenthümer zu einem gleichberechtigten Stande erfolgen, wie Manche wohl hoffen mögen, so möchte es am gerathensten für den Ritterstand sein, sich, um doch Etwas in der socialen Idee vor dem Bauer vorauszuhaben, dem Stande der Gebildeten recht förmlich, aufrichtig und ohne allen Vorbehalt einzuverleiben; er möchte sonst gar nichts mehr bedeuten, und völlig in Mißcredit gerathen. Das Beispiel des Adels in Frankreich sollte ihm theils zur Warnung, theils zum Vorbilde dienen. Dort ist die Intelligenz fast zum Rivellement der Stände gediehen, und die kleinen noch vorhandenen Unebenheiten beruhen in solchen Vorrechten, die dem größeren Verdienste und der höheren Bildung billig als eine lebenslängliche Auszeichnung zu gönnen sind. Und hiermit hat der Geburtsadel aufgehört, die höchste Staffel der Gesellschaft zu sein, in welcher in der That das Bewußtsein erwacht ist, daß weder in den Vorrechten eines Standes, noch in den combinären Utilitätsprinzipien der Fabrikanten ihre höchsten Interessen gesichert sind.

In der Voraussetzung, mich Ihnen vollständig deutlich gemacht zu haben, empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen und bitte Sie, nie an der Aufrichtigkeit der Versicherung meiner ungeheuchelten Hochachtung zu zweifeln, mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen,

Herr Graf,

Ihren

ganz ergebensten

Rahlborf.

die Fürsten zu belügen. Anarchie ist das Gespenst, womit die Verwalter der politischen Kinder schrecken. Indessen schrien die Völker nach wahrer Freiheit, wie Kinder nach der Mutter Brust. Sie stießen alle künstlichen Mischungen und Spielwerke von sich, welche man ihnen darreicht, und verlangen die reine Nahrung der Natur, die man ihnen am Ende doch wohl weh geben müssen. Völker, die verdienen frei zu sein, sind es noch immer geworden. Der Pöbel und fanatische Ideologen mögen Ausschweifungen begehen und die Macht dazu für Freiheit halten; ein Volk geräth nie in diesen Irrthum. Und doch ist die Autonomie des Pöbels kaum, ja gewiß nicht so schlimm, als die Autonomie der Ritterschaft und des Adels im Mittelalter, weil sie nicht dauern und Rechtsverhältnisse begründen kann. Die Intelligenz der Völker haßt alle Willkür; die Willkür der Beamten, des Adels, der Fürsten; sie wird daher die Willkür des Pöbels nicht lieben. Es ist kein Streit um die Art der Willkür, welche man über sie ausüben soll; wer darum streitet, ist höchstens ein cultivirter Knecht; es ist der Kampf der Intelligenz gegen alle Willkür, was die Völker bewegt. Ein solcher Kampf ist ohne Eigensucht; nur Herrschaft verschweifert sich mit ihr; ein Kampf um ewiges Recht bringt die Menschheit bei ihr selbst zu Ehren. Aber „das Bessere soll so schnell seinen Sieg nicht vollenden, als es der ideale Flug verlangt,“ sagt Arndt, „damit es inniger mit dem ganzen Menschen zusammenwache. Pflicht und Recht müssen ihren Kampf durchkämpfen gegen Anmaßung, Uebermuth und Willkür, und aus diesem Kampfe selbst mit größerer Verknüpfung und Stärkung hervorgehen.“

Jedes Volk hat einen natürlichen Adel, nämlich die Tapfersten und Klügsten des Landes. Dieser Adel ist nicht erblich, aber er ist genügend. Was würden Sie sagen, Herr Graf, wenn Sie den Krebs die Fische schlechte Schwimmer nennen hörten? Und doch lautet es gerade so, wenn man den Erbadel von seinen Vorzügen über diesen wahren Adel reden hört. Sie dürfen daher nicht in Verlegenheit sein, womit der Monarch sich umgeben solle, wenn „das Corps des Erbadeis“ die Umgebung des Thrones nicht mehr bilden soll. Ich folge Ihren Gründen nicht, weshalb dieser Erbadel, „den seine hohen Erinnerungen, sein feiner Ton und das Vorurtheil des Volks erheben,“ einem neugeschaffenen, nicht erblichen Adel von „Parvenus,“ oder gar einem Geldadel vorzuziehen sei. Ihre Vorstellungen scheinen hier abgesehen zu sein bei der gemeineren Klasse der vornehmen Gesellschaft aufzuhalten. Sie idealisiren einen übermüthigen Geldaristokraten, einen durch Ränke emporgelkommenen Günstling, und einen Phönix von Weissesadel, und stellen diese dem Erbadel gegenüber. Dies, Herr Graf, sind keine Argumente, sondern Voraussetzungen, die man nie machen darf, wenn man einen Beweis führen will. Der gemeine Geldstolz ist unter unserem Erbadel eben so zu

Hause, wie unter anderen Klassen der Gesellschaft, und schlimmer bei ihm, weil er noch mit einem andern hohlen Stolge gepaart zu sein pflegt. Lesen Sie Ihren Montesquieu in allen Theilen seines unsterblichen Esprit des Loix, so kann Ihnen nicht entgehen, daß er ganz andere Bedingungen des Erbadeis aufstellt, als diese unerheblichen Gegensätze. Nach seiner Meinung ist das Geld, überhaupt Reichthum und Wohlstand das Mittel, Bildung zu erwerben; und deshalb wünscht er seinem Adel große Schätze. Allein es ist höchst natürlich, daß eine an sich nicht natürliche Regierungsform, wie die monarchisch-erbkaiserliche, welche er zeichnet, ihre Dauer durch unnatürliche Mittel zu verewigen suchen müsse; und eben so natürlich ist es, daß Montesquieu überdies, wo er zu beweisen sucht, daß die Monarchie in seinem Sinne — die künstlichste aller Staatsformen — auch die beste sei, seinen Beweis am wenigsten gelingen sah. Alle künstliche Theorien hat der menschliche Geist zu nichte gemacht, und besonders haben politische Theorien ihn von jeher dazu genötigt. — Burke, den Sie ebenfalls als Gewährsmann für die Unentbehrlichkeit des Adels anführen, überlebte seinen Ruhm; er war der letzte theoretische Staatsmann, und hielt seine schönsten Reden vor leeren Bänken. Seine Doctrin von der Legitimität und dem Adel bewies zur Genüge, daß der Glaube daran verschwunden war. Kein vernünftiger Mensch kümmert sich mehr um Theorien. Alle Theorien sind archaisch, und so lange die Regierung eines constitutionellen Staates von gewissen Theorien ausgeht, kann der Frieden in dem Staate nicht heimisch werden. Die Intelligenz kennt die Theorien bloß als Uebergänge zur Vernunft, und die Darstellung dieser im Leben ist die Aufgabe des Lebens der Menschheit, und ihrer Theile, der einzelnen Völker und Menschen.

Der intelligente Fürst, Herr Graf, kann daher die politischen Ideologen nicht loben; er muß ihre Untauglichkeit zu Geschäften beklagen, und wird, sobald er kann, sich ihrer zu entledigen suchen. Ein Ador aber, der auf solche Ideologien sich gründet, erscheint der intelligenten Gesellschaft untauglich, ihre großen Interessen zu begreifen, weil er diese zu seinem eigenen Vortheile beschränkt. Wüßten Sie aber Ihre eigenen noblen Gefinnungen Ihrem ganzen Stande mitzutheilen, so würde ich mich freuen, die Hochachtung unge- theilt auf denselben übertragen zu können, mit welcher ich stets die Ehre habe mich zu nennen etc.

Siebenter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke.

Es scheint mir nicht, Herr Graf, als ob Sie den richtigen Gesichtspunkt aufgestellt haben, weshalb der Adel bei den minder bevorzugten Ständen eine Art von Neid und Eifersucht erzeuge. Sie halten den Besitz erblicher Realitäten und Gerechtsame für gerecht, weil sie ihn ererbt haben; das Volk aber fragt, wie Ihre Vorfahren über sein Eigenthum und seine Person haben verfügen können, und findet sich durch dieses Testament beeinträchtigt. Was Ihren Vorfahren bedingungsweise gegeben war, haben Sie als unbefugtes Eigenthum übernommen, und jetzt nehmen Sie die Miene an, als habe man keinen Grund, als gemeine Habgucht, als armseligen Neid und pöbelhafte Eifersucht, Ihnen Vorrechte zu mißgönnen, die Sie ohne allen Nutzen für das Volk, ja zu seinem größten Schaden noch besitzen. Sie verkünnen die Interessen des Volks; deshalb mißtraut Ihnen dieses, und behauptet, die Klünste Ihrer Politik seien unedel.

Ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von Ihrer Aufmerksamkeit sich sollte haben entgehen lassen, wie nicht Neid, sondern das Gefühl einer inhumanen Beschränkung die Gesellschaft gegen das Institut des Adels aufbringt. Vornehme Herablassung, Herr Graf, ist nicht das Mittel, den betriebsamen Bürger, den scharfsinnigen Gelehrten und den einfachen Bauer über die Gleichgültigkeit und Geringschätzung zu täuschen, mit welcher es der Gnade des ritterlichen Erbadeis beliebt, die Rechte des Volkes wahrzunehmen, und die Kunststücke der adeligen Staatsmänner sind keine Aufforderungen, dem Adel die Stellung auf die Dauer zu gönnen, die er zwischen Fürsten und Völkern einnimmt.

Aber man darf diese Mißstimmung der übrigen Stände gegen den Adel nicht einmal so unmittelbar erklären; bedenken Sie die Geschichte und ihre Ueberlieferungen, Herr Graf! Bedenken Sie, welchen Eindruck die Grausamkeiten und Gräuel, welche der Adel gegen alle Völker und Menschen verübt hat, auf die Denkungsweise der Menschen machen mußten, die sich vor der Willkühr von jeher unter den Schutz guter Gesetze zu flüchten suchten — und Sie werden dem Volke seinen Adelshaß nicht als Neid deuten, ja kaum verargen. Ich will Ihnen örtlich fernliegende Beispiele gar nicht nennen. Bedenken Sie dafür allein der Züge der holssteinischen Ritterschaft, von ihrem Adel geführt, gegen die ehrlichen freien Dithmarsier. Die Schweiz, die Niederlande, ja kein Land der Welt, wo eine übermüthige Feudalbarokratie der ewigen Idee der

Gerechtigkeit schreitend: Gewalt anthat, rathhält in seiner Geschichte eine lautere Anklage gegen die Vorfahren erinnerungsfoller Enkel. Und wenn es auch für diese und ähnliche Selbstthaten Entschuldigungen giebt, so müssen Sie doch bedenken, daß es dem unterjochten Freien wehthue, seine Unterjocher sich selbst noch mit der Erinnerung an diese Gewaltthätigkeiten breit machen zu hören. Und lassen Sie alles unbefangen vor Ihrer Seele vorübergehen, was die Enkel seiner Helden — unter denen ich den Namen Ihres Geschlechtes in dessen nicht finde. — in neuerer Zeit im Geiste der ritterlichen Religiosität und feudalen Loyalität für ihr Land, für ihr Volk, für ihren Fürsten Großes, Gerechtes, Schönes, Gutes, oder was Sie wollen, gethan haben: — ist es mehr, als daß sie eifrig bestrebt waren, zu erhalten, was sie besaßen? Ich verkenne nicht, daß der Adel Holsteins sich in mancher Weise vor dem Adel anderer Länder auszeichne; allein läugnen können Sie auch nicht, daß eine wohlthätige, patriotische, humane Wirksamkeit sein größter Ruhm nicht sei. Er weiß angenehm zu leben; er ist gebildet zu nennen; er patronisirt auf die feinste Weise. Aber, Herr Graf, giebt es wohl irgendwo einen gebrückeren Bauernstand, einen vernachlässigteren Landmann, als den, welcher das Glück hat, Unterthan des holsteinischen Adels zu sein? Es ist zu wohl bekannt, daß er es selbst denern aus seiner Mitte nicht vergiebt, welche in den häuerlichen Verhältnissen etwas zu bessern den Muth hatten, und nicht dem Adel, nur der Aufklärung des trefflichen Königs haben die Abtrünnigen von der engherzigen Politik des Standes Schutz zu verdanken gehabt. Welche Versuche sind von dem holsteinischen Adel nicht ausgegangen, religiöse Dunkelheit zu verbreiten, oder, besser, unter ihren Unterthanen zu erhalten! Und was in diesem Augenblick in Holstein geschieht und geschehen mag, abgesehen von der Verfolgung eines Mannes, der es wenigstens ebenso rechtlich mit dem Volke meint, als der Adel mit sich selbst: — trägt es ein anderes Gepräge, als das des besorgten Eigennuzes des Feudaladels in andern Ländern, wo er Gelegenheit hat, wie in Holstein, ihm ungehindert zu fröhnen? Immer und immer wieder erhebt er das Geschrei, die Verfassung des Staates sei in Gefahr, wenn nichts als seine Privilegien bedroht sind, und, gestützt auf Montesquieu und Burke, weiß er den Fürsten begreiflich zu machen, daß es sich um die Existenz der Monarchie handle.

Stellen Sie mir Ihre eigene bessere Gesinnung nicht entgegen. Ein Mann, wie Sie, der in jedem Verhältnisse ein edler Mann sein würde, kann nicht einen Stand repräsentiren. Er steht über jedem Stande und gehört dem Volke. Ihre Familie hat die würdigsten Männer aufzuweisen; Graf Adam Moltke ist von keinem Ehrenmanne vergessen; und Sie werden solche Ahnen nie verläugnen können, ohne sich in eine Menge Widersprüche mit sich selbst zu verwickeln.

Und in der That, Herr Graf, dieß beweist der ganze Theil Ihrer Schrift,

in welchem Sie die Verhältnisse des Adels zu der bürgerlichen Gesellschaft feststellen. Sie läugnen nicht, daß der Adel gleichmäßig zu den Staatslasten gezogen werden müsse, aber sie verlieren keine Sylbe über die Frohnden und Zinse, durch welche er vom Bauer seine Steuern zahlen läßt. Oder ist das Gleichheit der Besteuerung, daß der Bauer in gleichem Verhältniß an den Staat zahle, wie der Ritter, allein diesem noch einmal soviel und oft noch mehr an Arbeiten, Diensten, Naturalleistungen und barem Gelde zu geben habe? Noch ist die gleiche Besteuerung überall eine scheinbare Theorie von Gerechtigkeit geblieben, aber das ungemessene Bedürfniß des Staatshaushaltes wird endlich einmal eine vernünftige Praxis durchsetzen.

Allein statt diese Ihren Standesgenossen anschaulich zu machen, statt, was Sie recht gut gekannt hätten, ihnen die Vorthelle der Auflösung von Realitäten und Diensten aus den tausend verständigen Gründen darzulegen, die es dafür giebt; statt der Intelligenz der Zeit das Zugeständniß zu machen, daß jeder Staat, er heiße, wie er wolle, er sei groß oder klein, monarchisch oder republikanisch verfaßt, eines freien Bauernstandes bedürfe; statt dem Adel anzurathen, endlich einmal etwas zu thun, wodurch er sich die Liebe und die Achtung des Volkes verdiene: rathen Sie ihm, Majorate zu stiften, damit er nicht verarme, und seine erhabene Stellung in der Gesellschaft behaupten könne. Mein Gott, Herr Graf! wie kommen Sie zu solchen Widersprüchen? Hätten Sie nur nicht in demselben Augenblicke aus den Debatten der französischen Patrikammer die schreiende Anomalie, welche Fideicommiss und Majorate gegen die übrigen Gesetze des Staates bilden, so trefflich gezeigt! Gleichsam als wäre die Ungerechtigkeit einer testamentarischen oder künftlichen Verkümmern der freien Verfügungsrechte des Erben über sein Erbgut kleiner, die Versündigung an den Prinzipien des Erbrechts geringer, wenn ein Zweig einer adeligen Familie „den Glanz in seiner äußeren Erscheinung behaupten könne, den die hohe Wichtigkeit seines Standes, den seine Superiorität über die übrigen Stände zu zeigen gebiete,“ sobald nur das Majorat nicht über und unter einer mäßigen Größe sei! Nein, Herr Graf, die Majorate, größer oder kleiner, sind aller vernünftigen Staatswirtschaft zuwider; sie sind ein Ausfluß der Erbünde des Adels; sie unterdrücken den gedrückten Bauernstand, und hindern ihn, die adeligen Güter an sich zu kaufen, und sich dadurch in den Besitz ihrer angeborenen, humanen Freiheit zu setzen. Seit man aufgehört hat, an die Lehre zu glauben, daß die Fürsten Eigenthümer der Länder und ihrer Bewohner sind, die sie regieren, hat man auch abgesehen von dem Wahne, daß sie auf ewige Zeiten die Freiheit der Bauern an den Erbadel verhandelt haben, und ebensowenig glaubt man noch, daß das Recht zur Gesetzgebung zu Gesetzen mißbraucht werden könne, welche der Vernunft widersprechen. Wenn Sie zugeben, „daß die Aufhebung der Standesrückichten dem industriellen Streben

der Nation einen mächtigen Impuls geben werde, da dieses Streben dadurch zu Ehren gelangen werde, wenn kein Glied der Gesellschaft durch Vorurtheile abgehalten werde, daran Theil zu nehmen:“ weshalb nun immer wieder an Vorurtheile die Trennung der nationalen Interessen knüpfen? weshalb dem Traurigsten, was den freien Geist des Menschen fesseln mag, fort und fort huldigen? Belämpfen muß der edle und intelligente Mensch die Macht der Vorurtheile, nicht aber ihnen zu Liebe Vorschläge machen, welche ihn mit seinen eigenen besten Ueberzeugungen in einen beklagenswerthen Widerspruch setzen. Heißt es nicht den Reichtum, das Interesse der Nation nichts achten, wenn man einen Stand durch neue Rechte bevorzugt wissen will, welche den allgemeinen Wohlstand hemmen? und ist dieses nicht gerade der Vorwurf, den man dem Adel macht? Ein Fürst, ein Gesetzgeber, welcher die Erfindung von Majoraten einem Stande nicht nur freigäbe, sondern zur Pflicht machte, würde die Intelligenz nicht minder beleidigen, als die Minister Karls X. die Nation durch einen ähnlichen Vorschlag beleidigt haben.

Sie verwerfen ferner die Annäherung des Adels, zu den höheren Stellen des Staats- und Heerdienstes bevorrechtigt zu sein; allein indem Sie „eine von der Politik und Humanität (?) gegründete Accommodation zu dem vorhandenen Unterschied der Stände“ in Anspruch nehmen, gründen Sie zugleich darauf eine Nothwendigkeit, den Adel auch hierin zu bevorzugen. Und welches sind Ihre Gründe? Der Mensch, sagen Sie, sei zu Ehrgeiz geneigt und trachte aus Egoismus nach dem Höchsten. Wo sich nun dieser Ehrgeiz zeigt, und ein gleichberechtigter Adelige und Bürgerliche concurriren, müsse es Staatsmaxime sein, den letzteren zu dämpfen, und den Adel vorzuziehen. Man wisse, wie leicht solche („bürgerliche“) Menschen gefährlich werden. Oft auch sei das Verdienst bei ihnen mit einer Gesinnung verknüpft, welcher die zarteren Gefühle des Wohlwollens, die ruhige Würdigung der moralischen und geistigen Eigenschaften der Menschen fremd seien, und verleite dann zu einem sich selbst überschätzenden Stolz. Der Adel hingegen erhalte sich auf seiner Höhe des Lebens jene höheren, edleren Gesinnungen, und deshalb gebühre ihm der Vorzug! — Auch liege es in der Natur der Menschen, sich lieber solchen zu unterwerfen, welche schon der alte Lauf der Dinge weit über sie hinaufgeschoben, und die sie also nicht als ihres Gleichen betrachten. Die Erhebung aus den untern Klassen erzeuge Neid, entfessele die Leidenschaften, reize zu Ungehorsam . . .

Herr Graf! Gegen solche Gründe hört alle Gegenargumentation auf! Soll ich es glauben, daß Sie hiermit Ihre vollste, innerste Ueberzeugung ausgesprochen haben? Wahrlich, nein! Ich kann mich von dem wohlthunenden Glauben nicht trennen, daß Sie ein gebildeter, edler Mann sind! Klingt Seine. VI.

diese Argumentation nicht gerade, wie der bitterste Spott auf Ihren eigenen Stand? Besinnen Sie sich! Wie viele Throne sind vom Ehrgeize des Adels gestürzt, wie viele hohe Staatsämter von ihm zu Empörungen benutzt worden? Herr Graf, diese Rechnung möchte sehr zum Nachtheile der Stütze der Throne ausfallen! Oder hat der Adel auf seiner Höhe des Lebens etwa dazu ein besseres Recht? Oder glauben Sie wirklich, daß ein Mann mit Gesinnungen der Art, wie Sie solche hier kundgeben, das Bedürfniß des Volkes besser begreifen könne, und mithin das hohe Staatsamt zweckmäßiger verwalten werde, als ein Bürgerlicher? Glauben Sie, daß das zarte Wohlwollen, welches der erstere zeigt, mehr sei, als eine in guten weichen Mienen verborgene Kälte und herzlose Berechnung der Vortheile des Standes? Und alles in allem: sollte man nicht meinen, Sie sprächen vom Adel im Gegensatze von den Menschen, als hätte er alle Tugenden und edleren Gesinnungen sublimirt und geläutert in ausschließlichem Besitze? Bei Gott, wenn Ihre holsteinische Bürgerelite Ihnen bei diesen Gegensätzen zum Muster gebient hat, so mag sie's leiden! — Sollten Sie aber von dem übrigen Deutschland keine besseren Begriffe haben, so laße ich Sie, außer nach Oestreich, in jede beliebige Stadt von einiger Bedeutung, aber incognito, als Gast, wenn Ihnen das nicht zu despectirlich ist, und dann wollen wir diese Dinge einmal in der Nähe überlegen, und den Geist der Menschheit nach den Ständen studiren. Ich biete Ihnen jede beliebige Wette, daß überall die Beamten aus dem Bürgerstande in der Regel mehr Achtung vor dem Gesez und der Idee der Gerechtigkeit haben, als der in der Idee der singulären Rechte aufgewachsene Adel. Dieß liegt in der Natur der Verhältnisse, und, Herr Graf, in der gründlicheren Bildung und Erziehung des Bürgerstandes.

Noch deutet in Deutschland nichts deutlich und nahe auf eine gänzliche Beseitigung des Erbadeis oder seiner Vorrechte. Zwar breitet sich nach allen Seiten die Intelligenz aus; allein noch sucht sie mit nationaler Mäßigung alle Interessen zu vereinigen, oder zu schonen. Vielleicht ist es Deutschland vorbehalten, die Anforderungen der Vernunft an die Politik auf einem ruhigen Wege geltend zu machen. Gern lasse ich Ihnen den Glauben an die natürliche Vortrefflichkeit des Adels; gern gebe ich Ihnen zu, „daß auf einer gewissen Höhe des Lebens diejenigen Eigenschaften am besten und leichtesten erworben und ausgebildet werden, durch welche die Menschen zur Ordnung und Achtung der Geseze angeführt und genöthigt werden sollten;“ obgleich ich einer gewissen Höhe der Bildung noch mehr zutraue. Gern schweige ich zu der Behauptung, „daß die erhabensten Schöpfungen der Poesie, die geistreichsten Betrachtungen im Felde der Politik und Philosophie dem Adel angehören.“ Es mag in solchen Selbsttäuschungen ein Trost für den liegen, der die Verdienste seiner Ahnen sich zur Ehre, ja, wohl gar selbst zum Verdienste rechnet.

Ich würde alle Dichter von Homer und alle Philosophen von den sieben Weisen Griechenlands an mit sämmtlichen Entdeckungen im Reiche der Physik und allen ihren ungeheueren Folgen; ja, ich würde den Gottmenschen selbst und den kühnen Glaubenshelden Luther dem Adel lassen, und würde mich ihrer freuen, auch wenn er sie unter seine Ahnen zählte. Ja, ich würde nichts dagegen einwenden, wenn Sie auch noch adelige Erziehungsanstalten für ausschließliche, getrennte Erziehung und Bildung des jungen Adels durch adelige Erzieher und Lehrer, noch neben den Cadettenhäusern, in Vorschlag brächten, damit der bessere Stoff und Geist zusammengehalten und kräftig genährt, gleich Herrliches in reichem Maße wieder hervorbringe. Haben doch unsere Tage schon dergleichen bedenkliche Vorschläge erzeugt! Es wird der Vortheil der Gesellschaft sein, wenn sich der Adel möglichst in seiner Bildung von ihr scheidet; der Stolz des Bürgerthums wird dadurch nur gehoben und — die große Frage der Entscheidung näher gebracht werden.

Ich kann mir nicht versagen, Ihre Schrift jedem jungen Adeligen zu empfehlen. Sie wird viel beitragen, ihn mit den echten Gründen eines Stolzes bekannt zu machen, welcher den Stand charakterisirt. Vielleicht geräth durch sie mancher auf den glücklichen Gedanken, ihn mit der gebiegenen Poheit der Gesinnungen ihres Verfassers auszufüllen, die unverkennbar daraus hervorleuchtet und die unveränderliche Hochachtung erzeugte, mit welcher ich stets die Ehre haben werde zu sein &c.

Achter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke &c.

Es ist mir sehr unangenehm, Herr Graf, daß ich mich in meinem letzten Schreiben zu einer gewissen Heftigkeit habe hinreißen lassen, welche ich mir vornahm, recht sorgfältig zu vermeiden, als ich mich getrieben fühlte, Ihren Ansichten über den Adel die meinigen gegenüber zu stellen. Unaufhaltsam rollt diese Zeit um und mit uns hinweg, und wahrlich, es ist eine Zeit, wo man keinen Ehrenmann verletzen muß! Trennen Sie daher die Sache von der Person, trennen Sie meinen Eifer für die Wahrheit von dieser selbst. Ich weiß, es würden viele Andere besser gesprochen haben als ich; aber sie schwiegen, und dieses Schweigen beängstigte mich. Ich mußte reden, so gut ich es verstand; denn „ganz schweigen, sagt Luther, ist schlimmer, als nicht ganz gut reden, wenn's Wahrheit gilt.“ Nicht Sie selbst, Herr Graf, lediglich die Gründe, welche Sie zur Unterstützung Ihrer Meinung anführen, sind

der Gegenstand meiner Festigkeit, und somit fürchte ich nicht, Ihrem bekannten ritterlichen Sinne eine Veranlassung gegeben zu haben, mir noch einen anderen Fehdehandschuh, als jenen literarischen, hinzuwerfen.

Gesetzt aber, Herr Graf, Sie fühlten sich doch gekränkt, beleidigt . . . wie dann? Was würden Sie sagen, wenn ich Ihren eisernen Handschuh liegen ließe, und fest behauptete, meine Ehre leide darunter nicht? — Sie würden, wären Sie nicht von den gemeinen Vorurtheilen Ihres Standes frei, mich, der ich Ihnen für angethane Ehrenkränkung ehrenhafte Genugthuung verweigerte, nicht nur verachten, sondern auch Ihre Verachtung durch jedes Mittel zu erkennen geben, womit der Kühne und Muthige dem Feigen und Knechtischgesinnten seine Ueberlegenheit fühlbar macht. Mit einem Worte: Sie würden mich mißhandeln. —

Gemach! Brechen Sie den ewigen Landfrieden nicht! Haben nicht Ihre Vorfahren alle diese Urhebe beschwören müssen? Ich halte dafür, daß die Enkel nicht nur die Rechte ihrer Väter behaupten, sondern auch ihre Pflichten erfüllen und deren Schwüre heilig halten müssen. Hat man ihnen nicht das Gesetz gegeben, als man ihnen das Schwert nahm? Und sollten die Enkel nicht die Wohlthat dieses Schutzes fühlen, da Sie ja selbst das gemeine Vorurtheil für den Besitz singulärer Rechte gestimmt und einen vulgären Rechtsirritum schon für eine sichere Vormauer Ihrer Standesvorrechte halten?

Ich bin mit mir zu Rathe gegangen, wie ich mich in dieser Verlegenheit benehmen solle. Allein, Herr Graf, ich gestehe Ihnen offenherzig, diese Verathung mit mir selbst hat mich in eine neue Verlegenheit gestürzt. Mein fester Grundsatz ist es, mich nie hinter ein Vorurtheil zu verbergen. Ich bin entschlossen, jedem Vorurtheile Trost zu bieten, wo ich es auch treffe, und höchstens zu schonen, so lange es unschädlich ist. Nun sagte ich mir deutlich, es sei ein Vorurtheil, die Ehre auf die Spitze des Schwertes zu stellen, da das Gesetz die Ehre schütze. Ich verachte alle Autonomie, so lange Gerechtigkeit im Lande ist. Kein Degen, keine Kugel kann mich zwingen, dem Ehre zu erweisen, der sie nicht verdient, und nur die humane Vernunft gebietet mir, sie dem nicht zu entziehen, der sich selbst ihrer nicht begiebt.

Und dennoch, Herr Graf, kann ich mich hier mit der Gesetzgebung nicht recht abfinden, welche lediglich Injurien zum Gegenstande Ihrer zarten Vorsorge macht, welche sich auf Worte und Thaten oder Zeichen zurückbringen lassen. Ich durchlaufe meinen Brief an Sie — ich überlese Ihre Schrift — ich habe ein unheimliches Gefühl, Ihnen zu nahe getreten zu sein — und doch, wenn ich's sagen sollte, wo Sie mich durch das Gesetz für diesen Frevel belangen sollten, ich wüßte es nicht anzugeben.

Mich dünkt, Sie haben in Ihrer Schrift eine wesentliche Sitte, welche wir dem kriegerischen Prinzip der gesellschaftlichen Verhältnisse verdanken, worin

unsere Voreltern lebten, völlig und mit Unrecht übergangen. Wäre der Adel nicht gewesen, hätte das Ritterthum nicht geblüht, wir würden von dieser Sitte nichts mehr wissen, und jenes kriegerische Prinzip, welches die Ehre des Freien seinem eigenen Schutze anvertraut, würde die conventionellen Formen unseres gesellschaftlichen Lebens nicht haben erträglich machen, mildern und ausgleichen können.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Ueberrest des Faustrechts zugleich auch die erste Grundfeste germanischen Gesellschaftslebens war. Die vollständige Anerkennung der Ehre des freien Mannes war die unerläßliche Bedingung aller socialen Beziehungen der Freien zu einander, und kraft dieser hohen Bedeutung der Ehre hat sich dieselbe Bedingung erhalten bis auf diesen Tag, trotz Landfriedens, trotz legislativer Stümpereien, trotz der gewiß übertriebenen Behauptung, daß die Ehre groß und umfassend genug sei, welche der Freie vom Gesez erhalten kann. —

Somit kann Ihnen denn meine Verlegenheit nicht entgehen. Ich muß bekennen, daß ich die Ehre von dem Geseze nicht in dem Maße geschützt finde, wie ich als Sohn Germaniens sie mir zu denken von Jugend auf gewöhnt bin, und es bleibt mir nichts übrig, als da eine sittliche Grenze der Macht der Staatsgesetzgebung anzunehmen, wo die höhere Autonomie der Ehre ihren Anfang nimmt. Diese Autonomie ist so zart, sie ist so inwendig in der Brust des gebildetfühlenden Mannes begründet, daß schwerlich ein allgemeines Gesez sie jemals ganz beseitigen wird. Nur das Recht, Schieds- und Ehrenrichter zu wählen in Fällen, die gleich dem unsrigen, Herr Graf, eine höchst private, aber doch durch eine öffentliche Autorität gesicherte Ausgleichung verlangen könnten, würde uns als billigen und gebildeten Männern genügen können; sonst aber nichts als Waffen. Allein — haben wir ein solches Recht? Würde man uns nicht wegen Winkelgerichtsbarkeit und Verlust von Sporteln und Stempeln in Anspruch nehmen? Sind nicht unsere „ordentlichen Richter auch einst jung gewesen,“ wie Dr. Paulus sagt, und wissen sie daher nicht, über zarte Ehrensachen uns gehörig ins Klare zu setzen? — Ja wohl! sie sind jung gewesen, und sind froh, daß sie so alt sind, um der Placereien der Ehre wegen überhoben zu sein! Wahrlich, Herr Graf, ich möchte, wir verträgen uns um unsern Streit, und ließen dem Mittelalter, den Officieren, den Studenten, und wer sonst Lust und Gefallen am Werke hat, sich zu raufen, ehe wir uns durch Ausgleichung unserer Ehrensache den junggewesenen Richtern auf diese oder jene Art in die Hände lieferten. —

Etwas schien mir jedoch betrachtwürth, als ich der Sitte des Zweikampfes nachdachte, und da es eine Beziehung zu dem Gegenstande meiner Mitthei-

lungen hat, erlaube ich mir, schließlich Ihre gütige Aufmerksamkeit dafür in Anspruch zu nehmen.

Es kam mir nemlich etwas inconsequent vor, daß die Ritter und Rittersöhne schon vor mehr als zweihundert Jahren den Söhnen der Bürger unter gewissen Verhältnissen das Recht zugestanden, ihre Ehre mittelst der Waffen ihnen gegenüber vertreten zu können. Nach einigem Forschen fand ich, daß den Doctoribus und namentlich denen juris utriusque die Rittersöhne zugestanden ward, ja daß diese sogar den nicht zu Doctoren promovirten Rittern im Range vorgezogen wurden. Was war natürlicher, als daß die noch nicht zu Rittern geschlagenen Söhne der Ritter den Söhnen der Bürger, welche auf die Doctorwürde aspirirten, einen gleichen Rang mit sich selbst einräumen mußten, da ohnehin die akademischen Bürgerrechte jeden Anfreien frei, und jeden, der sie erwarb, in Rechten und Ehren gleich machten.

Wie wesentlich dieß alles beigetragen habe, einen freien, gleichberechtigten Stand neben dem mit singulären Rechten begnadeten Ritter- und Bürgerstand auszubilden, läßt sich nicht verkennen. Im Laufe der Zeit hat dieser Stand der Gebildeten alle Stände verschlungen, und selbst der Fürst muß und wird es sich zur Ehre rechnen, ihm zugezählt zu werden; ja, man darf behaupten, es gebe außer dem Stand der Gebildeten weder eine Ehre, noch überhaupt wirklich einen Stand. In diesem Stande allein hat sich jenes zarte Ehrgefühl erhalten, welches eine Autonomie trotz der drohendsten Gesetze und Strafen in Anspruch nimmt, und so sehen Sie, Herr Graf, die zarteste Blüthe der Chivalerie, das Ehrenthum, dem ganzen Stande der Freien, aus welchem Ritterschaft, Adel- und Bürgerstand einst hervorgegangen sind, recht eigentlich wieder zurückgegeben.

Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Freude es mir macht, daß ich in einer Zeit lebe, wo kein Ritter und Edelmann es wagen dürfte, mir zu sagen, er habe mehr Ehre als ich. Ich würde ihm alle meine Briefe an Sie vorlesen und ihn fragen, worauf er sein Plus der Ehre und mein Minus gründe; dann würde ich ihm sagen, daß meine Vorfahren freie Dithmarscher, Friesen, Schweizer u. s. w. gewesen, und wenn er die Ehre und den Ruhm dieser Männer nicht anerkennen wollte, so würde ich ihn nach der Ehre und dem Ruhm seiner Vorfahren fragen, die von den meinigen vielleicht erschlagen worden sind, als sie ihre Freiheit, ohne welche kein Mann Ehre hat, vertheidigten.

Sie sind so gütig, Herr Graf, Ihrem Stande zu rathen, sich den Genuß des lehrreichen Umganges mit den Gebildeten der andern Stände nicht durch unverständiges Absondern zu entziehen. Ich muß Ihnen sagen, daß solche Männer Ihres Standes, die den Gebildeten als Ungleichen und nur als Mittel eines angenehmen Genusses betrachten, in einem üblen Geruch stehen. Diese geben ihnen Dünkel, Hochmuth, vornehme Herablassung und dergleichen

Dinge schuld, welche der Gebildete eben nicht als Merkzeichen wahrnimmt, daß er sich unter seines Gleichen befinde, und Sie würden nicht zu weit gehen, wenn Sie annähmen, daß dieß der Grund sei, weshalb in neuerer Zeit der Gebildete mehr und mehr sich von dem Geburtsadel zurückzieht. Diese bürgerlichen Menschen haben auch ihren Stolz, und ich weiß nicht, ob ich ihn nicht höher und edler nennen soll als jenen, welcher auf geerbten Vorrechten, vermeinter feinerer Lebensart, Courtoisie und eingebilbetem besserem Blute u. dergl. aufsprieht.

Was meinen Sie, Herr Graf? — Sollte in den nächsten zehn Jahren in Deutschland die faktische und rechtliche Verschmelzung aller Grundeigentümer zu einem gleichberechtigten Stande erfolgen, wie Manche wohl hoffen mögen, so möchte es am gerathensten für den Ritterstand sein, sich, um doch Etwas in der socialen Idee vor dem Bauer vorauszuhaben, dem Stande der Gebildeten recht förmlich, aufrichtig und ohne allen Vorbehalt einzuverleiben; er möchte sonst gar nichts mehr bedeuten, und völlig in Miscrebit gerathen. Das Beispiel des Adels in Frankreich sollte ihm theils zur Warnung, theils zum Vorbilde dienen. Dort ist die Intelligenz fast zum Nivellement der Stände gediehen, und die kleinen noch vorhandenen Ueбенheiten beruhen in solchen Vorrechten, die dem größeren Verdienste und der höheren Bildung billig als eine lebenslängliche Auszeichnung zu gönnen sind. Und hiermit hat der Geburtsadel aufgehört, die höchste Staffel der Gesellschaft zu sein, in welcher in der That das Bewußtsein erwacht ist, daß weder in den Vorrechten eines Standes, noch in den ordinären Utilitätsprinzipien der Fabrikanten ihre höchsten Interessen gesichert sind.

In der Voraussetzung, mich Ihnen vollständig deutlich gemacht zu haben, empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen und bitte Sie, nie an der Aufrichtigkeit der Versicherung meiner ungeheuchelten Hochachtung zu zweifeln, mit der ich die Ehre habe, mich zu nennen,

Herr Graf,

Ihren

ganz ergebensten

Kahlbornf.



Französische Zustände.

Vive la France! quand même —



Vorrede.

„Diejenigen, welche lesen können, werden in diesem Buche von selbst merken, daß die größten Gebrechen desselben nicht meiner Schuld beigemessen werden dürfen, und diejenigen, welche nicht lesen können, werden gar nichts merken.“ Mit diesen künftigen Vernunftschlüssen, die der alte Scarron seinem komischen Romane voransetzt, kann ich auch diese ernstern Blätter bevortworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich, nach dem Begehre des Augenblicks, in stürmischen Verhältnissen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beschränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geschrieben habe. Diese anonymen, flüchtigen Blätter soll ich nun unter meinem Namen als festes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich bedroht worden bin, sie nach eigener Laune zusammenstellt, und nach Willkür umgestaltet, oder gar jene fremden Erzeugnisse hineinmischt, die man mir irthümlich zuschreibt.

Ich benutze diese Gelegenheit, um aufs Bestimmteste zu erklären, daß ich, seit zwei Jahren, in keinem politischen Journal Deutschlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken lassen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes, das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständniß der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhegen, das große Völkerbündniß, die heilige Allianz der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pfluge ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Laumel der aufgeregten Leidenschaften, meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieser Zeit, werden sie mich weniger verkennen,

als damals, wo sie am Ziel ihrer Wünsche zu stehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken schwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimath zurückkehren, so lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeisterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muß. Ich würde lieber bei dem ärmsten Franzosen um eine Kruste Brod betteln, als daß ich Dienst nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutschen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für prälabirenden Uebergang zum Servilismus, und die unsere beste Tugend, den Glauben an die ehrliche Gesinnung des Gegners, für plebejische Erbdummheit ansehen. Ich werde mich nie schämen betrogen worden zu sein von jenen, die uns so schöne Hoffnungen ins Herz lächelten: „Wie alles aufs friedlichste zugestanden werden sollte, wie wir hübsch gemäsigt bleiben müßten, damit die Zugeständnisse nicht erzwungen und dadurch ungebeilich würden, wie sie wohl selbst einsähen, daß man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne —.“ Ja, wir sind wieder Düpes geworden, und wir müssen eingestehen, daß die Lüge wieder einen großen Triumph ersochten und neue Lorbeerblätter eingärntet. In der That, wir sind die Besiegten und, seit die heroische Ueberlistung auch offiziell beurkundet worden, seit der Promulgazion der deplorablen Bundestagsbeschlüsse vom 28. Junius, erkrankt uns das Herz in der Brust vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande steht dir bevor, wenn du sie erträgst, diese Schmach! welche Schmerzen, wenn du sie nicht erträgst!

Nie ist ein Volk von seinen Nachhabern grausamer verhöhnt worden. Nicht bloß, daß jene Bundestagsordnungen voraussetzen, wir ließen uns alles gefallen; man möchte uns dabei noch einreden, es geschehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn Ihr aber auch mit Zuversicht auf knechtische Unterwürfigkeit rechnen durftet: so hattet Ihr doch kein Recht uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die nichts gelernt haben als ein bißchen Kofttäuscherei, Volteschlagen, Becherspiel oder sonstige plumpe Schelmentkünste, womit man höchstens nur Bauern auf Jahrmärkten überböhlpeln kann: diese wädhnen damit ein ganzes Volk behörden zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Diese unverdiente Beleidigung, daß Ihr uns für noch dümmer gehalten als Ihr selber seid, und Euch einbildet uns täuschen zu können, das ist die schlimmere Beleidigung, die Ihr uns zugefügt in Gegenwart der umstehenden Völker.

Ich will nicht die konstitutionellen deutschen Fürsten anklagen; ich kenne ihre Nothen, ich weiß, sie schwächten in den Ketten ihrer kleinen Camarillen,

und sind nicht zurechnungsfähig. Dann sind sie auch, durch Zwang aller Art, von Oestreich und Preußen embauchirt worden. Wir wollen sie nicht schmähen, wir wollen sie bebauern. Früh oder spät ärnten sie die bitteren Früchte der bösen Saat. Die Thoren, sie sind noch eifersüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einsieht, daß sie am Ende von Oestreich und Preußen mediatisirt werden, ist all ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem Nachbar ein Stück seines Ländchens abgewinnt. Wahrlich, sie gleichen jenen Dieben, die, während man sie nach der Hängstätte führt, sich noch unter einander die Taschen bestehlen.

Wir können, ob der Großthaten des Bundestags, nur die beiden absoluten Mächte, Oestreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit sie gemeinschaftlich unsere Erkenntlichkeit in Anspruch nehmen, kann ich nicht bestimmen. Nur will es mich bedünken, als habe Oestreich wieder das Gefäßjige jener Großthaten auf die Schulter seines weisen Bundesgenossen zu wälzen gewußt.

In der That, wir können gegen Oestreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefster Brust, daß wir nicht berechtigt sind, mit Scheltworten diese Macht zu schmähen. Oestreich war immer ein offener ehrlicher Feind, der nie seinen Anstapf gegen den Liberalismus geläugnet oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arnolds Lieber gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenheide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, geweint, während er sie an der Kette festhielt; — man wußte immer, wie man mit ihm dran war, man wußte, daß man sich vor ihm zu hüten hatte, und man hüdete sich vor ihm. Er war immer ein sicherer Mann, der uns weder durch gnäbige Blicke täuschte, noch durch Privatmalicen empörte. Man wußte, daß er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Hasse, sondern großartig im Geiste eines Systems handelte, welchem Oestreich seit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es ist dasselbe System, für welches Oestreich gegen die Reformation gestritten; es ist dasselbe System, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieses System fochten nicht blos die Männer, sondern auch die Töchter vom Hause Habsburg. Für die Erhaltung dieses Systems hatte Marie Antoinette in den Tuileries zum kühnsten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieses Systems hatte Maria Luisa, die als erklärte Regentin für Mann und Kind streiten sollte, in denselben Tuileries den Kampf unterlassen und die Waffen niedergelegt. Kaiser Franz hat für die Erhaltung dieses Systems den theuersten Gefühlen entsagt und unfähiges Verzeib erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden
Seine. VI.

den Entel, den er seinem Systeme geopfert, dieser neue Kummter hat tief gebeugt das greise Haupt, welches einst die deutsche Kaiserkrone getragen — dieser arme Kaiser ist noch immer der wahre Repräsentant des unglücklichen Deutschlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone sprechen. Hier hemmt uns wenigstens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutschen Kaiserhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Vorrassenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamiren. Aber bis jetzt ist es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karls des Großen zu erfassen und zu dem Raub so vieler polnischer und sächsischer Kleinodien in den Sack zu stecken. Noch hängt die Krone Karl des Großen viel zu hoch, und ich zweifle sehr ob sie je herabsinkt auf das wigige Haupt jenes goldgesporten Prinzen, dem seine Barone schon jetzt, als dem künftigen Restaurator des Ritterthums, ihre Hulbigungen darbringen. Ich glaube vielmehr Sr. Königl. Hoheit wird, statt eines Nachfolgers Karls des Großen, nur ein Nachfolger Karl X. und Karls von Braunschweig.

Es ist wahr, noch vor kurzem haben viele Freunde des Vaterlandes die Vergrößerung Preußens gewünscht, und in seinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutschlands zu sehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu fördern gewußt, und es gab einen preußischen Liberalismus und die Freunde der Freiheit blickten schon vertrauensvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu solchem Vertrauen verstehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Besorgniß diesen preußischen Adler, und während Andere rühmten wie lähn er in die Sonne schau, war ich desto aufmerksamer auf seine Krallen. Ich traute nicht diesem Preußen, diesem langen frommelnden Kamasschenheld mit dem weiten Magen, und mit dem großen Maule, und mit dem Corporalstock, den er erst in Weihwasser taucht, ehe er damit zuschlägt. Mir mißfiel dieses philosophisch christliche Soldatenthum, dieses Gemengsel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieses Preußen, dieses fleiste, heuchlerische, scheinheilige Preußen, dieser Lartiff unter den Staaten.

Endlich, als Warschau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin sich Preußen so schön zu drappiren gewußt, und selbst der Blödsichtigste erblickte die eiserne Rüstung des Despotismus, die darunter verborgen war. Diese heilsame Enttäuschung verdankt Deutschland dem Unglück der Polen.

Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederschreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen diese edelsten Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchlerisch. Der Geschichtschreiber wird, vor innerem Abscheu seine Worte finden können, wenn

er etwa erzählen soll was sich zu Bischen begeben hat; seine ansehnlichen Bel-
denhalten wird vielmehr der Scharfrichter beschreiben müssen — — — ich höre
das rothe Eisen schon zischen auf Preußens magerem Rücken.

Unlängst las ich in der Allg. Zeitung, daß der Geh. Regierungsrath,
Friedrich von Raumer, welcher sich unlängst die Renommee eines königl.
Preuß. Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Censurkommis-
sion gegen deren allzuunterdrückungsflüchtigen Strenge sich aufgelehnt: jetzt
den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preussischen Regierung gegen
Polen zu rechtfertigen. Die Schrift ist vollendet und der Verfasser hat bereits
seine 200 Thaler Preussisch Courant dafür in Empfang genommen. In-
dessen, wie ich höre, ist sie nach der Meinung der ulstermärkischen Camarilla
noch immer nicht servil genug geschrieben. — So geringfügig auch dieses kleine
Begebnis ausseht, so ist es eben groß genug, den Geist der Gewalthaber und
ihrer Untergebenen zu charakterisiren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich
von Raumer, ich habe ihn zuweilen, in seinem blau-grauen Röschchen und
grau-blauen Militärmüßchen, unter den Linden spazieren sehen; ich sah ihn
mal auf dem Ratheder, als er den Tod Ludwigs XVI. vortrug und dabei
einige königl. Preuß. Amtstränen vergoß; dann habe ich, in einem Da-
magnalmanach, seine Geschichte der Hohenstaufen gelesen; ich kenne ebenfalls
seine „Briefe aus Paris,“ worin er der Madame Trelinger und ihrem Gatten
über die hiesige Politik und das hiesige Theater seine Ansichten mittheilt. Es
ist durchaus ein frieblebiger Mann, der ruhig Duene macht. Von allen
mittelmäßigen Schriftstellern ist er noch der beste, und dabei ist er nicht ganz
ohne Salz und er hat eine gewisse äußere Gelehrsamkeit und gleicht daher
einem alten trockenen Hering, der mit gelehrter Makulatur umwickelt ist. Ich
wiederhole, es ist das frieblebigste Geschöpf, das sich immer ruhig von seinen
Vorgesetzten die Sacke aufladen ließ und gehorsam damit zur Amtsmühle
trabte, und nur hie und da still stand, wo Musik gemacht wurde. Wie schön-
muß sich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungslust gezeigt haben, wenn
sogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor, und rappellöppisch wurde,
und nicht weiter traben wollte, und sogar in menschlicher Sprache zu sprechen
began! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte gesehen, der im Wege
steht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendenen, noch nicht sehen?
Ach! sie gaben dem armen Geschöpfe die wohlgemeintesten Tritte und schackeln
es mit ihren goldenen Sporen und haben es schon zum drittenmale geschlagen.
Das Volk der Borussen aber — und daraus kann man seinen Zustand er-
messen — pries seinen Friedrich von Raumer als einen Ajar der Freiheit.

Dieser königl. Preuß. Revolutionär wird nun dazu benutzt, eine Apologie
des Verfahrens gegen Polen zu schreiben und das berliner Cabinet in der
öffentlichen Meinung wieder ehrlich zu machen.

Dieses Preußen! wie es versteht seine Leute zu gebrauchen! Es weiß sogar von seinen Revolutionären Vortheil zu ziehen. In seinen Staatskomödien bedarf es Comparsen von jeder Farbe. Es weiß sogar tricolor gestreifte Zebrabs zu benugen. So hat es in den letzten Jahren seine wüthendsten Demagogen dazu gebraucht, überall herum zu predigen: daß ganz Deutschland preussisch werden müsse. Hegel mußte die Knechtschaft, das Bestehende, als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher mußte gegen die Freiheit protestiren und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verrückt ist diese Benennung von Philosophen und Theologen, durch deren Einfluß man auf das gemeine Volk wirken will, und die man zwingt, durch Verrath an Vernunft und Gott, sich öffentlich zu entehren. Wie manch schöner Name, wie manch hübsches Talent wird da zu Grunde gerichtet, für die nichtswürdigsten Zwecke. Wie schön war der Name Arndts, ehe er, auf höheren Geheiß, jenes schäbige Büchlein geschrieben, worin er wie ein Hund webelt und blödsinnig, wie ein wendischer Hund die Sonne des Julius anbellt. Stägemann, ein Name besten Klanges, wie tief ist er gesunken, seit er Aufsenlieder gebichtet! Mag es ihm die Muse verzeihen, die einst, mit heiligem Ruß, zu besseren Liedern seine Lippen geweiht hat. Was soll ich von Schleiermacher sagen, dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe! Er war einst ein besserer Ritter und war selbst ein Adler und gehörte zur ersten Classe. Aber nicht bloß die Großen, sondern auch die Kleinen werden ruiniert. Da ist der arme Ranke, den die preussische Regierung einige Zeit auf ihre Kosten reisen lassen, ein hübsches Talent kleine historische Figürchen auszuschnitzeln und pittoresk neben einander zu stellen, eine gute Seele, gemüthlich wie Hammelfleisch mit teltower Rübsen, ein unschuldiger Mensch, den ich, wenn ich mal heurathe, zu meinem Hausfreunde wähle, und der gewiß auch liberal — dieser mußte jüngst in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen. Andere Stipendiaten, die ich nicht nennen will, haben Aehnliches thun müssen und sind doch ganz liberale Leute.

O, ich kenne sie, diese Jesuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtsinne das Mindeste von ihnen angenommen hat, ist ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proserpinen nicht losgibt, weil sie den Kern eines Granatapfels dort genossen: so geben jene Jesuiten keinen Menschen los, der nur das Mindeste von ihnen genossen hat, und sei es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels, oder, um prosaisch zu sprechen, einen einzigen Louisd'or; — kaum erlauben sie ihm, wie die Hölle der Proserpine, die eine Hälfte des Jahres in oberweltlichem Lichte zuzubringen; — in solcher Periode erscheinen diese Leute wie Lichtmenschen, und sie nehmen Platz unter uns andern Olympiern, und sprechen und schreiben ambrosisch liberal; doch zur gehörigen Zeit findet man sie wieder im höllischen Dunkel, im Reiche des Obscurantis-

mus, und sie schreiben preussische Apologien, Erklärungen gegen den Messias, Censurgesegentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeschlüsse.

Letztere, die Bundestagsbeschlüsse, kann ich nicht unbesprochen lassen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geschehen, ihre Illegalität zu erweisen suchen. Da ich wohl weiß von welchen Leuten die Urkunde worauf sich jene Beschlüsse berufen, verfertigt worden ist: so zweifle ich keineswegs, daß diese Urkunde, nämlich die Wiener Bundesakte, zu jedem despotischen Gelüste die legalsten Befugnisse enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig sein. Nun es aber ins rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springsfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fingerringe, die versteckten Haken, Daumschrauben, kurz nun die ganze künstliche, durchtriebene Arbeit allgemein sichtbar wird: jetzt sieht jeder, daß das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, aufs heillosste getäuscht worden, daß man ein freches Gaukelspiel mit uns getrieben, daß man, statt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbrieft Knechtschaft ausgefertigt hat.

Kraft meiner akademischen Befugniß als Doktor beider Rechte, erkläre ich feierlichst, daß eine solche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde Null und nichtig ist; Kraft meiner Pflicht als Bürger, protektire ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 28ten Juni aus dieser nichtigen Urkunde geschöpft haben; Kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher, erhebe ich gegen die Verfasser dieser Urkunde meine Anklage und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverraths am deutschen Volke, ich klage sie an!

Armes Volk der Deutschen! Damals, während Ihr Euch ausruhet von dem Kampfe für Eure Fürsten, und die Brüder begrubet, die in diesem Kampfe gefallen, und Euch einander die treuen Wunden verbandet, und lächelnd Euer Blut noch rinnen saht aus der vollen Brust, die so voll Freude und Vertrauen war, so voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürsten, so voll Vertrauen auf die menschlich heiligen Gefühle der Dankbarkeit: damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkstätten der Aristokratie, schmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürst, der seinem Volke am meisten Dank schuldig war, der deshalb seinem Volke eine repräsentative Verfassung, eine volksthümliche Constitution, wie andere freie Völker sie besitzen, in jener Zeit der Noth versprochen hat, schwarz auf weiß versprochen und mit den bestimmtesten

Worten versprochen hat: dieser Fürst hat jetzt seine anderen deutschen Fürsten, die sich verpflichtet gehalten, ihren Unterthanen eine freie Verfassung zu ertheilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treulosigkeit zu verführen gewußt, und er stützt sich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutschen Constitutionen zu vernichten, er, welcher, ohne zu erröthen das Wort „Constitution“ nicht einmal aussprechen dürfte!

Ich rede von Sr. Majestät, Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen.

Monarchisch gesinnt, wie ich es immer war und auch wohl immer bleibe, widerstrebt es meinen Grundfäden und Gefühlen, daß ich die Person der Fürsten selber einer allzuharten Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, sie ob ihrer guten Eigenschaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die persönlichen Tugenden des Monarchen, dessen Regierungssystem, oder vielmehr dessen Cabinet, ich eben so unumwunden besprochen. Ich bestätige mit Vergnügen, daß Friedrich Wilhelm III. als Mensch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preussischen Volkes so reichlich spendet. Er ist gut und tapfer. Er hat sich standhaft im Unglück, und was viel seltener ist, milde im Glücke gezeigt. Er ist von keuschem Herzen, rührend bescheidenem Wesen, bürgerlicher Prunklosigkeit, häuslich guten Sitten, ein zärtlicher Vater, besonders zärtlich für die schöne Jarowa, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Uebel, womit erst unsere Nachkommen kämpfen werden, schönstens verdanken. Außerdem ist der König von Preußen ein sehr religiöser Mann, er hält streng auf Religion, er ist ein guter Christ, er hängt fest am evangelischen Bekenntnisse, er hat selbst eine Liturgie geschrieben, er glaubt an die Symbole. — ach! ich wollte er glaubte an den Jupiter, den Vater der Götter, der den Meinelb rächt, und er gäbe uns endlich die versprochene Constitution.

Oder ist das Wort eines Königs nicht so heilig wie ein Eid?

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelms rühmt man jedoch am meisten seine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendsten Geschichten. Noch jüngst hat er 11,227 Thaler 13 gute Groschen aus seiner Privatkasse geopfert, um den Rechtsansprüchen eines Kyrisger Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sanssouci habe, aus Geldnoth, die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber sein Vater mit Friedrich dem Großen prozeßirt hat. Der jetzige König ließ aber dem benötigten Mann eine große Geldsumme vorstrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zustande stehen bleibe, als ein Denkmal preussischer Gerechtigkeitsliebe. Das ist alles sehr hübsch und löblich — aber wo bleibt die versprochene Constitution, worauf das preussische Volk, nach göttlichem und weltlichem Rechte, die eigenthümlichsten Ansprüche machen kann? So lange der König von

Preußen diese heiligste „Obligatio“ nicht erfüllt, so lange er die wohlverdiente, freie Verfassung seinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und sehe ich die Windmühle von Sanssouci, so denke ich nicht an preussische Gerechtigkeitsliebe, sondern an preussischen Wind.

Ich weiß sehr gut, die literarischen Lohnsklaven behaupten, der König von Preußen habe jene Constitution nur der eigenen Laune halber versprochen, ein Versprechen, welches ganz unabhängig von den Zeitumständen gewesen sei. Die Thoren! ohne Gemüth, wie sie sind, fühlen sie nicht, daß die Menschen, wenn man ihnen vorenthält was man ihnen von rechtswegen schuldig ist, weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen das versagt, was man ihnen aus bloßer Liebe versprochen hat; denn in solchem Falle wird auch unsere Eitelkeit gekränkt, indem wir sehen, daß wir demjenigen, der uns aus freiem Willen etwas versprochen, nicht mehr so viel werth sind.

Oder war es wirklich nur eigne Laune, ganz unabhängig von den Zeitumständen, was den König von Preußen einst bewogen hätte, seinem Volke eine freie Constitution zu versprechen? Er hatte also auch nicht einmal damals die Absicht dankbar zu sein? Und er hatte doch so viel Grund dazu; denn nie befand sich ein Fürst in einer kläglicheren Lage, als die worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war, und woraus ihn sein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröstungen der Religion zu Gebote, er mußte verzweifeln ob der Insolenz womit der Kaiser Napoleon ihn behandelte. Aber, wie gesagt, er fand Trost im Christenthum, welches wahrlich die beste Religion ist nach einer verlorenen Schlacht. Ihn stärkte das Beispiel seines Heilandes; auch er konnte damals sagen: „mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ und er vergab seinen Feinden, welche mit viermal hunderttausend Mann ganz Preußen besetzt hielten. Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt gewesen, als daß er an Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. allzu viel denken konnte, er hätte diesen gewiß gänzlich in Ruhestand gesetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa sich gegen den Napoleon zusammenrotheten, und der Mann des Volks in dieser Fürsten-Emeute unterlag und der preussische Esel dem sterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab: da bereute er zu spät die Unterlassungssünde. Wenn er in seinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und ab ging und es ihm in den Sinn kam, daß er den Papst kofolirt und vergessen hatte, Preußen zu zertreten: dann knirschte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

Napoleon ist jetzt todt, und liegt, wohlverschlossen in seinem bleiernen Sarg, unter dem Sand von Longwood, auf der Insel Sankt Helena. Rund herum ist Meer. Den braucht Ihr also nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und

den heiligen Geist, braucht Ihr nicht zu fürchten; denn Ihr steht gut mit Eurer heiligen Dienerschaft. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, denn Ihr seid mächtig und weise. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil ist könnt Ihr kaufen, und was sterblich ist könnt Ihr tödten. Eurer Weisheit kann man eben so wenig widerstehen. Jeder von Euch ist ein Salomo, und es ist schade, daß die Königin von Saba, die schöne Frau, nicht mehr lebt; Ihr hättet sie bis aufs Hemd enträthselt. Dann habt Ihr auch eiserne Löpfe, worin Ihr diejenigen einsperren könnt, die Euch etwas zu rathen aufgeben, wovon Ihr nichts wissen wollt, und Ihr könnt sie versiegeln und ins Meer der Vergessenheit versenken; alles wie König Salomo. Gleich diesem versteht Ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wißt alles was im Lande gezwitschert und gepfliffen wird, und mißfällt Euch der Gesang eines Vogels, so habt Ihr eine große Schere, womit Ihr ihm den Schnabel zurecht schneidet, und, wie ich höre, wollt Ihr Euch eine noch größere Schere anschaffen für die, welche über zwanzig Bogen singen. Dabei habt Ihr die klügsten Vögel in Eurem Dienste, alle Edelfalken, alle Raben, nemlich die schwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er ist Euer Großvezier, und er ist der gescheueste Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz so herstellen, wie es unter den präadamitischen Sultanen bestanden, und er legt deshalb unermüdlich Eier, Tag und Nacht, und in Frankfurt werden sie ausgebrütet. Hut-Hut, der akkreditirte Wiedehopf, läuft unterdessen über den märkischen Sand, mit den pfliffigsten Depeschen im Schnabel. Ihr braucht Euch nicht zu fürchten.

Nur vor einem möchte ich Euch warnen, nemlich vor dem Moniteur von 1793. Das ist ein Höllenzwang, den Ihr nicht an die Kette legen könnt, und es sind Beschwörungsworte darin, die viel mächtiger sind als Gold und Flinten, Worte womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod schickt, Worte womit man die Zwerge zu Riesen macht und die Riesen zerschmettert, Worte die Eure ganze Macht zerschneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will Euch die Wahrheit gestehen. Es giebt Leute, die Muth genug besitzen jene Worte auszusprechen, und die sich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhaftesten Geistererscheinungen; aber sie wußten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht aussprechen können; sie sind keine Herrenmeister. Andere, die, vertraut mit der geheimnißvollen Wünschelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wußten und auch mit zaubertundiger Zunge es auszusprechen vermöchten: diese waren zagen Herzens und fürchteten sich vor den Geistern, die sie beschwören sollten; — denn ach! wir wissen nicht das Sprüchlein, womit man die Geister wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wirb; wir wissen nicht wie man

die begeisterten Besenstiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn sie mit allzu viel rothem Wasser das Haus überschwemmen; wir wissen nicht wie man das Feuer wieder bespricht, wenn es allzu rasend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verlaßt Euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unserer Seite. Der verhäßte Mann der Zeit, der eben so kühnen Herzens wie kundiger Junge ist, und der das große Beschwörungswort weiß und es auch auszusprechen vermag, er steht vielleicht schon in Eurer Nähe. Vielleicht ist er in knechtischer Livree oder gar in Parlektinstracht verummumt, und Ihr ahnet nicht, daß es Euer Verderber ist, welcher Euch unterthänig die Stiefel anzieht oder durch seine Schnurren Euer Zwergsfell erschütteret. Grant Euch nicht manchmal, wenn Euch die servilen Gestalten mit fast ironischer Demuth umwebeln, und Euch plötzlich in den Sinn kommt: das ist vielleicht eine List, dieser Elende, der sich so blödsinnig absolutistisch, so viehisch gehorsam gebehrdet, der ist vielleicht ein geheimer Brutus? Habt Ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die Euch vor den kleinsten, windigsten Wurmern warnen, die Ihr des Tages zufällig kriechen gesehen? Kengstigt Euch nicht! Ich scherze nur, Ihr seid ganz sicher. Unsere dummen Teufel von Servilen verstellen sich durchaus nicht. Sogar der Jarle ist nicht gefährlich. Seid auch außer Sorge in Betreff der kleinen Narren, die Euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umgaukeln. Der große Narr schützt Euch vor den kleinen. Der große Narr ist ein sehr großer Narr, riesengroß, und er nennt sich deutsches Volk.

O, das ist ein sehr großer Narr! Seine buntschedige Jacke besteht aus sechsunddreißig Plüden. An seiner Kappe hängen, statt der Schellen, lauter zentnerschwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nur will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deshalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt sich selber mit dem christlich frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anrath: dann wird er rein wüthend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wüthend gegen jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde und der beste Freund seiner Feinde. O! der große Narr wird Euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßen wird er immer Eure Jankerlein ergöhen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen, und unzählige Lasten auf der Nase balanziren, und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen.

Aber habt Ihr gar keine Furcht, daß dem Narren mal all die Laster zu schwer werden, und daß er Eure Geboten von sich abschüttelt und Euch selber, aus Ueberspaß, mit dem kleinen Finger den Kopf einbrückt, so daß Euer Ohr bis an die Sterne spricht?

Fürchtet Euch nicht, ich scherze nur. Der große Narr bleibt Euch unterthänigst gehorsam, und wollen Euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große schlägt sie todt.

Geschrieben, zu Paris, den 18. October 1832.

Heinrich Heine.

Erster Artikel.

Paris, 28. Dec. 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre last speeches gehalten, und waren geschickt genug, sich selber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieser Bewegungsgrund ist ihnen von Casimir Perier ganz besonders ans Herz gelegt worden. Von solcher Seite ist also kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zustand des niedern Volks von Paris ist indessen, wie man sagt, so trostlos, daß bei dem geringsten Anlasse, der von Außen her gegeben würde, eine mehr als sonst bedrohliche Emeute stattfinden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daß wir solchen Ausbrüchen so nahe sind, wie man in diesem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos, im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geschah dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, so sind sie hinreichend erbittert, und dürften obenbrein bei Tausenden, die vor Elend sterben, die tollkühnste Unterstützung finden; — aber es ist jetzt kaltes, nebliges Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet,“ sagte Pethion, nachdem er das Fenster geöffnet und wieder ruhig geschlossen, während seine Freunde, die Girondisten, von dem Volke, welches die Bergpartei verheßte, einen Ueberfall erwarteten. Man erzählt diese Anekdote in den Revolutionsgeschichten, um Pethions Phlegma zu zeigen. Aber seit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariser Volksaufstände studirt, sehe ich ein, wie sehr man jene Worte mißverstand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenschein, ein angenehmer warmer Tag, und daher geriethe sie im Junius, Juli und August immer am besten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariser fürchten nichts mehr als den Regen, und dieser verschrucht die Hunderttausende von Männern, Weibern und Kindern, die meistens gepuzt und lachend nach den Wahlstätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf die Luft nicht neblig sein, sonst kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anschlägt, nicht lesen; und doch muß diese Lektüre dazu dienen, die Menschenmassen nach bestimmten Orten zusammenzuziehen, wo sie sich am besten drängen, stoßen und tumultuarisch aufregen können. Guizot, ein fast deutscher

Yebant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf solchen Plakaten auch all sein philosophisch-historisches Wissen austramen wollen, und man versichert, eben weil die Volkshäufen mit dieser Lektüre nicht so leicht fertig werden konnten, und sich daher an den Straßeneden um so drängender vermehrten, sei die Emeute so bedenklich geworden, daß der arme Doktrinaire, ein Opfer seiner eigenen Gelehrsamkeit, sein Amt niederlegen mußte. Was aber vielleicht die Hauptsache ist, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen gelesen werden, und doch ist es hier, wo unter den hübschen Bäumen sich die eifrigsten Politiker versammeln, die Blätter vorlesen, in wüthenden Gruppen debattiren, und ihre Inspirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat sich jetzt gezeigt, wie sehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht that, als man ihn der Oberleitung der meisten Volksaufstände beschuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daß das Palais-royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derselben sei. In diesem Jahre zeigte sich das Palais-royal noch immer als ein solcher Mittelpunkt; es war noch immer der Versammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hatte sein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiß nicht berufen und besolbet. Der Geist der Revolution wollte das Palais-royal nicht verlassen, obgleich sein Eigenthümer König geworden, und dieser war deshalb gezwungen seine alte Wohnung aufzugeben. Man sprach von besonderen Besorgnissen, die jene Wohnungsveränderung veranlaßt hätten, namentlich sprach man von der Furcht vor einer französischen Pulververschwörung. Freilich, da von einem Theile des Palastes, den oben der König bewohnte, das Rez-de-Chaussée für Boutiken vermietet ist, so wäre es leicht gewesen, die Pulverfässer dorthin zu bringen, und Se. Majestät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu sprengen. Andere meinten, es sei nicht anständig gewesen, daß Ludwig Philipp oben regierte, während unten Hr. Chevet seine Würste verkaufe. Letzteres ist aber doch ein eben so honnettes Geschäft, und ein Bürgerkönig hätte darum just nicht auszuziehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der sich noch voriges Jahr über alles feudalistische und cäsarhümliche Herkommen und Kostümwesen mokirt, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte: „Die goldene Krone sei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter sei zu stumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzhut und ein guter Regenschirm sei in jetziger Zeit viel nützlicher.“

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp sich dieser Aeußerungen noch zu besinnen weiß, denn es ist schon lange her, seit er das letztemal, mit rundem Hut und Regenschirm, durch die Straßen von Paris wanderte, und mit raffinirter Treuherzigkeit die Rolle eines bieder, schlichten Hausvaters spielte. Er brückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie

man sagt, einen besondern schmutzigen Handschuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reineren Glacéhandschuh vertauschte, wenn er in seine höhere Region, zu seinen alten Edelleuten, Banquierministern, Intriguanten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufstieg. Als ich ihn das letzte Mal sah, wandelte er auf und nieder zwischen den goldenen Thürmchen, Marmorbasen und Blumen auf dem Dache der Gallerie Orleans. Er trug einen schwarzen Rock, und auf seinem breiten Gesichte spazierte eine Sorglosigkeit, worüber wir fast ein Grauen empfinden, wenn wir die schwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man sagt jedoch, sein Gemüth sei gar nicht so sorglos wie sein Gesicht.

Es ist gewiß tadelnswerth, daß man das Gesicht des Königs zum Gegenstande der meisten Witzeleien erwählt, und daß er in allen Karrikaturläden als Zielscheibe des Spottes ausgehängt ist. Wollen die Gerichte diesem Frevel Einhalt thun, dann wird gewöhnlich das Uebel noch vermehrt. So sahen wir jüngst, wie aus einem Prozesse der Art sich ein anderer entspann, wobei der König nur noch desto mehr kompromittirt wurde. Nämlich Philippon, der Herausgeber eines Karrikaturjournals, verteidigte sich folgendermaßen: Wollte man in irgend einer Karrikaturfrage eine Aehnlichkeit mit dem Gesichte des Königs finden, so fände man diese auch, sobald man nur wollte, in jedem beliebigen, noch so heterogenen Bildnisse, so daß am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majestät sichergestellt sei. Um den Vordersatz zu beweisen, zeichnete er auf ein Stück Papier mehrere Karrikaturgesichter, wovon das erste dem Könige frappant glich, das zweite aber dem ersten glich, ohne daß jene königliche Aehnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in solcher Weise glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Gesicht, dergestalt aber, daß jenes vierte Gesicht ganz wie eine Birne aussah, und dennoch eine leise, jedoch desto spaßhaftere Aehnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monarchen darbot. Da nun Philippon trotz dem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in seinem Journale seine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisstücken gab er lithographirt das Blatt mit den vier Karrikaturgesichtern. Wegen dieser Lithographie, die unter dem Namen „die Birne“ bekannt ist, wurde der geistreiche Künstler nun wieder verklagt, und die ergößlichsten Verwicklungen erwartet man von diesem Prozesse. Ich glaube, Ludwig Philipp ist kein unebler Mann, der auch gewiß nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, sein eigenes Lebensprinzip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Callust tief sinnig ausspricht, die Regierungen können sich nur durch dasjenige erhalten, wodurch sie entstanden sind, so z. B. daß eine Regierung, die durch Gewalt gestiftet worden, sich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch List, und so umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergessen, daß seine Regierung durch das Prinzip der Volksouveraineté entstanden ist, und, in trüb-

seligster Verblendung, möchte er sie jetzt durch eine Quasilegitimität, durch Verbindung mit absoluten Fürsten, und durch Fortsetzung der Restaurationsperiode zu erhalten suchen. Dadurch geschieht es, daß jetzt die Geister der Revolution ihm großen und unter allen Gestalten ihn befehlen. Diese Fehde ist jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke nichts verdankte, und sich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegensetzte. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflastersteinen des Julius seine Krone verdankt, ist ein Undankbarer, dessen Abfall um so verdrüsslicher, da man täglich mehr und mehr die Einsicht gewinnt, daß man sich gröblich hat täuschen lassen. Ja, täglich geschehen offenbare Rückschritte, und wie man die Pflastersteine, die man in den Julitagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch seitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einsetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe: so wird auch jetzt das Volk wieder an seine vorige Stelle, wie Pflastersteine, in die Erde zurückgestampft, und, nach wie vor, mit Füßen getreten.

Ich habe vergessen oben zu erwähnen: unter die Beweggründe, die dem Könige zugeschrieben werden, als er das Palais-royal verließ und die Tuilleries bezog, gehörte das Gerücht, daß er die Krone nur zum Scheine angenommen, daß er im Herzen seinem legitimen Herrn, Karl X., ergeben geblieben, daß er dessen Rückkehr vorbereite und deshalb auch nicht die Tuilleries beziehe. Die Karlisten hatten dieses Gerücht ausgeheckt, und es war absurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, diesem Gerüchte ist durch die That widersprochen, der Sohn Egalité's ist endlich als Sieger eingezogen durch die Triumpphypothek des Carroussels, und spaziert jetzt mit seinem sorglosen Gesichte und mit Hut und Regenschirm durch die weltgeschichtlichen Gemächer der Tuilleries. Man sagt, die Königin habe sich sehr gesträubt, dieses „Haus des Unglücks“ zu bewohnen. Vom Könige will man wissen, er habe dort in der ersten Nacht nicht so gut wie gewöhnlich schlafen können, und sei von allerlei Visionen heimgesucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornsprühenden Rüstern, wie einst am 10. August, umherrennen sehen; dann habe er das hämische Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das sogar manchmal hinter Napoleons Rücken vernehmlich lachte, wenn dieser eben seine stolze Befehle im Audienzsaale erteilte; endlich aber sei St. Denys zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwigs XVI. auf Guillotinen herausgefordert. St. Denys ist, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit seinem eigenen Kopfe in der Hand dargestellt wird.

Bedeutlicher als alle Gespenster, die im Innern des Schlosses lauern mögen, sind die Thorheiten, die sich bei seinen Außenwerken offenbaren. Ich rede von den famösen fossés des Tuileries. Diese waren lange Zeit ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, sowohl in Salons als in Carrefours, und noch immer

liegen sie im Bereiche der bittersten und feindseligsten Besprechung. Als noch vor der Gartenfacade der Tuilleries die hohen Bretterwände standen, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die absurdesten Hypothesen. Die meisten meinten, der König wolle das Schloß befestigen und zwar von der Gartenseite, wo einst am 10. August das Volk so leicht eindringen konnte. Es hieß sogar, der Pont-royal würde deshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um sich selbst die Aussicht nach der Place de la Concorde zu verbeden; dieses jedoch geschehe nicht aus kindischer Furcht, sondern aus Zartgefühl; denn sein Vater starb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Einrichtungsplatz für die ältere Linie. Indessen wie dem armen Ludwig Philipp so oft Unrecht geschieht, so auch hier. Als man jene mythischen Bretterwände vor dem Schlosse wieder niederriß, sah man weder Befestigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Bastionen, sondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nemlich, bausüchtig wie er ist, den Einfall gehabt, vor dem Schlosse einen kleinen Garten für sich und seine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuscheiden, diese Abscheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drahtgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgestochenen Beeten standen schon Blumen, eben so unschuldig wie jene Gartenidee des Königs selbst.

Casimir Perier soll aber über diese unschuldige Idee, die ohne sein Vorwissen ausgeführt worden, sehr ärgerlich gewesen sein. Denn jedenfalls veranlaßt sie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunstaltung des ganzen Gartens, eines Meisterstücks von Le Notre, das eben durch sein großartiges Ensemble so sehr imponirt. Es ist gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'schen Tragödie auscheiden. Englische Gärten und romantische Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft sogar mit Vortheil verkürzen; Racine's poetische Gärten aber mit ihren süßlim langweiligen Einheiten, pathetischen Morngegestalten, gemessenen Abgängen und sonstig strengem Zuschnitt, eben so wenig wie Le Notre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuilleries-Exposition so großartig beginnt, und mit der erhabenen Terrasse, wo man die Katastrophe des Concordeplatzes schaut, so großartig endigt, kann man nicht im mindesten verändern, ohne ihre Symmetrie, und also ihre eigentliche Schönheit zu zerstören. Außerdem ist jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König schädlich. Erstens kommt er dadurch um so öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht sonderlich nützlich ist; zweitens versammelt sich dadurch in seiner persönlichen Nähe beständig viel Gasservolk, das allerlei bedenkliche Glossen macht, das vielleicht seinen Hunger durch Schaulust zu vergessen sucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter scharfe Bemerkungen und rothe Wigelien, die an die neunziger

Jahre erinnern. An der einen Eingangsseite des neuen Gartens steht ein metallener Abguß des Messerschleifers, dessen Original in der Tribune zu Florenz zu sehen ist, und über dessen Bedeutung verschiedene Meinungen herrschen. Hier aber, im Tuilleriesgarten, hörte ich über den Sinn dieses Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mittheilend lächeln und manche Aristokraten heimlich erzittern würden.

Gewiß, dieser Gartenbau ist eine kolossale Thorheit und giebt den König den gehässigsten Anschuldigungen preis. Man kann ihn sogar als eine symbolische Handlung interpretiren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwischen sich und dem Volke, er trennt sich von demselben auch sichtbar. Oder hat er das Wesen des konstitutionellen Königthums so kleinmüthig aufgefaßt und so kurzsinzig begriffen, daß er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlasse, so dürfe er den kleinern Theil desto ausschließlicher als Privatgärtchen besitzen? Nein, das absolute Königthum mit seinem großartig egoistischen Ludwig XIV., der statt des *L'état c'est moi*, auch sagen konnte *Les tuileries c'est moi*, erschiene alsdann viel herrlicher als die konstitutionelle Volkssouveraineté mit ihrem Ludwig Philipp I., der angstvoll sein Privatgärtchen abgränzt und ein kümmerliches *chacun chez soi* in Anspruch nimmt. Man sagt, daß der ganze Bau im Frühjahr vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch so wenig ausgebaut und noch so kalffrisch ist, etwas fertiger aussehen. Seine gegenwärtige Erscheinung ist im höchsten Grade ungewöhnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuilleries von der Gartenseite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Versetzen der Statuen, das Pflanzen der laublosen Bäume, den alten Steinschutt, die neuen Baumaterialien, und all die Reparaturen sieht, wobei so viel gehämmert, geschrien, gelacht und getobt wird: dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums selbst vor Augen zu haben.

Zweiter Artikel.

Paris, 19. Januar 1832.

Der *Temps* bemerkt heute, daß die Allgemeine Zeitung jetzt Artikel liefere, die feindselig gegen die königliche Familie gerichtet seien, und daß die deutsche Censur, die nicht die geringste Aeußerung gegen absolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeste Schonung ausübe. Der *Temps* ist doch die gescheiteste Zeitschrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er seine Zwecke viel schneller als Andere mit ihrer lautesten Polemik. Sein schlauer Wink ist hinreichend verstanden worden, und ich weiß wenigstens einen

liberalen Schriftsteller, der es jetzt seiner Ehre nicht angemessen hält, unter Censurerlaubnis gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen absoluten König nicht gestatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen, ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den absoluten Königen täglich ähnlicher wird, müssen wir ihm grollen. Er ist gewiß als Mensch ganz ehrenfest, und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Oekonom; aber es ist verdrüsslich, daß er alle Freiheitsbäume abschlagen läßt und sie ihres hübschen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deshalb, nur deshalb zürnt ihm die liberale Presse, und die Geister der Wahrheit verschmähen sogar die Lüge nicht, um ihn damit zu befehlen. Es ist traurig, bejammernswerth, daß durch diese Taktik sogar die Familie des Königs leiden muß, die eben so schuldblos wie lebenswürdig ist. Von dieser Seite wird die deutsche liberale Presse, minder geistreich, aber gemüthvoller als ihre französische ältere Schwester, sich keine Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen. „Ihr solltet wenigstens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngst das sanfterlebende Journal des Debats. „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die Tribune, „dieser Mann verlangt fünfzehn Millionen und unser Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien, mit Polen u. s. w.“ — Ich sah dieser Tage die unmündige Waise des Menotti, der in Modena gehängt worden. Auch sah ich unlängst Sennora Luisa de Torrijos, eine arme todtblasse Dame, die schnell wieder nach Paris zurückgekehrt ist, als sie an der spanischen Gränze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und seiner zweifundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die Tribune, das Organ der offen republikanischen Partei, ist unerbittlich gegen ihren königlichen Feind, und predigt täglich die Republik. Der National, das rücksichtsloseste und unabhängigste Journal Frankreichs, hat unlängst auf eine befremdende Art in diesen Ton eingestimmt. Furchtbar, wie ein Echo aus den blutigsten Tagen der Konvention, klangen die Reden jener Häuptlinge der Sociétés des amis du peuple, die vorige Woche vor den Assisen standen, angeklagt „gegen die bestehende Regierung konspirirt zu haben, um dieselbe zu stürzen und eine Republik zu errichten.“ Sie wurden von der Jury freigesprochen, weil sie bewiesen, daß sie keineswegs konspirirt, sondern ihre Gesinnungen im Angesichte des ganzen Publikums ausgesprochen hätten. Ja, wir wünschen den Umsturz dieser schwachen Regierung, wir wollen eine Republik, war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernsthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Donnerworten grollen, blüht und lacht Figaro und schwingt am wirksamsten seine leichte Geißel. Er ist unerschöpflich in Witz über

„die beste Republik,“ ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einst vor dem Hotel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: *Vous êtes la meilleure république!* Dieser Tage bemerkte Figaro, man verlange keine Republik, seit man die beste gesehen. Eben so sanglant sagt er, bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliste: *La meilleure république coûte quinze millions.*

Die Partei der Republikaner will dem Lafayette seinen Mißgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daß er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wissen zu können, was von ihm zu erwarten sei. Lafayette ist jetzt krank, kummerkrank. Ach! das größte Herz beider Welten, wie schmerzlich muß es jene königliche Täuschung empfinden! Vergebens, in der ersten Zeit, mahnte Lafayette beständig an das Programme de l'hôtel de ville, an die republikanischen Institutionen, womit das Königthum umgeben werden sollte, und an ähnliche Versprechungen. Aber ihn überschrien jene doktrinairen Schwäger, die aus der englischen Geschichte von 1688 beweisen, daß man sich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geschlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einsetzung der jüngern Linie der Bourbone an die Stelle der ältern bezweckt haben, eben so, wie einst in England mit der Einsetzung des Hauses Dranien an die Stelle der Stuarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doktrinaire denkt, aber jetzt im Sinne dieser Partei spricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorschub geleistet. Dieser Indifferentist von der tiefsten Art, der so wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verständigkeit und Veranschaulichung seiner Schreibweise, dieser Goethe der Politik, ist gewiß in diesem Augenblicke der mächtigste Verfechter des Perier'schen Systems, und wahrlich, mit seiner Broschüre gegen Chateaubriand vernichtete er fast jenen Donquixote der Legitimität, der auf seiner geflügelten Rosinante so pathetisch saß, dessen Schwert mehr glänzend als scharf war, und der nur mit kostbaren Perlen schoß, statt mit guten, eindringlichen Bleifugeln.

In ihrem Unmuth über die klägliche Wendung der Ereignisse lassen sich viele Freiheitsenthusiasten sogar zur Verlästerung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieser Hinsicht sich vergehen kann, ergiebt sich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broschüre des Chateaubriand gerichtet ist, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik gepredigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieser Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz versetzen, wären sie einestheils nicht gar zu gehässig, und ständen sie nicht anderntheils in Verbindung mit einer für diese Blätter unstatthaften Apologie der Republik. Ich verweise aber in dieser Hinsicht auf die Schrift selbst und namentlich auf einen Abschnitt derselben, der „die

Republik“ überschrieben ist. Man sieht da, wie Menschen, die edelsten sogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht bekämpfen. Royalist aus angeborener Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Ueberzeugung. Ich bin überzeugt, daß die Franzosen keine Republik, weder die Verfassung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigsten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die studirende Jugend der Menschheit, die Verfassung von Athen war eine Art akademischer Freiheit, und es wäre thöricht, diese in unserer erwachsenen Zeit, in unserem greissen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertragen wir die Verfassung von Sparta, dieser großen, langweiligen Patriotismusfabrik, dieser Kaserne der republikanischen Jugend, dieser erhabenen schlechten Gleichheitsküche, worin die schwarzen Suppen so schlecht gekocht wurden, daß attische Witzlinge behaupteten, die Lakedaemonier seien deshalb Verächter des Lebens und todesmuthige Helden in der Schlacht. Wie könnte solche Verfassung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Verry, der Besour, des Carême! Dieser letztere würde sich gewiß, wie Vatel, in sein Schwert stürzen, als ein Brutus der Kochkunst, als der letzte Gastronome! Wahrlich, hätte Robespierre nur die spartanische Küche eingeführt, so wäre die Guillotine ganz überflüssig gewesen; denn die letzten Aristokraten wären alsdann vor Schrecken gestorben oder schleunigst emigriert. Armer Robespierre! du wolltest republikanische Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen, und 150,000 Peruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, frisirendes und duftendes Gewerbe treiben!

Die amerikanische Lebensmonotonie, Farblosigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimath der Schaulust, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends grassirt die Krankheit der Auszeichnungssucht so sehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von August Wilhelm Schlegel, giebt es keine Frau in Deutschland, die sich so gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzosen; sogar die Juliuselden, die doch für Freiheit und Gleichheit gekochten, ließen sich hernach dafür mit einem blauen Bändchen dekoriren, um sich dadurch von dem übrigen Volke zu unterscheiden. Wenn ich aber deshalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifle, so läßt sich darum doch nicht läugnen, daß alles zu einer Republik aboutirt, daß die republikanische Ehrfurcht für das Gesetz an die Stelle der royalistischen Personen-Verehrung getreten ist bei den Besseren, und daß die Opposition eben so, wie sie einst fünfzehn Jahre lang mit einem Könige Komödie gespielt, jetzt dieselbe Komödie mit dem Königthume selber fortsetzt, und daß also die Republik wenigstens für kurze Zeit das Ende des Liebes sein könnte. Die Carlisten befördern solches, da sie es als eine noth-

wenbige Phase betrachten, um wieder zum absoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Deshalb geberben sie sich jetzt als die eifrigsten Republikaner, selbst Chateaubriand preist die Republik, nennt sich Republikaner aus Neigung, fraternisirt mit Marraß, und läßt sich die Afkolade ertheilen von Veranger. Die Gazette, die heuchlerische Gazette de France schmachtet jetzt nach republikanischen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primairversammlungen u. s. w. Es ist spaßhaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramarbasiren, wie farousch sie mit der rothen Jakobinermütze kokettiren, wie sie dennoch manchmal in Angst gerathen, sie hätten etwa statt dessen aus Zerstreuung das rothe Prälatenkäppchen aufgesetzt, wie sie dann die erborgte Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen, und alle Welt die Tonsur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette schmählen zu dürfen, und dieses dient ihnen dann als süße Erholung für den sauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den sie sich auferlegen müssen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchlerischen Feinde sagen mögen, Lafayette ist, nächst Robespierre, der reinste Charakter der französischen Revolution, und nächst Napoleon ist er ihr populärster Held. Napoleon und Lafayette sind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am schönsten blühen. Freilich ihr Ruhm ist verschiedener Art; dieser kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, und jener kämpfte mehr um den Lorbeer als um den Eigenthum. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden messen wollte mit demselben Maßstabe, und den einen hinstellen wollte auf das Postament des andern. Es wäre lächerlich, wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendomesäule setzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen so vieler Schlachten gegossen worden, und deren Anblick, wie Barbier singt, keine französische Mutter ertragen kann. Auf diese eiserne Säule stellt den Napoleon, den eisernen Mann, hier wie im Leben fußend auf seinen Kanonenruhm, und schauerlich isolirt emporragend in den Wolken, so daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmsucht, und solchermaßen diese kolossale Metallsäule, als ein Gewitterableiter des Helbenthums, den friedlichsten Nutzen stifte in Europa.

Lafayette gründete sich eine bessere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo giebt es Marmor, so rein wie das Herz, wo giebt es Metall so fest wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einseitig, aber einseitig wie die Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Osten. So sagt Lafayette seit vierzig Jahren täglich dasselbe, und zeigt beständig nach Nordamerika; er ist es, der die Revolu-

sion eröffnete mit der Erklärung der Menschenrechte; noch zu dieser Stunde beharrt er auf dieser Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten sei — der einseitige Mann mit seiner einseitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich! er ist kein Genie, wie Napoleon war, in dessen Haupte die Adler der Begeisterung horsteten, während in seinem Herzen die Schlangen des Kalküls sich ringelten; aber er hat sich doch nie von Ablern einschüchtern oder von Schlangen verführen lassen. Als Jüngling weise wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die List der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig streng und milde, so blieb Lafayette sich immer gleich; und so in seiner Einseitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer stehen auf demselben Platze, seit den Tagen Marie-Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckard der Freiheit, steht er noch immer, auf seinem Schwerte gestützt und warnend, vor dem Eingange der Tuilleries, dem verführerischen Venusberge, dessen Zaubertöne so verlockend klingen, und aus dessen süßen Regnen die armen Verstrickten sich niemals wieder losreißen können.

Es ist freilich wahr, daß dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzosen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt ist, was wenigstens mir das Liebste an Napoleon ist; denn lebte er noch, so müßte ich ihn ja bekämpfen helfen. Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie sehr noch das französische Volk an Napoleon hängt. Deshalb werden auch die Mißvergügten, wenn sie einmal etwas Entscheidendes wagen, damit anfangen, daß sie den jungen Napoleon proklamiren, um sich der Massen zu verschern. „Napoleon“ ist für die Franzosen ein Zauberwort, das sie elektrisirt und betäubt. Es schlafen tausend Kanonen in diesem Namen, eben so wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuilleries werden zittern, wenn einmal diese Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel aussprachen, so wird hier Napoleon selten bei seinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann, l'homme.“ Aber sein Bild sieht man überall, in Kupferstich und Gyps, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Carrefours stehen Redner, die ihn preisen, den Mann, Volksführer, die seine Thaten besingen. Als ich gestern Abend beim Nachhausegehen in ein einsam dunkles Gäßchen gerieth, stand dort ein Kind von höchstens drei Jahren vor einem Talglichtchen, das in die Erde gesteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaisers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taschentuch hinwarf, rutschte etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des Kaisers ein Liedchen singen konnte, denn dieser Ruhm hatte ihm beide Beine gekostet. Der

arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes, sondern mit gläubiger Innigkeit flehte er: au nom de Napoléon, donnez-moi un sou. So dient dieser Name auch als das höchste Beschwörungswort des Volkes, Napoleon ist sein Gott, sein Kultus, seine Religion; und diese Religion wird am Ende langweilig, wie jede andere. Dagegen wird Lafayette mehr als Mensch verehrt, oder als Schutengel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber minder heroisch, und ehrlich gestanden, es hat sogar einen komischen Effekt auf mich gemacht, als ich voriges Jahr den 28. Julius, im Gefange der Parissienne die Worte hörte: "Lafayette aux cheveux blancs," während ich ihn selbst mit seiner braunen Perücke neben mir stehen sah. Es war auf dem Bastillenplatz, der Mann war auf seinem rechten Plage, und dennoch mußte ich heimlich lachen. Vielleicht eben solche komische Beimischung bringt ihn unseren Herzen menschlich näher. Seine Bonhommie wirkt sogar auf Kinder, und diese verstehen seine Größe vielleicht noch besser als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine Bettelgeschichte zu erzählen, die aber den Charakter des Lafayette'schen Ruhms, in seiner Unterscheidung von dem Napoleon'schen bezeichnet. Als ich nämlich jüngst an einer Straßenecke vor dem Pantheon stillstand, und, wie gewöhnlich, dieses schöne Gebäude betrachtend, in Nachdenken versank, bat mich ein kleiner Auvergniate um einen Sou, und ich gab ihm ein Zehnsoustück, um seiner nur gleich los zu werden. Aber da näherte er sich mir desto zutraulicher mit den Worten: est-ce que vous connaissez le général Lafayette? und als ich diese wunderliche Frage bejahte, malte sich das stolze Vergnügen auf dem naiv-schmutzigen Gesichte des hübschen Buben, und mit drolligem Ernste sagte er: il est de mon pays. Er glaubte gewiß, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müsse auch ein Verehrer von Lafayette sein, und da hielt er mich zugleich für würdig, sich mir als Landsmann desselben zu präsentiren.

So hegt auch das Landvolk die liebevollste Ehrfurcht gegen Lafayette, um so mehr, da er selbst die Landwirthschaft zu seiner Hauptbeschäftigung macht. Diese erhält ihm die Einfalt und Frische, die in beständigem Stadttreiben verloren gehen könnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribune eilten, und nach erfolgten Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Landseize, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zubringt, ist er gewöhnlich umringt von strebenden Jünglingen und schönen Mädchen, da herrscht Gastlichkeit der Tafel und des Herzens, da wird viel gelacht und getanzt, da ist der Hof des souverainen Volkes, da ist jeder hoffähig, der ein Sohn seiner Thaten ist und keine Mesallianz geschlossen hat mit der Lüge, und da ist Lafayette der Ceremonienmeister.

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksklasse herrscht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelstande, unter Gewerbeleuten und Kleinhändlern. Diese vergöttern ihn. Lafayette, der ordnungstiftende, ist der Abgott dieser Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorsehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schuttpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich sorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts gestohlen wird, und jeder das liebe Seinige behält! Die große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Casimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Felder mit großen Bärenmäulen, worin Krämerköpfe stecken, sind außer sich vor Entzücken, wenn sie von Lafayette sprechen, ihrem alten General, ihrem Friedens-Napoleon. Ja er ist der Napoleon der petits bourgeois, jener braven, zahlungsfähigen Leute, jener Gewatter Schneider und Handschuhmacher, die zwar des Tages über zu sehr beschäftigt sind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher, des Abends, mit verdoppeltem Enthusiasmus preisen, so daß man wohl behaupten kann, daß um eilf Uhr, wenn die meisten Boutiken geschlossen sind, der Ruhm des Lafayette seine höchste Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeister“ gebraucht. Es fällt mir ein, daß Wolfgang Menzel, in seiner geistreichen Frivolität, den Lafayette einen Ceremonienmeister der Freiheit genannt hat, als er einst dessen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adressen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorscheine kamen, im Literaturblatte besprach. Auch andere, muntere witzige Leute hegen den Irrthum, der Lafayette sei nur ein alter Mann, der zur Schau hingestellt oder als Maschine gebraucht werde. Indessen, wenn diese Leute ihn nur ein einzigesmal auf der Rednerbühne sähen, so würden sie leicht erkennen, daß er nicht eine bloße Fahne ist, der man folgt, oder wobei man schwört, sondern daß er selbst noch immer der Gonfaloniere ist, in dessen Händen das gute Banner, die Driflamme der Völker. Lafayette ist vielleicht der bedeutendste Sprecher in der jetzigen Deputirtenkammer. Wenn er spricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf und seine vernagelten Feinde auf die Köpfe. Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der Menschheit zur Sprache kommt, dann erhebt sich jedesmal der Lafayette, kampflustig wie ein Jüngling. Nur der Leib ist schwach und schlatternd, von Zeit und Zeitkämpfen zusammengebrochen, wie eine zerhackte und zerschlagene alte Eisenrüstung, und es ist rührend, wie er sich damit zur Tribüne schleppt, und wenn er diese, den alten Posten erreicht hat, tief Athem holt und lächelt. Dieses Lächeln, der Vortrag, und das ganze Wesen des Mannes, während er auf der Tribüne spricht, ist unbeschreibbar. Es liegt darin so viel Goldseligkeit, und zugleich so viel seine Ironie, daß man wie von einer wunderbaren Neugier gefesselt wird, wie von einem süßen Räthsel.

Man weiß nicht, sind das die feinen Manieren eines französischen Marquis, oder ist das die offene Gradsheit eines amerikanischen Bürgers? Das Beste des alten Regimes, das Chevalereske, die Höflichkeit, der Takt, ist hier wunderbar verschmolzen mit dem Besten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunklosigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts ist interessanter, als wenn in einer Kammer von den ersten Zeiten der Revolution gesprochen wird, und irgend Jemand, in doktrinaire Weise, eine historische Thatsache aus ihrem wahren Zusammenhange reißt und zu seinem Raisonnement-benutzt. Dann zerstört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen Folgerungen, indem er den wahren Sinn einer solchen Thatsache durch Anführung der dazu gehörigen Umstände illustriert oder berichtigt. Selbst Thiers muß, in einem solchen Falle, die Segel streichen, und der große Historiograph der Revolution, beugt sich vor dem Ausdruck ihres großen, lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer sitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein steinalter Mann mit glänzenden Silberhaaren, die über seine schwarze Kleidung lang herabhängen, sein Leib ist von einer sehr breiten, dreifarbigigen Schärpe umwickelt, und das ist jener alte Messenger, der schon im Anfang der Revolution ein solches Amt in der Kammer verwaltet und seitdem, in dieser Stellung, der ganzen Weltgeschichte beigewohnt hat, von der Zeit der ersten Nationalversammlung bis zum juste milieu. Man sagt mir, er spreche noch oft von Robespierre, den er le bon Monsieur de Robespierre nenne. Während der Restaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber seit er wieder die dreifarbige Schärpe um den Leib hat, befindet er sich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieser langweiligen juste milieu Zeit. Sogar einmal, während Mauguin sprach, sah ich ihn einschlafen. Der Mann hat gewiß schon Bessere gehört als Mauguin, der doch einer der besten Redner der Opposition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heftig, er, qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre. Aber wenn Lafayette spricht, dann erwacht der alte Messenger aus seiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Hufarenschimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie süße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem silberweißen Kopfe.

Dritter Artikel.

Paris, den 10. Febr.

Den Verfasser des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungssucht rügend, die bei den Franzosen mehr als bei deutschen Frauen

graffirt, unter den letztern einen deutschen Schriftsteller, der als Kunstkritiker und Uebersetzer berühmt ist, ausnahmsweise erwähnte. Dieser Ausgenommene, welcher, der deutschen Unruhen halber, die er selbst durch einige Almanachen veranlaßt, voriges Jahr hieher emigriert, und seitdem von Sr. Majestät dem König Ludwig Philipp I. den Orden der Ehrenlegion erhielt, ist, wegen seines rührigen Eifers nach Decorationen, von vielen Franzosen leider gar zu sehr bemerkt worden, als daß sie nicht durch Hindeutung auf ihn jeden übertheinischen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten. Persöbe, wie sie sind, haben sie diese Ordensverleihung nicht einmal in den französischen Journalen angezeigt; und da die Deutschen in ihrem Landsmanne sich selbst geehrt fühlen mußten, und aus Bescheidenheit nicht gern davon sprachen, so ist dieses für beide Länder gleich wichtige Ereigniß bis jetzt wenig bekannt worden. Solche Unterlassung und Verschweigung war für den neuen Ritter um so verdrößlicher, da man in seiner Gegenwart laut flüßerte, der neue Orden, wenn er ihn auch aus den Händen der Königin erhalten habe, sei durchaus ohne Geltung, so lange solche Verleihung nicht im *Moniteur* angezeigt stehe. Der neue Ritter wünschte diesem Mißstande abgeholfen zu sehen, aber leider ergab sich jetzt ein noch bedenklicherer Einspruch, nämlich daß das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Gültigkeit sei, so lange solches nicht von einem Minister kontrassegnirt worden. Unser Ritter hatte durch die Vermittlung der doktrinairen Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einst Kapaun im Korb war, seinen Orden vom Könige erhalten, und man sagt, dieser habe in seinem ganzen Wesen eine frappante Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Erzieherin, der Frau von Genlis, erkannt, und letztere, noch nach ihrem Tode, in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Minister aber, die beim Anblick des Ritters keine solche gemüthliche Regungen verspüren und ihn irthümlich für einen deutschen Liberalen halten, fürchten durch Kontrassegnirung des Patents die absoluten Regierungen zu beleidigen. Indessen wird bald eine verständigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Continentalmächte ganz versichert zu sein, sind Unterhandlungen angeknüpft, die das Cabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordensverleihung bewegen müssen, und Suplikant wird sich deshalb, mit einem Sr. Majestät, dem König Wilhelm IV., bedizirten altindischen Epos, persönlich nach England begeben. Für die hiesigen Deutschen ist es jedoch ein betrübendes Schauspiel, ihren hochverehrten schwächlichen Landsmann, derlei Verzögnisse halber, von Pontius zu Pilatus rennen zu sehen, in Roth und Kälte, und in bestürmender Ungeduld, die um so unbegreiflicher, da ihm doch alle Beispiele indischer Gelassenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabarata allerträßlichst zu Gebote stehen.

Die Art, wie die Franzosen die wichtigsten Gegenstände mit spöttelndem Reichthum behandeln, zeigt sich auch bei den Gesprächen über die letzten Kon-

pirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre Dame tragirt wurde, scheint sich ganz als Polizei-Intrigue auszuweisen. Man äußerte scherzend, es seien Klassiker gewesen, die aus Haß gegen Viktor Hugo's romantischen Roman, *Notre Dame de Paris*, die Kirche selbst in Brand stecken wollten. Rabelais' Witz über die Glocken derselben kamen wieder zum Vorschein. Auch das bekannte Wort "*si on m'accuserais d'avoir volé les cloches de Notre Dame, je commencerais par prendre la fuite*" wurde scherzend variirt, als einige Karlisten, in Folge dieser Begebenheit die Flucht ergriffen. Die letzte Konspiration von der Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum größten Theile den Machinationen der Polizei zuschreiben. Man sagt, sie haben sich in einer Restauration der Rue des Prouvaires eine splendide Verschwörung zu zweihundert Kouverts bestellt, und einige blödsinnige Karlisten zu Gäste geladen, die natürlich die Feste bezahlen mußten. Letztere hatten kein Geld dabei gespart, und in den Stiefeln eines arretirten Verschwornen fand man 27,000 Francs. Mit dieser Summe hätte man schon etwas ausrichten können. In den Memoiren von Marmontel las ich einmal eine Aeußerung von Chamfort, daß man mit tausend Louis'dor schon einen ordentlichen Lärm in Paris anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten ist mir diese Aeußerung immer wieder ins Gedächtniß gekommen. Ich darf, aus wichtigen Gründen, nicht verschweigen, daß zu einer Revolution immer Geld nothwendig ist. Selbst die herrliche Juliusrevolution ist nicht ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieses Schauspiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekostet, obgleich die eigentlichen Akteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geschehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um sie in Gang zu bringen. Die thörichten Karlisten meinen aber, sie gingen von selbst, wenn sie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner sind gewiß bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unschuldig; denn wie mir jüngst einer derselben sagte: „wenn du hörst, daß bei einer Verschwörung Geld vertheilt worden, so kannst du darauf rechnen, daß kein Republikaner dabei gewesen.“ In der That, diese Partei hat wenig Geld, da sie meistens aus ehrlichen und uneigennützigen Menschen besteht. Sie werden, wenn sie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut bes Flecken, aber nicht mit Geld. Man weiß das, und hegt daher weniger Scheu vor den Intriguanen, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüftet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, ist vielleicht durch die Schriftsteller und Redner veranlaßt worden, die zuerst das Wort „Schreckenssystem“ gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußersten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der sich damals entfaltete, war aber mehr eine Erscheinung als ein Sy-

stem, und der Schrecken war eben so sehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es ist thöricht, wenn man sagt, zur Macheiferung aufreizend, den Gesichtsabguß des Robespierre herumträgt. Thöricht ist es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeschwört, wie die Amis du peuple es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben so retrograde handeln, wie die eifrigsten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt eben so thöricht, wie derjenige, welcher abgeschnittene welcke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karlisten sind Plagiarier der Vergangenheit, und wenn sie sich vereinigen, so mahnt das an die lächerlichsten Tollhausbündnisse, wo der gemeinste Zwang oft die heterogensten Narren in ein freundschaftliches Verhältniß bringt, obgleich der eine, der sich selbst für den Jehova hält, den andern, der sich für den Jupiter ausgiebt, im tiefsten Herzen verachtet. So sahen wir diese Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der Gazette und den Redakteur der Revolution, als Verbündete vor den Affisen stehen, und als Chorus standen hinter ihnen Fitz-James mit seinen Karlisten und Cavaignac mit seinen Republikanern. Gibt es widerwärtigere Kontraste! Trotz dem, daß ich dem Republikwesen sehr abhold bin, so schmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer so unwürdigen Gemeinschaft sehe. Nur auf demselben Schafotte dürften sie zusammentreffen mit jenen Freunden des Absolutismus und des Jesuitismus, aber nimmermehr vor denselben Affisen. Und wie lächerlich werden sie durch solche Bündnisse! Es giebt nichts Lächerlicheres, als daß die Journale unter den Verschwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und vier Republikaner von der Gesellschaft der Amis du peuple zusammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daß Lepere in dieser dummen Geschichte verwickelt sind. Ich selbst befand mich denselben Abend zufällig in der Versammlung der Amis du peuple, und glaube aus vielen Umständen schließen zu können, daß man eher an Gegenwehr als an Angriff dachte. Es waren dort über fünfzehnhundert Menschen in einem engen Saale, der wie ein Theater ausah, gehörig zusammengebrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Conventionels, hielt eine lange Rede, voll von Spott gegen die Bourgeoissie, die Boutiquiers, die einen Louis Philipp, la boutique incarnée, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Interesse, nicht im Interesse des Volks du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation. Es war eine Rede voll Geist, Redlichkeit und Grimm; doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikanischen Strenge verläugnete sich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden, mit acht französischer Aufmerksamkeit, die besten Plätze, neben der Rednerbühne, angewiesen. Die Versammlung roch ganz wie ein zerlesenes, flebrichtiges Exemplar des Moniteurs

von 1793. Sie bestand meistens aus sehr jungen und ganz alten Leuten. In der ersten Revolution war der Freiheitsenthusiasmus mehr bei den Männern von mittlerem Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Pfaffenfrug und Adelsinsolenz mit einer männlich klaren Einsicht zusammentraf; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes, Letztere, die silberhaarigen Greise, aus Gewohnheit, Erstere, die Jeunesse dorée, aus Mißmuth über die bürgerliche Prunklosigkeit der republikanischen Sitten. Jetzt ist es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthusiasten bestehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Diese kennen noch aus eigener Erfahrung die Abscheulichkeiten des alten Regimes, und sie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der ersten Revolution, wo sie selber so kräftig gewesen und so groß. Jene, die Jugend, liebt diese Zeiten, weil sie überhaupt aufopferungsfähig und heroisch gestimmt ist, und nach großen Thaten lechzt, und den knickerigen Kleinmuth und die krämerhafte Selbstsucht der jetzigen Gewaltthaber verachtet. Die Männer mittlern Alters sind meistens ermüdet von dem harcelirenden Oppositionsgeschäfte während der Restauration, oder verdorben durch die Kaiserzeit, deren rauschende Ruhmsucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfachheit und Freiheiteliebe ertödtete. Außerdem hat diese imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekostet, die jetzt Männer wären, so daß überhaupt unter diesen Letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplette Exemplare vorhanden sind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der Amis du peuple herrschte der würdige Ernst, den man immer bei Menschen findet, die sich stark fühlen. Nur ihre Augen bligten, und nur manchmal riefen sie: *c'est vrai! c'est vrai!* wenn der Redner eine Thatfache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verstehen konnte, weil er in kurzen, nachlässig hervorgestoßenen Sätzen spricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftsteller noch immer ausgesetzt sind, da sah ich, daß mein Nachbar sich an mir festhielt vor innerer Bewegung, und daß er sich die Lippen wund biß, um nicht mitzusprechen. Es war ein junger Brausekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von schwarzen Wachseleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr,“ sagte er endlich zu mir, „diese Schriftstellerverfolgung ist ja eine mittelbare Censur? Man darf drucken, was man sagen darf, und man darf Alles sagen. Marat behauptete, daß es eine Ungerechtigkeit sei, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und daß man wegen einer Meinung nur dem Publikum Rechenschaft schuldig sei. (Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.) Alles, was mag sagt, ist nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkte ebenfalls mit Recht: sobald die Decembirn in die

Gesetzsammlung, die sie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Gesetz gegen die Verläumdung eingeschwärzt hatten, so entdeckte man gleich, daß sie die Absicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls, sobald Octavius, vierhundert Jahre nachher, jenes Gesetz der Decemvirn gegen Schriften und Reden wieder ins Leben rief und der Lex Julia Laesae Majestatis noch einen Artikel hinzufügte, konnte man sagen, daß die römische Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte.“

Ich habe diese Citate hierher gesetzt, um anzudeuten, welche Autoren bei den Amis du peuple citirt werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor ist ihr Evangelium. Komisch war es jedoch, daß diese Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, sich so offen gegen die Regierung zu verbinden, und Dinge zu sagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutschland zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt zu werden. Denselben Abend hieß es jedoch, man würde dieser Ungebühr ein Ende machen, und den Saal der Amis du peuple schließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cerniren,“ bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für diesen Fall ihre Pistole bei sich?“ Ich will sie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal, und fuhr nach einer Soirée im Faubourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwasser, gelbe Glacehandschuh und Fadaisen. Außerdem lag eine so triumphirende Freude auf allen Gesichtern, als sei der Sieg des alten Regimes ganz entschieden, und während mir noch das Vive la République der Rue Grenelle in den Ohren nachbröhlte, mußte ich die bestimmte Versicherung anhören, daß die Rückkehr des Mirakelkindes mit der ganzen Mirakelsippchaft so gut wie gewiß sei. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daß ich dort zwei Doctrinaire eine Anglaise tanzen sehen; sie tanzen nur Anglaissen. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien aussahen, fragte mich: ob man des Beistandes der Deutschen und der Kosaken gewiß sei? Wir werden es uns wieder zur höchsten Ehre anrechnen, beheuerte ich, für die Wiedereinführung der älteren Bourbons unser Gut und Blut zu opfern. Wissen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daß heute der Tag ist, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaur zuerst kommunizierte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Throns und Altars, erwiderte ich, ein heiliger Tag, werth von de Lamartine besungen zu werden!

Die Nacht dieses schönen Tages sollte roth angestrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Gespräch von ganz Paris. Widersprüche der tollsten Art liefen herum, und noch jetzt liegt, wie schon oben angedeutet, ein geheimnißvoller Schleier über jener Verschwörungsgeschichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Fa-

milie, mitsammt der großen Gesellschaft, die in den Tuilleries versammelt gewesen, ermorden wollen, man habe den Concierge des Louvre's gewonnen, um durch die große Gallerie desselben unmittelbar in den Tanzsaal der Tuilleries hineinbringen zu können, ein Schuß sei dort gefallen, der dem Könige geglitten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen seien arretirt worden u. s. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenseite der Tuilleries noch eine große Menge Menschen, die nach den Fenstern hinausschauten, als wollten sie den Schuß sehen, der dort gefallen. Einer erzählte, Perier sei die vorige Nacht zu Pferde gestiegen und gleich nach der Rue des Prouvaires geritten, als dort die Verschworenen verhaftet und ein Polizeiaгент getödtet worden. Man habe den Pavillon Flore in Brand stecken, und von Außen den Pavillon Marfan angreifen wollen. Der König, hieß es, sei sehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer schüttelten unwillig den Kopf. Die Franzosen verabscheuen allen nächtlichen Mord. In den stürmischen Revolutionszeiten wurden die schrecklichsten Thaten offenkundig und bei Tageslicht ausgeführt. Was die Gräuelt thaten der Bartholomäusnacht betrifft, so waren sie vielmehr von römisch-katholischen Priestern angezettelt.

Wie weit der Concierge des Louvre's in der Verschwörung vom zweiten Februar verwickelt ist, habe ich noch nicht bestimmt erfahren können. Die Einen sagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht, als man ihm Geld anbot, damit er die Schlüssel des Louvre's ausliefere. Andere meinen, er habe sie wirklich ausgeliefert und sei jetzt eingezogen. Auf jeden Fall zeigt sich bei solchen Begebenheiten, wie die wichtigsten Posten in Paris ohne sonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichsten Personen anvertraut sind. So war der Schatz selbst lange Zeit in den Händen eines Papierspeculanten, des Hrn. Reffner, den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen sollte, daß er nur sechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Börse verspielt hat. So hätte die Gemäldegallerie des Louvre's, die mehr ein Eigenthum der Menschheit als der Franzosen ist, der Schauplatz nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden können. So ist das Medaillencabinet eine Beute von Dieben geworden, die dessen Schätze gewiß nicht aus numismatischer Liebhaberei gestohlen haben, sondern um sie direkt in den Schmelztiegel wandern zu lassen. Welch ein Verlust für die Wissenschaften, da unter den gestohlenen Antiquitäten nicht bloß die seltensten Stücke, sondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon übrig geblieben! Der Untergang dieser alten Münzen ist unersehbar; denn die Alten können sich doch nicht noch einmal niedersehen und neue fabriciren. Aber es ist nicht bloß ein Verlust für die Wissenschaften, sondern durch den Untergang solcher kleinen Denkmäler von Gold und Silber verliert das Leben selbst den Ausdruck seiner Realität. Die alte Geschichte klänge wie ein Märchen, wären nicht die da-

maligen Geldstücke, das Realste jener Zeiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, daß die alten Völker und Könige, wovon wir so Wunderbares lesen, wirklich existirt haben, daß sie keine müßigen Phantasiegebilde, keine Erfindungen der Dichter sind, wie manche Schriftsteller behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geschichte des Alterthums, alle geschriebenen Urkunden desselben, seien im Mittelalter von den Mönchen geschmiebet worden. Gegen solche Behauptungen enthielt das hiesige Medaillenkabinet die klingenbsten Gegenbeweise. Aber diese sind jetzt unwieberbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeschichte wurde eingestrichen und eingeschmolzen, und die mächtigsten Völker und Könige des Alterthums sind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

Es ist ergötzlich, daß man die Fenster des Medaillenkabinet's jetzt mit eisernen Gitterstangen versieht, obgleich es gar nicht zu erwarten steht, daß die Diebe das Gestohlene wieder nächtlicherweise zurückbringen werden. Besagte eiserne Stangen werden roth angestrichen, welches sehr gut aussieht. Jeder Vorübergehende schaut hinauf und lacht. Monsieur Raoul Rochette, der Aufseher der gestohlenen Medaillen, le conservateur des exédaillies, soll sich wundern, daß die Diebe nicht ihn gestohlen, da er sich selbst immer für wichtiger als die Medaillen gehalten hat, und Letztere jedenfalls für unbenutzbar hielt, wenn man seiner mündlichen Erklärungen dabei entbehren würde. Er geht jetzt müßig herum, und lächelt wie unsere Köchin, als die Kage ein Stück rohes Fleisch aus der Küche gestohlen; sie weiß ja doch nicht, wie das Fleisch gefocht wird, sagte unsere Köchin, und lächelte.

Indessen, wie sehr auch jener Medaillendiebstahl ein Verlust für die alte Geschichte ist, so scheint der Refner'sche Kassendefect die Geister doch noch mehr zu irritiren. Dieser ist wichtiger für die Tagesgeschichte. Während ich dieses schreibe, vernimmt man, daß er nicht sechs, sondern zehn Millionen betrage. Man glaubt sogar, er werde sich am Ende sogar als eine Summe von zwölf Millionen ausweisen. Das schmälert freilich das Verdienst des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch diesen Kassendefect, wobei es an Ifland'schen Nährungs-scenen nicht fehlte, geräth zunächst der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Cautionnement, das von Refner nicht gefordert worden, selbst bezahlen müssen. Er kann diesen Schaden leicht tragen; denn er ist enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken baare Revenuen, und ist ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert sich mehr, als man glaubt, über diese Geschichte, da sie Geld, welches seine Force und seine Schwäche betrifft; wie wenig Schonung ihm die Opposition bei dieser Gelegenheit angedeihen lassen, ist aus den Blättern bekannt. Diese referiren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in

der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner besondern Erwähnung. Wahrlich, die Opposition beträgt sich eben so kläglich wie das Ministerium, und gewährt einen eben so widerwärtigen Anblick.

Während aber Bedrängnisse und Nöthen aller Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten, seit den Ereignissen in Italien und Don Pedro's Expedition, bedenklich verwickelter werden; während alle Institutionen, selbst die königlich höchste, gefährdet sind; während der politische Wirrwarr alle Existenzen bedroht: ist Paris diesen Winter noch immer das alte Paris, die schöne Zauberstadt, die dem Jüngling so holdselig lächelt, den Mann so gewaltig begeistert, und den Greis so sanft tröstet. Hier kann man das Glück entbehren, sagte einst Frau v. Staël, ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde seine Wirkung verlor, da sie sich lange Zeit nur deshalb unglücklich fühlte, weil sie nicht in Paris leben durfte, und da also Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzosen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht floh, „weil man das Vaterland nicht an den Schuhsohlen mitschleppen kann,“ so hieß das wohl auch, daß man im Auslande die Herrlichkeiten des schönen Paris entbehren würde. Aber Paris ist eigentlich Frankreich; dieses ist nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die schönen Landschaften und den lebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, so ist Frankreich ganz öde, auf jeden Fall ist es geistig öde, Alles, was sich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptstadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europa's. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen civilisirten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten. Versammelt ist hier Alles, was groß ist durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wissen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zusammentreffen, so hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden sich kleinlich, aber das Volk ist groß und fühlt seine schauerlich erhabene Bestimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die so ruhmvoll und heilig ins Grab gestiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen sich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die

heiterste Mokerie, und da jetzt Karneval ist, so maskiren sich Viele als Doktrinaire, und schneiden possierlich-pedantische Gesichter, und behaupten, sie hätten Furcht vor den Preußen.

Vierter Artikel.

Paris, den 1. März.

Die Vorgänge in England nehmen seit einiger Zeit mehr als jemals unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir müssen es uns endlich gestehen, daß die offene Feindschaft der absoluten Könige uns minder gefährlich ist, als des konstitutionellen John Bull's zweideutige Freundschaft. Die völkermenschelnden Umtriebe der englischen Aristokratie treten bedrohlich genug aus offizielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch spärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenzliche Protokollgespinnst mit den parlamentarischen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort, thätiger als jemals, ihre geburtsstümlichen Interessen wahrgenommen und emsiger als jemals das verderblichste Gewebe gesponnen, und Herr v. Talleyrand scheint zugleich Spinne und Fliege zu sein. Ist der alte Diplomat nicht mehr so schlau wie weiland, als er, ein zweiter Oephaistos, den gewaltigen Kriegsgott selbst in seinem feingeschmiedeten Netzwerk gefangen? Oder erging's ihm diesmal wie dem überflugen Meister Merlin, der sich in dem eigenen Zauber verstrickt, und wortgefesselt und selbstgebannt, im Grabe liegt? Aber warum hat man eben Hrn. v. Talleyrand auf einen Posten gestellt, der für die Interessen der Juliusrevolution der wichtigste, und wo vielmehr die unbeugsame Wahrheit eines unbescholtenen Bürgers nöthig war? Ich will damit nicht ausdrücklich sagen, der alte, glatte, ehemalige Bischof von Autun sei nicht ehrlich. Im Gegentheil, den Eid, den er jetzt geschworen hat, den hält er gewiß; denn er ist der dreizehnte. Wir haben freilich keine andere Garantie seiner Ehrlichkeit, aber sie ist hinreichend; denn noch nie hat ein ehrlicher Mann zum dreizehntenmal seinen Eid gebrochen. Außerdem versichert man, daß Ludwig Philipp in der Abschiedsaudienz noch aus Vorsorge zu ihm gesagt habe: Hr. v. Talleyrand, was man Ihnen auch bieten mag, ich gebe Ihnen immer das Doppelte. Indessen, bei treulosen Menschen gäbe das dennoch keine Sicherheit; denn im Charakter der Treulosigkeit liegt es, daß sie sich selbst nicht treu bleibt, und daß man auch nicht einmal durch Befriedigung des Eigennuzes auf sie rechnen kann.

Das Schlimmste ist, daß die Franzosen sich London als ein andres Paris, das West-End als ein andres St. Germainviertel denken, daß sie brittische

Reformers für verbrüderter Liberale, und die Parlamente für eine Pairs- und Deputirtenkammer ansehen, kurz daß sie alle englischen Vorhandenheiten nach französischem Maßstabe messen und beurtheilen. Dadurch entstehen Irrthümer, wofür sie vielleicht in der Folge schwer büßen müssen. Beide Völker haben einen allzuschroff entgegengesetzten Charakter, als daß sie sich einander verstehen könnten, und die Verhältnisse in beiden Ländern sind zu ursprünglich verschieden, als daß sie sich mit einander vergleichen ließen. Und vollends in politischer Beziehung! Die Nachträge zu den Reisebildern enthalten hierüber manche Belehrungen, die aus der unmittelbaren Anschauung geschöpft sind, und auf diese muß ich hier verweisen, um Wiederholungen zu vermeiden. Auch auf die trefflichen „Briefe eines Verstorbenen“ will ich hier nochmals hindeuten, obgleich das poetische Gemüth des Verfassers in das starre Britenthum mehr geistige Bewegung hineingeschaut, als wohl grundwirklich darin zu finden sein möchte. England müßte man eigentlich im Style eines Handbuchs der höheren Mechanik beschreiben, ungefähr wie eine ungeheuer komplizierte Fabrik, wie ein sausesndes, brausesndes; stocesndes, stampfendes und verdrießlich schnurrendes Maschinenwesen, wo die blankgeschuerten Utilitätsräder sich um alt verrostete historische Jahrszahlen drehen. Mit Recht sagen die St. Simonisten, England sei die Hand, und Frankreich das Herz der Welt. Ach! dieses große Welt Herz müßte verbluten, wenn es, auf britische Generosität rechnend, einmal Hülfe verlangte von der kalten, hölzernen Nachbarhand. Ich denke mir das egoistische England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanst, wie man ihn auf Karrikaturen sieht, sondern, nach der Beschreibung eines Satyrikers, in der Gestalt eines langen, mageren, knöchernen Hagestolzes, der sich einen abgerissenen Knopf an die Hosen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnsfaden, an dessen Ende, als Knäuel, die Weltkugel hängt — er schneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und läßt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen.

Die Franzosen meinen, das englische Volk hege Freiheitswünsche gleich den übrigen, es ringe, eben so wie sie, gegen die Usurpationen einer Aristokratie, und daher gäben nicht bloß viele äußern, sondern auch viele innern Interessen die Bürgschaft einer engen Allianz. Aber sie wissen nicht, daß das englische Volk selbst durchaus aristokratisch ist, daß es nur in engsinniger Korporationsweise seine Freiheit, oder vielmehr seine verbrieften vorrechtlichen Freiheiten, verlangt, und daß die französische, allgemein menschenthümliche Freiheit, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Vernunft theilhaftig werden soll, ihrem tiefsten Wesen nach den Engländern verhaßt ist. Sie kennen nur eine englische Freiheit, eine historisch-englische Freiheit, die entweder den königl. großbritannischen Unterthanen patentirt wird, oder auf ein altes Gesetz, etwa aus der Zeit der Königin Anna, basirt ist. Burke, der die Geister zu burken

suchte, und das Leben selbst an die Anatomie der Geschichte verhandelte, dieser machte der französischen Revolution zum hauptsächlichsten Vorwurfe, daß sie sich nicht wie die englische aus alten Institutionen herausgebildet, und er kann nicht begreifen, daß ein Staat ohne Nobility bestehen könne. Englands Nobility ist aber auch etwas ganz Anderes als die französische Noblesse, und sie verdient, daß ich ihr unterscheidendes Lob ausspreche. Der englische Adel stellte sich dem Absolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinschaft mit dem Volke, um dessen Rechte nebst den seinigen zu behaupten; der französische Adel hingegen ergab sich den Königen auf Gnade und Ungnade; seit Mazarin widerstrebte er nicht mehr ihrer Gewalt, er suchte nur daran Theil zu gewinnen, durch geschmeibigen Hofdienst, und, in unterthänigster Handlangergemeinschaft mit den Königen, drückte und verrieth er das Volk. Unbewußt hat sich der französische Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er sie zu entwerrender Sittenlosigkeit verführte, und sie fast blödsinnig schmeichelte. Freilich er selber, geschwächt und entgeistet, mußte dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde gehen, der zehnte August fand in den Tuilleries nur ein greisenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriebedegen, und nicht einmal ein Mann, nur eine Frau war es, die mit Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch diese letzte Dame des französischen Ritterthums, die letzte Repräsentantin des hinsterbenden alten Regime's, und auch sie sollte nicht in so holder Jugendgestalt ins Grab sinken, und eine einzige Nacht hat schneeweiß gefärbt die blonden Locken der schönen Antoinette.

Anderß erging es dem englischen Adel. Dieser hat seine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem gesunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schöflinge aufnimmt, und durch diese, die eigentliche Gentry, mit dem Adel selbst, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei ist der englische Adel voll Patriotismus, er hat bieber, mit unerlogem Eifer, das alte England wahrhaft repräsentirt, und jene Lords, die so viel kosten, haben auch, wenn es Noth thut, dem Vaterlande Opfer gebracht. Es ist wahr, sie sind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Kontinente, der seinen Hochmuth zur Schau trägt und sich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Kostüme, Bänder, schlechtes Französisch, Wappen, Sterne und sonstige Spielereien; der englische Adel verachtet den Bürgerstand zu sehr, als daß er es für nöthig hielte, ihm durch äußere Mittel zu imponiren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter inognito sieht man den englischen Adel, schlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt, in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit seinen frubalistischen Dekorationen und sonstigem Prachtstutterstaate bekleidet er sich nur bei Hofesten und altherkömmlichen Hofceremonien. Daher bewahrt er auch bei dem Volke

mehr Ehrfurcht als unsere Kontinentalgötter, die so wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloo-Brücke zu London hörte ich einst, wie ein Knabe zu dem Andern sagte: have you ever seen a nobleman? (Hast du je einen Edelmann gesehen?) worauf der andere antwortete: No, but I have seen the coach of the Lord Mayor. (Nein, aber ich habe die Kutsche des Lord Mayors gesehen.) Diese Kutsche ist nämlich ein abenteuerlich großer Kasten, überreich vergolbet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothsammetnen, reißgoldenen Haarbeutelkutscher auf dem Vock und drei ditto Haarbeutelakazien hinten auf dem Schlage. Wenn das englische Volk seht mit seinem Adel habert, so geschieht das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigsten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollauf genießt, sondern wegen baarer Gelbinteressen; indem der Adel, im Besitze aller Einkünften, geistlichen Pfründen und übereinträglichler Aemter, frech und üppig schwelgt, während der größte Theil des Volks, überlastet mit Abgaben, im tiefsten Elende schwachet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform, und die adeligen Beförderer derselben haben wahrlich nicht im Sinne, sie zu etwas Anderem zu benutzen, als zu materiellen Verbesserungen.

Ja, der Adel von England ist noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er sich immer unabhängig zu erhalten gewußt, im Gegensatz zu dem französischen Adel. Er ließ den Königen nur sein Schwert und sein Wort, jedoch an dem Privatleben derselben, in Lust und Lüssen, nahm er nur gleichgültig vertraulichen Antheil. Dieß gilt sogar von den verbordensten Zeiten. Hamilton in seinen Memoiren des Duc de Grammont gibt ein anschauliches Bild dieses Verhältnisses. Solcherweise, bis auf die letzte Zeit, blieb der englische Adel, zwar der Etikette nach handklüssend und knieend, jedoch faktisch auf gleichheitlichem Fuße mit den Königen, denen er sich ernsthaft genug widersezte, sobald sie seine Vorrechte antasteten oder sich seinem Einflusse entziehen wollten. Dieses Letztere geschah vor einigen Jahren am offenkundigsten, als Canning Minister wurde; zur Zeit des Mittelalters wären die englischen Barone in einem solchen Falle behelmt und gepanzert, mit dem Schwerte in der Faust und im Geleite ihrer Lehnsleute, aufs Schloß des Königs gestiegen, und hätten mit ironischer Demuth, mit bewaffneter Courtoisie ihren Willen ertrozt. In unserm Jahrhunderte mußten sie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und, wie männiglich bekannt, suchten die Ekelteute, die damals das Ministerium bildeten, dem Könige dadurch zu imponiren, daß sie unvermuthet und in perßig abgefarteter Weise sämmtlich ihre Dimissionen gaben. Die Folgen sind ebenfalls hinlänglich bekannt, Georg IV. stüzte sich alsdann auf Georg Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigsten Lindwurm der Erde niederzuschlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit seinem rothbädig

behaglichen Gesichte und affectirt heftigen Absolutentone, und ließ bald die überlieferte Lanze aus den schwachen Händen fallen, so daß der arme König sich wieder, auf Gnade und Ungnade, seinen alten Baronen übergeben mußte, und der Feldherr der heiligen Allianz wieder den Kommandostab erhielt. Ich habe an einem anderen Orte nachgewiesen, warum kein liberaler Minister in England etwas besonders Gutes bewirken kann, und deshalb abtreten muß, um jenen Doctories Platz zu machen, die eine große Verbesserungsbill natürlicher Weise um so leichter durchsetzen, da sie den parlamentarischen Widerstand ihrer eigenen Halsstarrigkeit nicht zu besiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die besten Kirchen gebaut. Wellington erschocht jene Emanzipation, wofür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht ist er auch der Mann, der dazu bestimmt ist, jene Reformbill durchzusetzen, woran Lord Grey wahrscheinlich scheitert. Ich glaube an dessen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder ans Regiment jene unverföhnlichsten Aristokraten, die seit vierzig Jahren das französische Volk, als den Repräsentanten der demokratischen Ideen, auf Tod und Leben befehlen. Diesmal wird freilich der alte Groll den materiellen Interessen nachgestellt werden, und den gefährlicheren Feind im Osten und seine Anhängel wird man gern von französischen Waffen bekämpfen haben. Um so mehr, da sich die Feinde alsdann wechselseitig schwächen. Ja, die Engländer werden den gallischen Hahn noch besonders anspornen zum Kampfe mit den absoluten Ablern, und sie werden schaubegierig, mit ihren langen Hälsen, über den Kanal herüberschauen und applaudiren, wie im Col-plt, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tausend Guineen verwetten.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte eben so gleichgültig dieses Schauspiel betrachten; werden sie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unseres Hülfenrufs und unseres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabschauen? Oder hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, so wie wir die Affen hassen, weil sie von allen Säugethieren uns selber am ähnlichsten schauen und dadurch unsern Stolz kränken: so seien den Göttern auch die Menschen verhaßt, die, nach ihrem eigenen Bilde, mit ihnen selber so viel beleidigende Aehnlichkeit haben; so daß die Götter, je größer, schöner, gottgleicher die Menschen sind, sie desto grimmiger durch Mißgeschick verfolgen und zu Grunde richten, während sie die kleinen, häßlichen, säugethierlicheren Menschen gnädigst verschonen und im Glücke gedeihen lassen. Wenn diese letzte traurige Ansicht wahr ist, so sind freilich die Franzosen ihrem Untergange näher als Andere! Ach, möge das Ende ihres Kaisers noch frühzeitig die Franzosen belehren, was von dem Großsinn Englands zu erwarten ist! Hat der Vellerophon diese Chimäre nicht längst entführt? Möge Frankreich sich niemals auf England verlassen, wie Polen auf Frankreich!

Sollte sich jedoch das Entsefliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Civilisation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtsinns und Verrath, und die potsdämiſche Junkerſprache ſchnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und ſchmutzige Teutonenſtiefel beſiedelten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais-Royal röſche wieder nach Zuchten — — — dann gäbe es einen Mann in der Welt, der elender wäre, als jemals ein Menſch geweſen, einen Mann, der durch ſeinen kläglichen, krämerhaften Kleinſinn das Verderben des Vaterlandes verſchuldet hätte, und alle Schlangen der Neue im Herzen, und alle Flüche der Menſchheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden ſich alsdann, um ſich einander zu tröſten, die Qualen dieſes Mannes erzählen, die Qualen des Caſimir Perier.

Welch eine ſchauerliche Verantwortlichkeit laſtet auf dieſem einzigen Manne! Ein Grauen erfaßt mich jedesmal, wenn ich in ſeine Nähe trete. Wie gebannt von einem unheimlichen Zauber ſtand ich jüngſt eine Stunde lang neben ihm, und betrachtete dieſe trübe Geſtalt, die ſich zwiſchen den Völkern und der Sonne des Julius ſo kühn geſtellt hat. Wenn dieſer Mann fällt, dachte ich, hat die große Sonnenfinſterniß ein Ende, und die dreifarbigte Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeistert, und die Freiheitsbäume erblühen wieder! Dieſer Mann iſt der Atlas, der die Börſe und das Haus Orleans und das ganze europäiſche Staatsgebäude auf ſeinen Schultern trägt, und wenn er fällt, ſo fällt die ganze Bude, worin man die ebelſten Hoffnungen der Menſchheit verſchachtelt, und es fallen die Wechſeltiſche, und die Kurſe, und die Eigenſucht und die Gemeinheit!

Es iſt nicht ſo ganz uneigentlich, wenn man ihn einen Atlas nennt, Perier iſt ein ungewöhnlich großer, breitſchultriger Mann von ſtarkem Knochenbau und gewaltig ſtämmigem Anſehen. Man hat gewöhnlich irrige Begriffe von ſeinem Außern, theils weil die Journale beſtändig von ſeiner Kränklichkeit reden, um ihn, der durchaus geſund und Präſident des Konſeils bleiben will, zu irritiren, theils auch weil man von ſeiner Irritation ſelbſt die übertriebenſten Anekdoten erzählt, und die Leidenschaftlichkeit, womit man ihn auf der Rednerbühne agiren ſieht, als ſeinen gewöhnlichen Zuſtand betrachtet. Aber der Mann iſt ein ganz anderer, ſobald man ihn in ſeiner Häuslichkeit, in Geſellſchaft, überhaupt in einem beſriedeten Zuſtande erblickt. Dann gewinnt ſein Geſicht, ſtatt des begeistert erhöhten oder erniedrigten Ausdrucks, den ihm die Tribune verleiht, eine wahrhaft impoſante Würde, ſeine Geſtalt erhebt ſich noch männlich ſchöner und edler, und man betrachtet ihn mit Wohlgefallen, beſonders ſo lange er nicht ſpricht. In dieſer Hinſicht iſt er ganz das Gegenheil der Femme du Bureau im Caſſe Colbert, die ſo unſchön erſcheint, ſo lange ſie ſchweigt, deren Geſicht aber von Heiligkeit überſtrahlt wird, ſobald ſie zum Sprechen den Mund öffnet. Nur daß Perier, wenn er lange ſchweigt

und Andere mit Behächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Gesichte anzuschauen ist. Dann pflegt er auch mit dem horschend gebeugten Haupte leise auf und nieder zu nicken, wie Einer, der zu sagen scheint: das wird sich schon geben. Seine Stirne ist hoch, und scheint es um so mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt ist. Diese sind grau, beinahe weiß, glatt anliegend, und bedecken nur spärlich den übrigen Theil des Kopfes, dessen Wölbung schön und ebenmäßig, und woran die kleinen Ohren fast anmuthig genannt werden können. Das Kinn ist aber kurz und ordinär. Wild und wüsth hängt das schwarze Buschwerk seiner Braunen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief versteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blüht es da hervor, wie ein Stilet. Die Farbe des Gesichts ist graugelblich, das gewöhnliche Kolorit der Sorge und Verdrossenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein sind, aber auch nicht edel, vielleicht Justemilieu-, anständig grämliche Justemilieu-Falten. Man will dem Martne das Banquierhafte anmerken, sogar in seiner Haltung das Kaufmännische herausfinden, und einer meiner Freunde giebt vor, daß er immer in Versuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffee's oder den Stand des Diskonto's zu befragen. Wenn man aber von Jemanden weiß, daß er blind ist, sagt Lichtenberg, so glaubt man es ihm von hinten ansehen zu können. Ich finde in der ganzen Erscheinung Cassimir Periers freilich nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in seinem Wesen liegt viel von schönem Ausübung der Bürgerlichkeit, wie man sie bei Männern findet, die mit den thätigsten Staatsorgen belastet sind, und sich mit chevaleresken Manieren und sonstigem Toilettengeschäfte nicht viel befassen können.

Nach seinen Reden kann man Perier noch am besten beurtheilen, es ist das auch seine beste Seite, wenigstens während der Restaurationsperiode, wo er, einer der besten Sprecher der Opposition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelsten Krieg führte. Ich weiß nicht, ob er damals schon so körperlich ungekümmt war wie jetzt; ich las damals nur seine Reden, die, ein Muster von Haltung und Würde, auch zugleich so ruhig und besonnen waren, daß ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In diesen Reden herrschte die strengste Logik, es war darin etwas Starres, starre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eisernen Stangen, und dahinter lauschte manchmal eine leise Wehmuth, wie eine blasse Nonne hinter klösterlichem Sprachgitter. Die starren Vernunftgründe, die eisernen Stangen sind in seinen Reden geblieben, aber jetzt schaut man dahinter nur einen unmächtigen Zorn, der wie ein wildes Thier hin und her springt.

Viele der neuesten Reden Periers, welche Gesegentwürfe besprechen, wie z. B. über die Patrie, sind nicht von ihm selbst abgefaßt; zu solchen großen

Ausarbeitungen fehlt es dem Minister an Zeit. Er muß jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenschaftlicher in seinen Reden werden, je bedenklicher, wüdeloser und unebler das System ist, das er zu verteidigen hat. Was ihm in der öffentlichen Meinung am förderlichsten, das ist seine Stellung neben Herrn Sebastiani, dem alten koketten Menschen mit dem aschgrauen Herzen und dem gelben Gesichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Rösche zu schauen, wie bei herbstlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinsen. Wahrlich, es giebt nichts Widerwärtigeres als diese aufgeblasene Richtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und sich auf die Ministerbank setzt, ein fades Lächeln um die Lippen, und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreifen, daß dieses wohl gantirte, niedlich chaussirte, schwächliche Männlein mit verschwimmenden Vapeur-äuglein jemals große Dinge verrichten konnte, im Felde und im Rathe, wie uns die Berichterstatte des russischen Rückzuges und der türkischen Gesandtschaft erzählen. Seine ganze Wissenschaft besteht jetzt nur noch aus einigen altabgenutzten Diplomatenstückchen, die in seinem bleichernen Gehirn beständig klappern. Seine eigentlich politischen Ideen gleichen dem großen Riemen, welchen Karthago's Königin aus einer Kuhhaut schnitt, und womit sie ein ganzes Land umspannte; der Ideenkreis des guten Mannes ist groß, umfaßt viel Land, aber er ist dennoch von Leder. Perier sagte einst von ihm: er hat eine große Idee von sich selbst, und das ist die einzige Idee, die er hat.

Ich habe den Cupido der Kaiserperiode, wie man Sebastiani genannt, neben dem Herkules der Justemilieu-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deshalb hingestellt, damit dieser in völliger Größe erscheine. Wahrlich, ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß bei seinem Anblicke mir eine Gestalt ins Gedächtniß heraufsteigt, woneben er eben so klein erscheint, wie Sebastiani neben ihm. Ist es der Geist der Satyre, der an die Gegensätze erinnert? Oder hat Casimir Perier wirklich eine Aehnlichkeit mit dem größten Minister, der jemals in England regierte, mit Georg Canning? Aber auch andere Leute gestehen, daß er sonderbarerweise an diesen erinnere, und irgend eine verborgene Verwandtschaft zwischen beiden vorhanden sei.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erscheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerschütterlichen Thakraft, und im Widerstande gegen feudalaristokratischen Ansturm zeigt sich jene Aehnlichkeit zwischen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfalteten Gesinnung. Ersterer, geboren und erzogen auf den weichen Polstern des Reichthums, konnte ruhig seine besten Neigungen entwickeln, und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Opposition, die der Bürgerstand während der Restaurationszeit gegen Aristokratie und Jesuitenschaft führte. Der andere

hingegen, Georg Canning, geboren von unglücklichen Eltern, war das arme Kind einer armen Mutter, die ihn des Tags über traurig und weinend pflegte, und des Abends, um Brod für ihn zu verdienen, aufs Theater stiegen und Komödie spielen und lachen mußte; späterhin, aus dem kleinen Elend der Armuth in das größere Elend einer glänzenden Abhängigkeit übergehend, erbuldete er die Unterstützung eines Oheims und die Gönnerschaft eines hohen Adels.

Unterschieden sich aber beide Männer durch die Lage, worein das Glück sie versetzt und lange Zeit erhalten hatte, so unterschieden sie sich noch mehr durch ihre Gesinnung, die sie offenbarten, als sie den Gipfel der Macht erreicht, wo endlich, frei von allem Zwange das große Wort des Lebens ausgesprochen werden konnte. Casimir Perier, der nie abhängig gewesen, der immer die goldenen Mittel besaß, die Gefühle der Freiheit in sich zu erhalten, auszubilden, zu erhöhen: dieser wurde plötzlich Kleinsinnig und krämerhaft; er beugte sich, seine Kräfte miskennend, vor jenen Mächtigen, die er vernichten konnte, und bettelte um den Frieden, den er nur als Gnade gewähren durfte: er verlegt jetzt die Gastfreundschaft, und beleidigt das heiligste Unglück, und, ein verkehrter Prometheus, stiehlt er den Menschen das Licht, um es den Göttern wiederzugeben. Georg Canning hingegen, weiland Gladiateur im Dienste der Tugend, als er endlich die Ketten der Geistesflaverei abschütteln konnte, erhob er sich in aller Majestät seines angeborenen Bürgerthums, und zum Entsetzen seiner ehemaligen Gönner, ein Spartakus von Downing-Street, proklamirte er die bürgerliche und kirchliche Freiheit aller Völker und gewann für England alle liberalen Herzen und hierdurch die Obermacht in Europa.

Es war damals eine dunkle Zeit in Deutschland, nichts als Eulen, Censurbilste, Kerkerlust, Entfugungsromane, Wachtparaden, Krümmelei und Blödsinn; als nun der Lichtschein der Canning'schen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieser Blätter betrifft, er küßte Abschied von seinen Lieben und Liebsten, und stieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu sehen und zu hören. Da saß ich nun ganze Tage auf der Gallerie der St. Stephanskapelle, und lebte in seinem Anblicke, und trank die Worte seines Mundes, und mein Herz war berauscht. Er war mittlerer Gestalt, ein schöner Mann, edel geformtes, klares Gesicht, sehr hohe Stirne, etwas Glaze, wohlwollend gewölbte Lippen, sanfte, überzeugende Augen, heftig genug in seinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den bleichernen Rasten schlug, der vor ihm auf dem Altentische lag, aber in der Leidenschaft immer anstandvoll, würdig, gentleman-like. Worin glich also seine äußere Erscheinung dem Casimir Perier? Ich weiß nicht, aber es will mich bedünken, als sei dessen Kopfbildung, obgleich derber und größer, der Canning'schen auffallend ähnlich. Eine gewisse Krankhaftigkeit, Ueberreizung und Abspannung, die wir bei

Canning sah, ist auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an jenen. Was Talent betrifft, so konnten sich wohl beide die Wage halten. Nur daß Canning das Schwerste mit einer gewissen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odysseus, der den gewaltigen Bogen so leicht spannte, als habe er die Saiten einer Leyer aufgezo- gen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigsten Haltung eine gewisse Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendsten Maßregel alle seine Kräfte, alle seine geistige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindesten Saiten aufziehen will, gebärdet er sich dabei so anstrengungsvoll, als spannte er den Bogen des Odysseus. Seine Reden habe ich oben charakterisirt. Canning war ebenfalls einer der größten Redner seiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daß er zu geblüht, zu geschmückt spreche. Aber diesen Vorwurf verdiente er gewiß nur in seiner frühern Periode, als er noch, in abhängiger Stellung, keine eigene Meinung aussprechen durfte, und er daher, statt dessen, nur oratorische Blumen, geistige Arabesken und brillante Wige geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, sondern nur die Scheide desselben, und zwar eine sehr kostbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelsteine aufs reichste bligten. Aus dieser Scheide zog er späterhin die grade, schmucklose Stahl Klinge hervor, und das funkelte noch herrlicher, und war doch scharf und schneidend genug. Noch sehe ich die greinenden Gesichter, die ihm gegenüber saßen, besonders den lächerlichen Sir Thomas Fehbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch schon die Mitglieder seines Ministeriums gewählt habe? — worauf Georg Canning sich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodirtem Pathos Yes sagend, sich gleich wieder nieder setzte, so daß das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, fast die ganze frühere Opposition saß hinter dem Minister, namentlich der wackere Russell, der unermüdlche Brougham, der gelehrte Makintosh, Cam Hobhouse mit seinem verstürrt wüsten Gesichte, der ehle spiznäsige Robert Wilson, und gar Francis Burdett, die begeistert lange donquirotliche Gestalt, dessen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken ist, und dessen magere Kniee damals, wie Cobbet sagte, den Rücken Cannings berührten. Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnisse blühen, und nimmermehr vergeße ich die Stunde, als ich Georg Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexicaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurücließen. That is my thunder! konnte Canning damals sagen. Seine schöne, volle tiefsinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Brust, und es waren klare, entschleierte todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war seine Mutter gestorben, und die Trauerkleidung, die er deßhalb trug, erhöhte die Feierlichkeit

seiner Erscheinung. Ich sehe ihn noch in einem schwarzen Oberrocke und mit seinen schwarzen Handschuhen. Diese betrachtete er manchmal, während er sprach, und wenn er dabei besonders nachsinnend ausah, dann dachte ich: jetzt denkt er vielleicht an seine todtte Mutter und an ihr langes Elend, und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und diese Handschuhe sind dessen Garantien, daß Canning weiß, wie ihm zu Nuthe ist, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riß er einmal einen jener Handschuhe von der Hand, und ich glaubte schon, er wollte ihn der ganzen hohen Aristokratie von England vor die Füße werfen, als den schwarzen Fehdehandschuh der beleidigten Menschheit.

Wenn ihn jene Aristokratie gerade nicht ermordet hat, eben so wenig wie jenen von St. Helena, der an einem Magentkrebse gestorben, so hat sie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz gestochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben ins Parlament ging, einen mit wohlbekannten Wappen versiegelten Brief, den er erst im Sitzungssaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name seiner verstorbenen Mutter unter dem Personale der Schauspieler gedruckt war. Bald darauf starb Canning, und jetzt, seit fünf Jahren, schläft er in Westminster, neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der so Großes und Gewaltiges gesprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödsinnig schweigendes Gewebe. Auch Georg IV. schläft jetzt dort in der Reihe seiner Väter und Vorfahren, die in steinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgestreckt liegen, das steinerne Haupt auf steinernen Kissen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um sie her, in hohen Särgen, liegt Englands Aristokratie, die vornehmen Herzoge und Bischöfe, Lords und Barone, die sich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer sie dort schauen will in Westminster, zahlt einen Schilling und sechs Pence. Dieses Geld empfängt ein armer, kleiner Aufseher, dessen Erwerbszweig es ist, die todtten, hohen Herrschaften sehen zu lassen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinschnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinet zeigte. Ich sehe gern dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daß die Großen der Erde nicht unsterblich sind, mein Schilling und sechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Westminster verließ, sagte ich zu dem Aufseher: ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollständig wäre.

Das ist es. So lange Englands Aristokraten nicht sämmtlich zu ihren Vätern versammelt sind, so lange die Sammlung in Westminster nicht vollständig ist, bleibt der Kampf der Völker gegen Bevorrechtung der Geburt noch immer unentschieden, und Frankreichs Bürgerallianz mit England bleibt zweifelhaft.

Fünfter Artikel.

Paris, den 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien, die Blokade von Lissabon und die Einnahme von Ancona sind die drei charakteristischen Thaten, womit das Justemilieu nach außen seine Kraft, seine Weisheit und seine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflichtete es eben so rühmliche Vorbeeren unter den Pfeilern des Palais-royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie stand Frankreich so tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daß es noch etwas Klägliches giebt, als eine Maitressenherrschaft. In dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Komptoir eines Banquiers. Sogar in der Betstube Karls X. hat man nicht so ganz und gar der Nationalwürde vergessen, und von dort aus eroberte man Algier. Diese Eroberung soll, damit die Demüthigung vollständig sei, jetzt aufgegeben werden. Diesen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Allianz mit England. Als ob die imaginaire Hoffnung derselben nicht schon genug gekostet habe! Dieser Allianz halber werden sich die Franzosen auch auf der Citabelle von Ancona blamiren müssen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Lissabon.

Im Innern sind die Beengnisse und Zerrissenheiten nachgerade so unendlich geworden, daß sogar ein Deutscher die Geduld verlieren könnte. Die Franzosen gleichen jetzt jenen Verdammtten in Dante's Hölle, denen ihr dormaliger Zustand so unerträglich geworden, daß sie nur diesem entzogen zu werden wünschen, und sollten sie auch dadurch in einen noch schlechteren Zustand gerathen. So erklärte sich, daß den Republikanern das legitime Regime und den Legitimisten die Republik viel wünschenswerther geworden, als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin sie eben jetzt stehen. Die gemeinsame Qual verbindet sie. Sie haben nicht denselben Himmel, aber dieselbe Hölle, und da ist Heulen und Zähneklappern — *Vive la République! Vive Henry V!*

Die Anhänger des Ministeriums, d. h. Angestellte, Banquiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Mißbehagen noch durch die lächelnden Versicherungen, daß wir ja Alle im ruhigsten Zustande leben, daß das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkours, gestiegen, und daß wir diesen Winter in Paris mehr Bälle als jemals, und die Oper in ihrer höchsten Blüthe gesehen haben. Dieses war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten sie nun, um zu zeigen, daß Frankreich glücklich sei; sie tanzten für ihr System, für den Frie-

den, für die Ruhe Europa's; sie wollten die Kurse in die Höhe tanzen, sie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während der erfreulichsten Entrecats, brachte das diplomatische Korps allerlei Diöbsdepeschen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Bestürzung merken, und tanzte verzweiflungsvoll lustig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Goltsonda, ihre scheinbar fröhlichen Tänze fortsetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie gesagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter sie gesinnt waren, desto leidenschaftlicher tanzten sie, und die dicksten, moralischsten Banquiers tanzten den verruchtesten Nonnenwalzer aus Robert-le-Diable, der berühmten Oper. — Mayerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariser einen ganzen Winter lang zu fesseln gewußt; noch immer strömt Alles nach der Academie de Musique, um Robert-le-Diable zu sehen; aber die enthusiastischsten Mayerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daß Mancher, nicht bloß von der Musik angezogen wird, sondern auch von der politischen Bedeutung der Oper! Robert-le-Diable, der Sohn eines Teufels, der so verrucht war, wie Philipp Egalité, und einer Fürstin, die so fromm war, wie die Tochter Penthièvres, wird von dem Geiste seines Vaters zum Bösen, zur Revolution, und von dem Geiste seiner Mutter zum Guten, zum alten Regime hingezogen, in seinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er schwebt in der Mitte zwischen den beiden Prinzipien, er ist Juste-milieu; — vergebens wollen ihn die Wollschluchststimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn — die Geister der Convention, die, als revolutionaire Nonnen, aus dem Grabe steigen, vergebens giebt Robespierre in der Gestalt der Mademoiselle Taglioni, ihm die Affolade: — er widersteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzessin beider Sicilien, die sehr fromm ist, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schooße der Kirche, umsummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß bei der ersten Vorstellung dieser Oper, durch ein Versehen des Machinisten, das Brett der Versenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeschlossen geblieben, und daß der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabsank. — Da in der Deputirtenkammer von dieser Oper so viel gesprochen worden, so war die Erwähnung derselben keineswegs diesen Blättern unangemessen. Die gesellschaftlichen Erscheinungen sind hier durchaus nicht politisch unwichtig, und ich begreife sehr gut, wie Napoleon in Moskau sich damit beschäftigen konnte, das Reglement für die pariser Theater auszuarbeiten. — Auf leptere hatte die Regierung während des verfloßenen Faschings ihr besonderes Augenmerk, wie denn überhaupt diese Zeit um so mehr ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, da man sogar die Masken-

freiheit fürchtete, und besonders am Mardi-gras eine Emence erwartete. Wie leicht ein Mummenschanz dazu Gelegenheit geben kann, hat sich in Grenoble erwiesen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolirung des erzbischöflichen Palastes gefeiert.

Da dieser Winter der erste war, den ich in Paris zubrachte, so kann ich nicht entscheiden, ob der Carneval dieses Jahr so brillant gewesen, wie die Regierung prahlt, oder ob er so trist ausfiel, wie die Opposition klagt. Sogar bei solchen Außenbdingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien suchen zu täuschen, und selbst den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Justemillionair, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen, und mir durch den Augenschein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk sei. Er ließ an jenem Tage auch alle seine Bedienten ausgehen, und befahl ihnen ausdrücklich, sich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faßte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen, und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St. Martin, auf dem feuchten Pflaster, lag ein todtblasser, röchelnder Mensch, von welchem die umstehenden Gasser behaupteten, er sterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber versichert mir, daß dieser Mensch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger sterbe, und daß er davon lebe, indem ihn nämlich die Karlisten dafür bezahlten, durch solches Schauspiel das Volk gegen die Regierung zu verheizen. Dieses Handwerk muß jedoch schlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger sterben. Es ist eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tausend Menschen in diesem Zustand sehen, wenn sie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht werden, sterben die armen Hungerleider, einer nach dem andern, und sie werden still eingescharrt, und man bemerkt sie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk ist, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Masken zeigte, die laut jubelten, und die lustigsten Karretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprüchwort: Wenn der liebe Gott sich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenster und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken, als sei dabei mehr Gendarmerie aufgestellt, als zu einem harmlosen Vergnügen eben nothwendig gewesen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir versicherte, die meisten Masken, die sich am lustigsten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk sei nicht mehr vergnügt. In wie weit dies wahr sein mag, will ich nicht bestimmen; die maskirten Männer und Weiber schienen sich ganz von Innen heraus zu belustigen, und wenn die Polizei sie noch besonders dafür bezahlte, so

war das sehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung besonders ver-
rathen konnte, waren die Gespräche der maskirten gemeinen Kerle und öffent-
lichen Dirnen, die in erdröbelten Hoftrachten, mit Schönpflästerchen auf den
geschminkten Gesichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodistisch
nachäfften, sich mit karlistischen Namen titulirten und sich dabei so hoffärtig
fächerten und spreizten, daß ich mich unwillkürlich der hohen Festivitäten
erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Gallerie herab zu be-
trachten; nur daß die Pariser Poissarden ein besseres Französisch sprachen als
die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um diesem leztern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gestehe ich, daß der
diesjährige Boeuf-gras gar kein Aufsehen in Deutschland gemacht haben
würde. Ein Deutscher mußte über diesen unbedeutenden Ochsen lächeln, ob
dessen Größe man sich hier besonders wunderte. Mit Anspielungen auf die-
sen armen Ochsen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daß er
gros, gras et bête gewesen, war ein stehender Witz, und in Karrikaturen pa-
rodirte man auf die gehässigte Weise den Zug dieses quasi fetten Ochsen.
Schon hieß es, man würde dieses Jahr den Zug verbieten; aber man besann
sich eines Bessern. Von so vielen überlieferten Volksspiessen ist fast allein der
Zug des Boeuf-gras in Frankreich übrig geblieben. Den absoluten Thron,
den Parc des cerfs, das Christenthum, die Bastille, und andere ähnliche In-
stitute aus der guten alten Zeit, hat die Revolution niedergerissen; der Ochse
allein ist geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt ge-
führt, bekränzt mit Blumen, und umgeben von Reggerrnechten, die meistens
mit Helm und Harnischen bekleidet sind, und die diesen eisernen Plunder von
den verstorbenen Rittern, als nächste Wahlverwandte, geerbt haben. Es ist
sehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Nummereien einzusehen. Schwer-
er ist es, die geheime Maskerade zu durchschauen, die hier in allen Verhält-
nissen zu finden ist. Dieser größere Karneval beginnt mit dem ersten Januar,
und endigt mit dem einunddreißigsten December. Die glänzendsten Redouten
desselben sieht man im Palais-Bourbon, im Luxembourg und in den Tuille-
rien. Nicht blos in der Deputirtenkammer, sondern auch in der Palaiskam-
mer und im königlichen Rabinette, spielt man jetzt eine heillose Komödie, die
vielleicht tragisch enden wird. Die Oppositionsmänner, welche nur die Ko-
mödie der Restaurationszeit fortsetzen, sind verummimte Republikaner, die mit
sichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparsen des Kö-
nigthums agiren. Die Pairs spielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch
Verdienst berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maske
schaut, so sieht man meistens die wohlbekannten noblen Gesichter; und wie
modern sie sich auch kostümiren, so sind sie doch immer die Erben der alten Ari-
stokratie, und sie tragen sogar die Namen, die an die alte Misere erinnern, se

daß man darunter sogar einen *Dreux-Brézé* findet, von dem der *National* sagt, er sei nur dadurch ausgezeichnet, daß einmal einem seiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, so spielt er noch immer seinen *Roi-citoyen*, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absolute Scepter. Nur wenn die liebsten Interessen zur Sprache kommen, oder wenn einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenschaften aufreizt, dann vergessen die Leute ihre einstudirte Rolle und offenbaren ihre Persönlichkeit. Jene Interessen sind zunächst die des Geldes, und diese müssen allen andern weichen, wie man bei den Diskussionen über das Budget wahrnehmen konnte . . . Die Stichworte, bei denen in der Deputirtenkammer die republikanische Gesinnung sich verrieth, sind bekannt. Nicht so unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutschland glaubt, waren die Diskussionen über das Wort *sujet*. Letzteres hat schon im Beginne der französischen Revolution Veranlassung zu Exekutionen gegeben, wobei sich die republikanische Tendenz der Zeit aussprach. Wie leidenschaftlich tobte man, als einst dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieses Wort entschlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieser Beziehung nachgesehen; der Ton von 1790 ist nicht verhallt, sondern nur veredelt. Die Philippisten sind nicht so ganz arglos, wenn sie durch Stichworte oberwählter Art die Opposition in Leidenschaft bringen. Voriges Jahr hütete man sich wohl, die Tuilleries mit dem Namen *Chateau* zu benennen, und der *Moniteur* erhielt ausdrücklich die Weisung, sich des Wortes *Palais* zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr so genau. Jetzt wagt man schon mehr, und die *Debats* sprechen von dem Hofe, *la cour*! Wir gehen mit großen Schritten zur Restauration zurück! Klagte mir ein allzu ängstlicher Freund, als er las, daß die Schwester des Königs „*Madame*“ titulirt worden. Dieser Argwohn gränzt fast ans Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück, als zur Restauration! rief jüngst derselbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewissen *Soirée* etwas Entsetzliches gesehen, nämlich eine schöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich gestanden, es sah gut aus; die blonden Locken waren wie von leisem Frosthauch angereift, und die warmen frischen Blumen schauten um so rührend lieblicher daraus hervor.

„Der 21. Januar“ war, in ähnlicher Weise, das Stichwort, wobei sich in der Pairskammer die verummten Erb Leidenschaften und der grassende Aristokratismus enthüllten. Was ich längst vorausgesehen, geschah; auch parlamentarisch gebärdete sich die Aristokratie als sei sie besonders bevorrechtet, den Tod Ludwigs XVI. zu bejammern, und sie verhöhnte das französische Volk

durch die Beschönigung jenes Bußtagsgesetzes, wodurch der eingeseßte Statthalter der heiligen Allianz, Ludwig XVIII., dem ganzen französischen Volke, wie einem Verbrecher, eine Pönitentz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide Volk, zum Abschrecken der umstehenden Nachbavölker, in Sad und Asche und mit der Kerze in der Hand, vor Notre-Dame stehen sollte. Mit Recht stimmten die Deputirten für die Aufhebung eines Gesetzes, welches mehr dazu diente, die Franzosen zu demüthigen, als sie zu trösten ob des Nationalunglücks, das sie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Gesetzes verwarf, verrieth sie ihren unverföhlischen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte sie alle ihre adelige Venetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution selbst. Minder für die nächsten Interessen des Tages, als vielmehr gegen die Grundsätze der Revolution, kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxembourg. Daher verwarfen sie nicht den Briquerille'schen Gesetzesvorschlag; sie verläugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigste Abneigung. Jener Gesetzesvorschlag betraf ja nicht im Geringsten die Grundsätze der Revolution. Aber das Gesetz wegen Ehescheidung, das darf nicht angenommen werden; denn es ist durchaus revolutionairer Natur, wie jeder christkatholische Edelmann begreifen wird.

Das Schisma, das bei solcher Gelegenheit zwischen der Deputirtenkammer und der Pairie entsteht, wird die unerquicklichsten Erscheinungen hervorbringen. Man sagt, der König beginne schon die Bedeutung dieses Schisma's in seiner ganzen Trostlosigkeit einzusehen. Das ist nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwischen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'schen Justmilieuwesens. Ludwig Philipp sollte sich versehen, daß er nicht einmal unversehens auf das versinkende Brett geräth. Er steht auf einem sehr unsichern Boden. Er hat, durch eigene Schuld, seine beste Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Mißgriff jagender Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kasolirte die Aristokratie, die ihn haßt, und belebte das Volk, das seine beste Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairschaft hat ihm die gleichheitsfüchtigen Herzen vieler Franzosen entfremdet, und seine Nöthen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein schadenfrohes Ergößen gewähren. Nur wenn die Frage aufs Tapet kommt, „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verklebt der scherzende Mißmuth, und der düstere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reben. Das ist das gewaltigste jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenschaft aus Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Masken gänzlich fallen lassen. Ich glaube, man könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man sich früge: ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes gewollt

haben, als was die Opposition in der Kammer während der Restaurationszeit ausgesprochen hat? Dieses nämlich war die Definition, welche die Ministriellen bei den jüngsten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich diese Erklärung in sich selbst zerfällt, ergibt sich schon daraus, daß die Opposition seitdem eingestanden, daß sie während der ganzen Restaurationszeit Komödie gespielt hat. Wie kann also hier von bestimmten Manifestationen die Rede sein? Auch was das Volk in den drei Tagen, während des Kanonendonners, gerufen, war nicht der bestimmte Ausdruck seines Willens, wie nachträglich die Philippisten behauptet haben. Der Ruf *Vive la Charte!* den man nachher, als den allgemeinen Wunsch, die Charte beizubehalten, interpretirte, war damals nichts Anderes, als ein Lösungswort, als eine Tagesparole, deren man sich nur als *signo de ralliement* bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in solchen Fällen gebraucht, keine allzu bestimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hintendrein und klauen Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geist. Diesem, nicht jenem, muß man nachforschen. Denn das Volk versteht sich eben so wenig auf Worte, wie es sich durch Worte verständlich machen kann. Es versteht nur Thatfachen, nur Thata, und spricht durch solche. Ein solches Faktum war die Juliusrevolution, und dieses besteht nicht einzig darin, daß Karl X. aus den Tuilleries nach Polyrood gesagt worden, und Ludwig Philipp sich dort einquartiert hat; solch bloße Personalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallastes. Das Volk, indem es Karl X. verjagte, sah in ihm nur den Repräsentanten der Aristokratie, wie er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, seit 1788, wo er, als Fürst von Gebälte, in einer Vorstellung an Ludwig XVI. förmlich ausgesprochen, daß ein Fürst vor Allem Edelmann sei, als solcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre, und daher dessen Rechte vor allen andern Interessen vertheidigen müsse; in Ludwig Philipp sah aber das Volk einen Mann, dessen Vater schon, sogar in seinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menschen anerkannt hat, einen Mann, der selbst bei Balmy und Jemappes für die Freiheit gekämpft, der von seiner frühesten Jugend an bis jetzt die Worte der Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und sich, in Opposition gegen die eigene Sippschaft, als einen Repräsentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieser Mann im Glanze der Juliussonne, die sein Haupt wie mit einer Glorie umstrahlte, und selbst auf seine Fehler so viel heiteres Licht streute, daß sie noch mehr als seine Tugenden blendeten. Balmy und Jemappes! war damals der patriotische Refrain aller seiner Reden; er streichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er stand auf dem Balkone des Palais-royal und schlug mit der Hand den Takt zu den

Marseillaise, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Egalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er sich von Delavigne in der Parissenne besingen lassen, und wie er sich von Horaz Vernet malen lassen, auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-royal immer besonders bedeutungsvoll zur Schau gestanden. In diesen Gemächern hatte das Volk während der Restauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags, und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort aussah, im Gegensatz zu den Tuilleries, wo kein armer Bürgersmann so leicht hinkommen durfte; und mit besonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet ist, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel steht und den Knaben in der Geographie Unterricht erteilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie viel er selbst dabei gelernt haben müsse! Jetzt sagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als faire bonno mino à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie seines Hauptes ist verschwunden, und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne ist noch immer stehender Volkswitz, in Spottblättern und Karikaturen. Jene, namentlich le Revenant, les Cancans, le Brid-Dison, la Mode, und wie das karlistische Ungeziefer sonst heißen mag, mißhandeln den König mit einer Unverschämtheit, die um so widerwärtiger ist, da man wohl weiß, daß das edle Faubourg solche Blätter bezahlt. Man sagt, die Königin lese sie oft und weine darüber; die arme Frau erhält diese Blätter durch den unermüßlichen Dienstfeiser jener schlimmsten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde“ in jedem großen Hause zu finden sind. Die Birne ist, wie gesagt, ein stehender Witz geworden, und hunderte von Karikaturen, worauf man sie erblickt, sind überall ausgehängt. Hier sieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umstehenden anpreis't und an den Weisbietenden für achtzehn Millionen losschlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Brust des schlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet steht, von der besten Republik träumt. Dann sieht man auch Perier und Sebastiani, jener als Pierrot, dieser als dreifarbiges Harlequin gekleidet, durch den tiefsten Roth waten und auf den Schultern eine Querstange tragen, woran eine ungeheuere Birne hängt. Den jungen Heinrich sieht man als frommen Wallfahrer, in Pilgertracht, mit Muschelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeschnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieser Fragenbilder nicht vertreten, am allerwenigsten, wenn sie die Person des Fürsten selbst betreffen. Ihre unaufhörliche Menge ist aber eine Volksstimme und bedeutet etwas. Einigermassen verzeihlich werden solche Karikaturen, wenn sie keine bloße Beleidigung der

Persönlichkeit beabsichtigend, nur die Täuschung rügen, die man gegen das Volk verübt. Dann ist auch ihre Wirkung gränzenlos. Seit eine Karrikatur erschienen ist, worauf ein dreifarbiges Papagai dargestellt ist, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechselnd „Balmy“ oder „Jemappes“ antwortet, seitdem hütet sich Ludwig Philipp, diese Worte so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasi-Legitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erschlehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Heukern preisgeben. Ludwig Philipp mußte vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er mußte ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugniß des unbescholtensten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mußten vernichtet, Balmy und Jemappes aber mußten eine Wahrheit werden. Ludwig Philipp mußte erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, mußte er wieder als Schulmeister vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: seht diese hübschen Länder, die Menschen darin sind alle frei, sind alle gleich, und wenn ihr Kleinen das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp mußte an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identifiziren, und wie einer seiner Vorgänger ein köhnes *l'Etat c'est moi!* aussprach, so mußte er mit noch größerem Selbstbewußtsein ausrufen: *la liberté c'est moi!*

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit läßt sich nichts Bestimmtes voraussagen. Vor den schönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Karlisten meinen, erst im Herbst werde der neue Thron zusammenbrechen; geschehe es nicht, so werde er sich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen sich auf bestimmte Prophezelungen nicht mehr einlassen; genug, sagen sie, die Zukunft gehört uns. Und darin haben sie vielleicht Recht. Obgleich sie bis jetzt immer die Dämonen der Karlisten und Bonapartisten gewesen, so mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieser beiden Parteien nur den Interessen der Republikaner gefrommt haben wird. Sie rechnen auch auf diese Thätigkeit der Karlisten und Bonapartisten um so mehr, da sie selbst weder durch Geld noch durch Sympathie die Massen in Bewegung setzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faubourg St. Germain, und was feil ist, wird gekauft. Leider ist dessen zu Paris immer viel am Markte, und man glaubt, daß die Karlisten in diesem Monate große Fortschritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluß auf das Volk

ausgelübt, sollen gewonnen sein. Die frommen Antriebe der Schwarzröschchen in den Provinzen sind bekannt; das schleicht und zischt überall herum, und lügt im Namen Gottes. Ueberall wird das Bild des Mirakelsjungen aufgestellt, und man sieht ihn in den sentimentalsten Posituren, hier liegt er auf den Knien und betet für das Heil Frankreichs und seiner unglücklichen Unterthanen sehr rührend. Dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländischer Tracht, ohne Beinkleider. *Matin!* sagte ein Duvrier, der mit mir dieses Bild an einem Kupferstichladen betrachtete, *on le représente sans culotte, mais nous savons bien qu'il est jésuite.* Auf einem ähnlichen Bilde ist er weinend mit seinem Schwesterchen dargestellt und darunter stehen gefühlvolle Verse: *O! que j'ai douce souvenance — De ce beau pays de France* u. s. w. Lieder und Gebichte, die den jungen Heinrich feiern, cirkuliren in großer Anzahl, und sie werden gut bezahlt. Wie es einst in England eine jakobitische Poesie gab, so giebt es jetzt hier eine karlistische.

Indessen die bonapartistische Poesie ist weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es giebt keine Grifette in Paris, die nicht Berangers Lieder singt und fühlt. Das Volk versteht am besten diese bonapartistische Poesie, und darauf spekuliren die Dichter und auf die Dichter spekuliren wieder andere Leute. Viktor Hugo schreibt jetzt ein großes Helbengebieth auf den alten Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleons stehen in Briefwechsel mit eben solchen Volksdichtern, die als Tyrannen des Bonapartismus bekannt sind, und deren begeisterte Leyer man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man ist nemlich der Meinung, daß der Sohn des Mannes nur zu erscheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daß der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die besonnenen, ächten Demokraten sind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzustimmen. Der Name Napoleon ist ihnen freilich lieb und werth, weil er fast synonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigten Fahne. In Napoleon sehen sie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichthum sehen sie nur den Sohn eines Kaisers, durch dessen Anerkennung sie dem Prinzip der Legitimität huldigen würden. Dieses wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonssequenz. Eben so lächerlich ist die Meinung, daß der Sohn, wenn er auch nicht die Größe seines Vaters erreiche, doch gewiß nicht ganz aus der Art geschlagen, und immer ein kleiner Napoleon sei. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendomesäule nicht eben durch ihre Größe unsere Bewunderung erregte. Eben weil sie so groß ist und stark, will sich das Volk an sie lehnen, in dieser vagen, schwankenden Zeit, wo die Vendomesäule das Einzige in Frankreich ist, was fest steht.

Um diese Säule drehen sich alle Gedanken des Volks. Sie ist sein un-

verwüthliches eisernes Geschichtsbuch, und es liegt darauf seine eigenen Delbenthaten. Besonders aber lebt in seiner Erinnerung die schmachliche Art, wie von den Deutschen das Standbild dieser Säule mißhandelt worden, wie man dem armen Kaiser die Füße abgesägt, wie man ihm gleich einem Diebe, einen Strick um den Hals gebunden, und ihn herabgerissen von seiner Höhe. Die guten Deutschen haben ihre Schulbigkeit gethan. Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde, unbewußt erfüllt er sie und hinterläßt ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erschauen; aber uneingedenk dieser Sendung, wollte er durch den Sieg sich selbst verherrlichen, und egoistisch erhaben stellt er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegoßenen Kanonen der Vendomesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen, und den Imperator wieder herabzureißen von der usurpirten Höhe, von der Höhe der Vendomesäule. Nur der dreifarbigten Fahne gebührt dieser Platz, und seit den Juliusagen flattert sie dort siegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufsetzt auf die Vendomesäule, so steht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäsar, sondern als ein durch Unglück gesühnter und durch Tod gereinigter Repräsentant der Revolution, als ein Sinnbild der siegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich gesprochen, so muß ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun. In den Bilderländen sieht man sie hier gewöhnlich neben einander hängen, und unsere Pamphletisten diskutieren beständig diese drei sonderbaren Legitimitäten. Daß letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geschwäges sind, versteht sich von selbst. Es ist zu weitläufig und unfruchtbar, als daß ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die persönlichen Eigenschaften des Herzogs von Orleans scheint mir wichtiger zu sein, da sich an die Persönlichkeit des jungen Fürsten so viele Interessen der nächsten Wirklichkeit knüpfen. Die praktische Frage ist nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu bestreiten, sondern ob er die Kraft dazu hat, ob seine Partei dieser Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine wichtige Rolle spielen muß, von seinem Charakter zu erwarten steht. Ueber letztern sind aber die Meinungen verschieden, ja entgegengesetzt. Die Einen sagen, der Herzog von Orleans sei gänzlich bornirt, geistesblöde, stumpfsinnig, sogar in seiner Familie heiße er grand poulot, dabei sei er dennoch mit absolutistischen Meinungen behaftet, manchmal bekomme er sogar Anfälle von Herrschwuth, so habe er z. B. halbkarrig darauf bestanden, daß ihn sein Vater zur Zeit der Duvrier-Emeuten nach Lyon gehen lasse, denn sonst käme ihm der Herzog von Reichstadt zuvor u. s. w. Andere hingegen sagen: Se. königliche Hoheit der Kronprinz sei lauter Herzensgüte, Wohlgesinnung und Bescheiden-

heit; er sei ein sehr vernünftiger junger Mensch, der die angemessenste Erziehung und den besten Unterricht genossen; er sei voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft seinem Vater ein liberaleres System bringend anrath; er sei ganz ohne Falsch und Groll; er sei die Liebenswürdigkeit selbst, und räche sich an seinen Feinden am liebsten dadurch, daß er ihnen beim Lanze die hübschen Mädchen wegstapere. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß solch wohlwollendes Urtheil von den Anhängern der Dynastie, das böswillige aber von deren Gegnern herrührt. Diesen ist eben so wenig wie jenen zu trauen.

Ich kann also über den jungen Fürsten nichts Bestimmtes mittheilen, als was ich selbst gesehen habe, nämlich wie sein Aeußeres beschaffen ist. Hier muß ich, der Wahrheit gemäß, eingestehen, er sieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, sondern vielmehr stattige Gestalt; ein länglicher, schmaler Kopf an einem langen Halse; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Gesichtszüge; brave, freie Stirne; gerade gutgemessene Nase; ein schöner, frischer Mund, mit sanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, sonderbar unbedeutende gedankenlose Augen, die wie kleine Dreiecke geformt sind; braunes Paar und ein lichtblonder Backenbart, der unter dem Kinne fortlaufend, fast wie ein goldner Rahmen das rosig gesunde, blühende Jünglingsgesicht umschließt. Ich glaube in den Lineamenten dieser Gestalt viel Zukunft lesen zu können, jedoch nicht allzu heitere Zukunft. Glücklichen Falls geht dieser junge Mensch einem sehr großen Martyrthume entgegen; er soll König werden. Wenn er auch mit dem Geiste die Dinge nicht durchschaut, so scheint er sie doch instinkartig zu ahnen; die thierische Natur, so zu sagen der Leib, scheint von trüber Vorahnung befangen zu sein, und daher offenbart sich eine gewisse Melancholie in seinem äußern Wesen. Trübsam träumerisch läßt er zuweilen das schmale längliche Haupt von dem langen Halse herabhängen. Der Gang ist schläfrig und hingabgernd, wie der eines Menschen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache ist schleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbschlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie, oder vielmehr die melancholische Signatur der Zukunft. Uebrigens hat sein Aeußeres etwas schlicht Bürgerliches. Diese Eigenschaft tritt vielleicht um so bedeutender hervor, da man bei seinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu bemerken glaubt. Dieser ist ein hübscher, sehr geschiedter Junge; schlank, aber nicht groß; äußerst zart gebaut; weißes nettes Gesichtchen; geistreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourbonisch gebogene Nase; ein feiner Blondin von einem allabeligen Ansehen. Es sind nicht die anmaßenden Züge eines hannöverschen Krautjunkers, sondern eine gewisse Bornehmheit des Erscheinens und des Gehabens, wie sie nur unter dem gebildeten hohen Adel gefunden

wird. Da diese Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesallianzen ausartet, so ist das aristokratische Aussehen des Herzogs von Nemours sehr bemerkbar. Bei seinem Anblicke hörte ich mal Jemand sagen: dieses Gesicht wird in einigen Jahren großes Aufsehen in Amerika machen.

Sechster Artikel

Paris, den 19. April 1832.

Nicht den Werkstätten der Parteien will ich ihren banalen Maßstab entborgen, um Menschen und Dinge damit zu messen, noch viel weniger will ich Werth und Größe derselben nach träumenden Privatgefühlen bestimmen, sondern ich will so viel als möglich parteilos das Verständniß der Gegenwart befördern, und den Schlüssel der lärmenden Tagesrathsel zunächst in der Vergangenheit suchen. Die Salons lügen, die Gräber sind wahr. Aber ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geschichte, reden vergebens zur toben-
den Menge, die nur die Sprache der Leidenschaft versteht.

Freilich, nicht vorsätzlich lügen die Salons. Die Gesellschaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht, wenn auch die Annalen der Weltgeschichte und das feurige Kene-Zefel der Tagesblätter, und sogar die laute Volksstimme auf der Straße ihre Warnungen aussprechen. Auch die Oppositionskotterien lügen eigentlich nicht mit Absicht; sie glauben ganz bestimmt zu siegen, wie überhaupt die Menschen immer das glauben, was sie wünschen; sie berauschen sich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Mißgeschick deuten sie als ein nothwendiges Ereigniß, das sie dem Ziele desto näher bringe; am Vorabende ihres Untergangs strahlt ihre Zuversicht am brillantesten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre Niederlage gesetzlich ankündigt, findet sie gewöhnlich im Sireite über die Vertheilung der Bärenhaut. Daher die einseitigen Irrthümer, denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der andern Partei nahe steht; jede täuscht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebsten unsern gleichgesinnten Freunden. Sind wir selber vielleicht so indifferenter Natur, daß wir, ohne sonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beständig verkehren, so verwirrt uns die süßsante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unser Urtheil wird aufs unerquicklichste neutralisirt. Indifferentisten solcher Art, die selbst ohne eigene Meinung sind, ohne Theilnahme an den Interessen der Zeit, und die nur erlauschen wollen, was eigentlich vorgeht, und daher das Geschwäze aller Salons erhör-
chen, und die Chronique-scandaleuse jeder Partei bei der andern aufgabeln, solchen Indifferentisten begegnet's wohl, daß sie überall nur Personen und

keine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Personen sehen, daß sie den Untergang der erstern prophezeien, weil sie die Schwäche der letztern erkannt haben, und daß sie dadurch ihre respektiven Kommittenten zu den bedenklichsten Irrnissen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umhin, auf das Mißverhältniß, das jetzt in Frankreich zwischen den Dingen (d. h. den geistigen und materiellen Interessen) und den Personen (d. h. den Repräsentanten dieser Interessen) statt findet, hier besonders aufmerksam zu machen. Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Menschen noch kolossal bis zur Höhe der Dinge hinaufzagten, so daß sie in den Revolutionsgeschichten gleichsam das heroische Zeitalter bilden, und als solches jetzt von unsrer republikanischen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuscht uns in dieser Hinsicht derselbe Irrthum, den wir bei Madame Roland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt, daß unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend sei? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe, und merkte daher nicht, daß ihre Zeitgenossen schon groß genug wären, wenn sie ihr selbst nichts an geistiger Statur nachgaben. Das ganze französische Volk ist jetzt so gewaltig in die Höhe gewachsen, daß wir vielleicht ungerecht sind gegen seine öffentlichen Repräsentanten, die nicht sonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht sehen. In Deutschland erblicken wir das Gegentheil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Zwergtannen, und dazwischen hie und da eine Rieseneiche, deren Haupt sich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer nagen.

Der heutige Tag ist ein Resultat des gestrigen. Was dieser gewollt hat, müssen wir erforschen, wenn wir zu wissen wünschen, was jener will. Die Revolution ist eine und dieselbe; nicht, wie uns die Doktrinaire einreden möchten, nicht für die Charte schlug man sich in der großen Woche, sondern für dieselben Revolutionsinteressen, denen man seit vierzig Jahren das beste Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieser Blätter nicht für einen jener Präbikanten ansehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verstehen, und die zufälligen Erscheinungen für das Wesentliche der Revolution halten, will ich, so genau als möglich, den Hauptbegriff feststellen.

Wenn die Geistesbildung und die daraus entstandenen Sitten und Bedürfnisse eines Volks nicht mehr im Einklange sind mit den alten Staatsinstitutionen, so tritt es mit diesen in einen Nothkampf, der die Umgestaltung derselben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet ist, so lange jene Umgestaltung der Institutionen nicht ganz mit der Geistesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten

und Bedürfnissen des Volks übereinstimmt: so lange ist gleichsam das Staats-siechthum nicht völlig geheilt, und das krank überreizte Volk wird zwar manchmal in die schlaffe Ruhe der Abspannung versinken, wird aber bald wieder in Fieberhize gerathen, die festesten Bandagen und die gutmüthigste Charpie von den alten Wunden abreißen, die ebssten Krankenwärter zum Fenster hinauswerfen, und sich so lange, schmerzhaft und mißbehaglich, hin und her wälzen, bis es sich in die angemessenen Institutionen von selbst hineingefunden haben wird.

Die Fragen, ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegensehen, und endlich, welch ein Ende das Alles nehmen wird? diese Fragen sollten eigentlich lauten: Was trieb die Franzosen, eine Revolution zu beginnen, und haben sie das erreicht, was sie bedurften? Die Beantwortung dieser Fragen zu befördern, will ich den Beginn der Revolution in meinen nächsten Artikeln besprechen. Es ist dieses ein doppelt nützlichcs Geschäft, da, indem man die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären sucht, zu gleicher Zeit offenbar wird, wie diese, die Vergangenheit, erst durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichstes Verständniß findet, und jeder neue Tag ein neues Licht auf sie wirft, wovon unsere bisherigen Handbuchschreiber keine Ahnung hatten. Diese glaubten, die Akten der Revolutionsgeschichte seien geschlossen, und sie hatten schon über Menschen und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt: da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Fakultät merkte, daß von ihrem akademischen Spruchkollegium an eine höhere Instanz appellirt worden, und daß nicht blos die französische Spezialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern daß erst die weit umfassendere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie mußten sie erschrecken, diese friedlichen Leute, als sie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenster hinaussteckten und den Umsturz des Staates und ihrer Kompendien erblickten, und trotz der Schlafmügen die Lüne der Marseiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrlich, daß 1830 die dreifarbigc Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, das war ein burschikoser Spaß, den sich die Weltgeschichte gegen das hochgelahrte Philisththum der Georgia Augusta erlaubt hat. In dieser allzuernsten Zeit bedarf es wohl solcher aufheiternenden Erscheinungen.

So viel zur Beantwortung eines Artikels, der sich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beschäftigen mag. Die Gegenwart ist in diesem Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das sie mir zur Besprechung darbietet, ist von der Art, daß überhaupt jedes Weiterschreiben davon abhängt.

(Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächsten Buche mag dann die später geschriebene Ergänzung nachfolgen. Ich wurde in dieser Arbeit viel gestört, zumciß

durch das grauenhafte Schreien meines Nachbarn, welcher an der Cholera starb. Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die damaligen Umstände auch auf die folgenden Blätter mißlich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewußt, die mindeste Unruhe empfunden zu haben, aber es ist doch sehr störsam, wenn einem beständig das Sichelwegen des Todes allzuvernehmbar ans Ohr klingt. Ein mehr körperliches als geistiges Unbehagen, dessen man sich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verschucht haben; aber mein bester Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerkte dieses, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade ansehe. Nur ein Thor konnte sich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit schauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen so rasch und so geheimnißvoll statt fanden. Es war ein verlarteter Henker, der mit einer unsichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. „Wir werden einer nach dem andern in den Sack gesteckt!“ sagte seufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verschwinden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack stecken“ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbei ging und in der geräumigen Halle das lustige Volk sah, die springend munteren Französchchen, die nebligen Plaudertaschen von Französinnen, die dort lachend und schäkern ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich: daß hier, während der Cholerazeit, hoch auf einander geschichtet, viele hundert weiße Säcke standen, die lauter Leichname enthielten; und daß man hier sehr wenige, aber desto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter, mit unheimlicher Gleichgültigkeit, ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und diese wieder, während sie solche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten, oder gar sich grell beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert; wobei nicht selten ein sonderbares Gezänk entstand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir standen, und der eine mich frug, ob ich ihm nicht sagen könne, in welchem Sack sein Vater sei?

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das Verdienst, daß sie gleichsam ein Bülletin ist, welches auf dem Schlachtfelde selbst, und zwar während der Schlacht, geschrieben worden, und daher unverfälscht die Farbe des Augenblicks trägt. Thucydides der Historienschreiber, und Boccacio der Novellist, haben uns freilich bessere Darstellungen dieser Art hinterlassen; aber ich zweifle, ob sie genug Gemüthsruhe besessen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entsehllichsten um sie her wüthete, sie gleich, als schleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Corinth oder Pisa, so schön und meisterhaft zu beschreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundsatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich: daß ich nichts an diesen Artikeln ändere, daß ich sie ganz so abdrucken lasse, wie ich sie ursprünglich geschrieben, daß ich nur hier und da irgend ein Wort einschalte oder ausmerze, wenn dergleichen, in meiner Erinnerung, dem ursprünglichen Manuscript entspricht. Solche kleine Reminiszenzen kann ich nicht abweisen, aber sie sind sehr selten, sehr geringfügig, und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falsche Prophezeiungen und schiefe Ansichten, die hier nicht fehlen dürfen, da sie zur Geschichte der Zeit gehören. Die Ereignisse selbst bilden immer die beste Berichtigung.)

Ich rede von der Cholera, die seitdem hier herrscht, und zwar unumschränkt, und die, ohne Rücksicht auf Stand und Gesinnung, tausendweise ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Pestilenz um so sorgloser entgegen gesehn, da aus London die Nachricht angelangt war, daß sie verhältnißmäßig nur wenige hingerafft. Es schien anfänglich sogar darauf abgesehen zu sein, sie zu verhöhnern, und man meinte, die Cholera werde, eben so wenig wie jede andere große Reputation, sich hier in Ansehn erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daß sie, aus Furcht vor dem Ridikül, zu einem Mittel griff, welches schon Robespierre und Napoleon als probat befunden, daß sie nämlich, um sich in Respekt zu setzen, das Volk bezimirt. Bei dem großen Elende, das hier herrscht, bei der kolossalen Unsauberkeit, die nicht blos bei den ärmeren Klassen zu finden ist, bei der Reizbarkeit des Volks überhaupt, bei seinem grenzenlosen Leichtsinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorsichtsmaaßregeln, mußte die Cholera hier rascher und furchtbarer als anderswo um sich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März offiziell bekannt gemacht worden, und da dieses der Tag des Demi Carême und das Wetter sonnig und lieblich war, so tummelten sich die Pariser um so lustiger auf den Boulevards, wo man sogar Masken erblickte, die, in karrikirter Mißfarbigkeit und Ungestalt, die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verspotteten. Desselben Abends waren die Rebouts besucht als jemals; übermüthiges Gelächter überschaute fast die lauteste Musik, man erhigte sich beim Chahüt, einem nicht sehr zweideutigen Tanze, man schluckte dabei allerlei Eis und sonstig kaltes Getränk: als plötzlich der lustigste der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein weichenblaues Gesicht zum Vorschein kam. Man merkte bald, daß solches kein Spaß sei, und das Gelächter verstummte, und mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Reboute gleich nach dem Hotel-Dieu, dem Centralhospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verschieden. Da man in der ersten Bestürzung an Ansteckung glaubte.

und die ältern Gäste des Hotel-Dieu ein gräßliches Angstgeschrei erhoben, so sind jene Lobten, wie man sagt, so schnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntschneidigen Narrenkleider auszog, und lustig, wie sie gelebt haben, liegen sie auch lustig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanstalten getroffen wurden. Es bildete sich eine Commission sanitaire, es wurden überall Bureaux de secours eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der Salubrité publique sollte schleunigst in Wirksamkeit treten. Da kollidirte man zuerst mit den Interessen einiger tausend Menschen, die den öffentlichen Schmutz als ihre Domaine betrachten. Dieses sind die sogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der sich des Tags über vor den Häusern in den Kothwinkeln aufhäuft, ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken, und einem Hakenstock in der Hand, schlendern diese Menschen, bleiche Schmutzgestalten, durch die Straßen, und wissen mancherlei, was noch brauchbar ist, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei, damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derselben in Entreprise gab, und der Kehricht, auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinaus gebracht ward, aufs freie Feld, wo es den Chiffonniers frei stehen sollte, nach Herzenslust darin herum zu fischen: da klagten diese Menschen, daß sie, wo nicht ganz brodblos, doch wenigstens in ihrem Erwerbe geschmälert worden, daß dieser Erwerb ein verjährtes Recht sei, gleichsam ein Eigenthum, dessen man sie nicht nach Willkühr berauben könne. Es ist sonderbar, daß die Beweissthümer, die sie, in dieser Hinsicht, vorbrachten, ganz dieselben sind, die auch unsere Kräutjunker, Junftherren, Gildemeister, Zehntenprediger, Fakultätsgenossen, und sonstige Vorrechtsbesessene vorzubringen pflegen, wenn die alten Mißbräuche, wovon sie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden sollen, damit durch den verjährten Mober und Dunst unser jetziges Leben nicht verpestet werde. Als ihre Protestationen nichts halfen, suchten die Chiffonniers gewalthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben; sie versuchten eine kleine Kontrerevolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuses, denen man verboten hatte, das übelriechende Zeug, das sie größtentheils von den Chiffonniers erhandeln, längs den Rays zum Wiederverkaufe auszuframen. Da sahen wir nun die widerwärtigste Emeute: die neuen Reinigungskarren wurden zerschlagen und in die Seine geschmissen; die Chiffonniers barrikadirten sich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenschirmen fochten die alten Trödel-Weiber auf dem Chatelet; der General-Marsch erscholl; Casimir Perier ließ seine Myrmidonen aus ihren Boutiquen heraustrommeln; der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Karlisen fauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichsten Allirten gefunden, Lumpensammler und alte Trödelweiber,

die sich jetzt mit denselben Prinzipien geltend machten, als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbfechtsinteressen der Versaultheiten aller Art. Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht so wüthend um sich griff, wie gewisse Leute es wünschten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer eigenen Sache, doch wenigstens den Untergang der jetzigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht: die vielen Menschen, die so rasch zur Erde bestattet wurden, stürben nicht durch eine Krankheit, sondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu streuen gewußt, auf den Gemüsemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleischern, bei den Weinhändlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, desto begieriger wurden sie vom Volke aufgegriffen, und selbst die kopfschüttelnden Zweifler mußten ihnen Glauben schenken, als des Polizeipräsidenten Bekanntmachung erschien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen ist, die Verbrechen zu vereiteln, als vielmehr sie gewußt zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wissenschaft prahlen, oder sie gedachte, bei jenen Vergiftungsgerüchten, sie mögen wahr oder falsch sein, wenigstens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden: genug, durch ihre unglückselige Bekanntmachung, worin sie ausdrücklich sagte, daß sie den Giftmischern auf der Spur sei, ward das böse Gerücht offiziell bestätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteste Todesbestürzung.

Das ist unerhört, schrieten die ältesten Leute, die selbst in den grimmigsten Revolutionszeiten keine solche Frevel erfahren hatten. Franzosen, wir sind entehrt! riefen die Männer, und schlugen sich vor die Stirne. Die Weiber, mit ihren kleinen Kindern, die sie angstvoll an ihr Herz drückten, weinten bitterlich, und sammelten: daß die unschuldigen Würmchen in ihren Armen stürben. Die armen Leute wagten weder zu essen noch zu trinken, und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war als ob die Welt unterginge. Besonders an den Straßenecken, wo die rothangestrichenen Weinläden stehen, sammelten und beriethen sich die Gruppen, und dort war es meistens, wo man die Gruppen, die verdächtig ausahen, durchsuchte, und wehe ihnen, wenn man irgend etwas verdächtiges in ihren Taschen fand! Wie wilde Thiere, wie Rasende, fiel dann das Volk über sie her. Sehr viele retteten sich durch Geistesgegenwart; viele wurden durch die Entschlossenheit der Kommunalgarben, die an jenem Tage überall herumpatrouillirten, der Gefahr entrißen; Andere wurden schwer verwundet und verhöhnt; sechs Menschen wurden aufs unbarmherzigste ermordet. Es gibt keinen gräßlicheren Anblick, als solchen Volközorn, wenn er nach Blut lechzt und seine wehrlosen Opfer hinwürgt. Dann wälzt sich durch die Straßen ein dunkles Menschenmeer, worin hie und da die Duvriers in Hemdbärmeln, wie weiße Sturzwellen, hervorschäumen,

und das heult und braust, gnadenlos, heidnisch, dämonisch. An der Straße St. Denis hörte ich den alt berühmten Ruf "à la lanterne!" und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmischer. Die Einen sagten, er sei ein Karlisi, man habe ein brevêt de lys in seiner Tasche gefunden; die Andern sagten, es sei ein Priester, ein solcher sei Alles fähig. Auf der Straße Baugirard, wo man zwei Menschen, die ein weißes Pulver bei sich gehabt, ermordete, sah ich einen dieser Unglücklichen, als er noch etwas röchelte, und eben die alten Weiber ihre Holzschuhe von den Füßen zogen und ihn damit so lange auf den Kopf schlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt, und blutrünstig zer schlagen und zerquetscht; nicht blos die Kleider, sondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Nase waren ihm abgerissen, und ein wüster Mensch band dem Leichname einen Strick um die Füße, und schleifte ihn damit durch die Straße, während er beständig schrie: voilà le Cholera-morbus! Ein wunderschönes, wuthblasses Weibsbild mit entblößten Brüsten und blutbedeckten Händen stand dabei, und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, noch einen Tritt mit dem Fuße. Sie lachte, und bat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige Franken zu zollen, damit sie sich dafür ein schwarzes Trauerkleid kaufe; denn ihre Mutter sei vor einigen Stunden gestorben, an Gift.

Des andern Tags ergab sich aus den öffentlichen Blättern, daß die unglücklichen Menschen, die man so grausam ermordet hatte, ganz unschuldig gewesen, daß die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Campher, oder Chlorüre, oder sonstigen Schutzmitteln gegen die Cholera bestanden, und daß die vorgeblich Vergifteten ganz natürlich an der herrschenden Seuche gestorben waren. Das hießige Volk, das, wie das Volk überall, rasch in Leidenschaft gerathend, zu Gräueln verleitet werden kann, kehrt jedoch eben so rasch zur Milde zurück, und bereut mit rührendem Kummer seine Unthat, wenn es die Stimme der Besonnenheit vernimmt. Mit solcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu beschwichtigen und zu besänftigen gewußt, und es mag als ein Triumph der Presse signalisirt werden, daß sie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, so schnell Einhalt zu thun. Mühen muß ich hier das Benehmen einiger Leute, die eben nicht zur untern Klasse gehören, und sich doch vom Unwillen so weit hinreißen ließen, daß sie die Partei der Karlisen öffentlich der Giftmischerie bezüchtigten. So weit darf die Leidenschaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich sehr lang bedanken, ehe ich gegen meine giftigsten Feinde solche gräßliche Beschuldigung ausspräche. Mit Recht, in dieser Hinsicht, beklagten sich die Karlisen. Nur daß sie dabei so laut schimpfend sich gebärdeten, könnte mir Argwohn einflößen; das ist sonst nicht die Sprache der Unschulb. Aber es hat, nach der Uezeugung der Bestuntermittelten, gar keine Vergiftung statt gefunden. Man

hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich einige Elende gebunden, die allerlei unschädliche Pulver auf die Lebensmittel streuten, um das Volk in Unruhe zu setzen und aufzureizen; war dieses letztere der Fall, so muß man dem Volke sein tumultuarisches Verfahren nicht zu hoch anrechnen, um so mehr, da es nicht aus Privathaß entstand, sondern, „im Interesse des allgemeinen Wohls, ganz nach den Prinzipien der Abschreckungstheorie.“ Ja, die Karlisten waren vielleicht in die Grube gestürzt, die der Regierung gegraben; nicht dieser, noch viel weniger den Republikanern, wurden die Vergiftungen allgemein zugeschrieben, sondern jener Parthet, „die immer durch die Waffen besiegt, durch feige Mittel sich immer wieder erhob, die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, und die jetzt, die Hülfen der Rosaken entbehrend, wohl leichtlich zu gewöhnlichem Gifte ihre Zuflucht nehmen konnte.“ So ungefähr äußerte sich der Konstitutionel.

Was ich selbst an dem Tage, wo jene Tobtschläge statt fanden, an besonderer Einsicht gewann, das war die Ueberzeugung, daß die Macht der ältern Bourbonne nie und nimmer in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verschiedenen Menschengruppen die merkwürdigsten Worte gehört; ich hatte tief hinabgeschaut in das Herz des Volkes; es kennt seine Leute.

Seitdem ist hier Alles ruhig; l'ordre règne à Paris, würde Horatius Sebastiani sagen. Eine Tobtsstille herrscht in ganz Paris. Ein steinerner Ernst liegt auf allen Gesichtern. Mehrere Abende lang sah man sogar auf den Boulevards wenig Menschen, und diese eilten einander schnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater sind wie ausgestorben. Wenn ich in einen Salon trete, sind die Leute verwundert, mich noch in Paris zu sehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geschäfte habe. Die meisten Fremden, namentlich meine Landsleute, sind gleich abgereist. Gehorsame Kinder hatten von ihren Eltern Befehl erhalten, schleunigst nach Hause zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimath wünschten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unenbliche Sehnsucht nach dem theuern Vaterlande, nach den romantischen Gauen des ehrwürdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdseligen Schwaben, dem Lande der frommen Rinne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieber und der gesüßtern Luft. Man sagt, auf dem Hotel-de-Ville seien seitdem über 120,000 Pässe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera sichtbar zunächst die ärmere Klasse angriff, so haben doch die Reichen gleich die Flucht ergriffen. Gewissen Parvenüs war es nicht zu verdenken, daß sie flohen; denn sie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Asien komme, weiß nicht, daß wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börse verdient haben, und sie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump und läßt uns ins Gras

beissen. Hr. Aguado, einer der reichsten Banquiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarschall bei jener großen Reiterade. Der Ritter soll beständig mit wahnsinniger Angst zum Kutschensfenster hinausgesehen, und seinen blauen Bedienten, der hinten aufstand, für den leidhaftigen Tod, den Cholera-morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es sah, wie die Reichen flohen und besetzt mit Aerzten und Apotheken sich nach gesündern Gegenden retteten. Mit Anmuth sah der Arme, daß das Geld auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Justemilieu und der hauto Financos ist seitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf seinen Schlössern. Die eigentlichen Repräsentanten des Reichthums, die Herren v. Rothschild, sind jedoch ruhig in Paris geblieben, hierdurch bekräftigend, daß sie nicht blos in Geldgeschäften großartig und klug sind. Auch Casimir Perier zeigte sich großartig und klug, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hotel-Dieu besuchte; sogar seine Gegner mußte es betrüben, daß er in der Folge dessen, bei seiner bekannten Reizbarkeit, selbst von der Cholera ergriffen worden. Er ist ihr jedoch nicht unterlegen, denn er selber ist eine schlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz, der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Periers das Hospital besuchte, verdient die schärfste Anerkennung. Die ganze königliche Familie hat sich, in dieser trostlosen Zeit, ebenfalls rühmlich bewiesen. Beim Ausbruche der Cholera versammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener, und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die sie meistens selbst verfertigt hat. Die Sitten der alten Chevalerie sind nicht erloschen; sie sind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen versehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetischen, aber gesündern Schürpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harnischzeiten des kriegerischen Ritterthums, sondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eisernen Zeitalter, sondern im flanellenen. Flanell ist wirklich jetzt der beste Panzer gegen die Angriffe des schlimmsten Feindes, gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, sagt Figaro, einen Gürtel von Flanell tragen. Ich selbst stecke bis am Halse in Flanell, und dünke mich dadurch cholerafest. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom besten Bürgerflanell.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß er, der Bürgerkönig, bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld für die armen Bürger hergegeben und sich bürgerlich mitführend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbischof von Paris loben, welcher ebenfalls im Hotel-Dieu, nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Besuch abgestattet, die Kranken zu trösten kam. Er hatte längst prophezeit, daß Gott die Cholera als Strafgericht schicken werde, um ein Volk zu züchtigen, „welches den allerchristlichsten König forgesetzt und das katholische Religionsprivilegium in der Charte abgeschafft

hat.“ Jetzt, wo der Zorn Gottes die Sünder heimsucht, will Hr. v. Quelen sein Gebet zum Himmel schicken und Gnade erbitten, wenigstens für die Unschuldigen; denn es sterben auch viele Karlisten. Außerdem hat Hr. v. Quelen, der Erzbischof, sein Schloß Conflans angeboten, zur Errichtung eines Hospitals. Die Regierung hat aber dieses Anerbieten abgelehnt, da dieses Schloß in wüstem, zerstörtem Zustande ist, und die Reparaturen zu viel kosten würden. Außerdem hatte der Erzbischof verlangt, daß man ihm in diesem Hospitale freie Hand lassen müsse. Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber schon an einem schrecklichen Uebel litten, nicht den quälenden Rettungsversuchen aussetzen, die der Erzbischof und seine geistlichen Gehülfen beabsichtigten; man wollte die verstorbenen Revolutionsführer lieber ohne Mahnung an ewige Verdammniß und Höllequal, ohne Beicht und Delung, an der bloßen Cholera sterben lassen. Obgleich man behauptet, daß der Katholizismus eine passende Religion sei für so unglückliche Zeiten, wie die jetzigen, so wollen doch die Franzosen sich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, sie würden diese Krankheitsreligion alsbald auch in glücklichen Tagen behalten müssen.

Es gehen jetzt viele verkleidete Priester im Volke herum, und behaupten, ein geweihter Rosenkranz sei ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die Saint-Simonisten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, daß kein Saint-Simonist an der herrschenden Krankheit sterben könne; denn da der Fortschritt ein Naturgesetz sei, und der soziale Fortschritt im Saint-Simonismus liege, so dürfe, so lange die Zahl seiner Apostel noch unzureichend ist, keiner von denselben sterben. Die Bonapartisten behaupten: wenn man die Cholera an sich verspüre, so solle man gleich zur Vendomesäule hinaufschauen: man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder seinen Glauben in dieser Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht schaden, nur muß man wieder nicht zu wenig essen, wie gewisse Leute, die des Nachts die Leidschmerzen des Hungers für Cholera halten. Es ist spaßhaft, wenn man sieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tische sitzen, und die menschenfreundlichsten Gerichte mit Mißtrauen betrachten, und tieffseufzend die besten Bissen hinunterschlucken. Man soll, haben ihnen die Aerzte gesagt, keine Furcht haben und jeden Aerger vermeiden; nun aber fürchten sie, daß sie sich mal unversehens ärgern möchten, und ärgern sich wieder, daß sie deshalb Furcht hatten. Sie sind jetzt die Liebe selbst, und gebrauchen oft das Wort mon Dieu, und ihre Stimme ist hingehaucht milde, wie die einer Wöchnerin. Dabei riechen sie wie ambulante Apotheken, fühlen sich oft nach dem Bauche, und mit zitternden Augen fragen sie, jede Stunde, nach der Zahl der Todten. Daß man diese Zahl nie genau wußte, oder vielmehr, daß man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemü-

ther mit vagem Schreden und steigerte die Angst ins Unermeßliche. In der That, die Journale haben seitdem eingestanden, daß in Einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitausend Menschen gestorben sind. Das Volk ließ sich nicht offiziell täuschen, und klagte beständig, daß mehr Menschen stürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daß eine alte Frau auf dem Faubourg Mont-Martre die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge, oder, was noch melancholischer aussieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, mußte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit schwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug ausfielen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich sah Särge in Fiakern fortbringen; man legte sie in die Mitte, so daß aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausstanden. Widerwärtig war es anzuschauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichsam als Todten-Omnibusse, als omnibus mortuis, herumfuhren, und sich in den verschiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und sie buchendweise zur Ruhestätte brachten.

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zusammentrafen, gewährte erst recht den trostlosesten Anblick. Als ich einen guten Bekannten besuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man seine Leiche auslud, erfaßte mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwießen, zu erwiebern, und ich nahm eine Kutsche und begleitete ihn nach Pere-la-Chaise. Hier nun, in der Nähe dieses Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutscher still, und als ich, aus meinen Träumen erwachend, mich umsah, erblickte ich nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichsam Queues machten, und in dieser schwarzen Umgebung, unfähig mich heranzuziehen, mußte ich einige Stunden aushauern. Aus langer Welle frug ich den Kutscher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Pointier nach einem Ballo fuhr, in ähnlicher Weise einige Zeit neben dem meinigen stille halten mußte. Nur daß die junge Frau damals mit ihrem hastigen Blumenbüschel und lebhaften Mondscheingefächeln öfters zum Kutschenfenster hinausblinzelte, und über die Verzögerung ihre holdste Mißlaune ausdrückte. Jetzt war sie sehr still und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen sich schauernd unruhig bewegten, wollte es mich bebüßen, als regte sich die Ungebuld in den Todten selbst, als seien sie des Wartens müde,

als hätten sie Elle ins Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthore ein Kutscher dem andern vorausseilen wollte, und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwischen fuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entstand, einige Wagen umstürzten, die Särge aus einander fielen, die Leichen hervorkamen: da glaubte ich die entsezlichste aller Emeuten zu sehen, eine Tobtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu schonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Pere-la-Chaise gesehen habe. Genug, gefestigter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefsten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbepetten das Sterben lernen und nachher mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden, unter die Choleraleichen, in die Kalkgräber, das kann man nicht lernen. Ich rettete mich so rasch als möglich auf den höchsten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt so schön vor sich liegen sieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen schienen wehmüthig Abschied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laten das kranke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeisterung und des Martyrthums, die Festlandstadt, die für die weltliche Erlösung der Menschheit schon so viel gelitten!

Siebenter Artikel.

Paris, den 12. Mai 1832.

Die geschichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müssen vertagt werden. Die Gegenwart hat sich unterdessen so herbe geltend gemacht, daß man sich wenig mit der Vergangenheit beschäftigen konnte. — Das große allgemeine Uebel, die Cholera, entweicht zwar allmählich, aber es hinterläßt viel Betrübung und Bekümmerniß. Die Sonne scheint zwar lustig genug, die Menschen gehen wieder lustig spazieren und lachen und lächeln; aber die vielen schwarzen Trauerkleider, die man überall sieht, lassen keine rechte Heiterkeit in unserm Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Behmuth scheint jetzt im ganzen Volke zu herrschen, wie bei Leuten, die ein schweres Siechthum überstanden. Nicht bloß auf der Regierung, sondern auch auf der Opposition liegt eine fast sentimentale Mattigkeit. Die Begeisterung des Hasses erlischt, die Herzen versumpfen, im Gehirne verblässen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähmend, man ist nicht mehr böse auf einander, man wird sanftlebig, liebsam, verträglich, christlich; deutsche Pietisten könnten jetzt hier gute Geschäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt, wie schnell sich die Dinge ändern würden, wenn Casimir Perier sie nicht mehr leite. Aber es scheint, als sei unterdessen das Uebel incurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Periers kann der Staat genesen.

Daß Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltungsglück, dem weder Kraft noch Klugheit widerstehen kann, muß auch seine abgesagtesten Gegner mißstimmen. Der allgemeine Feind hat sich in ihre Bundesgenossenschaft gedrängt, und von solcher Seite kann ihnen auch die wirksamste Hülfsleistung nicht sehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einsieht, daß er ein großer Mann war. Jetzt wo er durch Andere ersetzt werden soll, muß diese Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des Olyfpeus zu spannen, so hätte er doch vielleicht, wo es Noth that, mit Anstrengung aller seiner Spannkraft, das Werk vollbracht. Wenigstens können jetzt seine Freunde prahlen, er hätte, intervenirte nicht die Cholera, alle seine Vorsätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich ist jene harrende Penelope, die täglich webt und täglich ihr Gewebe wieder zerstört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer ist dieser rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, er wird den großen Bogen spannen können, er wird den frechen Freiern den Schmaus verleiden, er wird sie mit tödtlichen Bolzen bewirthen, er wird die doktrinairen Nägde, die mit ihnen Allen gebuhlt haben, aufhängen, er wird das Haus säubern von der großen Unordnung, und mit Hülfe der weisen Göttin eine bessere Wirtschaft einführen. Wie unser jetziger Zustand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Direktoriums ähnelt, so werden wir auch unsern achtzehnten Brümair erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblassenden Nachhaber treten und ihnen die Endschaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Konstitution schreiben, wie einst im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus säuberte. Aber wie dieser entrüstet ausrief: „Konstitution! Ihr wagt es noch, Euch auf die Konstitution zu berufen, Ihr, die Ihr sie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial!“ so wird der rechte Mann auch jetzt Tag und Datum anzugeben wissen, wo die Justemilieu-Ministerien die Konstitution verletzt haben.

Wie wenig die Konstitution nicht bloß in die Gesinnung der Regierung, sondern auch des Volks eingedrungen, ergiebt sich hier jedesmal, wenn die wichtigsten konstitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Konstitution nach ihren Privatgefühlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hierzu mißleitet durch seine Schreiber und Sprecher, die, entweiser aus Unwissenheit oder Parteisucht, die Begriffe zu

verkehren suchen; die Regierung wird dazu mißleitet, durch jene Fraktion der Aristokratie, die aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Restauration, das Repräsentativsystem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben dürfe, den man jedoch unschädlich mache, wenn man den neuen Namen und Formen, ohne daß die Menge es merke, die alten Menschen und Wünsche unterschiebt. Nach den Begriffen solcher Leute ist derjenige der größte Minister, der mit den neuen konstitutionellen Formeln eben so viel auszurichten vermag, wie man sonst mit den alten Formeln des alten Regimes durchzusetzen wußte. Ein solcher Minister war Villèle, an den man jedoch jetzt, als nämlich Perier erkrankte, nicht zu denken gewagt. Indessen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Minister geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, daß er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Restauration mit sich ins Ministerium bringen. Nächst Decazes hatte man Herrn Guizot besonders im Auge. Auch diesem wird viel zugetraut, wo es gilt, unter konstitutionellen Namen und Formen die absolutesten Gelüste zu verbergen. Denn dieser Quasi-Vater der neuern Doktrinaire, dieser Verfasser einer englischen Geschichte und einer französischen Synonymik versteht aufs meisterhafteste, durch parlamentarische Beispiele aus England, die illegalsten Dinge mit einem *ordre légal* zu bekleiden, und durch das plump gelehrte Wort den hochfliegenden Geist der Franzosen zu unterbrücken. Aber man sagt, während er mit dem Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig sprach, habe er plötzlich die ignobellsten Wirkungen der Cholera verspürt, und schnell in der Rede abbrechend, sei er geschieden mit der Aeußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerstehen. Guizots Durchfall bei der Wahl eines neuen Ministers wird von Andern noch komischer erzählt. Mit Dupin, den man immer als Periers Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber diese scheiterten ebenfalls, indem Dupin sich manche Beschränkungen nicht gefallen lassen wollte, die zunächst die Präsidentsur des Konseils betrafen. Mit der erwähnten Präsidentsur des Konseils hat es eine eigene Bewandniß. Der König hat nämlich sich selber sehr oft diese Präsidentsur zugetheilt, namentlich im Beginne seiner Regierung; dieses war für die Minister ein fataler Umstand, und die damaligen Mißthelligkeiten sind meistens daraus hervorgegangen. Perier allein hat sich solchen Eingriffen zu widersetzen gewußt; er entzog dadurch die Geschäfte dem allzu großen Einflusse des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige lenkte; und man sagt, daß die Nachricht von Periers Krankheit nicht allen Freunden der Tuilleries unangenehm gewesen sei. Der König schien jetzt gerechtfertigt, wenn er selbst die

Präsidentur des Konseils übernahm. Als solches offenkundig ward, entstand in Salons und Journalen die leidenschaftlichste Polemik über die Frage: ob der König das Recht habe, dem Konseil zu präsidiren?

Hierbei kam nun viel Chikane und noch mehr Unwissenheit zum Vorscheine. Da schwasteten die Leute, was sie nur jemals halb gehört und gar nicht verstanden hatten, und das rauschte und spritzte ihnen aus dem Munde wie ein politischer Wasserfall. Die Einsicht der meisten Journale war ebenfalls nicht von der brillantesten Art. Nur der National zeichnete sich aus. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, die er in der letzten Zeit der Restauration vorgebracht hatte: *Le roi règne, mais ne gouverne pas*. Die drei und ein halb Menschen, die sich damals in Deutschland mit Polemik beschäftigten, übersetzten diesen Satz, wenn ich nicht irre, mit den Worten: der König herrscht, aber er regiert nicht. Ich bin jedoch gegen das Wort „herrschen“, es trägt nach meinen Gefühlen eine Färbung von Absolutismus. Und doch sollte eben dieser Satz den Unterschied beider Gewalten, der absoluten und der konstitutionellen bezeichnen.

Worin besteht dieser Unterschied? Wer politisch reinen Herzens ist, darf auch jenseits des Rheins diese Frage aufs bestimmteste erörtern. Durch das absichtliche Umgehen derselben hat man eben auf der einen Seite dem keddsten Jakobinismus, auf der andern Seite dem feigsten Knechtstinn Vorschub geleistet.

Da die Theorie des Absolutismus, von dem verächtlichen, gelehrten Salmasius bis herunter auf den Herrn Jarke, der nicht gelehrt ist, meistens von verdächtigen Schriftstellern vertheidigt worden, so hat die Verrufenheit der Anwälte über alle Maßen der Sache selber geschadet. Wer seinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen sie öffentlich zu verfechten, und wäre er noch so sehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Und doch ist die Lehre von der absoluten Gewalt eben so honnet und eben so vertretbar wie jede andere politische Meinung. Nichts ist widersinniger, als wie jetzt so oft geschieht, den Absolutismus mit dem Despotismus zu verwechseln. Der Despot handelt nach der Willkühr seiner Laune, der absolute Fürst handelt nach Einsicht und Pflichtgefühl. Das Charakteristische eines absoluten Königs ist hierbei, daß Alles im Staate durch seinen Selbstwillen geschieht. Da aber nur wenige Menschen einen Selbstwillen haben, da vielmehr die meisten Menschen, ohne es zu wissen, nur das wollen, was ihre Umgebung will, so herrschen gewöhnlich diese an der Stelle der absoluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge sind es also, die in denjenigen absoluten Monarchien herrschen, wo die Fürsten nicht von allzu störriger Natur und dadurch dem fremden Einflusse unzugänglich sind. Die Kunst der Höfe besteht darin, die sanften Fürsten so zu härten, daß sie eine Keule werden in der

Hand des Höflings, und die wilden Fürsten so zu sämftigen, daß sie sich willig zu jedem Spiele, zu allen Posituren und Aktionen hergeben, wie die Löwen des Herrn Martin. Ach! fast auf dieselbe Weise, wie dieser den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts seinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in menschliche Laster einweicht, und nachher, am Tage, den Geschwächten ganz gehorsam findet: so wissen die Höflinge manchen König der Menschen, wenn er allzu sträufsam und wild ist, durch entnervende Lüste zu zähmen, und sie beherrschen ihn durch Maitreffen, Köche, Komödianten, üppige Musik, Tanz und sonstigen Sinnenrausch. Nur zu oft sind absolute Fürsten die abhängigsten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehässigsten beurtheilt sieht, so würde man vielleicht gerührt werden von den gerechtesten Klagen über unerhörte Verführungskünste und trübselige Verkehrung der menschlich schönsten Gefühle. Außerdem liegt in der unumschränkten Gewalt eine so schauerliche Nacht der bösen Versuchung, daß nur die allerebelsten Menschen ihr widerstehen können. Wer keinem Gesetze unterworfen ist, der entbehrt der heilsamsten Schutzwehr; denn die Gesetze sollen uns nicht bloß gegen Andere, sondern auch gegen uns selbst schützen. Der Glaube, daß ihre Macht ihnen von Gott verliehen sei, ist daher bei den absoluten Fürsten nicht nur verzeihlich, sondern auch nothwendig. Ohne solchen Glauben wären sie die unglücklichsten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menschen zu sein, sich der übermenschlichsten Versuchung und übermenschlichsten Verantwortlichkeit ausgesetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den absoluten Königen, die wir in der Geschichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum sich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, sie mußten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, sie waren zugleich Opfer und Opferpriester, sie waren heilig, saor in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So sehen wir Könige des Alterthums, die in Festzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk sühten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verschuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinsterniß in China eintritt, erschrickt der Kaiser, und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde solche allgemeine Verdüsterung verschuldet habe, und er thut Buße, damit sich, für seine Unterthanen, der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Absolutismus noch in so heiliger Strenge herrscht, und das ist auch bei den nordwestlichen Nachbarn der Chinesen, bis an die Elbe, der Fall, würde es zu mißbilligen sein, wenn man ihnen die repräsentative Verfassungsdoktrin predigen wollte; eben so tadelhaft ist es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europa's, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürsten und Völkern erloschen ist, den Absolutismus docirt. Indem ich das Wesen des Absolutismus

dadurch bezeichnete, daß in der absoluten Monarchie der Selbstwille des Königs regiert, bezeichne ich das Wesen der repräsentativen, der konstitutionellen Monarchie um so leichter, wenn ich sage: diese unterscheide sich von jener dadurch, daß an die Stelle des königlichen Selbstwillens, die Institution getreten ist. An der Stelle eines Selbstwillens, der leicht mißleitet werden kann, sehen wir hier eine Institution, ein System von Staatsgrundsätzen, die unveränderlich sind. Der König ist hier eine Art moralischer Person, im juristischen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenschaften seiner physischen Umgebung, als vielmehr den Bedürfnissen seines Volkes, er handelt nicht mehr nach den losen Wünschen des Hofes, sondern nach festen Gesetzen. Deshalb sind die Pflichten in allen Ländern dem konstitutionellen Wesen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltausendjährige Macht durch die tieferdachte, ingentöse Einrichtung: daß der König gleichsam nur die Idee der Gewalt repräsentirt, daß er zwar seine Minister wählen könne, jedoch nicht er, sondern diese regieren, daß diese aber nur so lange regieren können, als sie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, daß der König nicht selbst regiert, kann ihn auch bei schlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieser wird in konstitutionellen Staaten nur die Folge haben, daß der König andere, und zwar populäre Minister erwählt, von denen man ein besseres Regiment erwartet; statt daß in absoluten Staaten, wo der König selbst regiert, ihn unmittelbar selbst der Unmuth des Volks trifft, und dieses, um sich zu helfen, genöthigt ist, den Staat umzustürzen. Dadurch daß der König nicht selbst regiert, ist das Heil des Staates unabhängig von seiner Persönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchste oder allerniedrigste Leidenschaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherheit, wovon die frühern Staatsweisen gar keine Ahnung hatten: denn von Xenophon bis Fenelon erschien ihnen die Erziehung eines Fürsten als die Hauptsache; sogar der große Aristoteles muß in seiner Politik darauf hingedehet, und der größere Plato weiß nichts Besseres vorzuschlagen, als die Philosophen auf den Thron zu setzen, oder die Fürsten zu Philosophen zu machen. Dadurch daß der König nicht selbst regiert, ist er auch nicht verantwortlich, ist er unverleßlich, inviolable, und nur seine Minister können wegen schlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und bestraft werden. Der Kommentator der englischen Konstitution, Blackstone, bezeugt einen Mißgriff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu dessen Prärogativen zählt. Diese Ansicht schmeichelt einem Könige mehr, als sie ihm nützt. In den Ländern des politischen Protestantismus, in konstitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürsten vielmehr in der Vernunft begründet wissen, und diese gewährt hinlängliche Gründe für ihre

Seine. VI.

Unverfehllichkeit, wenn man annimmt, daß sie nicht selbst handeln können, und also deshalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht bestrafbar sind, wie Jeder, der nicht selbst handelt. Der Grundsatz "the king cannot do wrong" mag also, in so fern man die Unverantwortlichkeit darauf gründet, nur dadurch seine Gültigkeit erlangen, daß man hinzusetzt: because he does nothing. Aber an der Stelle des konstitutionellen Königs handeln die Minister, und daher sind diese verantwortlich. Sie handeln selbstständig, dürfen jedes königliche Ansuchen, womit sie nicht übereinstimmen, geradezu abweisen, und, im Fall dem Könige ihre Regierungsart mißfällt, sich ganz zurückziehen. Ohne solche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Minister, die sie durch die Kontratsignatur bei jedem Regierungsakte sich aufbürden, eine heillose Ungerechtigkeit, eine Grausamkeit, ein Widerspruch, es wäre gleichsam die Lehre vom Sündenbock in das Staatsrecht eingeführt. Aus demselben Grund sind die Minister eines absoluten Fürsten ganz unverantwortlich, außer gegen diesen selbst; wie dieser nur Gott, so sind jene nur ihrem unbeschränkten Herrn Rechenschaft schuldig. Sie sind nur seine untergebenen Gehülfen, seine getreuen Diener, und müssen ihm unbedingt gehorchen. Ihre Kontratsignatur beweist nur die Richtigkeit der Ausfertigung und der fürstlichen Unterschrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürsten viele solcher Minister angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand-de-Miragny verteidigte sich in einem solchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Minister sind nur wie Hände und Füße, wir müssen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieses ist jetzt todt, und seine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und dürfen nicht sprechen.“

Nach diesen wenigen Andeutungen über den Unterschied der beiden Gewalten, der absoluten und der konstitutionellen, wird es Jedem einleuchtend sein, daß der Streit über die Präsidatur, wie er in den hiesigen Verhältnissen zum Vorschein kam, minder die Frage betreffen sollte: ob der König das Conseil präsidiren darf? als vielmehr: in wiefern er es präsidiren darf? Es kommt nicht darauf an, daß ihm die Charte die Präsidatur nicht verbietet, oder ein Paragraph derselben ihm solche sogar zu erlauben scheint; sondern es kommt darauf an, ob er nur *honoris causa*, zu seiner eigenen Belehrung, ganz passiv, ohne aktive Theilnahme präsidirt, oder ob er als Präsident seinen Selbstwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeschäfte? Im ersten Falle mag es immerhin erlaubt sein, sich täglich einige Stunden lang in der Gesellschaft von Herrn Barthe, Louis, Sebastiani &c. zu unterhalten, im andern Falle muß ihm jedoch dieses Vergnügen streng verboten bleiben. In diesem letztern Falle würde er, durch seinen Selbstwillen regierend, sich dem absoluten Königthume nähern, wenigstens würde er selbst als ein verantwortlicher Minister betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale,

daß es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todtbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal seine Gesichtsmuskeln regieren könne, wie Sebastiani, für die selbstwilligen Regierungsakte des Königs verantwortlich sein müsse. Das ist jedenfalls eine schlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert sich dabei an das terroristische Wort: la responsabilité c'est la mort. Mit einer Inoffiziosität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieser Gelegenheit, namentlich von dem National, die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge dessen seine Inviolabilität geläugnet. Dieses ist immer für Ludwig Philipp eine mißbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachsinnen in seinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünschenswerth, daß er gar nichts thue, wobei nur im mindesten das Prinzip von der Inviolabilität zur Diskussion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erschüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir seine Lage billig ermessen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln sein, daß er beim Regieren ein bißchen nachzuhelfen sucht. Er weiß, seine Minister sind keine Genies; das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Die faktische Erhaltung seiner Macht scheint ihm die Hauptsache. Das Prinzip von der Inviolabilität muß für ihn nur ein sekundaires Interesse haben. Er weiß, daß Ludwig XVI., kopflosen Andenkens, ebenfalls inviolable gewesen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandniß. Das Prinzip der Inviolabilität ist durchaus unverleßlich. Es gleicht dem Edelstein in dem Ringe des Don Louis Fernando Perez Maiba, welcher Stein die wunderbare Eigenschaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchsten Kirchturme herabfiel, so blieb der Stein unverleßt.

Um jedoch dem fatalen Mißstand einigermaßen abzuhefen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräsidentur gestiftet und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieser wurde jetzt auch Minister des Innern, und an seiner Stelle wurde Herr Girab-de-L'Ain Minister des Cultus. Man braucht diese beiden Leute nur anzusehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß sie keiner Selbstständigkeit sich erfreuen, und daß sie nur als kontrasignirende Hampelmänner agiren. Der eine, Monsieur le comte de Montalivet, ist ein wohlgeformter junger Mann, fast aussehend wie ein hübscher Schulfürer, den man durch ein Vergrößerungsglas sieht. Der andere, Herr Girab-de-L'Ain, zur Genüge bekannt als Präsident der Deputirtenkammer, wo er jederzeit, durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen, die Interessen des Königs zu fördern gewußt, ist das Devouement selbst. Er ist ein untergeordneter Mann von weichem Fleische, gehäbigem Bäuchlein, steifsamem Beinchen, einem Verzen von Papiermache, und er sieht aus wie ein Braunschweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Bräunlein mitbringt, und die Hunde streichelt.

Vom Marshall Soult, dem Kriegsminister, will man wissen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, daß er unterdessen beständig intrigirt, um zur Präsidentur des Konseils zu gelangen. Letztere ist überhaupt das Ziel vieler Bestrebnisse im Ministerium selbst, und die Ränke, die sich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht selten die besten Anordnungen, und es entstehen Gegerenschaft, Zwist und Zertwürfnisse, die scheinbar in der verschiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinstimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präsidentur. Präsident des Konseils ist ein bestimmter Titel, der von den übrigen Ministern etwas allzu scharf scheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Minister gilt hier die Ansicht: daß der Präsident für Fehler in der Tendenz des Ministeriums, jeder andere Minister aber nur für die Fehler seines Departements verantwortlich sei. — Diese Unterscheidung und überhaupt die offizielle Ernennung eines Präsidenten des Konseils ist ein hemmendes und verwirrendes Gebrechen. Wir finden dieses nicht bei den Engländern, deren konstitutionelle Formen doch immer als Muster dienen; die Präsidentur, wenn ich nicht irre, existirt bei ihnen keineswegs als offizieller Titel. „Der erste Lord des Schages“ ist zwar gewöhnlich Präsident, aber nicht als solcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Gesetz bestimmte Präsident ist immer derjenige Minister, dem der König den Auftrag gegeben, ein Ministerium zu bilden, d. h. unter seinen Freunden und Bekannten diejenigen als Minister zu wählen, die mit ihm in politischer Meinung übereinstimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben würden. — Solchen Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und seine Whigs unterliegen — für den Augenblick.

Achter Artikel.

Paris, den 27. Mai 1832.

Casimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Börsenkurse zu heben. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen schwächlichen Friedens für Frankreich. Er hat den Ehirren der Knechtschaft und dem Schlechtesten in uns selber, dem Eigennutze, Vorschub geleistet, so daß Tausende der edelsten Menschen zu Grunde gingen, durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbstentwürdigung. Er hat die Lobten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, und er hat den Lebenden so entseßlich das Leben verleidet, daß sie selbst diese Lobten beneiden mußten. Er hat das heilige Feuer gelöscht, die Tempel geschlossen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen. Und dennoch würde ich dafür stimmen, daß Casimir Perier beigesetzt werde in das Pantheon,

in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufschrift führt: den großen Männern das dankbare Vaterland. Denn Casimir Perier war ein großer Mann; er besaß seltene Talente und seltene Willenskraft, und was er that, that er in gutem Glauben, daß es dem Vaterlande nuge, und er that es mit Aufopferung seiner Ruhe, seines Glücks und seines Lebens. Das ist es eben, nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muß das Vaterland seinen großen Männern danken, sondern für den Willen und die Aufopferung, die sie dabei bekunden. Selbst wenn sie gar nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieses seine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn sie haben es durch ihre Größe verherrlicht. Wie die Sterne eine Zierde des Himmels sind, so zieren große Menschen ihre Heimath, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menschen sind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabsähe auf unsern Planeten, würden uns diese Herzen wie klare Lichter, gleich den Sternen des Himmels, entgegenstrahlen. Vielleicht von so hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel herrliche Sterne auf dieser Erde zerstreut sind, wie viele derselben in obskuren Wüsten unbekannt und einsam leuchten, wie schöngekirnt unser deutsches Vaterland, wie glänzend, wie strahlend Frankreich ist, diese Milchstraße großer Menschenherzen!

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erster Größe verloren. Viele Helden aus der Revolutions- und Kaiser-Zeit hat die Cholera hingerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter Martignac der ausgezeichnetste, sind durch andere Krankheiten gestorben. Die Freunde der Wissenschaft betrauereten besonders den Tod Champollions, der so viele ägyptische Könige erfunden hat, und den Tod Cuviers, der so viele andere große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr existiren, und unserer alten Mutter Erde aufs Ungalanteste nachgewiesen hat, daß sie viele tausend Jahre älter ist, als wofür sie sich bisher ausgegeben. „Râh tâhté sanne won!“ (Les têtes s'en vont) quälte Herr Sebastiani, als er den Tod Periers erfuhr, und auch er werde bald sterben, quälte er hinzu.

Der Tod Periers hat hier geringere Sensation erregt, als zu erwarten stand. Nicht einmal auf der Börse. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage, wo Perier gestorben, nach der Place de la bourse zu gehen. Da stand der große Marmortempel, wo Perier wie ein Gott und sein Wort wie ein Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die Säulen, die hundert kolossalen Säulen, die draußen ragen, und sie waren alle unbewegt und kalt, wie die Herzen jener Menschen, für welche Perier so viel gethan hat. O der trübseligen Zwerge! Wie wird wieder ein Riese sich für sie aufopfern, und um ihre Zwerginteressen zu fördern, seine großen Brüder verlassen. Diese Kleinen mögen immerhin spotten über die Riesen, die, arm und angeschlagen, auf den Bergen sitzen, wäh-

rend sie, die Kleinen, begünstigt durch ihre Statur, in die engen Gruben der Berge hineinfriechen, und dort die edlen Metalle hervorhocken, oder den noch kleineren Gnomen, den Metallartis, abgewinnen können. Steigt nur immer hinab in eure Gruben, haltet euch nur fest an der Leiter, und kümmeret euch nicht darum, daß die Sprossen immer schmutziger werden, je tiefer ihr hinabsteigt zu den kostbarsten Stöcken des Reichthums!

Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die Börse betrete, das schöne Marmoraushaus, erbaut im edelsten griechischen Style, und geweiht dem nichtswürdigsten Geschäfte, dem Staatspapierenschacher. Es ist das schönste Gebäude von Paris; Napoleon hat es bauen lassen. In demselben Style und Maassstabe ließ er einen Tempel des Ruhms bauen. Ach, der Tempel des Ruhms ist nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche, und weihten diese der reuigen Magdalene; aber die Börse steht fertig in ihrem vollendetsten Glanze und ihrem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß ihre eblere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer, in schmähtlichster Verhöhnung, der reuigen Magdalene geweiht bleibt. Hier, in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börsenhalle, hier ist es, wo der Staatspapierenschacher, mit all seinen großen Gefallen und Mistöken, wogend und brausend sich bewegt, wie ein Meer des Eigennuzes, wo aus den wüsten Menschenwellen die großen Banquiers gleich Haifische hervorschnappen, wo ein Ungeheuer das andere verschlingt, und wo oben auf der Gallerie, gleich lauernnden Raubvögeln auf einer Meerklippe, sogar speculirende Damen bemerkbar sind. Hier ist es jedoch, wo die Interessen wohnen, die in dieser Zeit über Krieg und Frieden entscheiden.

Daher ist die Börse auch für uns Publizisten so wichtig. Es ist aber nicht leicht, die Natur jener Interessen, nach jedem einwirkenden Ereignisse, genau zu begreifen, und die Folgen danach würdigen zu können. Der Kurs der Staatspapiere und des Diskonto's ist freilich ein politischer Thermometer, aber man würde sich irren, wenn man glaubte, dieser Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menschheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Kurse beweist nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder servilen Partei, sondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pazifikation Europa's, für die Erhaltung des Bestehenden, oder vielmehr für die Sicherung der Verhältnisse, wovon die Auszahlung der Staatsschulzinssn abhängt.

In dieser beschränkten Auffassung, bei allen möglichen Vorkommenheiten, sind die Börsenspekulanten bewunderungswürdig. Ungeört von allen geistigen Aufregungen haben sie ihren Stand allein auf alles Faktische gewendet, und fast mit thierischem Gefühle, wie Wetterfrösche, erkennen sie, ob irgend ein Ereigniß, das scheinbar beruhigend aussieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme

sein wird, oder ob ein großes Mißgeschick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu konsolidiren. Bei dem Falle Warschau's frag man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menschheit dadurch entstehen? sondern: Wird der Sieg des Kantſchu's die Unruhestifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Befragung dieser Frage stieg der Kurs. Erhielte man heute an der Börse plötzlich die telegraphische Nachricht, daß Hr. Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, so würden die französischen Staatspapiere gleich um zehn Procent fallen; denn man könnte fürchten, er werde sich mit Gott zu versöhnen suchen, und dem Ludwig Philipp und dem ganzen Justo-millieu entsagen, und sie sakrifziren, und die schöne Ruhe, deren wir jetzt genießen, aufs Spiel setzen. Weder Sein noch Nichtsein, sondern Ruhe oder Unruhe, ist die große Frage der Börse. Danach richtet sich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit ist das Geld ängstlich, zieht sich in die Kisten der Reichen, wie in eine Festung, zurück, hält sich eingezogen; der Diskonto steigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder sorglos, bietet sich preis, zeigt sich öffentlich, ist sehr herablassend; der Diskonto ist niedrig. So ein alter Louisb'or hat mehr Verstand als ein Mensch, und weiß am besten, ob es Krieg oder Frieden giebt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börse ebenfalls eine Art von politischem Instinkte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefsten Denker nur Krieg erwarteten, blieben sie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frag man einen derselben nach seinen Gründen, so ließ er sich, wie Sir John, keine Gründe abzwängen, sondern behauptete immer: Das ist meine Idee.

In dieser Idee ist die Börse seitdem sehr erstarrt, und nicht einmal der Tod Periers konnte sie auf eine andere Idee bringen. Freilich, sie war längst auf diesen Fall vorbereitet, und zudem bildet man sich ein, sein Friedenssystem überlebe ihn und stehe fest durch den Willen des Königs. Aber diese gänzliche Indifferenz bei der Todesnachricht Periers hat mich widerwärtig berührt. Anstands halber hätte die Börse doch wenigstens durch eine kleine Baissé ihre Betrübnis an den Tag legen müssen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Prozent, nicht einmal ein Achtel Trauerprozent sind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Casimir Periers, des großen Banquierministers!

Bei Periers Begräbnis zeigte sich wie bei seinem Tode die kühlfte Indifferenz. Es war ein Schauspiel wie jedes andere; das Wetter war schön, und Hunderttausende von Menschen waren auf den Beinen, um den Leichenzug zu sehen, der sich lang und gleichgültig, über die Boulevards, nach Pere-La-Chaise dahinzog. Auf vielen Gesichtern ein Lächeln, auf andern die laueste Werkeltagsstimmung, auf den meisten nur Ennui. Unzählig viel Militair, wie es sich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungssystems. Viel Nationalgardien und Gensdarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen,

welche letztere mit Recht trauern konnten, denn sie hatten gute Tage unter Perier, gleichsam eine Sinecure. Das Volk betrachtete Alles mit einer seltsamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeisterung wurde begraben, und Gleichgültigkeit bildete den Leichenzug. Die einzigen wahrhaft Betrübtten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verstorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blassen Gesichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es sind zwei junge Menschen, etwa in den Zwanzigen, unterseht, etwas rüchlich, von einem Aeußern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geist verräth; ich sah sie diesen Winter auf allen Bällen, lustig und frischbäutig. Auf dem Sarge lagen dreifarbigte Fahnen, mit schwarzem Krepp umflort. Die dreifarbigte Fahne hätte just nicht zu trauern brauchen bei Casimir Periers Tod. Wie ein schweigender Vorwurf lag sie trauernd auf seinem Sarg, die Fahne der Freiheit, die durch seine Schuld so viele Beleidigungen erlitten. Wie der Anblick dieser Fahne, so rührte mich auch der Anblick des alten Lafayette bei dem Leichenzuge Periers, des abtrünnigen Mannes, der doch einst so glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

Meine Nachbarn, die dem Zuge zuschauten, sprachen von dem Leichenbegängnisse Benjamin Constant's. Da ich erst ein Jahr in Paris bin, so kenne ich die Betrübniß, die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beschreibung. Ich kann mir jedoch von solchem Volkschmerz eine Vorstellung machen, da ich kurz nachher dem Begräbniß des ehemaligen Bischofs von Blois, des Conventiionnel Grégoire, zugeesehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Kavallerie, keine leeren Trauerwagen voll Hoflakaien, keine Kanonen, keine Gesandten mit bunten Livreen, kein offizieller Pomp. Aber das Volk weinte, Schmerz lag auf den Gesichtern, und obgleich ein starker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoß, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk spannte sich vor den Leichenwagen, und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnass. Grégoire, ein wahrer Priester, stritt sein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menschen jeder Farbe und jedes Bekenntnisses; er warb immer gehaßt und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er starb.

Zwischen zwei bis drei Uhr ging der Leichenzug Periers über die Boulevards; als ich um halb acht von Tisché kam, begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt rasch und heiter; die Trauerflöre waren von der dreifarbigten Fahne abgenommen; diese und die Harnische der Kuirassire glänzten im lustigsten Sonnenschein; die rothen Trompeter, auf weißen Rossen dahintrabend, bliesen lustig die Marseillaise; das Volk, bunt gepuht und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel, der lange umwölkt gewesen, war jetzt so lieblich blau, so sonnen-

dustig; die Bäume glänzten so grünvergnügt; die Cholera und Casimir Perier waren vergessen, und es war Frühling.

Nun ist der Leib begraben, aber das System lebt noch. Oder ist es wirklich wahr, daß jenes System nicht eine Schöpfung Periers ist, sondern des Königs? Einige Philippisten haben diese Meinung zuerst geäußert, damit man der selbstständigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er stehe rathlos an dem Grabe seines Beschüßers; damit man an der Aufrechterhaltung des bisherigen Systems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemächtigen sich jetzt dieser Meinung; es kommt ihnen ganz erwünscht, daß man jenes unpopuläre System früher als den 13. März datirt, und ihm einen allerhöchsten Stifter zuschreibt, dem dadurch die allerhöchste Verantwortlichkeit erwächst. Freunde und Feinde vereinigen sich hier manchmal, um die Wahrheit zu verstümmeln. Entweder schneiden sie ihr die Beine ab, oder ziehen sie so in die Länge, daß sie so dünn wird wie eine Lüge. Der Parteigeist ist ein Prokrustes, der die Wahrheit schlecht bettet. Ich glaube nicht, daß Perier bei dem sogenannten Systeme vom 13. März nur seinen ehrlichen Namen hergeopfert, und daß Ludwig Philipp der eigentliche Vater sei. Er läugnet vielleicht die Vaterschaft bei diesem bedenklichen Kinde, eben so wie jener Bauerbursche, der naïv hinzusetzte: *mais pour dire la vérité, je n'y ai pas nui*. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden mußte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der kranke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eselin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzosen aufs unleidlichste. Man that ihm aber Unrecht; Ludwig Philipp läßt ungern eine Beleidigung hingehen, und möchte sich gerne schlagen, nur nicht mit jedem; z. B. er würde sich nicht gern mit Rußland schlagen aber sehr gern mit den Preußen, mit denen er sich schon bei Valmy geschlagen, und die er daher nicht sehr zu fürchten scheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und dessen bedrohlicher Ritterschamlichkeit die Rede ist. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Sprößling des ältesten Königstammes, der größte Edelmann der Christenheit, pflegt dann jovial bürgerlich zu scherzen, wie es doch betäubend sei, daß die Uffermärk'sche Camarilla so gar vornehm und abelsolz auf ihn, den armen Bürgerkönig, herabsehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daß man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und daß in der That das französische Volk keinen bürgerlicheren Mann zum Könige wählen konnte. Eben so wenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu sein, und, wie man sagt, die Gutzot'sche Erfindung der Quasilegitimität war gar nicht nach seinem Geschmack. Er beneidet Heinrich V. nicht im mindesten ob des Vorzugs der Legitimität, und ist durchaus nicht geneigt, deßhalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm

Geld dafür zu bieten; aber Ludwig Philipp ist nun einmal der Meinung, daß er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf diese Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen, eine Summe, die das Einkommen der Pariser Spielhäuser fast übertrifft, und er möchte solch einträgliches Geschäft als ein Monopol für sich und seine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie, in Berücksichtigung solcher menschlichen Denkweise, seine Usurpation der Präsidentsur im Conseil zu entschuldigen ist. Noch immer hat er sich, der That nach, nicht in die gebührenden Grenzen seiner konstitutionellen Befugniß zurückgezogen, obgleich er, der Form nach, nicht mehr zu präsidiren wagt. Die eigentliche Streitfrage ist noch immer nicht geschlichtet, und wird sich wohl bis zur Bildung eines neuen Ministeriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meisten offenbart, das ist eben, daß nicht das innere Landesbedürfniß, sondern ausländische Ereignisse die Erhaltung, Erneuerung oder Umgestaltung des französischen Ministeriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländischen Interessen zeigte sich betrüblich und offenkundig genug während der letzten Vorfällenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieser letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Ministerkombination in Vorschlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege sogar an Mauguin zu denken. Als man das brittische Staatssteuer in Wellingtons Händen sah, verlor man ganz den Kopf, und man war schon im Begriff, des militairischen Gleichgewichts halber, den Marschall Soult zum ersten Minister zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre alsdann unter das Kommando zweier alten Soldaten gekommen, die, allem selbstständigen Bürgerthume fremd oder gar feindlich, nie etwas andres gelernt haben, als slavisch zu gehorchen oder despotisch zu befehlen. Soult und Wellington sind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daß ersterer in einer edlern Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und eben so sehr nach Ruhm wie nach Gold dürftet. Nichts Geringeres als eine Krone sollte ihm einst als Beute zufallen, und, wie man mir versichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal, unter dem Namen Nikolo I. König der Algarven. Die Laune seines strengen Oberherrn erlaubte ihm nicht, diesen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiß nicht vergessen; er hatte einst mit vollen Ohren den süßen Majestätstitel eingesogen, mit berauschten Augen hat er die Menschen, in unterthänigster Huldigung, vor sich knien sehen, auf seinen gnädigen Händen fühlt er noch die brennenden, portugiesischen Lippen — und ihm sollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Ueber den Andern, über Mylord Wellington, brauche ich wohl nichts zu sagen. Die letzten Be-

gebenheiten haben bewiesen, daß ich in meinen frühern Schriften noch immer zu milde von ihm gesprochen. Man hat, verblendet durch seine täppischen Siege, nie geglaubt, daß er eigentlich einfältig sei; aber auch das haben die jüngsten Ereignisse bewiesen. Er ist dumm wie alle Menschen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, sondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofspoeten und reimende Schmeichler des torieschen Hochmuths! Besinge ihn immerhin, kalebontischer Barbe, bankerottes Gespenst mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Besingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Heldensänger, und zumal besingt seine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen sich in so kläglichem Blöße gezeigt. Fast einstimmig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, sein Schuldbig ausgesprochen über den armen Sünder, der, wie ein gemeiner Dieb, nächlicher Weile und mit Hülfe listiger Hehlerinnen, die Kronjuwelen des souverainen Volks, seine Freiheit und seine Rechte, einstecken wollte. Lest den Morning-Chronicle, die Times, und sogar jene Sprecher, die sonst so gemäßiget sind, und staunt ob der scharfsichtlichen Worte, womit sie den Sieger von Waterloo gestäupt und gebrandmarkt. Sein Name ist ein Schimpf geworden. Durch die feigsten Höslingstänste soll es gelungen sein, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu spielen, die er doch nicht auszuüben wagte. Leigh Hunt vergleicht ihn deshalb mit einem greisen Lüfling, der ein Mädchen verführen wollte, welches, in solcher Bedrängniß eine Freundin um Rath frug und zur Antwort erhielt: laß ihn nur gewähren, und er wird außer der Sünde seines bösen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf sich laden.

Ich habe immer diesen Mann gehaßt, aber ich dachte nie, daß er so verächtlich sei. Ich habe überhaupt von denen, die ich hasste, immer größer gedacht, als sie es verdienten. Und ich gestehe, daß ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großsinnige Aufopferung zutraute, als sie jetzt, wo es Noth that, bewiesen haben. Ja, ich habe mich geirrt in diesem hohen Adel von England, ich glaubte, sie würden, wie stolze Römer, die Aeder, worauf der Feind kampirt, nicht geringeren Preises wie sonst verkaufen; sie würden auf ihren kurulischen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein panischer Schrecken ergriff sie, als sie sahen, daß John Bull etwas ernsthaft sich gebährte, und die Aeder mitsammt den Rotten-boroughs werden jetzt wohlfeiler ausboten, und die Zahl der kurulischen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligst Platz nehmen. Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; sie glauben nicht mehr an sich selbst — ihre Macht ist gebrochen. Freilich, die Whigs sind ebenfalls Aristokraten, Lord Grey ist eben so adelstüchtig wie Lord Wellington; aber es wird der englischen Aristokratie wie der französischen ergehen; der eine Arm schneidet den andern ab.

Es ist unbegreiflich, daß die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, so sehr erschrocken, als dieser gelang, und das Volk sich überall mit lautem Protest dagegen erhob. Dieß war ja vorauszusehen, wenn man den Charakter der Engländer und ihre gesetzlichen Widerstandsmittel in Anschlag brachte. Das Urtheil über die Reformbill stand fest bei Jedem im Volke. Alles Nachdenken darüber war ein Faktum geworden. Ueberhaupt haben die Engländer, wo es Handeln gilt, den Vortheil, daß sie, als freie Menschen immer befugt sich frei auszusprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitschaft haben. Sie urtheilen gleichsam mehr, als sie denken. Wir Deutsche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch ist es nicht immer rathsam, sich auszusprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Mißfallen des Herrn Polizeidirektors, den Andern die Bescheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutsche Denker sind ins Grab gestiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgesprochen zu haben. Die Engländer sind hingegen bestimmt, praktisch, alles Geistige verfestet sich bei ihnen, so daß ihre Gedanken, ihr Leben und sie selbst eine einzige Thatsache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, sie sind „brutal wie eine Thatsache“ und widerstehen materiell. Ein Deutscher mit seinen Gedanken, seinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus sie hervorgegangen, ist gleichsam selbst nur eine Idee, und wenn diese der Regierung mißfällt, so schickt man sie auf die Festung. So saßen sechzig Ideen in Köpenick eingesperrt, und Niemand vermigte sie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor; die Almanachspresen bruchten ihre Kunftnovellen nach wie vor. Zu jener thatsächlichen Widerstandsnatur der Engländer, jenem unbeugsamen Eigensinn bei abgeurtheilten Fragen, kommt noch die gesetzliche Sicherheit, womit sie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu machen, wie weit die englische Opposition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärts schreiten darf. Die Lage von Wilkes begreift man erst, wenn man England selbst gesehen hat. Die Reisenden, die uns die englische Freiheit schildern wollen, geben uns in dieser Absicht eine Aufzählung von Gesetzen. Aber die Gesetze sind nicht die Freiheit selbst, sondern nur die Grenzen derselben. Man hat auf dem Kontinente keinen Begriff davon, wie viel intensive Freiheit zuweilen in jenen Grenzen zusammengebrängt ist, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Grenzwächter. Nur wo sie Schutz geben sollen gegen Willkühr der Gewalthaber sind jene Grenzen fest und wachsam gehütet. Wenn sie überschritten werden von den Gewalthabern, dann steht ganz England auf, wie ein einziger Mann, und die Willkühr wird zurückgetrieben. Ja, diese Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verletzt worden, sondern wo sie nur im geringsten bedroht ist, erheben sie

sich gewaltig, mit Worten und Flinten. Die Franzosen des Julius sind nicht früher aufgestanden, als bis die ersten Keulenschläge der Willkür, die Ordonanzen, ihnen aufs Haupt niederfielen. Die Engländer dieses Maimonds haben nicht den ersten Schlag abgewartet; es war ihnen schon genug, daß dem berühmten Scharfrichter, der schon in andern Ländern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es sind wunderliche Ränge, diese Engländer. Ich kann sie nicht leiden. Sie sind erstens langweilig, und dann sind sie ungesellig, eigensinnig, sie quälen wie die Frösche, sie sind geborne Feinde aller guten Musik, sie gehen in die Kirche mit vergoldeten Gebetbüchern, und sie verachten uns Deutsche, weil wir Sauerkraut essen. Aber als es der englischen Aristokratie gelang, „das deutsche Weib“ (the nasty german frow) durch die Hofbasardschafft in ihr Interesse zu ziehen; als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey versprach, so viel neue Pairs zu ernennen, als zum Durchsetzen der Reformbill nöthig sei, umgestimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens sein Wort brach; als Wellington und seine Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, sondern sehr interessant; sie waren gar nicht mehr ungesellig, sondern sie vereinigten sich hunderttausendweis; sie wurden sehr gemeinnützig; ihre Worte waren gar nicht mehr so quärend, sondern voll des kühnsten Wohllauts; sie sprachen Dinge, die hinreißender klangen als die Melodien von Rossini und Meyerbeer, und sie sprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Priestern der Kirche, sondern sie beriethen sich ganz freigeistig, „ob sie nicht die Bischöfe zum Henker jagen, und König Wilhelm, mitsammt seiner Sauerkrautfräuspschafft, nach Hannover zurückschicken sollten?“

Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichsten über den Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeister des Reichthums von London, der, als eine Ruine des mittelalterlichen Kommunewesens, sich in all seiner Perverritenmafestität und breiten Junftwürde erhalten hat. Ich sah ihn in der Gesellschaft seiner Aldermänner; das sind die gravitätischen Vorstände der Bürgerschaft, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, meistens dicke Krämer, rothe Beefsteakgesichter, lebendige Porterfrüge, aber nüchtern, und sehr reich durch Fleiß und Sparsamkeit, so daß viele darunter, wie man mir versichert, über eine Million Pfund Sterling in der englischen Bank liegen haben. Die englische Bank ist ein großes Gebäude in Thread-needle-Street; und würde in England eine Revolution ausbrechen, so kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könnten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdestoweniger, als König Wilhelm sein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet stand, da hat der Lordmayor von London seine große Perrücke auf-
Seine. VI.

setzt, und mit seinen dicken Albernännern machte er sich auf den Weg, und sie sahen dabei so sichermüthig, so amtsruhig aus, als gingen sie zu einem feierlichen Gastmahl in Guildhall; sie gingen aber nach dem Hause der Gemeinen, und protestirten dort aufs entschlossenste gegen das neue Regiment, und widersagten dem König, im Fall er es nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel setzen, als den Untergang der englischen Freiheit gestatten. Es sind wunderliche Ränze, diese Engländer!

Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im englischen Unterhause sitzen sah, nie vergessen; denn nie hat mir ein Mensch mehr als dieser mißfallen. Er sitzt dort noch immer. Es ist eine untersezte, kammige Figur, mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgesträubten, rüthlichen Haaren bedeckt ist. Das über und über geröthete, breitbächtige Gesicht ist ordinär, regelmäßig unedel; nüchterne, wohlfeile Augen; kargzugemessene Nase; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieser kann keine drei Worte sprechen, ohne daß eine Zahl dazwischentäuft, oder wenigstens von Geld die Rede ist. Es liegt in seinem ganzen Wesen etwas Knidrichtes, Fikziges, Schabiges; kurz, es ist der ächte Sohn Schottlands, Herr Joseph Hume. Man sollte diese Gestalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer stechen. Er gehörte immer zur Opposition; die englischen Minister haben immer besondere Angst vor ihm, wenn Geldsummen besprochen werden. Sogar als Canning Minister wurde, blieb er auf der Oppositionsbank sitzen, und wenn Canning in seinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leisem Tone den neben ihm sitzenden Justiffon "how much?" und wenn dieser ihm die Zahl souffirt hatte, sprach er sie laut aus indem er fast lächelnd Joseph Hume dabei ansah; nie hat mir ein Mensch mehr mißfallen als dieser. Als aber König Wilhelm sein Wort brach, da erhob sich Joseph Hume hoch und heldenmüthig wie ein Gott der Freiheit, und er sprach Worte, die so gewaltig und so erhaben lauteten, wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, „daß man keine Steuern bezahlen solle,“ und das Parlament stimmte ein in den Antrag seines großen Bürgers.

Das war es, das entschied; die gefeßliche Verweigerung der Abgaben schreckte die Feinde der Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem einigen Volke, das Leib und Gut aufs Spiel setzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Soldaten und ihre Guineen. Aber man traute nicht mehr den rothen Knechten, obgleich sie bisher dem Wellington'schen Stocke so prügeltreu gehorcht. Man vertraute nicht mehr der Ergebenheit erkaufter Wortführer; denn selbst Englands Nobility merkt jetzt, „daß nicht Alles in der Welt feil ist, und daß man auch am Ende nicht Geld genug hat, Alles zu bezahlen.“ Die Tories gaben nach. Es war in der That das Freigste, aber auch das

Müßte. Wie kam es aber, daß sie das einfanden? Haben sie etwa unter den Steinen, womit man ihnen die Fenster einwarf, zufällig den Stein der Weisen gefunden?

Neunter Artikel.

Paris, den 16. Junius 1832.

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion (cheap government, cheap religion,) und will nicht mehr alle Früchte seiner Arbeit hergeben, damit die ganze Sippschaft jener Herren, die seine Staatsinteressen verwalten oder ihm die christliche Demuth predigen, im stolhesten Ueberfluß schwelgt. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr so viel Ehrfurcht wie sonst, und auch John Bull hat gemerkt: *la force des grands n'est que dans la tête des petits*. Der Zauber ist gebrochen, seitdem die englische Nobility ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet sie nicht mehr, man sieht ein, sie besteht aus schwachen Menschen wie wir Andern. Als der erste Spanier fiel, und die Mexikaner merkten, daß die weißen Götter, die sie mit Blitz und Donner bewaffnet sahen, ebenfalls sterblich seien: wäre diesen der Kampf schier schlecht bekommen, hätten die Feuergewehre nicht den Ausschlag gegeben. Unsere Feinde aber haben nicht diesen Vortheil; Barthold Schwarz hat das Pulver für uns alle erfunden. Vergebens scherzt die Clerisei: gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist. Unsere Antwort ist: während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäsar immer viel zu viel gegeben; was übrig geblieben, das ist jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Gesetze erhoben ist, sind die Aristokraten plötzlich so großmüthig geworden, daß sie behaupten: nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahlt, sondern jeder Engländer, sogar der ärmste, habe das Recht, bei der Wahl eines Parlamentsdeputirten seine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von dem niedrigsten Bettler- und Lumpengesindel, als von jenem wohlhabenden Mittelstand, der nicht so leicht zu bestechen ist, und der für sie auch keine so tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Repterer ist jenen Hochgeborenen wenigstens wahlverwandt; sie haben beide, der Adel und der Pöbel, den größten Abscheu vor gewerblustiger Thätigkeit; sie streben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums, oder nach Geschenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienererei; Schuldenmachen ist durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; sie haben eine gleiche Unverschämtheit, wenn sie hungrig sind, und sie stimmen ganz überein in ihrem Hass gegen den wohlhabenden Mittel-

stand. Die Fabel erzählt: die obersten Sprossen einer Leiter sprachen einst hochmüthig zu den untersten: glaubt nicht, daß Ihr uns gleich seid, Ihr steht unten im Nothe, während wir oben frei emporragen, die Hierarchie der Sprossen ist von der Natur eingeführt, sie ist von der Zeit geheiligt, sie ist legitim; ein Philosoph aber, welcher vorüberging und diese hochadelige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geschieht dieses im Leben, und dann zeigt sich, daß die hohen und die niedrigsten Sprossen der gesellschaftlichen Leiter in derselben Lage eine gleiche Gesinnung beurfunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Misere geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Gesinnung; während das korsikanische Lumpengesindel, das ihren Platz in Frankreich einnahm, sich so frech, so hochnasig, so hoffärtig spreizte, als wären sie die älteste Noblesse.

Wie sehr den Freunden der Freiheit jenes Bündniß der Noblesse und des Pöbels gefährlich ist, zeigt sich am widerwärtigsten auf der pyrenäischen Halbinsel. Hier, wie auch in einigen Provinzen von Westfrankreich und Süddeutschland, segnet die katholische Priesterschaft diese heilige Allianz. Auch die Priester der protestantischen Kirche sind überall bemüht, das schöne Verhältniß zwischen dem Volk und den Machthabern (d. h. zwischen dem Pöbel und der Aristokratie) zu befördern, damit die Gottlosen (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn sie urtheilen sehr richtig: wer sich frevelhaft seiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adeligen Geburt läugnet, der zweifelt am Ende auch an den heiligsten Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbsünde, an den Satan, an die Erlösung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tische des Herrn, und giebt dann auch den Dienern des Herrn keine Abendmahlstrinkgelber oder sonstige Gebühr, wovon ihre Subsistenz und also das Heil der Welt abhängt. Die Aristokraten aber haben ihrerseits eingesehen, daß das Christenthum eine sehr nützliche Religion ist, daß derjenige, der an die Erbsünde glaubt, auch die Erbprivilegien nicht läugnen wird, daß die Hölle eine sehr gute Anstalt ist, die Menschen in Furcht zu halten, und daß jemand, der seinen Gott frucht, sehr viel vertragen kann. Diese vornehmen Leute waren freilich einst selbst sehr gottlos und haben durch die Auflösung der Sitten den Umsturz des alten Regimes befördert. Aber sie haben sich gebessert, und wenigstens sehen sie ein, daß man dem Volke ein gutes Beispiel geben muß. Nachdem die alte Orgie ein so schlechtes Ende genommen und auf den süßesten Sündenrausch die bitterste Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre schlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauscht, und sie sind sehr devot geworden, und keusch und sie wollen dem Volke ein gutes Beispiel geben. Auch die edlen Damen haben sich, mit verwischter Röthe auf den Wangen, von dem Boden der Sünde wieder erhoben, und bringen ihre zerzausten Frisuren und ihre zerknitterten

Köde wieder in Ordnung, und predigen Tugend und Anständigkeit und Christenthum, und wollen dem Volk ein gutes Beispiel geben.

(Ich habe hier einige Stücke ausscheiden müssen, die allzu sehr jenem Roborantismus huldigten, der, in dieser Zeit der Reaktion, nicht mehr rühmlich und passend ist. Ich gebe dafür eine nachträglich geschriebene Note, die ich dem Schlusse dieses Artikels anfüge.)

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helben, die sie gekämpft, ich verehere diese eben so hoch, wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Jullustagen den Robespierre und den Sankt Justum und den großen Berg bewundert — aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente solcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können, alle Tage guillotiniert zu werden, und niemand hat es aushalten können, und die französische Republik konnte nur siegen und siegend verbluten. Es ist keine Inkonssequenz, daß ich diese Republik enthusiastisch liebe, ohne im Geringsten die Wiedereinführung dieser Regierungsform in Frankreich und noch weniger eine deutsche Uebersetzung derselben zu wünschen. Ja, man könnte sogar, ohne inkonsequent zu sein, zu gleicher Zeit wünschen, daß in Frankreich die Republik wieder eingeführt und daß in Deutschland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wenn die Sicherung der Siege, die für das demokratische Prinzip erworben worden, mehr als alle andere Interessen am Herzen liegt, dürfte leicht in solchen Fall gerathen.

Hier berühre ich die große Streitfrage, worüber jetzt in Frankreich so blutig und bitter gestritten wird, und ich muß die Gründe anführen, weshalb so viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen, und warum andere den Umsturz derselben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippisten, sagen: Frankreich, welches nur monarchisch regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetsten König; er sei ein sicherer Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er selber in seinen Gesinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich ist; er könne nicht, wie die vorige Dynastie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da sein Vater und er selber daran Theil genommen; er könne das Volk nicht an die vorige Dynastie verrathen, da er sie, als Verwandter, inniger als Andere hassen muß; er könne mit den übrigen Fürsten in Frieden bleiben, da diese seiner hohen Geburt halber, ihm seine Illegitimität zu Gute halten, statt daß sie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein bloßer Notürrier auf den französischen Thron gesetzt oder gar die Republik proklamirt worden wäre; und doch sei der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs. Dagegen behaupten die Republikaner: das stille Glück des Friedens sei gewiß ein schönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieser Gesinnung hätten ihre Väter die Bastille gestürmt und Ludwig Capet das Haupt abge-

schlagen, und mit der ganzen Aristokratie Europa's Krieg geführt; diesen Krieg sei noch nicht zu Ende, es sei nur Waffenstillstand, die europäische Aristokratie hege noch immer den tiefsten Groll gegen Frankreich, es sei eine Blutsfeindschaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber sei ein König, die Erhaltung seiner Krone sei ihm die Hauptsache, er verständige und verschwägere sich mit Königen, und hin und her gezerrt durch allerlei Hausverhältnisse und zur leidigsten Halbheit verdammt, sei er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligsten Interessen, die einst nur die Republik am kräftigsten vertreten konnte, und derenthalber die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit sei.

Wer in Frankreich keine theueren Güter besitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene Kampfluftigen empfinden, die dem Siege des demokratischen Prinzips das stille Glück des Lebens aufopfern, Gut und Blut in die Schanze schlagen, und so lange fechten wollen, bis die Aristokratie in ganz Europa vernichtet ist. Da zu Europa auch Deutschland gehört, so hegen viele Deutsche jene Sympathie für die französischen Republikaner; aber, wie man oft zu weit geht, so gestaltet sie sich bei manchen zu einer Vorliebe für die republikanische Form selbst, und da sehen wir eine Erscheinung, die kaum begreifbar, nämlich deutsche Republikaner. Daß Polen und Italiener, die, eben so wie die deutschen Freiheitsfreunde, von den französischen Republikanern mehr Heil erwarten als von dem Justemilieu, und sie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikanische Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd ist, eine Vorliebe empfinden, das ist sehr natürlich. Aber deutsche Republikaner! man traut seinen Ohren kaum und seinen Augen, und doch sehen wir deren hier und in Deutschland.

Noch immer, wenn ich meine deutschen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und sage zu mir selber: träumst du etwa? Lese ich gar die deutsche Tribüne und ähnliche Blätter, so frage ich mich: wer ist denn der große Dichter, der dies alles erfindet? Existirt der Doktor Wirth mit seinem blanken Ehrenschild? Oder ist er nur ein Phantasiegebilde von Lief oder Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daß die Poesie sich nicht so hoch versteigt, daß unsere großen Poeten dennoch keine so bedeutende Charaktere darstellen können, und daß der Doktor Wirth wirklich lebt und lebt, ein zwar irrender aber tapferer Ritter der Freiheit, wie Deutschland deren wenige gesehen, seit den Tagen Ulrichs von Hutten.

Ist es wirklich wahr, daß das stille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte das vor dem Julius 1830 denken können! Goethe mit seinem Cyapopeya, die Pietisten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Mystiker mit ihrem Magnetismus, hatten Deutschland völlig eingeschlüpfert, und weit und breit, regungslos, lag alles und schlief. Aber nur die

Selber waren schlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein sonderbares Bewußtsein. Der Schreiber dieser Blätter wandelte damals als junger Mensch durch die deutschen Lande und betrachtete die schlafenden Menschen; ich sah den Schmerz auf ihren Gesichtern, ich studirte ihre Physiognomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz und sie sangen an nachtwandlerhaft im Schlafe zu sprechen, seltsam abgebrochene Reden, ihre geheimsten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks, ihre goldenen Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und tief eingehüllt in Schlafrocken von Hermelin, saßen auf rothen Polsterstühlen, und schliefen ebenfalls, und schnarchten sogar. Wie ich so dahin wanderte, mit Ränzel und Stod, sprach ich oder sang ich laut vor mich hin, was ich den schlafenden Menschen auf den Gesichtern erspäht oder aus den feufzenden Herzen erlauscht hatte; — es war sehr still um mich her, und ich hörte nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem, geweckt von den Kanonen der großen Woche, ist Deutschland erwacht, und jeder, der bisher geschwiegen, will das Versäumte schnell wieder einholen, und das ist ein rethseliger Lärm, und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfwolken broht ein schreckliches Gewitter. Das ist wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen stehen die Wortführer; die Einen blasen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und sie meinen, sie hätten diesen Sturm erregt und je mehr sie blasen desto wüthender heule die Windsbraut; die Andern sind ängstlich, sie hören die Staatsschiffe krachen, sie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da sie aus ihren Schulbüchern wissen, daß man mit Del das Meer besänftigen könne, so gießen sie ihre Studierlämpchen in die empörte Menschenfluth, oder prosaisch zu sprechen, sie schreiben ein versöhnendes Broschürchen, und wundern sich, wenn das Mittel nicht hilft und seufzen: oleam perdidit!

Es ist leicht voranzusehen, daß die Idee einer Republik, wie sie jetzt viele deutsche Geister erfaßt, keineswegs eine vorübergehende Grille ist. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeifer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse, und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen, und man wird sie festsetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel nisten sie in den Wipfeln deutscher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang sieht man und hört man nichts von ihnen, bis sie eines schönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorschein kommen, großgewachsen, gleich dem Adler des obersten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was ist denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, sie sind ewig; nur die Könige sind sterblich.

Ich glaube nicht sobald an eine deutsche Revolution, und noch viel weniger an eine deutsche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin über-

zeugt, wenn wir längst ruhig in unseren Gräbern vermodert sind, kämpft man in Deutschland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik ist eine Idee, und noch nie haben die Deutschen eine Idee aufgegeben, ohne sie bis in allen ihren Konsequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutschen, die wir in unserer Kunstzeit die kleinste ästhetische Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichst ausgetritten, wir sollten jetzt, wo unsere politische Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert lassen?

Zu solcher Polemik haben uns die Franzosen noch ganz besondere Waffen geliefert; denn wir haben beide, Franzosen und Deutsche, in der jüngsten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutsche Philosophie und Poesie angenommen, wir dagegen die politischen Erfahrungen und den praktischen Sinn der Franzosen; beide Völker gleichen jenen homerischen Helden, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüstungen wechseln als Zeichen der Freundschaft. Daher überhaupt diese große Veränderung, die jetzt mit den deutschen Schriftstellern vorgeht. In früheren Zeiten waren sie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, sie kümmerten sich wenig um das Volk, für dieses schrieb keiner von beiden, und in dem philosophischen poetischen Deutschland blieb das Volk von der plumpestn Denkweise befangen, und wenn es etwa einmal mit seinem Dürst nachherzte, so war nur die Rede von rohen Thatsächlichkeiten, materiellen Nothen, Steuerlast, Mauth, Wirthschaften, Thorsperrn u. s. w.; — während im praktischen Frankreich das Volk, welches von den Schriftstellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideelle Interessen, um philosophische Grundsätze, stritt. Im Freiheitskriege (*lucus a non lucendo*) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kroninteressen auf das Volk zu wirken, und dieses zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joseph Görres, sang die Lieder von C. M. Arndt, schmückte sich mit dem Laube seiner vaterländischen Eichen, bewaffnete sich, stellte sich begehrt in Reih und Glied, ließ sich „Sie“ tituliren, landstürmte und focht und besiegte den Napoleon; — denn gegen die Dummheit kämpfen die Götter selbst vergebens. Jetzt wollen die deutschen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber diese hat unterdessen immer im dunklen Loch angekettet gelegen und ist sehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen, und hat nichts neues gelernt, und bestit noch immer in der alten Weise; das Volk hingegen hat unterdessen ganz andere Lüne gehört, hohe, herrliche Lüne von bürgerlicher Gleichheit, von Menschenrechten, unveräußerlichen Menschenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, schaut es hinab auf die bekannten Klaffen, die mittelalterlichen Riden, die getreuen Pudel, und die frommen Möpse von 1814.

Nun freilich die Lüne von 1832 möchte ich nicht sammt und sonders vertreten. Ich habe mich schon oben geäußert in Betreff der befreundlichsten dieser

Töne, nämlich über unsere deutschen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umstand gezeigt, woraus ihre ganze Erscheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinungen bekämpfen; das ist nicht meines Amtes, und dafür haben ja die Regierungen ihre besonderen Leute, die sie dafür besonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung auszusprechen: der Hauptirrtum der deutschen Republikaner entsteht dadurch, daß sie den Unterschied beider Länder nicht genau in Anschlag bringen, wenn sie auch für Deutschland jene republikanische Regierungsart wünschen, die vielleicht für Frankreich ganz passend sein möchte. Nicht wegen seiner geographischen Lage und des bewaffneten Einspruchs der Nachbarfürsten, kann Deutschland keine Republik werden, wie jüngst der Großherzog von Baden behauptet hat. Vielmehr sind es eben jene geographischen Verhältnisse, die den deutschen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländische Gefahr betrifft, so wäre das vereinigte Deutschland die furchtbarste Macht der Welt, und ein Volk, welches sich unter servilsten Verhältnissen immer so vortrefflich schlug, würde, wenn es erst aus lauter Republikanern bestünde, sehr leicht die angebrohten Baschkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutschland kann keine Republik sein, weil es seinem Wesen nach royalistisch ist. Frankreich ist, im Gegentheil, seinem Wesen nach republikanisch. Ich sage hiermit nicht, daß die Franzosen mehr republikanische Tugenden hätten als wir; nein, diese sind auch bei den Franzosen nicht im Ueberflusß vorhanden. Ich spreche nur von dem Wesen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus sich nicht blos von einander unterscheiden, sondern sich auch als grundverschiedene Erscheinungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volkes besteht, dem Wesen nach, darin: daß es Autoritäten achtet, daß es an die Personen glaubt, die jene Autoritäten repräsentiren, daß es in dieser Zuversicht auch der Person selbst anhängt. Der Republikanismus eines Volkes besteht, dem Wesen nach, darin: daß der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Gesetze hochachtet, daß er von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Mißtrauen beobachtet, sie kontrolirt, daß er also nie den Personen anhängt, und diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervorragen, desto eifriger mit Widerspruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten sucht.

Der Ostracismus war in dieser Hinsicht die republikanische Einrichtung, und jener Atheser, welcher für die Verbannung des Aristides stimmte, „weil man ihn immer den Gerechten nenne,“ war der ächteste Republikaner. Er wollte nicht, daß die Tugend durch eine Person repräsentirt werde, daß die Person am Ende mehr gelte als die Gesetze, er fürchtete die Autorität eines Namens; — dieser Mann war der größte Bürger von Athen, und daß die Geschichte

seinen eigenen Namen verschweigt, charakterisirt ihn am besten. Ja, selbstem ich die französischen Republikaner, sowohl in Schriften als im Leben studiere, erkenne ich überall, als charakteristische Zeichen, jenes Mißtrauen gegen die Person, jenen Haß gegen die Autorität eines Namens. Es ist nicht Kleinliche Gleichheitsucht, weshalb jene Menschen die großen Namen hassen, nein, sie fürchten, daß die Träger solcher Namen ihn gegen die Freiheit missbrauchen möchten, oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden der Freiheit missbrauchen lassen. Deshalb wurden in der Revolutionszeit so viele große populaire Freiheits-Männer hingerichtet, eben weil man, in gefährlichen Zuständen, einen schädlichen Einfluß ihrer Autorität befürchtete. Deshalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikanische Lehre: daß man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müsse, denn diese übt, im entscheidenden Augenblick, den schädlichsten Einfluß, wie man es zuletzt beim Lafayette gesehen, dem man „die beste Republik“ verdanke.

Vielleicht habe ich hier beiläufig die Ursache angedeutet, weshalb jetzt so wenig große Reputationen in Frankreich hervorrangen; sie sind zum größten Theil schon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchsten Personen bis zu den allerniedrigsten giebt es hier keine Autoritäten mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander, Chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vibouque, von Gaspar Debureau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters, bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbischof von Paris, von Monsieur Staub, maitre tailleur, bis zu De-la-Martine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Rod, von Cherubini bis Bissi, von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi—keiner, von welchem Gewerbe er auch sei, hat hier ein unbestrittenes Ansehen. Aber nicht bloß der Glaube an Personen ist hier vernichtet, sondern auch der Glaube an alles was existirt. Ja, in den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel selbst setzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daß man sich die Mühe gäbe, ihn zu läugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen, „die Mehrheit der Franzosen“ will von diesem Leichnam nichts mehr wissen und hält das Schnupftuch vor der Nase, wenn vom Catholicismus die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrlich, wenn ich dieses Volk betrachte, wie es zuweilen hervorstürmt, und auf dem Tische, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerschlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brod und neue Spiele verlangt, und seine Lust daran hat, aus den eigenen Herzwunden das frische Lebensblut sprudeln zu sehen: dann will es mich bedünken, dieses Volk glaube nicht einmal an den Tod.

Bei solchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfnissen der Eitelkeit, eine größere Gewalt aber treibt sie wider ihren Willen zur Republik. Diese Menschen, deren Bedürfnissen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchische Regierungsform entspricht, sind dennoch, durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens mit den Bedingungen des Royalismus, zur Republik verdammt. Die Deutschen aber sind noch nicht in diesem Falle, der Glaube an Autoritäten ist noch nicht bei ihnen erloschen, und nichts Wesentliches drängt sie zur republikanischen Regierungsform. Sie sind dem Royalismus nicht entwachsen, die Ehrfurcht vor den Fürsten ist bei ihnen nicht gewaltsam gestört, sie haben nicht das Unglück eines 21. Januars erlebt, sie glauben noch an Personen, sie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die halleische Literaturzeitung, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament. Armer Wirth! du hast die Rechnung ohne die Gäste gemacht!

Der Schriftsteller, welcher eine soziale Revolution bewirken will, darf immerhin seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausseilen; der Tribun hingegen, welcher eine politische Revolution beabsichtigt, darf sich nicht allzuweit von den Massen entfernen. Ueberhaupt, in der Politik, wie im Leben, muß man nur das Erreichbare wünschen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzosen sprach, so hatte ich, wie schon erwähnt, mehr die unwillkürliche Richtung als den ausgesprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig, für den Augenblick, der ausgesprochene Wille des Volks den Republikanern günstig ist, hat sich den 5. und 6. Junius kund gegeben. Ich habe über diese denkwürdigen Tage schon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als daß ich mich einer ausführlichen Besprechung derselben nicht überheben dürfte. Auch sind die Akten darüber noch nicht geschlossen, und vielleicht geben uns die kriegsgerichtlichen Verhöre mehr Aufschluß über jene Tage als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man nicht die eigentlichen Anfänge des Strelces, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippisten sind dabei interessiert, die Sache als eine lang vorbereitete Verschwörung darzustellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entschuldigen sie die jesigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinnen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsthat. Die Opposition hingegen behauptet, daß bei jenem Aufbruch nicht die mindeste Vorbereitung statt gefunden, daß die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering gewesen. Dieses scheint die Wahrheit zu sein. Jedenfalls ist es jedoch für die Opposition ein großes Mißgeschick, daß während sie in Corpore versammelt war und gleichsam in Reih und Glied stand, jener mißlungene Revolutionsversuch statt gefunden. Hat aber die Opposition hierdurch an Ansehen verloren, so hat die Regierung dessen noch

mehr eingeblüßt durch die unbefonnene Erklärung des Etat-de-Siège. Es ist, als habe sie zeigen wollen, daß sie, wenn es darauf ankomme, sich noch grandioser zu blamiren wisse, als die Opposition. Ich glaube wirklich, daß die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereigniß zu betrachten sind, das nicht besonders vorbereitet war. Jener Lamarquesche Leichenzug sollte nur eine große Heerschau der Opposition sein. Aber die Versammlung so vieler streitbarer und freitsüchtiger Menschen gerieth plötzlich in unwiderstehlichen Enthusiasmus, der heilige Geist kam über sie zur un rechten Zeit, sie singen an zur un rechten Zeit zu weissagen, und der Anblick der rothen Fahne soll, wie ein Zauber, die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine mythische Bewandniß mit dieser rothen schwarz umfranzten Fahne, worauf die schwarzen Worte "la liberté ou la mort!" geschrieben standen, und die, wie ein Banner der Todesweihe, über alle Köpfe am Pont-d'Austerlitz, hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnißvollen Fahnen-träger selbst gesehen haben, behaupten: es sei ein langer, magerer Mensch gewesen, mit einem langen Leichengesichte, starren Augen, geschlossenem Munde, über welchem ein schwarzer alspanischer Schnurrbart mit seinen Spitzen an jeder Seite weit hervorstach, eine unheimliche Figur, die auf einem großen schwarzen Klepper gespenstisch unbeweglich saß, während rings umher der Kampf am leidenschaftlichsten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff Lafayette's, die mit dieser Fahne in Verbindung stehen, wird jetzt von dessen Freunden aufs ängstlichste widersprochen. Er soll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze bekränzt haben. Der arme General sitzt zu Hause und weint über den schmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meisten Volksaufständen seit Beginn der Revolution eine Rolle gespielt — immer sonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung und in der guten Absicht, durch seine persönliche Gegenwart das Volk vor allzugroßen Excessen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeister, der seinem Zögling in die Frauenhäuser folgte, damit er sich dort nicht betrinke, und mit ihm ins Weinhaus ging, damit er wenigstens dort nicht spiele, und ihn sogar in die Spielhäuser begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewahre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell, dann hat der Alte selber secundirt.

Wenn man auch voraussetzen konnte, daß bei dem Lamarqueschen Begräbniß, wo ein Heer von Unzufriedenen sich versammelte, einige Unruhen statt finden würden, so glaubte doch niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Insurrektion. Es war vielleicht der Gedanke, daß man jetzt so hübsch beisammen sei, was einige Republikaner veranlaßte, eine Insurrektion zu improvisiren. Der Augenblick war keineswegs ungünstig gewählt, eine allgemeine Begeisterung hervorzubringen und selbst die Zagenden zu entflammen.

Es war ein Augenblick, der wenigstens das Gemüth gewaltsam aufregte und die gewöhnliche Werteltagsstimmung und alle kleinen Besorgnisse und Bedenklichkeiten daraus verschenkte. Schon auf den ruhigen Zuschauer mußte dieser Leichenzug einen großen Eindruck machen, sowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttausend betrug, als auch durch den dunkelmüthigen Geist, der sich in ihren Mienen und Gebärden aussprach. Erhebend und doch zugleich beängstigend wirkte besonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der *Amis du Peuple*, und so vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit furchtbarem Jubel die Luft erfüllend, gleich Bachanten der Freiheit, vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die sie als ihre Lyrsen schlangen, grüne Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie tranken von Thatenlust, Hals und Wangen rothflammend — ach! auf manchem dieser Gesichter bemerkte ich auch den melancholischen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Selben sehr leicht gewissagt werden kann. Wer diese Jünglinge sah in ihrem übermüthigen Freiheitsrausch, der fühlte wohl, daß viele derselben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbedeuthniß, daß der Siegeswagen, dem jene bacchantische Jugend nachjubelte, keinen lebenden, sondern einen todtten Triumphtor trug.

Unglückseliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenseier gekostet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die sich niedermezelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfspiel zu erhöhen. Es war die blühend begeisterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligsten Gefühle, für den großmüthigsten Traum ihrer Seele. Es war das beste Blut Frankreichs, welches in der Rue-Saint-Martin geflossen, und ich glaube nicht, daß man bei den Thermopylen tapferer gekocht, als am Eingange der Gäßchen Saint Mery und Aubry-des-Bouchers, wo sich endlich eine Hand voll von einigen Sechzig Republikanern gegen 60,000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und sie zweimal zurückschlügen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche sich auf Waffenthaten so gut verstehen wie wir etwa auf christliche Dogmatik, Vermittlung der Extreme, oder Kunstleistungen einer Mimik, behaupten, daß der Kampf auf der Rue-Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geschichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die wenigen, die am Leben blieben, baten keineswegs um Schonung. Dieses bestätigen alle meine Nachforschungen, die ich, wie mein Amt es erheischt, gewissenhaft angestellt. Sie wurden größtentheils mit den Bayonetten erschossen von den Nationalgardisten. Einige Republikaner traten, als aller Widerstand vergebens war, mit entblößter Brust ihren Feinden entgegen und ließen sich erschießen. Als das Eckhaus der Rue-Saint-Mery eingenommen wurde, stieg ein Schüler der Etoile seine VI.

d'Alfort mit der Fahne aufs Dach, rief sein *Vive la République*, und stürzte nieder von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, dessen erste Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, brangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben sich selber umgebracht und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir diese Geschichte erzählt, und ich mußte mich dort an die Bildsäule des heiligen Sebastian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzusinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeschichten, worüber ich als Knabe schon so viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtniß, fürnehmlich aber dacht' ich an Kleomenes, König von Sparta, und seine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Alexandrien rannten, und das Volk zur Erköpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgesinnten Herzen fanden, und um den Tyrannenknechten zu entgehen, sich selber tödteten; der schöne Anteos war der letzte, noch einmal beugte er sich über den todtten Kleomenes, den geliebten Freund, und küßte die geliebten Lippen, und stürzte sich dann in sein Schwert.

Ueber die Zahl derer, die auf der Rue-Saint-Martin gekämpft, ist noch nichts Bestimmtes ermittelt. Ich glaube, daß anfangs gegen zweihundert Republikaner dort versammelt gewesen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf sechszig zusammengeschmolzen waren. Kein einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpen des Republikanismus gekannt hätte. Es ist das wieder ein Zeichen, daß, wenn jetzt nicht viele Heldennamen in Frankreich besonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld ist. Ueberhaupt scheint die Weltperiode vorbei zu sein, wo die Thaten der Einzelnen hervorrangen; die Völker, die Partheien, die Massen selber sind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterscheidet sich von der antiken dadurch, daß jetzt die Ehre agiren und die eigentlichen Hauptrollen spielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früherhin die handelnden Personen waren, jetzt zu mäßigen Repräsentanten des Partheiwillens und der Volksthat herabsinken, und zur schwachen Betrachtung hingestellt sind, als Thronrebnen, als Gastmahlpräsidenten, Landtagsabgeordnete, Minister, Tribune u. s. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Opposition mit ihren *comptes rendus*, mit ihren Deputationen, die Herren Dillon-Barrot, Cassin und Arago, wie passiv und geringfölig erscheinen diese abgebrochnen renommirten Leute, diese scheinbaren Notabilitäten, wenn man sie mit den Helden der Rue-Saint-Martin vergleicht, deren Namen niemand kennt, die gleichsam anonym gestorben sind.

Der bescheldene Ton dieser großen Unbekannten vermag nicht blos uns eine wehmüthige Nöhrung einzusüßen, sondern er ermunthigt auch unsere Seele,

als Zeugniß, daß viele tausend Menschen, die wir gar nicht kennen, bereit stehen für die heilige Sache der Menschheit ihr Leben zu opfern. Die Despoten aber müssen von heimlichem Grauen erfaßt werden, bei dem Gedanken, daß sie eine solche, unbekannte Schaar von Todesflüchtigen immer umringt gleich den verumminten Dienern einer heiligen Behme. Mit Recht fürchten sie Frankreich, die rothe Erde der Freiheit!

Es ist ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, daß die Helden der Rue-Saint-Martin zu den unteren Volksklassen gehöre, oder gar zum Pöbel, wie man sich ausdrückt; nein, es waren meistens Studenten, schöne Jünglinge, von der Ecole-d'Alfort, Künstler, Journalisten, überhaupt Strebende, darunter auch einige Duvriers, die unter der groben Jacke sehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloster Saint-Nery scheinen nur junge Menschen gesammelt zu haben; an andern Orten kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen sehen, befanden sich auch Greise, und besonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der, nebst einigen Schülern der Ecole-Polytechnique nach der Congrégation gebracht wurde. Letztere gingen gebeugten Hauptes, düster und wüß, das Gemüth zerrissen, wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und altfränkisch, aber sorgfältig angezogen, mit abgeschabtem strohgelbem Frack, und dito Weste und Hose, zugeschnitten nach der neuesten Mode von 1793, mit einem großen dreieckigen Hut aus dem alten gepuderten Köpfchen, und das Gesicht so sorglos, so vernügt fast, als ginge zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regenschirm, den sie ihm nachzubringen schien, und in jeder Falte ihres Gesichtes eine Todesangst, wie man sie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unserer Lieben soll vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen 24 Stunden erschossen werden. Ich kann das Gesicht jenes alten Mannes gar nicht vergessen. Auf der Morgue sah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war, und, wie ein neben mir stehender Nationalgarde mir versichert, ebenfalls als Republikaner sehr kompromittirt sei. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere ist nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausstellt, und wo man also die Angehörigen; die man vermißt, aufzusuchen pflegt.

An oben erwähntem Tage, den 8. Juni, begaben sich so viele Menschen nach der Morgue, daß man dort Queue machen mußte, wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich mußte dort fast eine Stunde lang warten bis ich Einlaß fand, und hatte Zeit genug, jenes trübsinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht was es bedeutet, daß eine gelbe Polzscheibe mit blauem Mittelgrund, wie eine große brasilianische Kokarde, vor dem Eingang

hängt. Die Hausnummer ist 21, vingt-un. Drinnen war es melancholisch anzusehen, wie ängstlich einige Menschen die ausgestreckten Todten betrachteten, immer fürchtend, denjenigen zu finden, den sie suchten. Es gab dort zwei entsetzliche Erkennungsscenen. Ein kleiner Junge erblickte seinen todtten Bruder, und blieb schweigend, wie angewurzelt stehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todtten Geliebten und fiel schreiend in Ohnmacht. Da ich sie kannte hatte ich das traurige Geschäft, die Trostlose nach Hause zu führen. Sie gehörte zu einem Puzlaben in meiner Nachbarschaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche sämmtlich Republikanerinnen sind. Ihre Liebhaber sind lauter junge Republikaner. Ich bin in diesem Hause immer der einzige Royalist.

Zwischennote zum neunten Artikel.

(Geschrieben den 1. Oktober 1832.)

Die im vorstehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog sich zunächst auf den deutschen Adel. Je mehr ich aber die neuesten Tageserscheinungen überdenke, desto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muß mich nächstens zu einer gründlichen Besprechung desselben entschließen. Wahrscheinlich, es geschieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngsten Zeit bewiesen zu haben, daß meine Befehdung nur die Prinzipien und nicht leiblich unmittelbar die Person der Gegner betrifft. Die Enragés des Tages haben mich deshalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenossen der Aristokraten verschrien, und wenn die Insurrektion vom 5. Junius nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugebachet. Ich verzeigte ihnen gern diese Narrheit, und nur in meinem Tagesbericht vom 7. Junius ist mir ein Wort darüber entschlüpft. — Der Parteigeist ist ein eben so blindes wie rasendes Thier.

Es ist aber mit dem deutschen Adel eine sehr schlimme Sache. Alle Constitutionen, selbst die besten, können uns nichts helfen, so lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerstört ist. Die armen Fürsten sind selbst in der größten Noth, ihr schönster Wille ist fruchtlos, sie müssen ihren heiligsten Eiden zuwider handeln, sie sind gezwungen der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: sie können den beschworenen Constitutionen nicht treu bleiben, so lange sie nicht von jenen älteren Constitutionen befreit sind, die ihnen der Adel, als er seine waffenherrliche Unabhängigkeit erblühte, durch die seidenen Künste der Courtisanerie abzugewinnen wußte; Constitutionen, die als ungeschriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet sind als

die gedrucktesten Pöschpapierversfassungen; Constitutionen, deren Coder jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die besondere Obhut jeder alten Postlage gestellt ist; Constitutionen, wovon auch der absoluteste König nicht das geringste Titelchen zu verlegen wagt — ich spreche von der Etiquette.

Durch die Etiquette liegen die Fürsten ganz in der Gewalt des Adels, sie sind unfrei, sie sind unzurechnungsfähig, und die Treulosigkeit, die einige derselben bei den letzten Ordnonnangen des Bundestags beurkundet, ist, wenn man sie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, sondern ihren Verhältnissen beizumessen. Keine Constitution sichert die Rechte des Volks; so lange die Fürsten gefangen liegen in den Etiquetten des Adels, der, sobald die Casteninteressen ins Spiel kommen, alle Privatfeindschaften bei Seite setzt und als Corps verbündet ist. Was vermag der Einzelne, der Fürst, gegen jenes Corps, das in Intriguen gelübt ist, das alle fürstlichen Schwächen kennt, das unter seinen Mitgliebern auch die nächsten Verwandten des Fürsten zählt, das ausschließlich um dessen Person sein darf, dergestalt, daß der Fürst seine Edelleute, selbst wenn er sie haßt, durchaus nicht von sich weisen kann, daß er ihren holden Anblick ertragen muß, daß er sich von ihnen ankleiden, die Hände waschen und ledern lassen muß, daß er mit ihnen essen, trinken und sprechen muß — denn sie sind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Postchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden sich empören und dem armen Fürsten sein eigenes Haus verleiden, wenn er nach seines Herzens Gefühlen handelte und nicht nach den Vorschriften der Etiquette. So geschah es, daß König Wilhelm von England, ein waderer, guter Fürst, durch die Ränke seiner noblen Umgebung, aufs kläglichste gezwungen ward, sein Wort zu brechen und seinen ehrlichen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens seines Volkes auf immer verlustig zu werden. So geschah es, daß einer der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Bayern, der noch vor drei Jahren der Sache des Volkes so eifrig zugethan war, und allen Unterjochungsversuchen seiner Noblesse so fest widerstand, und ihre frondirende Insolenz und Verläumdungen so heldenmüthig ertrug: daß dieser jetzt, müd und entkräftet, in ihre verrätherischen Arme sinkt und sich selber untreu wird! Armes Herz, das einst so ruhmstüchtig und stolz war, wie sehr muß dein Muth gebrochen sein, daß du, um von einigen stürzigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede inkommodirt zu werden, deine eigne unabhängige Oberherrschaft aufgabest, und selbst ein unterthäniger Vasall wurdest, Vasall deiner natürlichen Feinde, Vasall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geschriebene Constitutionen können uns nichts helfen, so lange wir das Adelsium nicht von Grund aus vernichten. Es ist nicht damit abgethan, daß man durch diskutirte, votirte und sanktionirte und pro-

mulgierte Geseze die Privilegien des Adels annullirt; dieses ist an mehreren Orten geschehen, und dennoch herrschen dort noch immer die Adelsinteressen. Wir müssen die herkömmlichen Mißbräuche im fürstlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgesinde eine neue Gesindeordnung einführen, die Etiquetten zerbrechen, und um selbst frei zu werden, mit der Fürstenbefreiung, mit der Emanzipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müssen verschluckt werden von dem Quell der Macht. Wenn Ihr dieses gethan habt, seid wachsam, damit sie nicht nächtlicherweile wieder herankriechen und den Quell vergiften. Einst gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müssen wir sie auch selbst erziehen, und nicht mehr jenen hochgeborenen Prinzenhofmeistern überlassen, die sie zu den Zwecken ihrer Caste erziehen und an Leib und Seele verstümmeln. Nichts ist den Völkern gefährlicher, als jene frühe Umsjunkung der Kronprinzen. Der beste Bürger werde Prinzenzieher, durch die Wahl des Volks, und wer verrufenen Leumunds ist, oder nur im geringsten bescholten, werde gesellschaftlich entfernt von der Person des jungen Fürsten. Drängt er sich dennoch hinzu, mit seiner unerschämten Zubringlichkeit, die dem Adel in solchen Fällen eigen ist, so werde er gestäubt, auf dem Marktplatz, nach den schönsten Rhythmen, und mit rothem Eisen werde ihm das Metrum aufs Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe sich an die Person des jungen Fürsten gedrängt, um für geistreich und wichtig gehalten zu werden, und wenn er einen biden Bauch hat wie Sir John, so setze man ihn bloß ins Zuchthaus; aber wo die Weiber sitzen.

Indessen, es gibt auch weiße Raben.

Ich werde, wie ich schon in der Vorrede zu Rathbors's Briefen an den Grafen Molke angedeutet, diesen Gegenstand ausführlicher besprechen; eine Statistik des diplomatischen Corps, dem die Interessen der Völker anvertraut sind, wird dabei am interessantesten sein. Es werden Tabellen beigefügt werden, Verzeichnisse der verschiedenen Tugenden desselben, in den verschiedenen Hauptstädten. Man wird z. B. daraus ersehen, wie in einer der letztern, immer der dritte Mann unter der edlen Genossenschaft entweder ein Spieler ist, oder ein heimathloser Lohndiener, oder ein Eskrol, oder der Ruffiano seiner eigenen Gattin, oder der Gemahl seines Vorges, oder ein Altermelkspon, oder sonst ein adeliger Langenichts. Ich habe Behufs dieser Statistik ein sehr gründliches Quellenstudium getrieben, und zwar an Tischen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Salonen der schönsten Göttinnen des Tanzes und des Gesanges, in den Tempeln der Gourmandise und der Galanterie, kurz in den vornehmsten Häusern Europas.

Ich muß in Betreff des Grafen Molke hier nachträglich erwähnen, daß derselbe Zuß vorigen Jahres hier in Paris war, und mich in einen Federkrieg

über den Adel verwickeln wollte, um dem Publikum zu zeigen, daß ich seine Prinzipien mißverstanden, oder willkürlich entstellt hätte. Es schien mir aber gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise, ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen mußte. Ich habe diese Besorgnisse dem Grafen mitgeteilt, und er war verständig genug, nichts gegen mich zu schreiben. Da ich ihn zuerst angegriffen, hätte ich seine Antwort nicht ignoriren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müssen. Wegen jener Einsicht verdient der Graf das beste Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um so bereitwilliger, da ich in ihm persönlich einen geistreichen und, was noch mehr sagen will, einen wohlbedenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte in der Vorrede zu den Rahl-dorffschen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Abtliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich seine Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, worin er, wie bei vielen anderen Fragen, den liberalsten Grundsätzen huldigt.

Es ist eine sonderbare Sache mit diesen Abtligen! Die Besten unter ihnen können sich von ihren Geburtsinteressen nicht losagen. Sie können in den meisten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Notär-riers, sie können vielleicht mehr als diese die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit sind sie sehr unempfänglich. Im Grunde ist kein Mensch ganz liberal, nur die Menschheit ist es ganz, da der Eine das Stüd Liberalismus besitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute sich also in ihrer Gesamtheit aufs Beste ergänzen. Der Graf Moltke ist gewiß der festesten Meinung, daß der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches ist, und er stimmt gewiß für dessen Abschaffung. Myn Heer van der Rull hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohm-chen zu Rotterdam kennen gelernt, ist durchaus überzeugt: der Sklavenhandel sei etwas ganz Natürliches und Anständiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, sei etwas Ungerechtes und Widerfönniges, welches jeder honeste Staat ganz abschaffen müsse.

Daß ich im Julius 1831 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Fieberkrieg führen wollte, wird jeder vernünftig fühlende Mensch zu würdigen wissen, wenn er die Natur der Bedrohungen erwägt, die damals in Deutschland laut geworden.

Die Leidenschaften tobten wilder als je, und es galt damals dem Jakobinismus eben so kühn die Stirne zu bieten wie einst dem Absolutismus. Unbeweglich in meinen Grundsätzen, haben selbst die Ränke des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier, zu Paris, in den dunkeln Strudel hineinzurissen, wo deutscher Unverstand mit französischem Leichtfinn rivalisirte. Ich habe keinen Theil genommen an der hiesigen deutschen Association, außer daß ich ihr bei einer Kollekte für die Unterstützung der freien Presse, einige Franken zollte;

lange vor den Juniustagen habe ich den Vorstehern jener Association aufs bestimmteste notificirt, daß ich nicht mit derselben in weiterer Verbindung stehe. Ich kann daher nur mittheilend die Achsel zucken, wenn ich höre, daß die jesuitisch aristokratische Partei in Deutschland sich zu jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Enragés des Tages darzustellen, um mir bei deren Excessen eine kompromittirende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit, und ich hatte meine große Noth mit meinen besten Freunden, und ich war sehr besorgt für meine schlimmsten Feinde. Ja, Ihr theuern Feinde, Ihr wißt nicht wie viel Angst ich um Euch ausgestanden habe. Es war schon die Rede davon, alle verrätherische Junker, verläumberische Pfaffen und sonstige Schurken in Deutschland aufzuknüpfen. Wie durfte ich das leiden! Galt es nur, Euch ein bißchen zu züchtigen, Euch auf dem Schloßplatz zu Berlin oder auf dem Schranckenmarkt zu München, in einem gelinden Verömaße, mit Ruten zu streichen, oder Euch die tricolore Kolarbe auf die Lonsur zu nageln, oder sonst ein Späßchen mit Euch zu treiben, das hätte ich schon hingehen lassen. Aber daß man Euch geradezu umbringen wollte, das litt ich nicht. Euer Lob wäre ja für mich der größte Verlust gewesen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müssen, vielleicht unter honesten Leuten, welches einem Schriftsteller in den Augen des Publikums sehr schädlich ist. Nichts ist und erspriesslicher, als wenn wir lauter schlechte Kerle zu Feinden haben. Der HER hat mich unübersehbar reichlich mit dieser Sorte gesegnet und ich bin froh, daß sie jetzt in Sicherheit sind. Ja, laßt uns ein Te Metternich laudamus singen, Ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehent zu werden, und ich hätte Euch dann auf immer verloren! Jetzt ist wieder alles still, alles wird beigelegt, oder festgesetzt, die Bundesakte wird losgelassen und die Patrioten werden eingesperrt und wir sehen einer langen, süßen, sicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungestört des alten schönen Verhältnisses erfreuen: ich geißle Euch wieder nach wie vor, und Ihr verläumbet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, Euch noch so ungehenkt zu sehen! Euer Leben ist mir theurer, als jemals. Ich kann mich bei Eurem Anblick einer gewissen Nührung nicht erwehren. Ich bitte Euch, schont Eure Gesundheit; verschluckt nicht Euer eigenes Gift, lügt und verläumbet lieber wo möglich noch mehr als Ihr zu thun pflegt, das erleichtert das fromme Herz; geht nicht so geblückt und gekrümmt, das schadet der Brust; geht mal ins Theater, wenn eine Raupach'sche Tragödie gegeben wird, das heitert auf; versucht eine Abwechslung in Euren Privatvergnügungen, besucht auch einmal ein schönes Mädchen; hütet Euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr klettert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, an einem frühen Morgen hängt Ihr an einem kurzen Strick.

Tagesberichte.

Vorbemerkung.

Ueber die mißlungene Insurrektion vom 5. und 6. Junius, über diese so bedeutende und folgereiche Erscheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, sintemalen beide Partheien gleich interessirt waren, die bekannten Thatsachen zu entstellen und die unbekannten zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geschrieben Angesichts der Begebenheiten, im Geräusch des Partheikampfs und zwar immer kurz vor Abgang der Post, so schleunig als möglich, damit die Correspondenten des siegenden Juste-milieu nicht den Vorsprung gewöhnen — diese flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, in so weit sie auf die Insurrektion vom 5. Junius Bezug haben. Der Geschichtschreiber mag sie vielleicht einst um so gewissenhafter benutzen können, da er wenigstens sicher ist, daß sie nicht nach späteren Interessen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppositionen, wie man sie in diesen Blättern findet, keines besondern Widerrufs bedarf, so kann ich doch nicht umhin, eine einzige derselben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich seitdem öffentlich erklärt, daß er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unser alter General hat sich, wie ich erst später erfahren, an jenem Tage ganz seiner würdig gezeigt. Eine leichtbegreifliche Diskretion erlaubt mir nicht, in diesem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umstände zu berichten, die selbst den eingeseiftesten Jakobiner mit Ehrfurcht und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen mußten.

Man wird in diesen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widersprechenden Äußerungen begegnen, aber sie betreffen nie die Dinge, sondern immer die Personen. Ueber erstere muß unser Urtheil feststehen, über letztere darf es täglich wechseln. So habe ich über das schlechte System, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe steckt, immer dieselbe Meinung ausgesprochen, aber über seine Person urtheilte ich nicht immer in derselben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn gestimmt, weil ich ihn für einen Aristokraten hielt; später, als ich mich von seiner ächten Bürgerlichkeit überzeugte, sprach ich schon

von ihm viel besser; als er uns durch den Eiat-de-Siedge erschreckte, ward ich wieder sehr aufgebracht gegen ihn; dies legte sich wieder nach den ersten Tagen, als wir sahen, daß der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angst jenen Mißgriff begangen; aber seitdem haben mir die Carlisten, durch ihre Schmähungen, eine wahre Vorliebe für die Person dieses Königs eingeflößt und ich könnte diese noch in meinem Herzen steigern, wenn ich ihn mit — — — — — vergleichen wollte.

Beilage zum sechsten Artikel.

„Siehe zu, die Grundsuppe des Büchers, der Dieberei und der Räuberei sind unsere Großen und Herren, nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, alles muß ihr sein. (Jes. V.) Darüber lassen sie denn Gottes Geboth ausgehen unter die Armen und sprechen: Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen; es dienet aber ihnen nicht. So sie nun alle Menschen verursachen, den armen Adermann, Handwerker, und alles was da lebet, schinden und schaben, (Mich. III.) so er sich dann vergreift an dem Allerheiligsten, so muß er henken. Da sagt dann der Doktor Lügner Amen. Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Ursach des Aufruhrs wollen sie nicht wegstun, wie kann es in der Länge gut werden. So ich das sage werde ich aufrührisch sein, wohl hin.“

So sprach vor 300 Jahren Thomas Münzer, einer der heldenmüthigsten und unglücklichsten Söhne des deutschen Vaterlandes, ein Prediger des Evangeliums, das, nach seiner Meinung nicht blos die Seligkeit im Himmel verhiess, sondern auch die Gleichheit und Brüderschaft der Menschen auf Erden befehle. Der Doktor Martinus Luther war anderer Meinung, und verdamnte solche aufrührerische Lehren, wodurch sein eigenes Werk, die Losreißung von Rom und die Begründung des neuen Bekenntnisses gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Weltklugheit, denn aus bösem Eifer, schrieb er das unrühmliche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Piestien und servile Duckmäuser haben in jüngster Zeit dieses Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerseits um den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine lutherische Lehre den Absolutismus unterstüze, anderer Seits um durch Luthers Autorität den Freiheitsenthiasmus in Deutschland niederzubrücken. Aber ein heiligeres Zeugniß, das aus dem Evangelium hervorblutet, widerspricht der knechtischen Ausdeutung

und vernichtet die irrige Autorität; Christus, der für die Gleichheit und Brüderschaft der Menschen gestorben ist, hat sein Wort nicht als Werkzeug des Absolutismus offenbart, und Luther hatte Unrecht und Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet zu Nüßhausen. Seine Gefährten hatten ebenfalls Recht, und sie wurden theils mit dem Schwerte hingerichtet, theils mit dem Stricke gehängt, je nachdem sie adeliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Markgraf Casimir von Anspach hat, noch außer solchen Hinrichtungen, auch fünf und achtzig Bauern die Augen ausstechen lassen, die nachher im Lande herumtrotteten und ebenfalls Recht hatten. Wie es in Oberösterreich und Schwaben den armen Bauern erging, wie überhaupt in Deutschland viele hunderttausend Bauern, die nichts als Menschenrechte und christliche Milde verlangten, abgeschlachtet und gewürgt wurden von ihren geistlichen und weltlichen Herren, ist männiglich bekant. Aber auch letztere hatten Recht, denn sie waren noch in der Fülle ihrer Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre an sich selber, durch die Autoritäten eines Luthers und anderer Geistlichen, die es mit den Weltlichen hielten, und durch ungeitige Controverse über zweideutige Bibelstellen, und weil sie manchmal Psalmen sangen statt zu sechten.

Im Jahr der Gnade 1789 begann in Frankreich derselbe Kampf um Gleichheit und Brüderschaft, aus denselben Gründen, gegen dieselben Gewaltthaber, nur daß diese durch die Zeit ihre Kraft verloren und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, sondern aus der Philosophie seine Rechtsansprüche geschöpft hatte. Die feudalistischen und hierarchischen Institutionen, die Carl der Große in seinem großen Reiche begründet und die sich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, diese hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geschlagen, Jahrhunderte lang kräftig geblüht, und, wie alles in der Welt, endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, vertrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geistlichkeit, welcher erstere sich ihnen gleich dünkte und welche letztere mehr als sie selbst das Volk beherrschte: hatten allmählig die Selbstständigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewußt, und unter Ludwig XIV. war dieses stolze Werk vollendet. Statt eines kriegerischen Feudaladels, der die Könige einst beherrschte und schützte: kroch jetzt um die Stufen des Thrones, ein schwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl seiner Ahnen, nicht seiner Burgen und Mannen, Bedeutung verlieh; statt starrer, ultramontanischer Priester, die mit Beicht und Bann die Könige schreckten, aber auch das Volk im Zaume hielten: gab es jetzt eine gallikanische, so zu sagen mediatisirte Kirche, deren Aemter man im Oeuf de boeuf von Versailles, oder im Boudoir der Maitressen erschlich, und deren Oberhäupter zu denselben Abtügen gehörten, die als Hofdomestiken paradirten, so daß Abt- und Bischofskostüm, Pallium und Mitra, als eine andre Art von Hoflivree betrachtet werden konnte; — und

ohngeachtet dieser Amtwandlung, behielt der Adel die Vorrechte, die er einst über das Volk ausgeübt; ja sein Hochmuth gegen legeres stieg, je mehr er gegen seinen königlichen Herrn in Demuth versank; er usurpirte, nach wie vor, alle Genüsse, drückte und beleidigte, nach wie vor; und dasselbe that jene Geistlichkeit, die ihre Macht über die Geister längst verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, ihre Privilegien der Geistesunterdrückung und der kirchlichen Lücken noch bewahrt hatte. Was einst, im Bauernkrieg, die Lehrer des Evangeliums versucht, das thaten die Philosophen jetzt in Frankreich, und mit besserem Erfolg; sie demonstirten dem Volke die Usurpationen des Adels und der Kirche; sie zeigten ihm, daß beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf, und als am 14. Junius 1789 das Wetter sehr günstig war, begann das Volk das Werk seiner Befreiung, und wer am 14. Junius 1790 den Platz besuchte, wo die alte, bumpy, mirrißch unangenehme Bastille gestanden hatte, fand dort, statt dieser, ein lustig-lustiges Gebäude, mit der lachenden Aufschrift: *ici on danse*.

Seit siebenzehn Jahren sind die Schriftsteller in Europa unablässig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten sie den Ausbruch der französischen Revolution ganz besonders verursacht. Die selbigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, sie suchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht, und gebetheten sich dabei so servil unschuldig, daß man sie nicht mehr für Schlangen ansah, sondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu gestehen, daß eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meisten befördert und deren Charakter bestimmt haben. Ich rühme sie deshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine schnelle Crisis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödtlich werden konnte, durch seine Kunst gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der hinsiehende Zustand Frankreichs, noch unerquicklich länger gedauert; und die Revolution, die doch am Ende ausbrechen mußte, hätte sich minder edel gestaltet; sie wäre gemein und grausam geworden, statt daß sie jetzt nur tragisch und blutig ward; ja, was noch schlimmer ist, sie wäre vielleicht ins Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nothen einen idealen Ausbruch gewonnen hätten; — wie es leider nicht der Fall ist in jenen Ländern, wo nicht die Schriftsteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menschenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorsperre zu bezahlen, oder um eine fürstliche Maitresse los zu werden u. s. w. Voltaire und Rousseau sind zwei Schriftsteller, die mehr als alle andre der Revolution vorgearbeitet, die späteren Bahnen derselben bestimmt haben, und noch jetzt das französische Volk geistig leiten und beherrschen. Sogar die Freundschaft dieser beiden Schriftsteller hat wunderbar nachgewirkt;

vielleicht war der Partekampf unter den Revolutionsmännern selbst, bis auf diese Stunde, nur eine Fortsetzung eben dieser Feindschaft.

(Vergl. die Note a. am Schluß.)

Dem Voltaire geschieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er sei nicht so begeistert gewesen wie Rousseau; er war nur etwas klüger und gewandter. Die Unbeholfenheit flüchtet sich immer in den Stoizismus und großt lakonisch beim Anblick fremder Geschmeibigkeit. Alfieri macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philosoph gegen die Großen geschrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der düstere Piemonteser bemerkte nicht, daß Voltaire, indem er dienstbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freisprechen, er und die meisten französischen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Abels, und leckten die goldenen Sporen, und lächelten, wenn sie sich daran die Zunge zerrissen, und ließen sich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, so thut das ihnen eben so weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haß der französischen Gelehrten gegen die Großen muß um so entsetzlicher gewesen sein, da sie, außer den gelegentlichen Fußtritten, auch viele wirkliche Wohlthaten von ihnen genossen hatten. Garat erzählt von Champfort, daß er tausend Thaler, die Ersparnisse eines ganzen arbeitsamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als, im Anfang der Revolution, zu einem revolutionairen Zwecke Geld gesammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegirt worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wissenschaft, haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten jene, die Gelehrten, daß an dessen Stelle das Regime der geistigen Capacitäten beginne, so glaubten diese, die Industriellen, daß ihnen, dem faktisch mächtigsten und kräftigsten Theil des Volks, auch gesetzlich die Auerkenntniß ihrer hohen Bedeutung, und also gewiß jede bürgerliche Gleichstellung und Mitwirkung bei den Staatsgeschäften, gebühre. Und in der That, da die bisherigen Institutionen auf dem alten Kriegswesen und dem Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in sich trugen: so mußte die Gesellschaft auf die beiden neuen Gewalten basirt werden, worin eben die meiste Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wissenschaft und die Industrie. Die Geistlichkeit, die geistig zurückgeblieben war seit Erfindung der Buchdruckerei, und der Adel, der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einsehen müssen: daß die Macht, die sie seit einem Jahrtausend ausgeübt,

ihren stolzen, aber schwachen Händen entschwinde und in die verachteten, aber starken Hände der Gelehrten und Gewerbfleißigen übergehe; sie hätten einsehen müssen, daß sie die verlorene Nacht nur in Gemeinschaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbfleißigen wiedergewinnen könnten; — sie hatten aber nicht diese Einsicht, sie wehrten sich thöricht gegen das Unvermeidliche, ein schmerzlicher, widersinniger Kampf begann, die schleichende, windige Lüge und der morsche, franke Stolz fochten gegen die eiserne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil und Wahrheit, gegen Leben und Begeisterung, und wir stehen jetzt noch auf der Wahlstätte.

Da war ein trübseliger Minister, respektabler Banquier, guter Hausvater, guter Christ, guter Rechner, der Pantalon der Revolution, der glaubte steif und fest, das Defizit des Bübjets sei der eigentliche Grund des Uebels und des Streites; und er rechnete Tag und Nacht, um das Defizit zu heben, und vor lauter Zahlen sah er weder die Menschen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in seiner Dummheit einen sehr guten Einfall, nämlich die Zusammenberufung der Notabeln. Ich sage einen sehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Defizit hätte Frankreich sich noch länger im Zustande des mißbehaglichsten Siechthums hingeschleppt; jenes Defizit war in der That nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zusammenberufung der Notabeln beschleunigte die Crisis und also auch die künftige Genesung; und wenn einst die Büste Neders im Pantheon der Freiheit aufgestellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotischem Eichenlaub, aufs Haupt setzen. Wahrlich, ist es thöricht, wenn man nur die Personen sieht in den Dingen, so ist es noch thörichter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen sieht. Es giebt aber Klein-geister, die aufs pffiffigste beide Irrthümer zu verschmelzen suchen, die sogar in den Personen die Zahlen suchen, womit sie uns die Dinge erklären wollen. Sie sind nicht damit zufrieden, den Julius Cäsar für die Ursache des Untergangs römischer Freiheit zu halten, sondern sie behaupten: der geniale Julius sei so verschuldet gewesen, daß er, um nicht selber eingestekt zu werden, genöthigt war, die ganze Welt mitfammit seinen Gläubigern einzustrecken. Wenn ich nicht irre, so dient eine Stelle Plutarchs, wo dieser von Cäsars Schulden spricht, zur Basis einer solchen Argumentation. Bourienne, der kleine schmuckelnde Bourienne, der bestechliche Croupier beim Glückspiel des Kaiserreichs, die armselige arme Seele, hat irgendwo in seinen Memoiren angebeutet, daß es wohl Geldverlegenheit gewesen sein mag, was den Napoleon Bonaparte, im Anfange seiner Laufbahn, zu großen Unternehmungen angetrieben habe. In dieser Weise sind manche Tiefdenker nicht damit zufrieden, den Grafen Mirabeau für die Ursache des Untergangs der französischen Monarchie zu halten, sondern sie behaupten sogar, jener sei so sehr durch Geldnoth

und Schulden bebrängt gewesen, daß er sich nur durch den Umsturz des Vorhandenen habe helfen können. Ich will solche Absurdität nicht weiter besprechen; doch mußte ich sie erwähnen, weil sie eben in der letzten Zeit sich am blühendsten entfalten konnte, Mirabeau betrachtet man nämlich jetzt als den eigentlichen Repräsentanten jener ersten Phase der Revolution, die mit der Nationalversammlung beginnt und schließt. Er ist als solcher ein Volksheld geworden, man bespricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man sieht ihn dargestellt auf allen französischen Theatern, in allen seinen Gestalten: arm und reich; liebend und hassend; lachend und knirschend; ein sorglos verschuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte und der Lapabel war, seinen letzten Hirschen und letzten Louisb'or im Faro zu verspielen; ein Simson, der die Staatssäulen niederreißt, um im stürzenden Gebäude seine mahnenden Philister zu verschütten; ein Herkules, der am Scheidewege sich mit beiden Damen verständigt und in den Armen des Lasters sich von den Anstrengungen der Tugend zu erholen weiß; „ein von Genie und Häßlichkeit strahlender Ariel-Kaliban,“ den die Prosa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Prosa der Vernunft berauscht hatte; ein verkürter, anbetungswürdiger Wüßling der Freiheit; ein Zwitterwesen, das nur Jüles Janin schildern konnte.

Eben durch die moralischen Widersprüche seines Charakters und Lebens ist Mirabeau der eigentliche Repräsentant seiner Zeit, die ebenfalls so liederlich und erhaben, so verschuldet und reich war, die ebenfalls im Kerker sitzend die schlüpfrigsten Romane, aber auch die edelsten Befreiungsbücher geschrieben, und die nachher obgleich belastet mit der alten Puderperücke und mit einem Stück von der alten, infamen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat, und dem erblassenden Ceremonienmeister der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: *allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bayonnettes.* Mit diesen Worten beginnt die französische Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt, sie auszusprechen, die Zunge des Notüriers und Vilains war noch gebunden von dem stummen Zauber des alten Gehorsams, und eben nur im Adel, in jener überfressen Rasse, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erstes Organ.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß man mir jüngst versichert, jene weltberühmten Worte Mirabeaus gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der neben ihm sitzend, sie ihm soufflirt habe. Ich glaube nicht, daß diese Sage ganz grundlos erfunden sei, sie widerspricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeaus, der die Ideen seiner Freunde eben so gern wie ihr Geld borgte, und der deswegen in vielen Memoiren, namentlich in den Brissotischen und in

den jüngst erschienenen Memoiren von Dümont, entseßlich verschrien wird. Manche seiner Zeitgenossen haben deßhalb an der Größe seines Rebnertalentes gezweifelt und ihm nur wirksame Saillies, Theatercoups der Tribune zugestanden. Es ist jetzt schwer, ihn in dieser Hinsicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugniß der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber seiner Rede mehr in seiner persönlichen Erscheinung als in seinen Worten. Besonders wenn er leise sprach, ward man durchschauert von dem wunderbaren Laut seiner Stimme; man hörte die Schlangen zischen, die heimlich unter den oratorischen Blumen krochen. Kam er in Leidenschaft, war er unwiderstehlich. Von Frau von Staël erzählt man, daß sie auf der Gallerie der Nationalversammlung saß, als Mirabeau die Tribune bestieg, um gegen Reder zu sprechen. Es versteht sich, daß eine Tochter wie sie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber diese feindlichen Gefühle schwanden, je länger sie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter seiner Rede mit schrecklichster Herrlichkeit aufstieg, als die vergifteten Blitze aus seinen Augen schossen, als die weltzerschmetternden Donner aus seiner Seele hervorrollten — da lag Frau von Staël weit hinausgelehnt über der Ballustrade der Gallerie und applaudirte wie toll.

Aber bedeutsamer noch als das Rebnertalent des Mannes, war das was er sagte. Dieses können wir jetzt am unpartheißigsten beurtheilen, und da sehen wir, daß Mirabeau seine Zeit am tiefsten begriffen hat, daß er nicht sowohl niederzureißen als auch aufzubauen wußte, und daß er letzteres besser verstand als die großen Meister, die sich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeaus finden wir die Hauptideen einer konstitutionellen Monarchie, wie sie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriß, obgleich nur flüchtig und mit blassen Linien entworfen; und wahrlich, allen weisen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieser Linien, dieser Staatsstützlinien, die das größte politische Genie unserer Zeit, mit prophetischer Einsicht und mathematischer Sicherheit, vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeaus Schriften in dieser Hinsicht, auch für Deutschland, ganz besonders zu explottiren suchte. Seine revolutionären, negierenden Gedanken haben leichtes Verständniß und schnelle Wirkung gefunden. Seine eben so gewaltigen positiven, konstituierenden Gedanken sind weniger verstanden und wirksam geworden.

Am wenigsten verstand man Mirabeaus Vorliebe für das Königthum. Was er diesem an absoluter Gewalt abgewinnen wollte, das gedachte er ihm durch konstitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte, die königliche Macht noch zu vermehren und zu verstärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände, die ihn, durch Hofintriguen und Reichthum, faktisch beherrschten, gewaltfam riß, und vielmehr in die Arme des dritten Standes

hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes konstitutionellen Königthums, das, nach meinem Bedünken der Wunsch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratisch formulirt, auch von der Gegenwart, von uns in Deutschland, verlangt wird.

Dieser konstitutionelle Royalismus war es, was dem Leumund des Grafen am meisten geschadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, sahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie schmähten ihn alsdann um die Wette mit den Aristokraten, die ihn haßten, eben weil sie ihn begriffen, weil sie wußten, daß Mirabeau, durch die Vernichtung der Privilegienwirthschaft, das Königthum auf ihre Kosten retten und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Misere der Privilegirten antwortete, so mußte ihm auch die Rohheit der meisten Demagogen fatal sein, um so mehr, da sie, in jener wahnwitzig debordirenden Weise, die wir wohl kennen, schon die Republik predigten. Es ist interessant, in den damaligen Blättern zu sehen, zu welchen sonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchische Tendenz des großen Tribuns unwirksam zu machen. So z. B. als Mirabeau sich einmal ganz bestimmt royalistisch ausgesprochen hatte, wußten sich diese Leute nicht anders zu helfen, als indem sie ausspengten: da Mirabeau seine Reden öfters nicht selbst mache, sei es ihm passiert, daß er die Rede, die er von einem Freunde erhalten, vorher zu lesen vergessen, und erst auf der Tribune bemerkt habe, daß dieser ihm perſiderweise eine ganz royalistische Rede untergeschoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen, darüber wird noch immer gestritten. Die Einen sagen, er starb zu früh; die Anderen sagen, er starb eben zur rechten Zeit. Er starb nicht an Gift; denn die Aristokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volksmänner vergiften nicht; der Gifibecher gehört zu der alten Tragödie der Paläste. Mirabeau starb, weil er zwei Länzerinnen, Mesdemoiselles Helisberg und Colomb, und eine Stunde vorher eine Trüffelpastete gegessen hatte. — — —

M e r k e.

Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Convents war nichts anders als der geheime Groll des rousseauischen Rigorismus gegen die voltairische Legereis. Die ächten Montagnards hegten ganz die Dent- und Gefühlsweise Rousseaus, und als sie die Dantonisten und Hebertisten zu gleicher Zeit guillotinirten, geschah es nicht sowohl, weil jene zu sehr den erschlaffenden Moberantismus predigten und diese hingegen im zügellosesten Senculotismus ausarte-

ten; wie mir jüngst ein alter Bergmann sagte: *parcequ'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu.* Beim Umstürzen des Alten waren die Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas Neues gebaut werden sollte, als das Positivste zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der rousseauisch ernste Schwärmer St. Just haßte alsdann den heiteren, geistreichen Fanfaron Desmoulin. Der sittenreine, unbestechliche Robespierre haßte den sinnlichen, geldbesessenen Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Incarnation Rousseaus; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unsterblichkeit, er haßte die voltaire'schen Religionspötereien, die unwürdigen Possen eines Gobel's, die Orgien der Atheisten, und das laze Treiben der *Esprits*, und er haßte vielleicht jeden, der witzig war und gern lachte.

Am 19. Thermidor siegte die kurz vorher unterdrückte voltaire'sche Parthei; unter dem Direktorium übte sie ihre Reaktionen gegen den Berg; späterhin, während dem Helbenpiel der Kaiserzeit und während der frommen christlichen Comödie der Restauration konnte sie nur in untergeordneten Rollen sich geltend machen; aber wir sahen sie doch, bis auf diese Stunde, mehr oder minder thätig, am Staatseruber stehen, und zwar repräsentirt von dem ehemaligen Bischof von Autun, Charles Maurice Talleyrand. Rousseaus Parthei, unterdrückt seit jenem unglückseligen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geistig und leiblich gesund, in den Faubourgs St. Antoine und St. Marceau, sie lebt in der Gestalt eines Garnier Pagès, eines Cavaignac, und so vieler andern edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzengen auftraten, für das Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Parthei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde.

Paris, den 5. Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque, un convoi d'opposition, wie die Philippisten sagen, ist eben von der Mabelaine nach dem Bastillenplaz gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuschauer als bei Casimir Periers Begräbniß. Das Volk zog selbst den Leichenwagen. Besonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Farben aus Schwarz, Karmosinroth und Gold bestanden. Um ein Uhr fiel ein starker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotzdem blieb eine unabsehbare Volksmenge auf den Boulevards, die Meisten baarhaupt. Als der Zug bis gegen das Variétés-Theater gelangt war, und eben die Kolonne der Amis du peuple vorüberzog, und mehrere derselben *vive la République* riefen, fiel es

einem Polizeisergeanten ein zu interveniren; aber man stürzte über ihn her, zerbrach seinen Degen, und ein gräßlicher Tumult entstand; er ist nur mit Noth gerettet worden. Der Anblick einer solchen Stürm, die einige hunderttausend Menschen in Bewegung gesetzt, war jedoch merkwürdig und bedenklich genug.

Paris, den 6. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem gestrigen Briefe erwähnt habe, daß auf den Abend eine Emeute angesagt war. Als Lamarque's Leichenzug über die Boulevards kam und der Auftritt beim Theater des Variétés statt fand, konnte man schon Schlimmes ahnen. Auf wessen Seite die Schuld, daß die Leidenschaft so fürchterlich ausbrach, ist schwer zu ermitteln. Die widersprechendsten Gerüchte herrschen noch immer über den Anfang der Feindseligkeiten, über die Ereignisse dieser Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebniß, welches mir von mehreren Seiten und aufs glaubwürdigste bestätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, dessen Anwesenheit bei dem Leichenzug überall Enthusiasmus erregt hatte, auf dem Plage, bei dem Pont d'Austerlitz, wo die Tobtenfeier statt fand, seine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone aufs Haupt. Zu gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne, welche schon vorher viel Aufmerksamkeit erregt, eine rothe phrygische Mütze gesteckt, und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob sich auf den Schultern der Nebestehenden, schwenkte seinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: vive la liberté, nach anderer Aussage vive la République. Lafayette soll alsbann seinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze gesetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, sie hätten es mit eigenen Augen gesehen. Es ist möglich, daß er durch Zwang oder Ueberraschung diese symbolische Handlung gethan; es ist aber auch möglich, daß eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daß man es in dem großen Menschengebränge bemerken konnte. Nach dieser Manifestation, sagen Einige, wollte man die befränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Municipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerstand leisteten, habe der Kampf begonnen. So viel ist gewiß, als Lafayette, ermüdet von dem vierstündigen Wege, sich in einen Fiaker setzte, hat das Volk die Pferde desselben ausgespannt und seinen alten treuesten Freund, mit eigenen Händen, unter ungeheurem Beifallruf, über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde gerissen und liefen damit, wie Wilde, neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht schien, durch das ungefüge Menschengebränge umgestürzt zu werden. Es sollen zwei Schüsse den Wagen getroffen haben; ich kann jedoch über diesen sonderbaren Umstand nichts Bestimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindseligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Austerlitz wegen der Leiche des todtten Helben der blutige Haber begonnen, indem ein Theil der „Patrioten“ den Sarg nach dem Pantheon bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nächsten Dorfe begleiten wollte, und die Sergeants de Ville und Municipalgarden sich dergleichen Vorhaben-widersehten. So schlug man sich nun mit großer Erbitterung, wie einst vor dem stäisichen Thore um die Leiche des Patroklus. Auf der Place de la Bastille ist viel Blut geflossen. Um halb sieben Uhr kämpfte man schon an der Porte St. Denis, wo das Volk sich barrikadirte. Mehrere bedeutende Posten wurden genommen; die Nationalgarden, die solche besetzt hatten, widerstanden nur schwach, und übergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoires fand ich großen Kampflärm; die „Patrioten“ hatten drei Posten an der Bank besetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiquen geschlossen, wenig Volk, darunter gar wenige Weiber, die doch sonst bei Emeuten sehr furchtlos ihre Schaulust befriedigen; es sah Alles sehr ernsthaft aus. Linientruppen und Kuirassiere zogen hin und her, Ordonnanzgen mit besorgten Gesichtern sprengten vorüber, in der Ferne Schüsse und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe, und gegen Abend sehr günstig. Die Sache schien für die Regierung sehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten sich für das Volk erklärt. Der Irrthum entstand dadurch, daß Viele der „Patrioten“ gestern die Uniform der Nationalgardisten trugen, und die Nationalgarde wirklich einige Zeit unschlüssig war, welche Partei sie unterstützen sollte. Während dieser Nacht haben die Weiber wahrscheinlich ihren Männern demonstirt, daß man nur die Partei unterstützen müsse, die am meisten Sicherheit für Leib und Gut gewährt, und dessen gewähre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die sehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe sehr schädlich seien; die Nationalgarde ist also heute ganz gegen die Republikaner; die Sache ist entschieden. C'est un coup manqué, sagt das Volk. Von allen Seiten kommen Linientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde stehen sehr viele geladene Kanonen, ebenfalls auf der andern Seite der Tuilleries, auf dem Karrousselplatz. Der Bürgerkönig ist von Bürgerkanonen umringt: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Es ist jetzt vier Uhr, und es regnet stark. Dieses ist den „Patrioten“ sehr ungünstig, die sich größtentheils im Quartier St. Martin barrikadirt haben, und wenig Zuhülfe erhalten. Sie sind von allen Seiten ernirt, und ich höre in diesem Augenblick den stärksten Kanonenbonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Siegeshoffnung gehabt, jetzt aber gelte es nur heroisch zu sterben. Das werden viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht schlaflos zugebracht; fast ununterbrochen

dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollsten Widerhall. Es ist eine unglückselige Begebenheit, die noch unglückseligere Folgen haben wird.

Paris, den 7. Juni.

Als ich gestern nach der Börse ging, um meinen Brief in den Postkasten zu werfen, stand das ganze Spekulantenvolk unter den Kolonnen, vor der breiten Börsentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daß die Niederlage der Patrioten gewiß sei, zog sich die süßeste Zufriedenheit über sämtliche Gesichter; man konnte sagen, die ganze Börse lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man schoss nämlich noch bis fünf Uhr; um 6 Uhr war der ganze Revolutionsversuch unterdrückt. Die Journale konnten also darüber schon heute so viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathsam schien. Der Constitutionnel und die Debats scheinen die Hauptzüge der Ereignisse einigermaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Kolorit und der Maßstab ist falsch. Ich komme eben von dem Schauplatz des gestrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie schwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieser Schauplatz ist nämlich eine der größten und vollreichsten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieses Namens auf dem Boulevard beginnt und erst an der Seine, an dem Pont-de-Notre-Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten,“ oder wie sie heute heißen, der „Rebellen,“ die sich dort geschlagen, auf fünfhundert bis tausend angeben; jedoch, gegen die Mitte der Straße ward diese Angabe immer kleiner, und schmolz endlich bis auf fünfzig. Was ist Wahrheit? sagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen ist leichter zu ermitteln; es sollen gestern (selbst dem Journal des Debats zufolge) 40,000 Mann schlagfertig in Paris gestanden haben. Rechnet man dazu wenigstens 20,000 Nationalgarden, so schlug sich jene Handvoll Menschen gegen 60,000 Mann. Einstimmig wird der Heldenthum dieser Tollkühnen gerühmt; sie sollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beständig: *Vive la Republique!* und sie fanden kein Echo in der Brust des Volks. Hätten sie, statt dessen: *Vive Napoleon!* gerufen, so würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie schwerlich auf sie geschossen haben, und die große Menge der Duverriers wäre ihnen zu Hülfe gekommen. Aber sie verschmähten die Lüge. Es waren die reinsten, jedoch keineswegs die klügsten Freunde der Freiheit. Und doch ist man heute albern genug, sie des Einverständnisses mit den Karlisten zu beschuldigen! Wahrlich, wer so todesmuthig für den heiligen Irrthum seines Herzens stirbt, für den schönen Wahn einer idealischen Zukunft, der verbindet

sich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit, unter dem Namen: Karlisten, hinterlassen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schreiben sie mir die Kehle ab, und zwar weiß ich nicht auch alles bewundere, was sie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet sind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären, statt jener Republikaner, gestorben.

Die Nationalgardisten freuen sich sehr ihres Sieges. In ihrer Sieges-
trunkenheit hätten sie gestern Abend fast mir selber, der ich doch zu ihrer Partei
gehöre, eine ganz ungesunde Kugel in den Leib gesagt; sie schossen nämlich
helbenmüthig auf jeden, der ihren Posten zu nahe kam. — Es war ein reg-
nichter, sternloser, widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da
fast alle Läden, eben so wie den Tag über, geschlossen waren. Heute ist wie-
der Alles in bunter Bewegung, und man sollte glauben, nichts wäre vorge-
gangen. Sogar auf der Straße St. Martin sind alle Läden geöffnet. Trotz
dem, daß man, wegen des aufgerissenen Pflasters und der Reste der Barrika-
den, dort schwer passirt, wälzt sich jetzt, aus Neugier, eine ungeheure Men-
schenmasse durch die Straße, die sehr lang und ziemlich eng ist, und deren
Häuser ungeheuer hoch gebaut. Fast überall hat dort der Kanonendonner die
Fensterseiben zerbrochen und überall sieht man die frischen Spuren der Ku-
geln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineinge-
schossen, bis die Republikaner sich in die Mitte derselben zusammengebrängt
sahen. Gestern sagte man, in der Kirche St. Nery seien sie endlich von
allen Seiten eingeschlossen gewesen. Diesem aber hörte ich am Drie selbst
widersprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café Leclercque geheißen
und an der Ecke des Gäßchens St. Nery gelegen, scheint das Hauptquar-
tier der Republikaner gewesen zu sein. Hier hielten sie sich am längsten; hier
leisteten sie den letzten Widerstand. Sie verlangten keine Gnade und wurden
meistens durch die Bajonnette gesagt. Hier fielen die Schüler der Alfortschen
Schule. Hier floß das glühendste Blut Frankreichs. — Man tritt jedoch,
wenn man glaubt, daß die Republikaner aus lauter jungen Brauseköpfen be-
standen. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei
der Kirche St. Nery sprach, klagte über den Tod ihres Großvaters; dieser
habe sonst so friedlich gelebt, aber, als er die rothe Fahne gesehen und *vivo la*
Republique rufen hörte, sei er, mit einer alten Pife, zu den jungen Leuten
gelaufen und mit ihnen gestorben. Armer Greis! er hörte den Ruhreigen
„des Berges“ und die Erinnerung seiner ersten Freiheitsliebe erwachte, und
er wollte noch einmal mitträumen den Traum der Jugend! Schlafe wohl!

Die Nachfolgen dieser gescheiterten Revolution sind vorauszusehen. Ueber
tausend Menschen sind arretirt, darunter auch, wie man sagt, ein Deputirter,

Garnier-Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der besten Menschen müssen Trauer anlegen. Die Abschreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon ist der Nationalgarde Angst ob ihrer eignen Force; diese Helden erschrecken, wenn sie sich selbst in einem Spiegel sehen. Der König, der große, starke, mächtige Ludwig Philipp wird viele Ehrenkreuze austheilen. Der bezahlte Wigbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe schmähcn, und letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. s. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendômeplatze es wagte, die gute Absicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer starken Frau, die wahrscheinlich seine eigne war. Das ist die Kontrerevolution.

Paris, den 8. Juni.

Es scheint keine ganz rothe, sondern eine roth-schwarz-goldene Fahne gewesen zu sein, die Lafayette, bei Lamarque's Todtenfeier, mit Immortellen bekränzt hat. Diese fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten viele für eine republikanische gehalten. Ach, ich kannte sie sehr gut, ich dachte gleich: du lieber Himmel! das sind ja unsre alten Burschenschaftsfarben, heute geschieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geschah beides. Als die Dragoner, beim Beginn der Feindseligkeiten, auch auf die Deutschen einsprengten, die jener Fahne folgten, barricadirten sich diese hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirirten sie sich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in sehr beschädigtem Zustand, ist gerettet. Den Franzosen, die mich über die Bedeutung dieser roth-schwarz-goldenen Fahne befragt, habe ich gewissenhaft geantwortet: der Kaiser Rothbart, der seit vielen Jahrhunderten im Riffhäuser wohnt, habe uns dieses Banner geschickt, als ein Zeichen, daß das alte große Traumreich noch existirt, und daß er selbst kommen werde, mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, so glaube ich nicht, daß letzteres so bald geschieht; es flattern noch gar zu viele schwarze Raben um den Berg.

Hier, in Paris, gestalten sich die Verhältnisse minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonnette und wachsame Militärgesichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schredschuß gehalten, daß man Paris in Belagerungsstand erklärt; es hieß, man würde diese Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich gestern Nachmittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren sah, merkte ich, daß man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journalisten, an den Leib zu kommen. Es ist nun die Frage, ob der „gute Wille“ auch mit hinlänglicher Kraft gepaart ist. Man exploitirt jetzt

die Siegesbetäubung der Nationalgardisten, die in Betreff der Republikaner an gewaltsamen Maaßregeln Theil genommen, und denen jetzt Louis Philipp wieder kameradlich wie sonst die Hand drückt. Da man die Karlisten haßt und die Republikaner mißbilligt, so unterstützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er ist so populär wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe *Vive le Roi!* rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Gestalt gesehen, die unfern des Faubourg-Mont-Martré ihm kühn entgegentrat und a bas Louis Philippe! rief. Mehrere Reiter des königl. Gefolges stiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Protestanten und schlepten ihn mit sich fort.

Ich habe Paris nie so sonderbar schwül gesehen wie gestern Abend. Trop des schlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menschen gefüllt. In dem Garten des Palais-royal drängten sich die Gruppen der Politiker, und sprachen leise, in der That sehr leise; denn man kann jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht gestellt und in vierundzwanzig Stunden erschossen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtschlenbrian meines Deutschlands zurückzusehnen. Der gefesselte Zustand, worin man sich jetzt hier befindet, ist widerwärtig; das ist ein fataleres Uebel als die Cholera. Wie man früher, als letztere grassirte, durch die übertriebenen Angaben der Tobtenzahl geängstet wurde, so ängstigte man sich jetzt, wenn man von den ungeheuer vielen Arrestationen, wenn man von geheimen Hüßladen hört, wenn tausenderlei schwarze Gerüchte sich, wie gestern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen. Heute, bei Tageslicht, ist man beruhigter. Man gesteht, daß man sich gestern geängstigt, und man ist vielmehr verdrießlich als furchtsam. Es herrscht jetzt ein Justemilieu-Terreur!

Die Journale sind gemäßigst in ihren Protestationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der National und der Temps sprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Blättern steht, weiß ich über die neuesten Ereignisse nicht mitzutheilen. Man ist ruhig und läßt die Dinge ruhig herankommen. Die Regierung ist vielleicht erschrocken über die ungeheure Macht, die sie in ihren eigenen Händen sieht. Sie hat sich über die Gesetze erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: *Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi.* Das Einzige, womit wahre Freiheitsfreunde die jezigen gewaltsamen Maaßregeln entschuldigen, ist die Nothwendigkeit, daß die royauté démocratique im Innern erstarken müsse, um nach Außen kräftiger zu handeln.

Paris, den 10. Juni.

Gestern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Hüßladen, noch vorgestern Abend von den glaubwürdigsten Leuten verbreitet, wurde von

benen, die der Regierung am nächsten stehen, aufs beruhigendste widersprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde eingestanden. Dessen konnte man sich aber auch mit eignen Augen überzeugen; gestern, noch mehr aber vorgestern, sah man überall arretirte Personen von Linien-soldaten oder Kommunalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Prozession; alte und junge Menschen, in den kläglichsten Kostümen, und begleitet von jammernden Angehörigen. Hieß es doch, jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen 24 Stunden erschossen, zu Vincennes. Ueberall sah man Volksgruppen vor den Häusern, wo Nachsuchungen geschahen. Dies war hauptsächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes gewesen, und wo sich viele der Kämpfer, als sie an ihrer Sache verzweifeln, verborgen hielten, bis irgend ein Verräther sie aufspürte. Längs den Quais sah man das meiste Volksgewimmel, gassend und schwärend, besonders in der Nähe der Rue St. Martin, die noch immer mit Schaulustigen gefüllt ist, und um das Palais de Justice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man sich, um die dort ausgestellten Todten zu sehen; dort gab es die schmerzlichsten Erkennungszenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Gesichtern, patrouillirende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgarbisten.

In der Societät ist man jedoch seit vorgestern nicht im mindesten bekümmert; man kennt seine Leute, und man weiß, daß das Juste-Milieu sich selbst sehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Hülle seiner Gewalt. Es besitzt jetzt das große Richtschwert, aber es fehlt ihm die starke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindesten Streich fürchtet es, sich selbst zu verletzen. Berauscht von dem Siege, den man zunächst dem Marschall Soult verdankte, ließ man sich zu militairischen Maßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kaiserzeit, vorgeschlagen haben soll. Nun steht dieser Mann auch faktisch an der Spitze des Ministerraths, und seine Kollegen und die übrigen Juste-Milieuleute fürchten, daß ihm jetzt auch die so eifrig ambitionirte Präsidetur anheimfalle. Man sucht daher ganz leise einzulenken und sich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordonnanz über die Erklärung des Belagerungszustandes jetzt nachschickt. Man kann es dem Juste-Milieu ansehen, wie es sich vor seiner eigenen Macht jetzt ängstigt und aus Angst sie krampfhaft in Händen hält, und sie vielleicht nicht wieder losgibt, bis man ihm Pardon verspricht. Es wird vielleicht, in der Verzweiflung, einige unbedeutende Opfer fallen lassen; es wird sich vielleicht in den lächerlichsten Grimm hineinlügen, um seine Feinde zu erschrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es ist unmöglich vorauszusehen, was

nicht Alles die Furcht vermag, wenn sie sich in den Herzen der Gewaltthaber barrisabirt hat und sich rings von Lob und Spott cernirt sieht. Die Handlungen eines Furchtsamen, wie die eines Genie's, liegen außerhalb aller Berechnung. Indessen, das höhere Publikum fühlt hier, daß der außerordentliche Zustand, worin man es versetzt, nur eine Formel ist. Wo die Geseze im Bewußtsein des Volks leben, kann die Regierung sie nicht durch eine plötzliche Ordonnanz vernichten. Man ist hier so stark seines Leibes und seines Eigenthums immer noch sicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte instituirt sind, herrscht hier noch immer mehr faktische Pressfreiheit, und die Journalisten schreiben hier über die Maßregeln der Regierung noch immer viel freier, als in manchen Staaten des Continents, wo die Pressfreiheit durch papierne Geseze sanktionirt ist.

Da die Post heute, Sonntag, schon diesen Mittag abgeht, kann ich über heute nichts mittheilen. Auf die Journale muß ich blos verweisen. Ihr Ton ist weit wichtiger als das, was sie sagen. Uebrigens sind sie gewiß wieder voll von Lügen. — Seit frühem Morgen wird unaufhörlich getrommelt. Es ist heute große Revue. Mein Bedienter sagt mir, daß die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barrière du Trône bis an die Barrière de l'Etoile, mit Linientruppen und Nationalgarden bedeckt sind. Ludwig Philipp, der Vater des Vaterlandes, der Besieger der Catilinas vom 5. Junius, Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergelbes, der Erhalter des Lebens und der Boutiquen, der Bürgerkönig wird sich in einigen Stunden seinem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird sehr gerührt sein; er wird Vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an besonderen Sicherheitsmaßregeln und an Extra-Enthusiasmus nicht fehlen lassen.

Paris, den 11. Juni.

Ein wunderschönes Wetter begünstigte die gestrige Heerschau. Auf den Boulevards, von der Barrière du Trône bis zur Barrière de l'Etoile standen vielleicht 50,000 Nationalgarden und Linientruppen, und eine unzählige Menge von Zuschauern war auf den Beinen oder an den Fenstern, neugierig erwartend, wie der König aussehen und das Volk ihn empfangen werde, nach so außerordentlichen Ereignissen. Um Ein Uhr gelangten Sr. Majestät mit Ihrem Generalstab in die Nähe der Porte-Saint-Denis, wo ich auf einer umgestürzten Therme stand, um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, sondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden standen, und den ganzen Weg entlang lag er seitwärts vom Pferde herabgebengt, um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken; als er zwei

Stunden später desselben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er dasselbe Manoeuvre fortsetzte, so daß ich mich nicht wundern würde, wenn er, in Folge dieser schiefen Haltung, heute die größten Brustschmerzen empfindet, oder sich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei mußte er beständig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Gesichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er hat sich sehr verändert, seit ich ihn diesen Winter auf einem Ball in den Tuilleries gesehen. Das Fleisch seines Gesichtes, damals roth und schwelkend, war gestern schlaff und gelb, sein schwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, so daß er aussieht, als wenn sogar seine Wangen sich seitdem eingestüpt ob gegenwärtiger und künftiger Schläge des Schicksals; wenigstens war es ein Zeichen des Kummers, daß er nicht daran gedacht hat, seinen Backenbart schwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der, mit ganzer Vorderbreite, ihm tief in die Stirne gedrückt saß, gab ihm außerdem ein sehr unglückliches Ansehen. Er bat gleichsam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich, diesem Manne war es nicht anzusehen, daß er uns Alle in Belagerungszustand erklärt hat. Es regte sich daher auch nicht der mindeste Unwille gegen ihn, und ich muß bezeugen, daß großer Beifallruf ihn überall begrüßte; besonders haben ihm diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein rasendes Lebehoch nachgeschrien und aus tausend Wellermäulern erscholl ein gellendes: *Vive le roi!* Ich sah eine alte Frau, die ihren Mann in die Rippen stieß, weil er nicht laut genug geschrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umfubelt, dieselben Franzosen sind, die so oft den Napoleon Bonaparte vorbeitreten sahen mit seinem marmornen Cäsargeficht und seinen unbewegten Augen und „unnahbaren“ Händen.

Nachdem Ludwig Philipp die Heerschau gehalten, oder vielmehr das Heer betastet hatte, um sich zu überzeugen, daß es wirklich existirt, dauerte der militairische Lärm noch mehrere Stunden. Die verschiedenen Corps schrien sich beständig Komplimente zu, wenn sie an einander vorübermarschirten. *Vive la ligne!* rief die Rationalgarde, und jene schrie dagegen *Vive la Garde nationale!* Sie fraternisirten. Man sah einzelne Linienсолдатен und Rationalgardien in symbolischer Umarmung; eben so, als symbolische Handlung, theilten sie mit einander ihre Würste, ihr Brod und ihren Wein. Es ereignete sich nicht die geringste Unordnung.

Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß der Ruf: *Vive la liberté!* der häufigste war, und wenn diese Worte von so vielen tausend bewaffneten Leuten aus voller Brust hervorgehaucht wurden, fühlte man sich ganz heiter beruhigt, trotz des Belagerungsstandes und der instituirten Kriegsgerichte. Aber

das ist es eben, Ludwig Philipp wird sich nie selbstwillig der öffentlichen Meinung entgegenstellen, er wird immer ihre dringendsten Gebote zu erlauschen suchen und immer darnach handeln. Das ist die wichtigste Bedeutung der gestrigen Revue. Ludwig Philipp fühlte das Bedürfnis, das Volk in Masse zu sehen, um sich zu überzeugen, daß es ihm seine Kanonenschüsse und Ordonnanz nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Gewaltkönig hält, und kein sonstiges Mißverständniß statt findet. Das Volk wollte sich aber auch seinen Ludwig Philipp genau betrachten, um sich zu überzeugen, daß er noch immer der unterthänige Hösling seines souverainen Willens ist, und ihm noch immer gehorsam und ergeben geblieben. Man konnte deshalb ebenfalls sagen, das Volk habe den König die Revue passiren lassen, es habe Königschau gehalten, und habe bei dessen Manöuvre seine allerhöchste Zufriedenheit geäußert.

Paris, den 12. Juni.

Die große Revue war gestern das allgemeine Tagesgespräch. Die Gemäßigten sahen darin das beste Einverständniß zwischen dem König und den Bürgern. Viele erfahrene Leute wollen jedoch diesem schönen Bunde nicht trauen, und weisagen ein Zerwürfniß, das leicht stattfinden kann, sobald einmal die Interessen des Thrones mit den Interessen der Boutique in Konflikt gerathen. Jetzt freilich stützen sie sich wechselseitig, und König und Bürger sind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgestern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene schöne Uebereinstimmung am besten bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Kolonnen der Nationalgarben ihm vorbei defilirten, traten einzelne derselben, ohne Umstände, aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, sagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder sagten ihm bündigst ihre Meinung über die letzten Ereignisse, oder erklärten ihm unumwunden, daß sie ihn unterstützen werden, so lange er seine Macht nicht mißbrauche. Daß dieses nie geschehe, daß er nur die Unruhestifter unterdrücken wolle, daß er die Freiheit und Gleichheit der Franzosen um so kräftiger verschuten werde, betheuerte Ludwig Philipp aufs heiligste, und sein Wort begründete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen diese Umstände nachträglich erwähnen müssen. Ja, ich gestehe es, das mißtrauende Herz ward mir dadurch etwas besänftigt.

Die Oppositionsjournale scheinen fast die vorgestriegen Vorgänge ignoriren zu wollen. Ueberhaupt ist ihr Ton sehr merkwürdig. Es ist eine Art des Ansichhaltens, wie es furchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie scheinen nur die Aufhebung der Ordonnanz über den Belagerungsstand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journals bekundet, in welchem Grade es

bei den letzten Ereignissen kompromittirt ist. Die Tribüne muß ganz schweigen, denn diese ist am meisten bloßgestellt. Der National ist es ebenfalls, aber nicht in so hohem Grade, und er darf schon mehr und freier sprechen. Der Temps, der am stärksten und kühnsten sich gegen die Ordonnanz des Belagerungsstandes erhoben hat, steht gar nicht schlecht mit einigen Räbelführern des Juste-Milieu, und ist viel mehr geschützt als Garrut und Garrel; aber wir wollen uns durch solche Berücksichtigung nicht abhalten lassen, den Herrn Coste als einen der besten Bürger Frankreichs zu loben, ob der männlichen großen Worte, womit er sich in bedrängtester Zeit gegen die Ungeselligkeit und die Willkühr der Regierung ausgesprochen hat. — Herr Garrut ist arretirt; Herr Garrel sucht man überall. Gegen Garrel ist man wohl am meisten aufgebracht. Man glaubt nämlich allgemein, Herr Garrel stände an der Spitze der Volksbewegung vom 5. Juni. Das große Gebäude in der Rue du Croissant, wo die Druckerei und die Bureaux des National, hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitausend Personen, worunter viele von hoher Bedeutung, sind dorthin gegangen, um sich um ihren Anhang zu jeder Mithilfe anzubieten. Es ist aber ganz gewiß, daß Garrel alle solche Anträge abgelehnt, und vorausgesetzt, daß die beabsichtigte Revolution misslinge, weil man sie nicht gehörig vorbereitet; weil man sich der Sympathie des Volks nicht versichert; weil man der nöthigen Hülfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agirenden Personen kenne u. s. w. Und in der That, wie gab es wohl eine Empörung, die schlechter eingeleitet worden, und bis auf diese Stunde weiß man noch nicht, wie sie entstanden ist und sich gestaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, versichert: als die Republikaner, die sich dort eingeschlossen fanden, einander betrachteten, hat keiner den andern gekannt, und nur Zufall hat alle diese Menschen, die sich ganz fremd waren, zusammen gebracht. Sie lernten sich jedoch schnell kennen, als sie sich gemeinschaftlich schlugen, und die meisten starben als herzlich vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf diese Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Feinführung Lafayette's eigentlich zugegangen ist. Ein Wohlunterrichteter hat mir gestern versichert, die Regierung, die dem Lamarque'schen Leichenbegängnisse mißtraute, und deshalb auch ihre Dragoner in Bereitschaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwaigem Ausbruch von Revolte sich immer gleich des Lafayette's zu bemächtigen, damit dieser nicht in die Hände der Empörer gerathe, und durch das Ansehen seines Namens sie unterstützen könne; als nun die ersten Schüsse fielen, haben einige Polizei-Agenten, als Duvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltsam in eine Kutsche geschoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizei-Agenten haben sich davor gespannt, und ihn unter lautem vivo Lafayette! im Triumphe davon geschleppt.

Wenn man jetzt die Republikaner sprechen hört, so gestehen sie, daß am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen viel geschadet, daß aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonnanz über den Belagerungsstand der Stadt Paris, ihnen desto mehr genützt hat. Sie behaupteten, daß der 5. und 6. Juni nur als Vorpostengefecht zu betrachten sei, daß keine von den Notabilitäten der republikanischen Partei dabei gewesen, und daß ihnen aus dem vergossenen Blute viele neue Mitkämpfer erwüchsen. Was ich oben erwähnt, scheint diese Behauptung einigermassen zu unterstützen. Die Partei, die der National repräsentirt, und die von der *persiden Gazette de France* als *doctrinaire* Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der Tribune, die Montagnards, sind ebenfalls nicht dabei zum Vorschein gekommen.

Paris, den 17. Juni.

Man macht sich jetzt in der Ferne gewiß die sonderbarsten Vorstellungen von dem hiesigen Zustande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen Etat de Siege und die schroffe Gegeneinanderstellung der Parteien bedenkt. Und doch sehen wir diesen Augenblick hier so wenig Veränderung, daß wir uns eben über diesen Mangel an ungewöhnlichen Erscheinungen am meisten wundern müssen. Diese Bemerkung ist die Hauptsache, die ich mitzutheilen habe, und dieser negative Inhalt meines Briefes wird gewiß manche irrige Voraussetzungen berichtigen.

Es ist hier ganz still. Die Kriegsgerichte instruiren mit grimmiger Miene. Bis jetzt ist noch keine Kugel erschossen. Man lacht, man spöttelt, man wipelt über den Belagerungszustand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgesetzt habe, ist richtig eingetroffen: das Juste-Milieu weiß nicht, wie es sich wieder aus dem Heroismus herausziehen soll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude diesen verzweifelten Zustand der Belagerer. Diese möchten gern so barbarisch als möglich aussehen; sie wühlen im Archiv der barbarischen Zeiten, um Gräueltgefege wieder ins Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, sich lächerlich zu machen.

Die gepuzten Menschengruppen, die in den Gärten des Palais-royal, der Tuilleries, und des Luxembourg spazieren gehen, und die stille Sommerfrühe einathmen oder den idyllischen Spielen der kleinen Kinder zuschauen oder in sonstig umfriedeter Ruhe sich erlustigen, diese bilden, ohne es zu wissen, die heiterste Satyre auf jenen Belagerungszustand, welcher geselich existirt. Damit das Publikum nur einigermaßen daran glaube, werden mit dem größten Eß überall Hausfuchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgeführt,

und man wählt nach, ob nicht etwa eine Klinte darin versteckt liegt oder gar eine Lunte mit Pulver. — Am meisten werden die armen Fremden belästigt, die des Belagerungszustandes wegen sich nach der Préfecture de Police begeben müssen, um neue Aufenthalts-Erlaubnisse nachzusuchen. Sie müssen dort pro forma allerlei Interrogationen ausstehen. Viele Franzosen aus der Provinz, besonders Studenten, müssen auf der Polizei einen Revers unterschreiben, daß sie während ihres Aufenthalts in Paris nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlassen, als daß sie diese Unterschrift gaben. Andere unterschrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte hinzuzusetzen, daß sie ihrer Gesinnung nach Republikaner seien. Seine polizeiliche Vorsichtsmaßregel haben gewiß die Docteurs nach dem Beispiele deutscher Universitäten eingeführt.

Man arretirt noch immer, zuweilen die heterogensten Leute und unter den heterogensten Vorwänden; die Einen wegen Theilnahme an der republikanischen Revolte, Andere wegen einer neu entdeckten bonapartistischen Verschwörung; gestern arretirte man sogar drei karlistische Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Gestalt, der beste Schriftsteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängnisse sind überfüllt. In Saint Pelagie allein sitzen politischer Anklagen halber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden sich dort befindet, und ein großes Werk schreibt, in welchem er beweist, daß Saint Pelagie von den Pelasgern gestiftet worden, erhielt ich gestern einen Brief, worin er sehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgibt und in seinen gelehrten Untersuchungen stört. Der größte Uebermuth herrscht unter den Gefangenen von Saint Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben sie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht umhin, zu bemerken, daß die Bilderläden durchaus keine Noth genommen von unserem Belagerungszustande. Die Birne, und wieder die Birne, ist dort auf allen Karrikaturen zu schauen. Die auffallendste ist wohl die Darstellung der Place-de-la-Concorde mit dem Monument, das der Charte gewidmet ist; auf letztem, welches die Gestalt eines Altars hat, liegt eine ungeheure Birne mit den Gesichtszügen des Königs. — Dem Gemüth eines Deutschen wird dergleichen auf die Länge lästig und widrig. Jene ewigen Spöttereien, gemalt und gedruckt, erregen vielmehr bei mir eine gewisse Sympathie für Ludwig Philipp. Er ist wahrhaft zu bedauern, jetzt mehr als je. Er ist gütig und milde von Natur, und wird jetzt gewiß von den Kriegsgerichten dazu verurtheilt, streng zu sein. Dabei fühlt er, daß Exekutionen weder helfen noch abschrecken, besonders nachdem die Cholerä vor einigen Wochen über 35,000 Menschen durch die schrecklichsten Martern hingerichtet. Grausamkeiten werden aber den Gewaltthätern eher ver-

gehen, als die Verletzung hergebrachter Rechtsbegriffe, wie sie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungs-Erklärung liegt. Deshalb hat jene Androhung von kriegsgerichtlicher Strenge den Republikanern einen so superioren Ton eingebläht und ihre Gegner erscheinen dadurch jetzt so klein.

Paris, den 7. Juli.

Eine Abspannung, wie sie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, ist hier in diesem Augenblicke bemerkbar. Ueberall grane Mißlaune, Bergrämniß, Müdigkeit, aufgesperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Zähne weisen. Der Beschluß des Kassationshofes hat unserem sonderbaren Belagerungszustande fast lustspielartig ein Ende gemacht. Es ist über diese unvorhergesehene Katastrophe so viel gelacht worden, daß man der Regierung ihren befehlten Coup d'Etat fast verzieh. Mit welchem Ergötzen laßen wir an den Straßenecken die Proklamation des Herrn Montalivet, worin er sich gleichsam bei den Parisern bedankt, daß sie von dem Etat-de-Siege so wenig Notiz genommen und sich unterdessen durchaus nicht in ihren Vergnügungen führen lassen! Ich glaube nicht, daß Beaumarchais diese Aktenstücke besser geschrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut viel für die Aufheiterung des Volke!

Zu gleicher Zeit amüsirten sich die Franzosen mit einem sonderbaren Puzzelspiel. Letzteres ist bekanntlich ein chineßischer Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu lösen, daß man mit einigen schiefen und eckigen Stückchen Holz eine bestimmte Figur zusammensetzen könne. Nach den Regeln dieses Spiels beschäftigte man sich nun in den hiesigen Salons, ein neues Ministerium zusammenzusetzen, und man hat keine Idee davon, welche schiefe und eckige Personen neben einander gestellt wurden, und wie alle diese hölzernen Kombinationen dennoch keine honette Gesamtfigur bildeten. —

Ueber Dupins Mißlichkeiten, in Betreff einer Ministerwahl, haben die Journale viel Sonderbares geschwätzt, doch immer ohne Grund. Es ist wahr, daß er mit dem König etwas hart zusammengerahten, und sie sich beide, einmal mit wechselseitigem Unmuthе getrennt. Auch ist es wahr, daß Lord Granville die Veranlassung gewesen. Aber die Sache verhält sich folgendermaßen: Herr Dupin hatte früher dem König Ludwig Philipp sein Wort gegeben, daß er, sobald dieser es verlange, die Präsidetur des Konseils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm ist, einen solchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu sehen, und der sich, im Geiste seiner Rasse, einen noblern Premierminister wünscht, soll gegen Ludwig Philipp einige ernsthafte Bedenkllichkeiten über die Kapazität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König solche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte, wurde dieser so unwirsch, gerieth in so unziemliche Aeußerungen, daß zwischen ihm und dem König ein

Zerwürfniß entstand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt diese Begebenheit. Indessen die Macht der Dinge wird viele Mißhelligkeiten lösen; Dupin ist, sobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Minister des Justiz-Ministeriums; nur er vermag der Opposition parlamentarischen Widerstand zu leisten, und wahrlich, die Regierung wird genugsam Rede stehen müssen.

Bis jetzt ist Ludwig Philipp noch immer sein eigener Premierminister. Dieses bekundet sich schon dadurch, daß man alle Regierungsakte ihm selber zuschreibt, und nicht Herrn Montalivet, von welchem kaum die Rede ist, ja welcher nicht einmal gehaßt wird. Merkwürdig ist die Umwandlung, die sich seit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Ansichten des Königs gebildet zu haben scheint. Er hält sich nemlich jetzt für ganz stark; er glaubt auf die große Masse der Nation ganz bestimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendigkeit zu sein, dem sich, bei ausländischen Anfeindungen, die Nation unbedingt anschließen werde, und er scheint deshalb den Krieg nicht mehr so ängstlich wie sonst zu fürchten. Die patriotische Partei bildet freilich die Minorität, und diese mißtraut ihm; sie fürchtet mit Recht, daß er gegen die Fremden minder feindlich gestimmt sei, als gegen die Einheimischen. Jene bedrohen nur seine Krone, diese sein Leben. Daß letzteres wirklich geschieht, weiß der König. In der That, wenn man berücksichtigt, daß Ludwig Philipp von der blutigsten Böswilligkeit seiner Gegner in tiefster Seele überzeugt ist, so muß man über seine Mäßigung erstaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des Etat de Siege eine unverantwortliche Illegalität sich zu Schulden kommen lassen; aber man kann doch nicht sagen, daß er seine Macht unwürdigerweise mißbraucht habe. Er hat vielmehr alle, die ihn persönlich beleidigt hatten, großmüthigst verschont, während er nur diejenigen, die seiner Regierung sich feindlich entgegengesetzt, niederzuhalten oder zu entwaffnen suchte. Trotz alles Rißmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will sich mir doch die Ueberzeugung aufdrängen, als sei der Mensch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großsinnig. Seine Hauptleidenschaft scheint die Baufucht zu sein. Ich war gestern in den Tuilleries; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingerissen, große Keller werden ausgegraben, und das ist ein beständiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit seiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerst die Fortschritte der Bauten in den Tuilleries. Diese stehen jetzt fast ganz leer; nur das Ministerkonseil wird dort gehalten. O, wenn alle Blutstropfen sprechen könnten, wie es in den Kindermärchen geschieht, so würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem Zimmer dieses tragischen Hauses ist belehrendes Blut geflossen.

Paris, den 15. Juli.

Der vierzehnte Julius ist ruhig vorüber gegangen, ohne daß die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorschein kam. Es war aber auch ein so heißer Tag, es lag eine so drückende Schwüle auf ganz Paris, daß jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Neugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inauguralplatze der Revolution, wo einst an diesem Tage die Bastille zerstört wurde, zeigten sich viele Gruppen von Menschen, die in der grellsten Mittags- hitze ruhig ausharrten, und sich gleichsam aus Patriotismus von der Julius- sonne braten ließen. Es hieß früherhin, daß man am 14. Juli die alten Bastillensürmer, die noch am Leben sind und die jetzt eine Pension bekommen, auf diesem Platze öffentlich belorbeeren wollte. Dem Lafayette war bei dieser Feier eine Hauptrolle zugebach. Aber durch die Affairen vom 5. und 6. Juni mag dieses Projekt rückgängig geworden sein; auch scheint Lafayette in diesem Jahre nach keinen neuen Triumphzügen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Bastillenplatze mehr Polizei als Menschen; denn es wurden bitterböse Bemerkungen so laut geäußert, wie nur verkleidete Rou- chards sie auszusprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, sei ein Verräther, die Rationalgardien seien Verräther, die Deputirten seien Verräther, nur die Juliussonne meine es noch ehrlich. Und in der That, sie that das Ihrige, und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daß es fast nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der starken Hitze die Bemerkung: daß die Bastille ein sehr kühles Gebäude gewesen sein muß, und gewiß im Som- mer einen sehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als sie zerstört wurde, saßen dort fünf Personen gefangen. Jetzt gibt's aber zehn Staatsgefängnisse, und in St. Pelagie allein sitzen über 600 Staatsgefangene. Saint Pelagie soll sehr ungesund sein und ist sehr eng gebaut. Es geht aber lustig dort zu; die Republikaner und die Karlisten halten sich zwar von einander getrennt, rufen sich jedoch beständig lustige Wiße zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner tragen rothe Jakobinermützen; diese, die Karlisten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaste; jene schreien beständig *Vive la Re- publique* diese schreien *Vive Henri V!* Gemeinschaftlicher Beifallsruf erschallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp losschimpft. Dieses geschieht um so unumwundener, da in Saint Pelagie kein Gefangener weder arretirt noch festgesetzt werden kann. Die meisten Hitzköpfe, die sonst bei jedem Anlasse gleich tumultuiren, sitzen jetzt dort in Gewahrsam, und der Polizei konnte es daher seitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzu- bringen. Die Republikaner werden sich vor der Hand sehr hüten, Gewalt- sames zu versuchen. Auch haben sie keine Waffen; die Desarmirung ist sehr gründlich betrieben worden. —

Heute ist der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige karlistische Excesse. Eine Proclamation zu Gunsten Heinrichs V. wurde gestern Abend durch Chiffoniers und verkleidete Priester verbreitet. Es heißt darin, er werde Frankreich glücklich machen und vor der fremden Invasion beschützen; nächstes Jahr ist er mündig, indem nämlich die französischen Könige schon mit 13 Jahren mündig werden und ihre höchste Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proclamation ist der junge Heinrich zum erstenmal dargestellt mit Scepter und Krone; bisher sah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergschotten, der Felsen erklimmt oder einer armen Bettelfrau seine Börse in die Hand drückt u. s. w. Es ist jedoch von dieser Misere wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Karlisten sind auch sehr niedergeschlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen viel geschadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariser Karlisten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeschickt, um sie zur Heimkehr nach Holyrood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch seine Agenten dasselbe zu bewirken gesucht. Vergebens wurde sie von fremden Gesandten um Gottes willen beschworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe, Drohungen und Bitten haben diese halbsittliche Frau nicht zur Abreise bewegen können. Sie ist noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterstützung findend, will sie nicht weichen. Der Schlüssel des Räthfels ist: daß dumme oder kluge Priester sie fanatisirt und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn sie jetzt für dessen Sache stirbe. Und nun sucht sie den Tod mit religiöser Martyrsucht und schwärmerischer Mutterliebe.

Wenn sich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, so befundet sich desto mehr Unruhe in der Gesellschaft. Zunächst sind es die deutschen Angelegenheiten, die Beschlüsse des Bundestags, welche alle Geister aufgeregt. Da werden nun über Deutschland die unsinnigsten Urtheile gefällt. Die Franzosen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Fürsten unterdrückten die Freiheit und sie sehen nicht ein, daß nur der Anarchie unter den deutschen Liberalen ein Ende gemacht werden soll, und daß überhaupt die Einigkeit und das Heil des deutschen Volks befördert wird. Schon den zweiten Junius hat der Temps von den sechs Artikeln des Bundestagsbeschlusses eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietist hatte hier noch früher Auszüge jenes Beschlusses in der Tasche herumgetragen, und durch die Mittheilung derselben viele Herzen erbaut.

Ludwig Philipp ist noch immer der Meinung, daß er stark sei. Seht wie stark wir sind! ist in den Tuilleries der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Gesundheit spricht, und nicht genug zu rühmen weiß, daß er gut verdaue, daß er ohne Krämpfe auf den Beinen stehen könne, daß er ganz

bequem Athem schöpfe u. s. w., so sprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die sie bei den verschiedenen Bedrohungen schon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloß und fühlen ihnen den Puls, und lassen sich die Zunge zeigen, betrachten sorgfältig den Urin und schicken dann ihren Höfen das politische Sanitätsbulletin. Bei den fremden Bevollmächtigten ist es ja ebenfalls eine ewige Frage: Ist Ludwig Philipp stark oder schwach? Im erstern Falle können ihre Herren daheim jede Maßregel ruhig beschließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umsturz der französischen Regierung und Krieg zu befürchten stände, dürften sie nichts Unnützes zu Hause unternehmen. — Jene große Frage, ob Ludwig Philipp schwach oder stark ist, mag schwer zu entscheiden sein. Aber leicht ist es einzusehen, daß die Franzosen selbst in diesem Augenblicke durchaus nicht schwach sind. Im Herzen der Völker haben sie neue Allirte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität stehen. Sie haben unsichtbare Geisterheere zum Kampfgelassen, und dabei sind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendsten Zustande. Die französische Jugend ist so kriegslustig und begeistert wie 1792. Mit lustiger Musik ziehen die jungen Konscriptviren durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen, und die Nummer, die sie gezogen, welche gleichsam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder gesungen und Märsche getrommelt vom Jahre 90.

Aus der Normandie.

Havre, den 1. August.

Ob Ludwig Philipp stark oder schwach ist, scheint wirklich die Hauptfrage zu sein, deren Lösung eben so sehr die Völker wie die Machthaber interessiert. Ich hielt sie daher beständig im Sinne während meiner Exkursion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, so viel Widersprechendes, daß ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als diejenigen, die in den Tuilleries, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzosen, namentlich die schlauen Normannen, sind überhaupt nicht so leicht geneigt, sich unverholen auszusprechen, wie die Leute im Lande Oc. Oder ist es schon ein Zeichen von Mißvergnügen, daß jener Theil der Bürger im Lande Dai, die nur für das Landesinteresse besorgt sind, meistens ein ernstes Stillschweigen beobachten, sobald man sie über letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideen-

interessen begeistert ist, äußert sich unverschleiert über das, wie sie glaubt, unvermeidliche Nahen einer Republik; und die Karlisten, welche einem Personeninteresse zugethan sind, insinuiren auf alle mögliche Weise ihren Haß gegen die jetzigen Gewalthaber, die sie mit den übertriebensten Farben schildern, und deren Sturz sie als ganz gewiß, fast bis auf Tag und Stunde, voraussagen. Die Karlisten sind in hiesiger Gegend ziemlich zahlreich. Dieses erklärt sich dadurch, daß hier noch ein besonderes Interesse vorhanden ist, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynastie, die in dieser Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und sich hier und da beliebt zu machen wußten. Namentlich that dieses die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derselben sind daher das Tagesgespräch in dieser Provinz, und die Priester der katholischen Kirche erfinden noch obendrein die gottseligsten Legenden zur Verherrlichung der politischen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In frühern Zeiten waren die Priester keineswegs so besonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und eben indem letztere manchmal das priesterliche Mißfallen erregte, erwarb sie sich die Gunst des Volkes. „Die kleine nette Frau ist durchaus nicht so bigott wie die Andern“ — hieß es damals — „seht wie weltlich kokett sie bei der Prozession einherschlenbert, und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt, und die Kerze so spielend niedrig hält, daß das Wachs auf die Atlaschleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angoulême, niederträufelt!“ Diese Zeiten sind vorbei, die rosigte Heiterkeit ist erblichen auf den Wangen der armen Karoline, sie ist fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz so gläubig, wie die Priester es begehren, und sie entzündet damit den Bürgerkrieg im schönen Frankreich, wie die Priester es begehren.

Ich kann jetzt nicht umhin zu bemerken, daß der Einfluß der katholischen Geistlichen in dieser Provinz größer ist, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen sieht man sie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholisch singend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der schier befremdlich, wenn man aus der Hauptstadt kommt, wo dergleichen von der Polizei oder vielmehr von dem Volke, streng untersagt ist. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geistlichen in seiner Amtstracht auf der Straße gesehen; bei keinem einzigen von den vielen tausend Leichenbegängnissen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, sah ich die Kirche weber durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräsentirt. Viele wollen jedoch behaupten, daß auch in Paris die Religion wieder still auflebe. Es ist wahr, wenigstens die französisch katholische Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal desselben auf der Rue Cligny ist schon zu eng geworden für die Menge der Gläubigen, und seit einiger Zeit hält er den katholischen Gottesdienst in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin

früherhin Herr Martin die Thiere der Menagerie sehen lassen, und worauf jetzt mit großen Buchstaben die Aufschrift steht: *Eglise catholique et apostolique*.

Diesenigen Nordfranzosen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben etwas wissen wollen, sondern nur den Wohlstand Frankreichs wünschen, sind fast keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen seiner Offenherzigkeit und Gradheit, aber sie sind durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er der Mann der Nothwendigkeit sei; daß man sein Ansehen unterstützen müsse, in so fern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; daß die Unterdrückung aller Emeuten für den Handel heilsam sei, und daß man überhaupt, damit der Handel nicht ganz stocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müsse. Letztern fürchten sie nur wegen des Handels, der schon jetzt in einem kläglichen Zustande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen; denn sie sind Franzosen, also ruhmstüchtig und kampflustig von Geblüt, und obendrein sind sie von größerem und stärkerem Gliederbau als die Südfrenzen, und übertreffen diese vielleicht, wo Festigkeit und hartnäckige Ausdauer verlangt wird. Ist das eine Folge der Beimischung von germanischer Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben so tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Lasttragen und Ueberwinden aller Mühseligkeiten der Witterung und des Weges. Diese Menschen fürchten weder Oesterreicher noch Russen, weder Preußen noch Baskiren. Sie sind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg giebt, folgen sie der dreifarbigten Fahne, gleichviel, wer diese trägt.

Ich glaube wirklich, sobald Krieg erklärt würde, sind die innern Zwistigkeiten der Franzosen, auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder Gewalt, schnell geschlichtet, und Frankreich ist eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp ist alsdann kein Gegenstand der Kontroverse. Er ist alsdann entweder stark oder gar nichts mehr. Die Frage, ob er stark oder schwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszustandes, und nur in dieser Hinsicht ist sie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: *le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort*. Ich glaube diese Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächst liegt darin die schmerzliche Andeutung, daß die Regierung selbst nur einer Partei und allen Partei-Interessen unterworfen sei. Der König ist hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuschaut und sie im heilsamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er ist selbst herabgestiegen in die Arena. Dilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pagnès, Cavaignac dünkten sich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der mo-

mentanen Gewalt von ihm unterschrieben. Das ist die trübselige Folge davon, daß der König die Präsidentsur des Konseils sich selbst zuthelte. Jetzt kann Ludwig Philipp nicht das vorhandene Regierungssystem ändern, ohne daß er alsdann in Widerspruch mit seiner Partei und sich selbst stele. So kam es, daß ihn die Presse gleich dem ersten Chef einer Partei behandelt, in ihm selber alle Regierungsfehler rügt, jedes ministerielle Wort seiner eigenen Zunge zuschreibt und in dem Bürgerkönig nur den Königinminister sieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Postamenten herabsteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten sie nach ihren Thaten und Worten, als wären sie unseres Gleichen.

Was die Audeutung betrifft, daß die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht stark sei, so ist damit freilich nichts Neues gesagt, es ist dieses eine längst bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth ist es, daß auch das Volk diese Entdeckung gemacht, daß es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, sondern die Hände, und daß es genau unterscheidet, die, welche Beifall klatschen, und die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat sich seine Leute genau betrachtet, und weiß sehr gut, daß die Partei des Königs aus folgenden drei Klassen besteht: nämlich aus Handels- und Besitz-Leuten, welche für ihre Buben und Güter besorgt sind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrschaft des Schreckens befürchten. Diese königliche Partei, mit Eigenthum besetzt, verdrießlich ob jeder Störung in ihrer Beaglichkeit, diese Majorität steht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu schleppen hat, und dabei unruhslüchtig über alle Maassen ist, ohne in ihrem wilden schrankenlosen IDeengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenossen zu betrachten.

Trog der großen Kopzahl, trog des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Justemillen. Es ist aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht stark scheint in den Augen des Volks. Es lockt dann Jedem, seine Kraft daran zu versuchen; ein dämonisch dunkler Drang treibt die Menschen, daran zu rütteln. Das ist das Geheimniß der Revolution.

Dieppe, den 20. August.

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern Klassen des französischen Volks hervorgebracht. Schon das sentimentale Bulletin, welches der Temps über sein allmähliges Dahinsterben vor etwa sechs Wochen geliefert und welches besonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerste Betrübniß erregt. Sogar junge Republikaner sah ich weinen; die

alten jedoch schienen nicht sehr gerührt, und von einem derselben hörte ich mit Befremdung die verdrüssliche Aeußerung: *ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 18 Vendémiaire*. Es ist sonderbar, wenn Jemanden ein Mißgeschick trifft, so erinnern wir uns unwillkürlich irgend einer alten Unbill, die uns von seiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht seit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiser auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Portrait „des Mannes,“ und zwar, wie die *Quotidienne* bemerkt, an derselben Wand, wo das Portrait des Haussohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem seiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Aerger entlockt zuweilen der *Quotidienne* die ehrlichsten Bemerkungen, und darüber ärgert sich dann die jesuitisch feinere *Gazette*; das ist ihre hauptsächlich politische Verschiedenheit.

Ich bereiste den größten Theil der nordfranzösischen Küstengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon sich dort verbreitete. Ich fand deshalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, sondern in den liebsten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Besonders unter den schönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldensohnes.

Da, in allen Hütten hängt das Bild des Kaisers. Ueberall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: *à présent tout est fini*.

Freilich, für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist Alles zu Ende. Napoleon ist ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, dessen Leibeserbe in gleicher Weise früh verblieben. Aber für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für diese nicht eine Ueberlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller thierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so giebt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthume, wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitz.

In gewisser Hinsicht war Napoleon ein saint-simonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapazitäten, und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen. Er herrschte

weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes, des Justemillieu, als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenstufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erstiegen wurden. Der geringste Bauernsohn konnte dort, eben so gut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaisers Bild in der Stätte jedes Landmannes, an derselben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieser nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avancirt, oder gar zum Herzog oder zum König, wie so mancher arme Bursche, der durch Muth und Talent sich so hoch emporzuschwingen konnte — als der Kaiser noch regierte. In dem Bilde desselben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung seiner eigenen Herrlichkeit.

Am öftersten fand ich in den Bauerhäusern das Bild des Kaisers, wie er zu Jaffa das Lazareth besucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darstellungen tragen auffallende Aehnlichkeit mit den Heiligensbildern jener christlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloschen ist. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Verführung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik besungen sind, wir sehen in Napoleons Martyrthod auf St. Helena keine Versöhnung in dem ange deuteten Sinne, der Kaiser büßte dort für den schlimmsten seiner Irrthümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen. Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb.

In Betreff der Erbschaft des Verstorbenen sind die Meinungen sehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daß jetzt die verwaisten Bonapartisten sich ihnen anschließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes so schnell ins friedliche Justemillieu übergehen können. Die Karlisten glauben, daß die Bonapartisten jetzt dem alleinigen Prä-tendenten, Heinrich V., hulbigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieser Menschen mehr ihre Thorheit oder ihre Insolenz bewundern soll. Die Republikaner scheinen noch am meisten im Stande zu sein, die Bonapartisten an sich zu ziehen; aber wenn es einst leicht war, aus den ungekämmtesten Sansculotten die brillantesten Imperialisten zu machen, so mag es jetzt schwer sein, die entgegengesetzte Umwandlung zu bewerkstelligen.

Man bebauert, daß die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaisers, der Mantel von Marengo, der welthistorische dreieckige Hut u. dgl. m., welche gemäß dem Testamente von St. Helena, dem jungen Reichsstadt überliefert worden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der französischen Partheien könnte ein Stück aus diesem Nachlasse sehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte, so sollte die Vertheilung folgendermaßen statt finden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaisers überliefern, bieweil sie noch die einzigen sind, die es zu gebrauchen verständen. Den Herren vom Justemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen lassen; und, in der That, sie bedürfen eines solchen Mantels, um ihre ruhmlose Blöße damit zu bedecken. Den Karlisten gebe ich des Kaisers Hut, der freilich für solche Köpfe nicht sehr passend ist, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn sie nächstens wieder aufs Haupt geschlagen werden; ja, ich gebe ihnen auch die kaiserlichen Stiefel, die sie ebenfalls brauchen können, wenn sie nächstens wieder davon laufen müssen. Was aber den Stock betrifft, womit der Kaiser bei Jena spazieren gegangen, so zweifle ich, ob derselbe sich unter der herzoglich Reichstädtischen Verlassenschaft befindet, und ich glaube, die Franzosen haben ihn noch immer in Händen.

Nächst dem Tode des jungen Napoleon hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in diesen Provinzen am meisten besprechen. Die Abenteuer dieser Frau werden hier so poetisch erzählt, daß man glaubt, die Enkel der Fabliaudichter hätten sie in müßiger Laune erfunden. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne sehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Insektensammlung von schlechten Wigen mittheilen, die ich in einem karlistischen Schlosse darüber debitiren hörte. J. B. Einer der Festredner in Compiègne soll bemerkt haben: in Compiègne sei die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge sich jetzt, daß wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Fesseln angelegt würden. — Obgleich in allen französischen Blättern aufs prunkhafteste erzählt wird, daß der Zusammenfluß von Fremden hier sehr groß und überhaupt das Babelleben in Dieppe dieses Jahr sehr brillant sei, so habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es sind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäste, Alles ist trist und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einst so mächtig emperblühte, ist auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menschen dieser Stadt hiedurch in bitterste Armut verfielen, und den Sturz der Bourbons als die Quelle ihres Unglücks betrachten, so ist es begreiflich, daß man hier viele eragirte Karlisten findet. Dennoch würde man Dieppe verläumdern, wenn man annähme, daß mehr als ein Viertel seiner Bewohner aus Anhänger der vorigen Dynastie bestände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle sind hier gleich beim

ersten Trommelschlage versammelt, wenn exercirt werden soll; alle sind hier ganz uniformirt, welches letztere von besonderem Eifer zeigt. Das Napoleonsfest wurde dieser Tage mit auffallendem Enthusiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im allgemeinen weder geliebt noch gehaßt. Man betrachtet seine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für sein Regiment ist man nicht sonderlich begeistert. Die Franzosen sind allgemein durch die freie Presse so wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, sie sind so politisch aufgeklärt, daß sie kleine Uebel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den persönlichen Charakter des Königs hat man wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Rouen, den 17. Sept.

Ich schreibe diese Zeilen in der ehemaligen Residenz der Herzoge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch so viele steinerne Urkunden uns an die Geschichte jenes Volkes erinnern, das wegen seiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen seiner jetzigen Prozeßsucht und Erwerblust so berühmt ist. In jener Burg dort hauste Robert der Teufel, den Meyerbeer in Musik gesetzt; auf jenem Marktplatze verbrannte man die Pucelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire besungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man selber Löwenherz, Coeur de Lion, genannt hat; diesem Boden entsprossen die Sieger von Hastings, die Söhne Lancrede, und so viele andere Blumen normanischer Ritterschaft — aber diese gehen uns heute alle nichts an, wir beschäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipps friedliches System Wurzel geschlagen in dem kriegerischen Boden der Normandie? Ist das neue Bürgerkönigthum gut oder schlecht gebettet in der alten Heldenwiege der englischen und italienischen Aristokratie, in dem Lande der Normannen? Diese Frage glaube ich heute aufs kürzeste beantworten zu können: Die großen Gutsbesitzer, meistens Adel, sind Karlistisch gesinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer sind Philippistisch, und die untere Volksmenge verachtet und haßt die Bourbonen, und liebt, geringern Theils, die gigantischen Erinnerungen der Republik, größern Theils, den glänzenden Heroismus der Kaiserzeit. Die Karlisten, wie jede unterdrückte Partei, sind thätiger als die Philippisten, die sich gesichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es gesagt sein, daß sie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karlisten, die nie an ihrem einstigen Siege zweifeln und überzeugt sind, daß ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tausendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Parteiinteresse dadurch gefördert scheint; es liegt überhaupt im Charakter dieser Klasse, daß sie des eignen Gutes weniger achtet,

als sie nach fremdem Eigenthum lüftern ist (*sui profusus, alieni appetens*.) Habsucht und Verschwendung sind Geschwister. Der Rottirier, der nicht durch Hofdienst, Maitressengunst, süße Rede und leichtes Spiel, sondern durch schwere saure Arbeit seine irdischen Güter zu erwerben pflegt, hält fester an dem Erworbenen.

Indessen, die guten Bürger der Normandie haben die Einsicht gewonnen, daß die Journale, womit die Karlisten auf die öffentliche Meinung zu wirken suchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Besitzthümer sehr gefährlich seien, und sie sind der Meinung, daß man durch dasselbe Mittel, durch die Presse, jene Umtriebe vereiteln müsse. In diesem Sinne hat man unlängst die *Era-fette* du Havre gestiftet, eine sanftmüthige Justemilieu-Zeitung, die der ehrsamten Kaufmannschaft in Havre sehr viel Geld kostet und woran auch mehrere Pariser arbeiten, namentlich Monsieur de Salvanby, ein kleiner, geschmeidiger, wägrichter Geist, in einem langen, steifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt ist jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karlisten in der Normandie gegraben worden; letztere hingegen sind unermüdlich, und errichten überall ihre Zeitschriften, ihre Festungen der Lüge, woran der Freiheitsgeist seine Kräfte zersplittern soll, bis Entsat kommt von Osten. Diese Zeitschriften sind mehr oder minder im Geiste der *Gazette de France* und der *Quotidienne* abgefaßt; letztere werden außerdem aufs thätigste unter das Volk verbreitet. Beide Blätter sind schön und geistreich und anziehend geschrieben, dabei sind sie tief boshaft, persif, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre abeligen Colporteurs, die sie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Lesern manchmal noch Geld dazu geben, finden natürlicherweise größeren Absatz als sanftmüthige Justemilieu-Zeitungen. Ich kann diese beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich, von einem höhern Standpunkte, sie durchaus nicht schädlich achte für die Sache der Wahrheit; sie fördern diese vielmehr dadurch, daß sie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermühen, zu neuer Thatkraft anspornen. Jene zwei Journale sind die wahren Repräsentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, sich an den Personen rächen; es ist ein uraltes Verhältniß, wir treten ihnen auf den Kopf und sie stechen uns in die Ferse. Nur muß man zum Lobe der *Quotidienne* erwähnen, daß sie zwar ebensowohl wie die *Gazette* eine Schlange ist, daß sie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daß ihr Erbgröhl sich in jedem Worte verräth; daß sie eine Art Klapperschlange ist, die, wenn sie herankriecht, mit ihrer Klapper vor sich selber warnt. Die *Gazette* hat leider keine solche Klapper. Die *Gazette* spricht zuweilen gegen ihre eigenen Prinzipien, um den Sieg derselben indirekt zu bewirken; die *Quotidienne*, in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daß sie sich solcher kalten Selbstverläugnung unterwürfe. Die *Gazette* hat die Ruhe des Jesuitismus, der sich nicht von Reinigungswuth vertrie-

ren läßt, welches um so leichter ist, da der Jesuitismus eigentlich keine Gesinnung, sondern nur ein Metier ist; in der Quotibienne hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, schlecht verummumt in ritterlicher Loyalität und christlicher Liebe. Diesen letztern Charakter trägt auch die Karlistische Zeitschrift, die unter dem Titel: Gazette de la Normandie, hier in Rouen erscheint. Es ist darin ein süßliches Gellage über die gute alte Zeit, die leider verschwunden mit ihren chevaleresken Gestalten, mit ihren Kreuzzügen, Turniren, Wappenherolden, ehrsamern Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und sonstigen Gemüthlichkeiten, so daß man sonderbar erinnert wird an die feudalistischen Romane eines berühmten deutschen Dichters, in dessen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, dessen Herz aber voller Liebe war; bei dem Redakteur der Gazette de la Normandie ist hingegen der Kopf voll von krassem Obskurantismus, und sein Herz ist voll Gift und Galle. Dieser Redakteur ist ein gewisser Vicomte Walsh, ein langer gräulicher Blondin, von etwa 60 Jahren. Ich sah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karlistenkongress eingeladen war, und von der ganzen nobeln Sippschaft sehr fetirt wurde. Geschwätzig, wie sie sind, hat jedoch ein kleines Karlistchen mir zugesüßert: "c'est un fameux compère;" er ist eigentlich nicht von gutem französischen Adel; sein Vater, ein Ireländer von Geburt, war in französischem Kriegsdienste beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrierte und die Konfiskation seiner Güter verhindern wollte, verkaufte er sie zum Scheine seinem Sohne; als aber der alte Mann später nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne seine Güter zurückverlangte, läugnete dieser den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in völligglütigem Ernste statt gefunden, und behielt somit das Vermögen seines geprellten Vaters und seiner armen Schwester; diese wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry) und ihres Bruders Begeisterung für Madame hat seinen Grund sowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn, — „Ich wußte genug.“

Man kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konsequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karlisten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muß die Zeit lehren. Wie ihnen kein Mensch zu schlecht, wenn sie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, so ist ihnen auch kein Mittel zu schlecht. Neben jenen kanonischen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karlisten auch durch die mündliche Ueberlieferung aller möglichen Verläumdungen, durch die Tradition. Diese schwarze Propaganda sucht den guten Reumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichste zu verderben. Die Lügen, die in dieser Absicht geschmiedet werden, sind zuweilen eben so abscheulich, wie absurd. „Immer verläumben, immer verläumben, es bleibt was leben!“ war schon der Wahlspruch der saubern Lehrer.

In einer Karlistischen Gesellschaft zu Dieppe sagte mir ein junger Priester:

„Wenn Sie Ihren Landsteuten Bericht abstatten, müssen Sie der Wahrheit noch etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der französischen Regierung stehen geblieben, die Deutschen ihn desto stärker hassen und mit desto größerer Begeisterung gegen ihn fechten.“ Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiß sei, lächelte jener fast mitleidig und versicherte mir: „die Deutschen seien das tapferste Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderstand leisten; der Norden, so wie der Süden, sei der rechtmäßigen Dynastie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame seien, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter Gottes, allgemein verehrt; das sei die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieser legitime Glaubenseifer besonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche.“ — Während der Mann Gottes sich solchermaßen aussprach, erhob sich plötzlich vor dem Hause, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marseiller Hymne erscholl, so laut, daß die Fensterscheiben zitterten, und aus vollen Kehlen brang der Jubelruf: „Vive Louis Philippe! A bas les carlistes! Les carlistes à la lanterne!“ Das geschah um 1 Uhr in der Nacht, und die ganze Gesellschaft erschrak sehr. Auch ich war erschrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spasß der Diepper Nationalgarden. Diese hatten erfahren, daß Ludwig Philipp im Schlosse Eu angekommen sei, und sie saßen auf der Stelle den Beschluß, dorthin zu marschiren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreise wollten sie aber die armen Karlisten in Schrecken setzen, und sie machten den entsetzlichsten Lärm vor den Häusern derselben, und sangen dort wie wahnsinnig die Marseiller Hymne, jenes *dies irae, dies illa* der neuen Kirche, das zunächst den Karlisten ihren jüngsten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, so kann ich als Augenzeuge berichten, daß es keine angeordnete Begeisterung war, womit die Nationalgarden dort den König umfubelten. Er ließ sie die Revüe passiren, war sehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit sie ihn anlachten, und ich kann nicht läugnen, daß in dieser Zeit des Zwiespalts und des Mißtrauens solches Bild der Eintracht sehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem Könige ins Auge sahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeugten, und zuweilen mit männlichem Handschlage ihm Treue und Gehorsam zusagten. Ludwig Philipp nämlich, wie sich von selbst versteht, gab jedem die Hand. — Ueber dieses Händedrücken motiviren sich die Karlisten noch am meisten, und ich gestehe gern, der Haß macht sie zuweilen wüthig, wenn sie jene, „*messéante popularité des poignées de main*,“ perffiffiren. So sah ich in dem Schlosse, dessen ich schon früher erwähnt, *en petit comité* eine Proße aufführen, wo aufs ergößlichste dargestellt

ward, wie Sip I., König der Phylister (Eploteurs), seinem Sohne Großkufen (grand poulot) Unterricht in der Staatswissenschaft giebt, und ihn väterlich belehrt: „er solle sich nicht von den Theoretikern verleiten lassen, das Bürgerkönigthum in der Volkssouveraineté zu sehen, noch viel weniger in der Aufrechterhaltung der Charte; er solle sich weder an das Geschwätz der Rechten, noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt sei, noch viel weniger, ob der Thron mit republikanischen Institutionen barricadirt oder von erblichen Pairs gestützt werde; weder die oktroyirten Worte noch die heroischen Thaten seien von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunst bestehe darin, daß man jedem Lump die Hand drücke.“ Und nun zeigt er die verschiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Positionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen galoppirt, wenn sie vorbeidestilliren u. s. w. Großkufen ist gelehrtig, macht diese Regierungskunststücke aufs beste nach; ja er sagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbessern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drückt, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux oohon?“ oder, was synonym sei: „Wie geht's, citoien?“ „Ja, das ist synonym,“ sagt dann der König ganz trocken, und die Karlisten lachen. Hernach will sich Großkufen im Händedrücken üben, zuerst an einer Grisetete, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerbrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es aber nicht an Verhöhnung und Verläumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einst vor der Juliusrevolution, als Richter des Liberalismus feierten, und die wir seitdem so gern als Creville herabwürbigen. Bin ich aber sonst dem Justemilieu nicht sehr gewogen, so regte sich doch in meinem Gemüthe eine gewisse Pietät gegen die einst Hochverehrten; es regte sich wieder die alte Neigung, als ich sie geschmäht sah von jenen schlechten Menschen. Ja, wie derjenige, der sich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen lichten Tage die Sterne des Himmels schauen kann, so habe ich, als ich in eine obskure Karlistengesellschaft hinabgestiegen war, wieder klar und rein die Verdienste der Justemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinaire, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Collard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliussonne ihren Glanz verloren haben.

Es ist dann und wann nützlich, die Dinge von solch einem tiefen, statt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächst lernen wir die Personen unpartheiischer beurtheilen, wenn wir auch die Sache hassen, deren Repräsentanten sie sind; wir lernen die Menschen des Justemilieu von dem Systeme desselben unterscheiden. Dieses letztere ist schlecht, nach unserer Ansicht, aber

die Personen verdienen noch immer unsere Achtung, namentlich der Mann, dessen Stellung die schwierigste in Europa ist, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit seiner Existenz sieht; dieser Erhaltungstrieb ist sehr menschlich. Sind wir gar unter Karlisten gerathen, und hören wir diesen Mann beständig schmähen, so steigt er in unserer Achtung, indem wir bemerken, daß jene an Ludwig Philipp eben dasjenige tadeln, was wir noch am liebsten an ihm sehen, und daß sie eben dasjenige, was uns an ihm mißfällt, noch am liebsten goutiren. Wenn er in den Augen der Karlisten das Verdienst hat, ein Bourbon zu sein, so erscheint uns dieses Verdienst im Gegentheil als eine *levis nota*. Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und seine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendste unterscheiden. Das Haus Orleans hat sich dem französischen Volke so bestimmt angeschlossen, daß es gemeinschaftlich mit demselben regenerirt wurde; daß es aus dem schrecklichen Reinigungsbad der Revolution, eben so wie das französische Volk, gesäubert und gebessert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louvet uns in ihrem heitersten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verwesung so gut geschildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieser Dynastie, diesen Revenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Befehung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümirte Fäulniß beleidigte jede honnete Nase; und eines schönen Juliusmorgens, als der gallische Hahn krächte, mußten diese Gespenster wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen sind gesund und lebendig, es sind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuschen Geistes, frischen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karlisten an Ludwig Philipp so sehr mißfällt, hebt ihn in unserer Achtung. Ich kann mich, trotz des besten Willens, nicht so ganz des Partheigefühls entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernst ist. Die große Jury der Geschichte wird entscheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In diesem Falle sind die *Poignées de main* gar nicht lächerlich, und der männliche Handschlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtische Knien ein Symbol der feudalistischen Souverainetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gesinnung bewahrt und seinen Kindern überliefert, kann in der Geschichte einen großen Namen hinterlassen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynastie, sondern sogar als Stifter eines neuen Herrscherthums, das der Welt eine andere Gestalt giebt, — als der erste Bürgerkönig, Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gesinnung bewahrt, — aber das ist ja eben die große Frage.

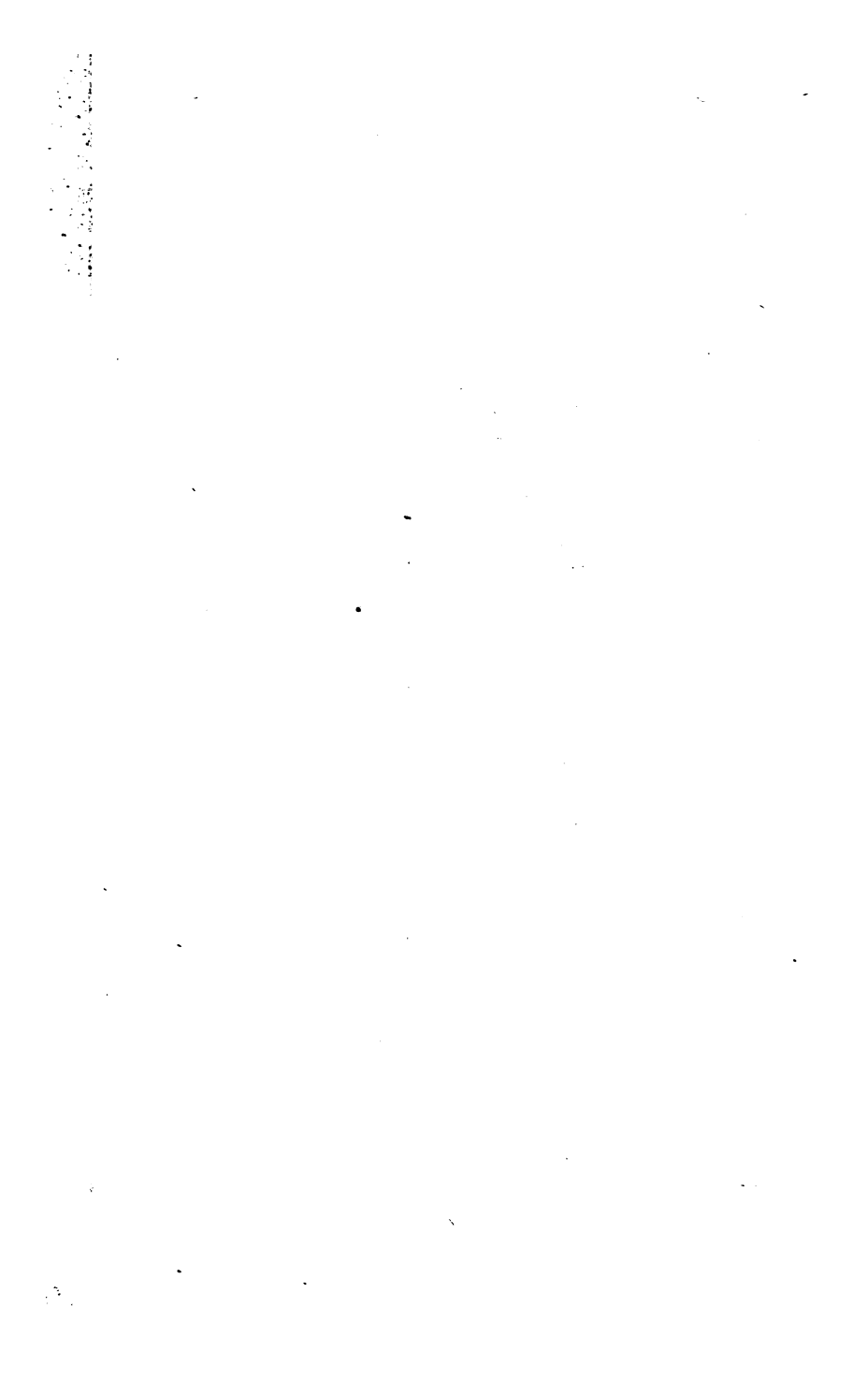
I n t e z i a.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

Erster Theil.



Widmungsbrief.

An Seine Durchlaucht,

den Fürsten Pückler-Muskau.

Die Reisenden, welche irgend einen durch Kunst oder historische Erinnerung-
erwürdigen Ort besuchen, pflegen hier an Mauern und Wänden ihre re-
spectiven Namen zu inscribiren, mehr oder minder leserlich, jenachdem das
Schreibmaterial war, das ihnen zu Gebote stand. Sentimentale Seelen su-
chen hinzu auch einige pathetische Zeilen gereimter oder ungereimter Gefühle.
In diesem Wust von Inschriften wird unsre Aufmerksamkeit plötzlich in An-
spruch genommen von zwei Namen, die neben einander eingegraben sind; Jahr-
zahl und Monatstag steht darunter und um Namen und Datum schlängelt
sich ein ovaler Kreis, der einen Kranz von Eichen oder Lorbeerblättern vorstel-
len soll. Sind den spätern Besuchern des Ortes die Personen bekannt, denen
jene zwei Namen angehören, so rufen sie ein heiteres: Sieh da! und sie machen
dabei die tiefsinnige Bemerkung, daß jene Beiden also einander nicht fremd
gewesen, daß sie wenigstens einmal auf derselben Stelle einander nahe gestan-
den, daß sie sich im Raum wie in der Zeit zusammengefunden, sie, die so gut
zusammen paßten. — Und nun werden über Beide Glossen gemacht, die wir
leicht errathen, aber hier nicht mittheilen wollen.

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse, durch die
Widmung dieses Buches gleichsam auf die Fagade desselben unsre beiden Na-
men inscribire, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemüthes, und
wenn meinem Sinne irgend ein bestimmter Beweggrund vorschwebt, so ist es
allenfalls der oberwähnte Brauch der Reisenden. — Ja, Reisende waren wir
beide auf diesem Erdball, das war unsre irdische Specialität, und diejenigen,
welche nach uns kommen, und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich
unsre beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches
Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben
darüber glossiren, in wie weit der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen und
der Berichterstatte der Lutezia zusammen paßten. —

Der Meister, dem ich dieses Buch zuerigne, versteht das Handwerk, und kennt die ungünstigen Umstände, unter welchen der Autor schrieb. Er kennt das Bett, in welchem meine Geisteskinder das Licht erblickten, das Augsburgerische Prokrustesbett, wo man ihnen manchmal die allzulangen Beine und nicht selten sogar den Kopf abschnitt. Um unbilllich zu sprechen, das vorliegende Buch besteht zum größten Theil aus Tagesberichten, welche ich vor geraumer Zeit in der Augsburgerischen Allgemeinen Zeitung drucken ließ. Von vielen hatte ich Brouillons zurückbehalten, wonach ich jetzt, bei dem neuen Abdruck, die unterdrückten oder veränderten Stellen restaurirte. Leider erlaubt mir nicht der Zustand meiner Augen, mich mit vielen solcher Restaurationen zu befassen; ich konnte mich aus dem verwitterten Papierwust nicht mehr herausfinden. Hier nun, so wie auch bei Berichten, die ich ohne vorläufigen Entwurf abgeschickt hatte, ersetzte ich die Lacunen und verbesserte ich die Alterationen so viel als möglich aus dem Gedächtnisse, und bei Stellen, wo mir der Stil fremdartig und der Sinn noch fremdartiger vorkam, suchte ich wenigstens die artistische Ehre, die schöne Form, zu retten, indem ich jene verdächtigen Stellen gänzlich vertilgte. Aber dieses Ausmerzen an Orten, wo der wahnwitzige Nothstift allzusehr gerast zu haben schien, traf nur Unwesentliches, keineswegs die Urtheile über Dinge und Menschen, die oft irrig sein mochten, aber immer treu wiedergegeben werden mußten, damit die ursprüngliche Zeitfarbe nicht verloren ging. Indem ich eine gute Anzahl von ungedruckt gebliebenen Berichten, die keine Censur passirt hatten, ohne die geringste Veränderung hinzufügte, lieferte ich durch eine künstlerische Zusammenstellung aller dieser Monographien ein Ganzes, welches das getreue Gemälde einer Periode bildet, die eben so wichtig wie interessant war.

Ich spreche von jener Periode, welche man zur Zeit der Regierung Ludwig Philipps die „parlamentarische“ nannte, ein Name, der sehr bezeichnend war und dessen Bedeutsamkeit mir gleich im Beginn auffiel. Wie im ersten Theil dieses Buches zu lesen, schrieb ich am 9. April 1840 folgende Worte: „Es ist sehr charakteristisch, daß seit einiger Zeit die französische Staatsregierung nicht mehr ein constitutionelles, sondern ein parlamentarisches Gouvernement genannt wird. Das Ministerium vom ersten März erhielt gleich in der Laufe diesen Namen.“ — Das Parlament, nämlich die Kammer, hatte damals schon die bedeutendsten Prärogative der Krone an sich gerissen, und die ganze Staatsmacht fiel in seine Hände. Senerseits war der König, es ist nicht zu läugnen, ebenfalls von usurpatorischen Begierden gekesselt, er wollte selbst regieren, unabhängig von Kammer- und Ministerlaune, und in diesem Streben nach unbeschränkter Souverainetät suchte er immer die legale Form zu bewahren. Ludwig Philipp kann daher mit Fug behaupten, daß er nie die Legalität verlegt, und vor den Aßisen der Geschichte wird man ihn gewiß von

dem Vorwurf, eine ungesegnete Handlung begangen zu haben, ganz freisprechen, und ihn allenfalls nur der allzugroßen Schlaueit schuldig erklären können. Die Kammer, welche ihre Eingriffe in die königlichen Vorrechte weniger klug durch legale Form bemäntelte, träfe gewiß ein weit herberes Verdict, wenn nicht etwa als Milderungsgrund angeführt werden dürfte, daß sie provoziert worden sei durch die absoluten Gewaltgelüste des Königs; sie kann sagen, sie habe denselben befehlet, um ihn zu entwaffnen und selber die Dictatur zu übernehmen, die in seinen Händen staats- und freiheitsverderblich werden konnte. Der Zweikampf zwischen dem König und der Kammer bildet den Inhalt der parlamentarischen Periode und beide Parteien hatten sich zu Ende derselben so sehr abgemüdet und geschwächt, daß sie kraftlos zu Boden sanken, als ein neuer Prästendent auf dem Schauplatz erschien. Am 24. Februar 1848 fielen sie fast gleichzeitig zu Boden, das Königthum in den Tuilleries und einige Stunden später das Parlament in dem nachbarlichen Palais Bourbon. Die Sieger, das glorreiche Lumpengefinde jener Februartage, brauchten wahrhaftig keinen Aufwand von Heldenmuth zu machen, und sie können sich kaum rühmen, ihrer Feinde ansichtig geworden zu sein. Sie haben das alte Regiment nicht getödtet, sondern sie haben nur seinem Scheinleben ein Ende gemacht: König und Kammer starben, weil sie längst todt waren. Diese beiden Kämpen der parlamentarischen Periode mahnen mich an ein Bildwerk, das ich einst zu Münster in dem großen Saale des Rathhauses sah, wo der westphälische Frieden geschlossen werden. Dort stehen nämlich längs den Wänden, wie Chorstühle, eine Reihe hölzerner Sitze, auf deren Lehne allerlei humoristische Sculpturen zu schauen sind. Auf einem dieser Holzstühle sind zwei Figuren dargestellt, welche in einem Zweikampf begriffen; sie sind ritterlich geharnischt, und haben eben ihre ungeheuer großen Schwerter erhoben, um auf einander einzuhauen — doch sonderbar! Jedem von ihnen fehlt die Hauptsache, nämlich der Kopf, und es scheint, daß sie sich in der Hitze des Kampfes einander die Köpfe abgeschlagen haben und jetzt, ohne ihre beiderseitige Kopfslosigkeit zu bemerken, weiter fechten. —

Die Blüthezeit der parlamentarischen Periode waren das Ministerium vom 1. März 1840 und die ersten Jahre des Ministeriums vom 29. November 1840. Ersteres mag für den Deutschen noch ein besonderes Interesse bewahren, weil damals Thiers unser Vaterland in die große Bewegung hineintrummelte, welche das politische Leben Deutschlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieses Verdienst wird ihm die deutsche Geschichte hoch anrechnen. Auch der Erisapfel der orientalischen Frage kommt unter jenem Ministerium bereits zum Vorschein, und wir sehen im grellsten Lichte den Egoismus jener britischen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzosen verhetzte. Daß das aufrichtige und großmüthige, bis zur Fanfa-

ronade großmüthige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherster Allirter ist, war die Ueberzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotische Bedürfniß, meine verblendeten Landsleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliebarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Ministerium Thiers manchemal, namentlich in Bezug auf die Engländer, ein allzulebensschäpliches Colorit ertheilt; aber die Zeit war eine höchst gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrath.

Bis zur Katastrophe vom 24. Februar gehen nicht meine Pariser Berichte, aber man sieht schon auf jeder Seite ihre Nothwendigkeit, und sie wird beständig vorausgesagt mit jenem prophetischen Schmerz, den wir in dem alten Helbenliebe finden, wo Trostas Brand nicht den Schluß bilbet, aber in jedem Verse geheimnißvoll knistert. Ich habe nicht das Gewitter, sondern die Wetterwolken beschrieben, die es in ihrem Schooße trugen und schauerlich düster heranzogen. Ich berichtete oft und bestimmt über die Dämonen, welche in den untern Schichten der Gesellschaft lauerten, und aus ihrer Dunkelheit herausbrechen würden, wenn der rechte Tag gekommen. Diese Ungethüme, denen die Zukunft gehört, betrachtete man damals nur durch ein Verkleinerungsglas, und da sahen sie wirklich aus wie wahnsinnige Blöthe — aber ich zeigte sie in ihrer wahren Lebensgröße, und da glichen sie vielmehr den furchtbarsten Krokodillen, welche jemals aus dem Schlamm gestiegen. —

Um die betrübenden Berichterstattungen zu erheitern, verweb ich sie mit Schilderungen aus dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, aus den Tanzsälen der guten und der schlechten Societät, und wenn ich unter solchen Arabesken manche allzunürrische Virtuosenfrage gezeichnet, so geschah es nicht, um irgend einem längst verschollenen Viebermann des Pianoforte oder der *Maestro* ein Herzeleid zuzufügen, sondern um das Bild der Zeit selbst in seinen kleinsten Nüancen zu liefern. Ein ehrliches Daguerreotyp muß eine Fliege eben so gut wie das stolze Pferd treu wiedergeben, und meine Berichte sind ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selber abconterfeite, und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende Geist des Künstlers ein Werk geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch durch sich selbst documentirt. Mein Buch ist daher zugleich ein Product der Natur und der Kunst, und während es jetzt vielleicht den populären Bedürfnissen der Leserswelt genügt, kann es auf jeden Fall dem späteren Historiographen als eine Geschichtsquelle dienen, die, wie gesagt, die Bürgschaft ihrer Tageswahrheit in sich trägt. Man hat in solcher Beziehung bereits meinen „*Französischen Zuständen*,“ welche denselben Charakter tragen, die größte Anerkennung gezoßt, und die französische Uebersetzung wurde von Historien-schreibern Franzosen vielfach benutzt. Ich erwähne dieses Alles, damit ich für mein Werk ein solides Verdienst vindicire, und der Leser um so

nachsichtiger sein möge, wenn er darin wieder jenen frivolen Esprit bemerkt, den unsre kerndeutschen, ich möchte sagen eicheldeutschen Landsleute auch dem Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen“ vorgeworfen haben. Indem ich Demselben mein Buch zuerigne, kann ich wohl, in Bezug auf den darin enthaltenen Esprit, heute von mir sagen, daß ich Eulen nach Athen bringe.

Aber wo befindet sich in diesem Augenblick der vielverehrte und viel theure Verstorbene? Wohin adressire ich mein Buch? Wo ist er? Wo weilt er, oder vielmehr wo galoppirt er, wo trottiert er? er, der romantische Anacharsis, der fashionabelste aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, dem ein eleganter Groom die Laterne vorträgt, womit er einen Menschen sucht. — Sucht er ihn in Sandomir, oder in Sandomisch, wo ihm der große Wind, der durch das Brandenburger Thor weht, die Laterne ausbläst? Oder tragt er jetzt auf dem höckerichten Rücken eines Kameels durch die arabische Sandwüste, wo der langbeinige Hut-Hut, den die deutschen Dragomanen den Legationssecrétaire von Wiedebohopf nennen, an ihm vorüberläuft, um seiner Gebieterin, der Königin von Saba, die Ankunft des hohen Gastes zu verkünden — denn die alte fabelhafte Person erwartet den weltberühmten Touristen auf einer schönen Dase in Aethiopien, wo sie mit ihm unter wehenden Fächerpalmen und plätschernden Springbrunnen frühstücken und kokettiren will, wie einst auch die verstorbene Lady Esther Stanhope gethan, die ebenfalls viele kluge Räthselsprüche wußte — Apropos: aus den Memoiren, welche ein Engländer nach dem Tode dieser berühmten Sultinin der Wüste herausgegeben, habe ich nicht ohne Verwunderung gelesen, daß die hohe Dame, als Ew. Durchlaucht sie auf dem Libanon besuchten, auch von mir sprach, und der Meinung gewesen, ich sei der Stifter einer neuen Religion. Du lieber Himmel! da sehe ich, wie schlecht man in Asien über mich unterrichtet ist! —

Ja, wo ist jetzt der wandersüchtige Ueberall und Nirgend? Correspondenten einer mongolischen Zeitung behaupten, er sei auf dem Wege nach China, um die Chinesen zu sehen, ehe es zu spät ist und dieses Volk von Porcellan in den plumphen Händen der rothhaarigten Barbaren ganz zerbricht — ach! seinem armen wackelköpfigen Porcellan-Kaiser ist schon vor Gram das Herz gebrochen! — Der Calcutta advertiser scheint der oben erwähnten mongolischen Zeitungsnachricht keinen Glauben zu schenken, und behauptet vielmehr, daß Engländer, welche jüngst den Himalaja bestiegen, den Fürsten Pfusker Muskau auf den Flügeln eines Greifen durch die Lüfte fliegen sahen. Jenes Journal bemerkt, daß der erlauchte Reisende sich wahrscheinlich nach dem Berge Kaf begab, um dem Vogel Simurgh, der dort haust, seinen Besuch abzustatten und mit ihm über antebiblische Politik zu plaudern. — Aber der alte Simurgh, der Decan der Diplomaten, der Ex-Westir so vieler präadamitischen Sultane, die Alle weiße Röcke und rothe Hosen getragen, residirt er

nicht während den Sommermonaten auf seinem Schloß Johannisberg am Rhein? Ich habe den Wein der dort wächst, immer für den besten gehalten, und für einen gar klugen Vogel hielt ich immer den Herrn des Johannisbergs; aber mein Respect hat sich noch vermehrt, seitdem ich weiß, in welchem hohen Grade er meine Gedichte liebt, und daß er einst Ew. Durchlaucht erzählte, wie er bei der Lectüre derselben zuweilen Thränen vergossen habe. Ich wollte, er läse auch einmal zur Abwechslung die Gedichte meiner Parnassgenossen, der heutigen Gesinnungspoeten; er wird freilich bei dieser Lectüre nicht weinen, aber desto herzlicher lachen. —

Jeboch noch immer weiß ich nicht ganz bestimmt den Aufenthaltsort des Verstorbenen, des lebendigsten aller Verstorbenen, der so viel Titularlebendige überlebt hat. — Wo ist er jetzt? Im Abendland oder im Morgenland? In China oder in England? In Hosen von Nanking oder von Manchester? In Vorderasien oder in Hinterpommern? Muß ich mein Buch nach Syritz adressiren oder nach Lombutu, poste-restante? — Gleichviel wo er auch sei, überall verfolgen ihn die heiter treuherzigsten und wehmüthig tollsten Grüße seines ergebenen

Heinrich Heine.

Paris, den 23. August 1854.

1.

Paris, den 25. Februar 1840.

Je näher man der Person des Königs steht und mit eigenen Augen das Treiben desselben beobachtet, desto leichter wird man getäuscht über die Motive seiner Handlungen, über seine geheimen Absichten, über sein Wollen und Streben. In der Schule der Revolutionen hat er jene moderne Schlaueit erlernt, jenen politischen Jesuitismus, worin die Jakobiner manchmal die Jünger Loyola's übertrafen. Zu diesen Errungenschaften kommt noch ein Schatz angeerbter Verstellungskunst, die Tradition seiner Vorfahren, der französischen Könige, jener ältesten Söhne der Kirche, die immer weit mehr als andere Fürsten durch das heilige Del von Rheims geschmeibig worden, immer mehr Fuchs als Löwe waren, und einen mehr oder minder priesterlichen Charakter offenbarten. Zu der angelernten und überlieferten *simulation* und *dissimulation* gesellt sich noch eine natürliche Anlage bei Ludwig Philipp, so daß es fast unmöglich ist, durch die wohlwollende dicke Hülle, durch das lächelnde Fleisch, die geheimen Gedanken zu erspähen. Aber gelänge es auch, bis in die Tiefe des königlichen Herzens einen Blick zu werfen, so sind wir dadurch noch nicht weit gefördert, denn am Ende ist eine Antipathie oder Sympathie in Bezug auf Personen nie der bestimmende Grund der Handlungen Ludwig Philipp's, er gehorcht nur der Macht der Dinge (*la force des choses*), der Nothwendigkeit. Alle subjektive Anregung weist er fast grausam zurück, er ist hart gegen sich selbst, und ist er auch kein Selbstherrscher, so ist er doch ein Beherrscher seiner selbst; er ist ein sehr objektiver König. Es hat daher wenig politische Bedeutung, ob er etwa den Guizot mehr liebt oder weniger als den Thiers; er wird sich des einen oder des andern bedienen, je nachdem er den einen oder andern nöthig hat, nicht früher, nicht später. Ich kann daher wirklich nicht mit Gewißheit sagen, wer von diesen zwei Männern dem König am angenehmsten oder am unangenehmsten sei. Ich glaube, ihm mißfallen sie alle beide, und zwar aus Metärrneid, weil er ebenfalls Minister ist, in ihnen seine beständigen Nebenbuhler sieht, und am Ende fürchtet, man könnte ihnen eine größere politische Capacität zutrauen als ihm selber. Man sagt, Guizot sage ihm mehr zu, als Thiers, weil jener eine gewisse Unpopularität genießt, die dem Könige gefällt. Aber der puritanische Zuschnitt, der lauernde Hochmuth, der doctrinäre Belehrungston, das edig-calvinistische Wesen Guizot's kann nicht anziehend auf den König wirken. Bei Thiers stößt er auf die entgegengesetzten

Eigenschaften, auf einen ungezügelter Leichtsinn, auf eine feste Laune, auf eine Freimüthigkeit, die mit seinem eigenen versteckten, krummlinigten, eingeschachtelten Charakter fast beleidigend contrastirt und ihm also ebenfalls wenig behagen kann. Hierzu kommt, daß der König gern spricht, ja sogar sich gern in ein unendliches Schwagen verliert, was sehr merkwürdig, da verstellungsfüchtige Naturen gewöhnlich wortkarg sind. Gar bedeutend muß ihm deshalb ein Guizot missfallen, der nie discurtirt, sondern immer docirt und endlich, wenn er seine Theses bewiesen hat, die Gegenrede des Königs mit Strenge anhört, und wohl gar dem König Beifall nicht, als habe er einen Schulknaben vor sich, der seine Lektion gut her sagt. Bei Thiers gehts dem Könige noch schlimmer, der läßt ihn gar nicht zu Worte kommen, verloren in die Strömung seiner eigenen Rede. Das rieselt unaufhörlich, wie ein Faß, dessen Hahn ohne Zapfen, aber immer kostbarer Wein. Kein Anderer kommt da zu Worte, und nur während er sich rasirt, ist man im Stande, bei Herrn Thiers ruhiges Gehör zu finden. Nur so lange ihm das Messer an der Kehle ist, schweigt er und schenkt fremder Rede Gehör.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der König sich endlich entschließt, den Begehrnissen der Kammer nachgebend, Herrn Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen und ihm als Präsidenten des Conseils auch das Portefeuille der äußern Angelegenheiten anzuvertrauen. Das ist leicht vorauszusehen. Man dürfte aber mit großer Gewißheit prophezeien, daß das neue Ministerium nicht von langer Dauer sein wird, und daß Herr Thiers selber eines frühen Morgens dem Könige eine gute Gelegenheit giebt, ihn wieder zu entfernen und Herrn Guizot an seine Stelle zu berufen. Herr Thiers, bei seiner Behendigkeit und Geschmeidigkeit, zeigt immer ein großes Talent, wenn es gilt den mât de Cocagne der Herrschaft zu erklettern, hinauf zu rutschen, aber er bekundet ein noch größeres Talent des Wiederheruntergleitens, und wenn wir ihn ganz sicher auf dem Gipfel seiner Macht glauben, glitscht er unversehens wieder herab, so geschickt, so artig, so lächelnd, so genial, daß wir diesem neuen Kunststück schier applaudiren möchten. Herr Guizot ist nicht so geschickt im Erklimmen des glatten Mastes. Mit schwerfälliger Mühe zottelt er sich hinauf, aber wenn er oben einmal angelangt, klammert er sich fest mit der gewaltigen Tazze; er wird auf der Höhe der Gewalt immer länger verweilen, als sein gelenkiger Nebenbuhler, ja wir möchten sagen, daß er aus Unbeholfenheit nicht mehr herunterkommen kann und ein starkes Schütteln nöthig sein wird, ihm das Herabpurzeln zu erleichtern. In diesem Augenblick sind vielleicht schon die Depeschen unterwegs, worin Ludwig Philipp den auswärtigen Cabinetten auseinandersetzt, wie er, durch die Gewalt der Dinge gezwungen, den ihm fatalen Thiers zum Minister nehmen muß, anstatt des Guizot, der ihm viel angenehmer gewesen wäre.

Der König wird jetzt seine große Noth haben, die Antipathie, welche die fremden Mächte gegen Thiers hegen, zu beschwichtigen. Dieses Buhlen nach dem Beifall der Letztern ist eine thörichte Idiosyncrasie. Er meint, daß von dem äußern Frieden auch die Ruhe seines Inlands abhängt, und er schenkt diesem nur geringe Aufmerksamkeit. Er, vor dessen Augenzwinkern alle Trajane, Titusse, Mark-Aurele und Antonine dieser Erde, den Großmogul mit eingerechnet, zittern müßten, Er demüthigt sich vor ihnen wie ein Schulbub und jammert: „schonet meiner! verzeiht mir, daß ich so zu sagen den französischen Thron bestiegen, daß das tapferste und intelligenteste Volk, ich will sagen 36 Millionen Unruhestifter und Gottesläugner mich zu ihrem König gewählt haben. — Verzeiht mir, daß ich mich verleiten ließ, aus den verruchten Händen der Rebellen die Krone und die dazu gehörigen Kronjuwelen in Empfang zu nehmen — ich war ein unerfahrenes Gemüth, ich hatte eine schlechte Erziehung genossen von Kind an, wo Frau von Genlis mich die Menschenrechte buchstabiren ließ — bei den Jakobinern, die mir den Ehrenposten eines Thürstehers anvertrauten, habe ich auch nicht viel Gutes lernen können — ich wurde durch schlechte Gesellschaft verführt, besonders durch den Marquis de Lafayette, der aus mir die beste Republik machen wollte — ich habe mich aber seitdem gebessert, ich bereue meine jugendlichen Verirrungen, und ich bitte Euch, verzeiht mir aus christlicher Barmherzigkeit — und schenket mir den Frieden!“ Rein, so hat sich Ludwig Philipp nicht ausgedrückt, denn er ist stolz und edel und klug, aber das war doch immer der kurze Sinn seiner langen Reden und noch längern Briefe, deren Schriftzüge, als ich sie jüngst sah, mir höchst originell erschienen. Wie man gewisse Schriftzüge „Liegenspfötchen“ (*pattes de mouche*) nennt, so könnte man die Handschrift Ludwig Philipp's „Spinnenbeine“ benamen; sie ähneln nemlich den hagerdünnen und schattenartig langen Beinen der sogenannten Schneiderspinnen, und die hochgestreckten und zugleich äußerst waggern Buchstaben machen einen fabelhaft brolligen Eindruck.

Selbst in der nächsten Umgebung des Königs wird seine Nachgiebigkeit gegen das Ausland getabelt; aber niemand wagt, irgend eine Rüge laut werden zu lassen. Dieser milde, gutmüthige und hausväterliche Ludwig Philipp fordert im Kreise der Seinen einen eben so blinden Gehorsam, wie ihn der wüthendste Tyrann jemals durch die größten Grausamkeiten erlangen mochte. Ehrfurcht und Liebe fesselt die Zunge seiner Familie und Freunde; das ist ein Mißgeschick, und es könnten wohl Fälle eintreten, wo dem königlichen Einzelwillen irgend ein Einspruch und sogar offener Widerspruch heilsam sein dürfte. Selbst der Kronprinz, der verständige Herzog von Orleans, beugt schweigend das Haupt vor dem Vater, obgleich er seine Fehler einsieht und traurige Konflikte, ja eine entsetzliche Katastrophe zu ahnen scheint. Er soll einst zu einem Vertrauten gesagt haben, er sehne sich nach einem Kriege, weil er lieber in den

Wogen des Rheines als in einer schmutzigen Gasse von Paris sein Leben verlieren wolle. Der edle ritterliche Held hat melancholische Augenblicke, und erzählt dann, wie seine Ruhme, Madame d'Angoulême, die unguillotinierte Tochter Ludwig's des XVI., mit ihrer heiseren Rabenstimme ihm ein frühes Verderben prophezeit; als sie auf ihrer letzten Flucht während den Julitagen dem heimkehrenden Prinzen in der Nähe von Paris begegnete. Sonderbar ist es, daß der Prinz einige Stunden später in Gefahr geriet, von den Republikanern, die ihn gefangen nahmen, fusillirt zu werden und nur wie durch ein Wunder solchem Schicksal entging. Der Erbprinz ist allgemein geliebt, er hat alle Herzen gewonnen, und sein Verlust wäre der jetzigen Dynastie mehr als verderblich. Seine Popularität ist vielleicht ihre einzige Garantie. Aber er ist auch eine der edelsten und kostbarsten Blüthen, die dem Boden Frankreichs, diesem „schönen Menschengarten,“ entsprossen sind.

2.

Paris, den 1. März 1840.

Thiers steht heute im vollen Lichte seines Tages. Ich sage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. — Daß Thiers jetzt Minister ist, alleiniger, wahrhafter Gewaltminister, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Personen, mehr aus Schelmerei denn aus Ueberzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe sie die Ordonnanz unterzeichnet sähen, schwarz auf weiß im Moniteur. Sie sagen, bei der zögernden Weise des Fabius Cunctator des Königthums sei alles möglich; vorigen Mai habe sich der Handel zerschlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, ist Thiers Minister — „schwören will ich darauf, aber nicht wetten,“ sagte einst For bei einer ähnlichen Gelegenheit. Ich bin nun neugierig, in wie viel Zeit seine Popularität wieder demolirt sein wird. Die Republikaner sehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königthums, und sie werden ihn gewiß nicht schonen. Großmuth ist nicht ihre Art, und die republikanische Tugend verschmäht nicht die Allianz mit der Lüge. Morgen schon werden die alten Verleumdungen aus den modrigsten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfe hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Collegen werden ebenfalls stark gehalten. „Ein Carnevalministerium,“ rief man schon gestern Abend, als der Name des Ministers des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewisse Wahrheit. Ohne die Besorgniß vor den drei Carnevalstagen hätte man sich mit der Bildung des Ministeriums vielleicht nicht so sehr geeilt. Aber heute ist schon Fasching-

sonntag, in diesem Augenblick wälzt sich bereits der Zug des boouf gras durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen sind die gefährlichsten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläßt sich dann einer wahn-sinnigen, fast verzweiflungsvollen Lust, alle Tollheit ist grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrausch trinkt dann leicht Brüderschaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. — Nummerei gegen Nummerei, und das neue Ministerium ist vielleicht eine Maske des Königs für den Carneval.

3.

Paris, den 9. April 1840.

Nachdem die Leidenschaften sich etwas abgekühlt und denkende Besonnenheit sich allmählich geltend macht, gesteht Jeder, daß die Ruhe Frankreichs aufs gefährlichste bedroht war, wenn es den sogenannten Conservativen gelang, das jetzige Ministerium zu stürzen. Die Glieder desselben sind gewiß in diesem Augenblick die geeignetsten Lenker des Staatswagens. Der König und Thiers, der eine im Innern des Wagens, der andere auf dem Boche, sie müssen jetzt einig bleiben, denn trotz der verschiedenen Situation sind sie denselben Gefahren des Umsturzes ausgesetzt. Der König und Thiers hegen durchaus keinen geheimen Haß, wie man allgemein glaubt. Persönlich hatten sich beide schon vor geraumer Zeit ausgesöhnt. Die Differenz bleibt nur eine politische. Bei aller jetzigen Einigkeit, bei dem besten Willen des Königs für die Erhaltung des Ministeriums, kann doch in seinem Geiste jene politische Differenz nie ganz schwinden; denn der König ist ja der Repräsentant der Krone, deren Interessen und Rechte in beständigem Conflict mit den usurpirten Gelüsten der Kammer. In der That, wir müssen der Wahrheit gemäß das ganze Streben der Kammer mit dem Ausdruck Usurpationslust bezeichnen; sie war auch immer der angreifende Theil, sie suchte bei jeder Veranlassung die Rechte der Krone zu schmälern, die Interessen derselben zu untergraben, und der König übte nur eine natürliche Nothwehr. Z. B. die Charte verlieh dem König das Recht, seine Minister zu wählen, und jetzt ist dieses Prærogativ nur ein leerer Schein, eine ironische, das Königthum verhöhnende Formel, denn in der Wirklichkeit ist es die Kammer, welche die Minister wählt und verabschiedet. Auch ist es sehr charakteristisch, daß seit einiger Zeit die französische Staatsregierung nicht mehr ein constitutionelles, sondern ein parlamentarisches Gouvernement genannt wird. Das Ministerium vom 1. April erhielt gleich in der Laufe diesen Namen, und durch die That wie durch das Wort ward eine Rechtsberaubung der Krone zu Gunsten der Kammer öffentlich proclamirt und sanctionirt.

Thiers ist der Repräsentant der Kammer, er ist ihr gewählter Minister, und in dieser Beziehung kann er dem König nie ganz behagen. Die allerhöchste Mißhuld trifft also, wie gesagt, nicht die Person des Ministers, sondern das Princip, das sich durch seine Wahl geltend gemacht hat. — Wir glauben, daß die Kammer den Sieg jenes Princips nicht weiter verfolgen wird; denn es ist im Grunde dasselbe Electionsprincip, als dessen letzte Consequenz die Republik sich darbietet. Wohin sie führen, diese gewonnenen Kammerschlachten, merken die dynastischen Oppositionshelden jetzt eben so gut wie jene Conservativen, die aus persönlicher Leidenschaft, bei Gelegenheit der Dotationsfrage, sich die lächerlichsten Mißgriffe zu Schulden kommen ließen.

Das Verwerfen der Dotation, und gar der schweigende Hohn, womit man sie verwarf, war nicht bloß eine Beleidigung des Königthums, sondern auch eine ungerechte Thorheit; — denn indem man der Krone alle wirkliche Macht allmählich abkämpfte, mußte man sie wenigstens entschädigen durch äußern Glanz, und ihr moralisches Ansehen in den Augen des Volks vielmehr erhöhen als herabwürdigen. Welche Inconsequenz! Ihr wollt einen Monarchen haben, und knickt bei den Kosten für Hermelin und Goldprunk! Ihr schreht zurück vor der Republik und insultirt Euren König öffentlich, wie Ihr gethan bei der Abstimmung der Dotationsfrage! Und sie wollen wahrlich keine Republik, diese edlen Geldritter, diese Barone der Industrie, diese Auserwählten des Eigenthums, diese Enthusiasten des ruhigen Besizes, welche die Majorität in der französischen Kammer bilden. Sie hegen vor der Republik ein noch weit entseflicheres Grauen als der König selbst, sie zittern davor noch weit mehr als Ludwig Philipp, welcher sich in seiner Jugend schon daran gewöhnt hat.

Wird sich das Ministerium Thiers lange halten? Das ist jetzt die Frage. Dieser Mann spielt eine schauerliche Rolle. Er verfügt nicht bloß über alle Streitkräfte des mächtigsten Reiches, sondern auch über alle Heeresmacht der Revolution, über alles Feuer und allen Wahnsinn der Zeit. Reizt ihn nicht aus seiner weisen Jovialität hinaus in die fatalistischen Irrgänge der Leidenschaft, legt ihm nichts in den Weg, weder goldene Äpfel noch rohe Klöße! ... Die ganze Partei der Krone sollte sich Glück wünschen, daß die Kammer eben den Thiers gewählt, den Staatsmann, der in den jüngsten Debatten seine ganze politische Größe offenbart hat. Ja, während die andern nur Redner sind, oder Administratoren, oder Gelehrte, oder Diplomaten, oder Jugendhelden, so ist Thiers alles dieses zusammen, sogar letzteres, nur daß sich bei ihm diese Fähigkeiten nicht als schrofte Specialitäten hervorstellen, sondern von seinem staatsmännischen Genie überragt und absorbiert werden. Thiers ist Staatsmann; er ist einer von jenen Geistern, denen das Talent des Regierens angeboren ist. Die Natur schafft Staatsmänner wie sie Dichter

schafft, zwei sehr heterogene Arten von Geschöpfen, die aber von gleicher Unentbehrlichkeit; denn die Menschheit muß begeistert werden und regiert. Die Männer, denen die Poesie oder die Staatskunst angeboren ist, werden auch von der Natur getrieben, ihr Talent geltend zu machen, und wir dürfen diesen Trieb keineswegs mit jener kleinen Eitelkeit verwechseln, welche die Minderbegabten anstachelt, die Welt mit ihren elegischen Reimereien oder mit ihren prosaischen Declamationen zu langweilen.

Ich habe angedeutet, daß Thiers eben durch seine letzte Rede seine staatsmännische Größe bekundete. Berryer hat vielleicht mit seinen sonoren Phrasen auf die Ohren der großen Menge eine pomphaftere Wirkung ausgeübt; aber dieser Orator verhält sich zu jenem Staatsmann wie Cicero zu Demosthenes. Wenn Cicero auf dem Forum plaidirte, dann sagten die Zuhörer, daß Niemand schöner zu reden verstehe als der Marcus Tullius; sprach aber Demosthenes, so riefen die Athener: Krieg gegen Philipp! Statt aller Lobsprüche, nachdem Thiers geredet hatte, öffneten die Deputirten ihren Sackel und gaben ihm das verlangte Geld.

Culminirend in jener Rede des Thiers war das Wort „Transaction“ — ein Wort, das unsere Tagespolitiker sehr wenig begriffen, das aber nach meiner Ansicht die tiefstinnigste Bedeutung enthält. War denn von jeher die Aufgabe der großen Staatsmänner etwas Anderes als eine Transaction, eine Vermittlung zwischen Principien und Parteien? Wenn man regieren soll, und sich zwischen zwei Factionen, die sich bekämpfen, befindet, so muß man eine Transaction versuchen. Wie könnte die Welt fortschreiten, wie könnte sie nur ruhig stehen bleiben, wenn nicht nach wilden Umwälzungen die gebietenden Männer kämen, die unter den ermüdeten und leidenden Kämpfern den Gottesfrieden wieder herstellten, im Reiche des Gedankens wie im Reiche der Erscheinung? Ja, auch im Reiche des Gedankens sind Transactionen nöthig. Was war es anders als Transaction zwischen der römisch-katholischen Ueberlieferung und der menschlich-göttlichen Vernunft, was vor drei Jahrhunderten in Deutschland als Reformation und protestantische Kirche ins Leben trat? Was war es anders als Transaction, was Napoleon in Frankreich versuchte, als er die Menschen und die Interessen des alten Regimes mit den neuen Menschen und neuen Interessen der Revolution zu versöhnen suchte? Er gab dieser Transaction den Namen „Fusion“ — ebenfalls ein sehr bedeutungsvolles Wort, welches ein ganzes System offenbart. — Zwei Jahrtausende vor Napoleon hatte ein anderer großer Staatsmann, Alexander von Macedonien, ein ähnliches Fusionsystem erdacht, als er den Occident mit dem Orient vermitteln wollte, durch Wechselfeinträgen zwischen Siegern und Besiegten, Sittentausch, Gedankenverschmelzung. — Nein, zu solcher Höhe des Fusionsystems konnte sich Napoleon nicht erheben, nur die Personen

und die Interessen wußte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und das war sein großer Fehler und auch der Grund seines Sturzes. Wird Herr Thiers denselben Mißgriff begehen? Wir fürchten es fast. Herr Thiers kann sprechen vom Morgen bis Mitternacht, unermüdet, immer neue glänzende Gedanken immer neue Geistesblitze hervorsprühend, den Zuhörer ergözend, belehrend blendend, man möchte sagen, ein gesprochenes Feuerwerk. Und dennoch greift er mehr die materiellen als die idealen Bedürfnisse der Menschheit: er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdischen Erscheinungen an den Himmel gekettet sind: er hat keinen Sinn für große sociale Institutionen.

4.

Paris, den 30. April 1840.

„Erzähle mir, was du heute gesät hast, und ich will dir voraussagen, was du morgen ernten wirst!“ An dieses Sprichwort des kernichten Sanchez dachte ich dieser Tage, als ich im Faubourg Saint-Marceau einige Ateliers besuchte und dort entdeckte, welche Lectüre unter den Duvriers, dem kräftigsten Theile der untern Classe, verbreitet wird. Dort fand ich nämlich mehrere neue Ausgaben von den Reden des alten Robespierre, auch von Marat's Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, die Revolutionsgeschichte des Cabet, Gormenin's giftige Libelle, Babeuf's Lehre und Verschwörung von Buonarrotti, Schriften, die wie nach Blut rochen; — und Lieder hörte ich singen, die in der Hölle gebichtet zu sein schienen, und deren Refrains von der wildesten Aufregung zeugten. Nein, von den dämonischen Tönen, die in jenen Liedern walteten, kann man sich in unserer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muß vergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z. B. in jenen ungeheuern Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten tropigen Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Tact schlagen auf dem dröhnenden Amboss. Solches Accompagnement ist vom größten Effect, so wie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Esse hervorsprühen. Nichts als Leidenschaft und Flamme!

Eine Frucht dieser Saat, broht aus Frankreichs Boden früh oder spät die Republik hervorzubrechen. Wir müssen, in der That, solcher Befürchtung Raum geben; aber wir sind zugleich überzeugt, daß jenes republikanische Regiment nimmermehr von langer Dauer sein kann in der Heimath der Coquetterie und der Eitelkeit. Und gesetzt auch, der Nationalcharakter der Franzosen wäre mit dem Republikanismus ganz vereinbar, so könnte doch die Republik, wie unsere Radicalen sie träumen, sich nicht lange halten. In dem Lebensprincip einer solchen Republik liegt schon der Keim ihres frühen Todes;

in ihrer Blüthe muß sie sterben. Gleichviel von welcher Verfassung ein Staat sei, er erhält sich nicht blos und allein durch den Gemeinfinn und den Patriotismus der Volksmasse, wie man gewöhnlich glaubt, sondern er erhält sich durch die Geistesmacht der großen Individualitäten, die ihn lenken. Nun aber wissen wir, daß in einer Republik der angeedeuteten Art ein eifersüchtiger Gleichheitsfinn herrscht, der alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstößt, ja unmöglich macht, und daß also in Zeiten der Noth nur Gevatter Gerber und Wursthändler sich an die Spitze des Gemeinwesens stellen werden. Durch dieses Grundübel ihrer Natur müssen jene Republiken nothwendigerweise zu Grunde gehen, sobald sie mit energischen und von großen Individualitäten vertretenen Oligarchien und Autokratien in einen entscheidenden Kampf gerathen. Daß dieses aber statfinden muß, sobald in Frankreich die Republik proklamirt würde, unterliegt keinem Zweifel.

Während die Friedenszeit, die wir jetzt genießen, sehr günstig ist für die Verbreitung der republikanischen Lehren, löst sie unter den Republikanern selbst alle Bande der Einigkeit; der argwöhnische Geist dieser Leute muß durch die That beschäftigt werden, sonst geräth er in spitzfindige Discussionen und Zwistreden, die in bittere Feindschaften ausarten. Sie haben wenig Liebe für ihre Freunde und sehr viel Haß für diejenigen, die durch Gewalt des fortschreitenden Nachdenkens sich einer entgegengesetzten Ansicht zuneigen. Mit einer Beschuldigung des Ehrgeizes, wo nicht gar der Veschlichkeit sind sie alsdann sehr freigebig. In ihrer Beschränktheit pflegen sie nie zu begreifen, daß ihre früheren Bundesgenossen manchmal durch Meinungsverschiedenheit gezwungen werden, sich von ihnen zu entfernen. Unfähig, die rationalen Gründe solcher Entfernung zu ahnen, schreien sie gleich über pecuniäre Motive. Dieses Geschrei ist charakteristisch. Die Republikaner haben sich nun einmal mit dem Gelde aufs feindlichste übertworfen, Alles was ihnen Schlimmes begegnet, wird dem Einfluß des Geldes zugeschrieben; und in der That, das Geld dient ihren Gegnern als Barricade, als Schutz und Wehr, ja das Geld ist vielleicht ihr eigentlicher Gegner, der heutige Pitt, der heutige Coburg, und sie schimpfen darauf in altisanculottischer Weise. Im Grunde leitet sie ein richtiger Instinct. Von jener neuen Doctrin, die alle socialen Fragen von einem höheren Gesichtspunkt betrachtet, und von dem banalen Republikanismus sich eben so glänzend unterscheidet, wie ein kaiserliches Purpurgewand von einem grauen Gleichheitsmittel, davon haben unsere Republikaner wenig zu fürchten; denn wie sie selber ist auch die große Menge noch entfernt von jeder Doctrin. Die große Menge, der hohe und niedere Plebs, der eble Bürgerstand, der bürgerliche Adel, sämmtliche Honoratioren der lieben Mittelmäßigkeit, begreifen ganz gut den Republikanismus — eine Lehre, wozu nicht viel Vorkenntnisse gehören, die zugleich allen ihren Kleingefühlen

und Verschlagungsgebanken zusagt, und die sie auch öffentlich bekennen würden, geriethen sie nicht dadurch in einen Conflict — mit dem Gelde. Jeder Thaler ist ein tapferer Bekämpfer des Republikanismus, und jeder Ducaten ein Achilles. Ein Republikaner haßt daher das Geld mit großem Recht, und wird er dieses Feindes habhaft, ach! so ist der Sieg noch schlimmer als eine Niederlage: der Republikaner, der sich des Geldes bemächtigte, hat aufgehört, ein Republikaner zu sein!

Wie die Sympathie, die der Republikanismus erregt, dennoch durch die Geldinteressen beständig niedergehalten wird, bemerkte ich dieser Tage im Gespräch mit einem sehr aufgeklärten Banquier, der im größten Eifer zu mir sagte: „Wer bestreitet denn die Vorzüge der republikanischen Verfassung? Ich selber bin manchmal ganz Republikaner. Sehen Sie, stecke ich die Hand in die rechte Hosentasche, worin mein Geld ist, so macht die Berührung mit dem kalten Metall mich zittern, ich fürchte für mein Eigenthum, und ich fühle mich monarchisch gesinnt; stecke ich hingegen die Hand in die linke Hosentasche, welche leer ist, dann schwindet gleich alle Furcht, und ich pfeife lustig die Marsellaise und ich stimme für die Republik!“

Wie die Republikaner sind auch die Legitimisten beschäftigt, die jetzige Friedenszeit zur Ausfaat zu benutzen, und besonders in den stillen Boden der Provinz streuen sie den Samen, woraus ihr Heil erblühen soll. Das Meiste erwarten sie von der Propaganda, die, durch Erziehungsanstalten und Bearbeitung des Landvolks, die Autorität der Kirche wieder herzustellen trachtet. Mit dem Glauben der Väter sollen auch die Rechte der Väter wieder zu Ansehen kommen. Man sieht daher Frauen von der adeligsten Geburt, die, gleichsam als Ladies patronesses der Religion, ihre devoten Gesinnungen zur Schau tragen, überall Seelen für den Himmel anwerben, und durch ihr elegantes Beispiel die ganze vornehme Welt in die Kirchen locken. Auch waren die Kirchen nie voller als letzte Ostern. Besonders nach Saint-Roch und Notre-Dame-de-Lorette drängte sich die gepuzte Andacht; hier glänzten die schwärmerisch schönsten Toiletten, hier reichte der fromme Dandy das Weihwasser mit weißen Gledhandschuhen, hier beteten die Grazien. Wird dies lange währen? Wird diese Religiosität, wenn sie die Bogue der Mode gewinnt, nicht auch dem schnellen Wechsel der Mode unterworfen sein? Ist diese Rölhe ein Zeichen der Gesundheit? . . . Der liebe Gott hat heute viel Besuche, sagte ich vorigen Sonntag zu einem Freunde, als ich den Zubrang nach den Kirchen bemerkte. Es sind Abschiedsvisiten — erwiederte der Ungläubige.

Die Drachenzähne, welche von Republikanern und Legitimisten gesäet werden, kennen wir jetzt, und es wird uns nicht überraschen, wenn sie eink als geharnischte Rümpen aus dem Boden hervorsürmen und sich unter einander würgen, oder auch mit einander fraternisiren. Ja, letzteres ist möglich,

giebt es doch hier einen entseßlichen Priester, der, durch seine blutdürstigen Glaubensworte, die Männer des Scheiterhaufens mit den Männern der Guillotine zu verbinden hofft.

Unterdessen sind alle Augen auf das Schauspiel gerichtet, das auf Frankreichs Oberfläche, durch mehr oder minder oberflächliche Acteure, tragirt wird. Ich spreche von der Kammer und dem Ministerium. Die Stimmung der ersteren, so wie die Erhaltung des letzteren, ist gewiß von der größten Wichtigkeit, denn der Hader in der Kammer könnte eine Katastrophe beschleunigen, die bald näher, bald ferner zu treten scheint. Einem solchen Ausbruch so lange als möglich vorzubeugen, ist die Aufgabe unserer jetzigen Staatelenker. Daß sie nichts anders wollen, nichts anders hoffen, daß sie die endliche „Götterdämmerung“ voraussehen, verräth sich in allen ihren Handlungen, in allen ihren Worten. Mit fast naiver Ehrlichkeit gestand Thiers in einer seiner letzten Reden, wie wenig er der nächsten Zukunft traue und wie man von Tag zu Tag sich hinfristen müsse; er hat ein feines Ohr, und hört schon das Geheul des Wolfes Fenris, der das Reich der Sela verkündigt. Wird ihn die Verzweiflung über das Unabwendbare nicht mal plötzlich zu einer allzu heftigen Handlung hinreißen?

5.

Paris, den 30. April 1840.

Gestern Abend, nach langem Erwarten von Tag zu Tag, nach einem fast zweimonatlichen Dinzögern, wodurch die Neugier, aber auch die Geduld des Publicums überreizt wurde — endlich gestern Abend ward „Cosima,“ das Drama von George Sand, im Théâtre français aufgeführt. Man hat keinen Begriff davon, wie seit einigen Wochen alle Notabilitäten der Hauptstadt, alles was hier hervortragt durch Rang, Geburt, Talent, Laster, Reichtum, kurz durch Auszeichnung jeder Art, sich Mühe gab, dieser Vorstellung beizuwohnen zu können. Der Ruhm des Autors ist so groß, daß die Schaulust aufs Höchste gespannt war; aber nicht blos die Schaulust, sondern noch ganz andere Interessen und Leidenschaften kamen ins Spiel. Man kannte im Voraus die Rabalen, die Intriguen, die Böswilligkeiten, die sich gegen das Stück verschworen und mit dem niedrigsten Vetteirneid gemeinschaftliche Sache machten. Der kühne Autor, der durch seine Romane bei der Aristokratie und bei dem Bürgerstand gleich großes Mißfallen erregte, sollte für seine „irreligiösen und immoralischen Grundsätze“ bei Gelegenheit eines dramatischen Debüts öffentlich büßen; denn, wie ich Ihnen dieser Tage schrieb, die französische Noblesse betrachtet die Religion als eine Abwehr gegen die herantrohenden Schrecknisse des Republikanismus und protegirt sie, um ihr Ansehen zu beför-

bern und ihre Köpfe zu schützen, während die Bourgeoisie durch die antimatrimonialen Doctrinen eines George Sand ebenfalls ihre Köpfe bedroht sieht, nämlich bedroht durch einen gewissen Hornschmuck, den ein verheiratheter Bürgergardist eben so gern entbehrt, wie er gern mit dem Kreuze der Ehrenlegion geziert zu werden wünscht.

Der Autor hatte sehr gut seine mißliche Stellung begriffen, und in seinem Stück alles vermieden, was die adeligen Ritter der Religion und die bürgerlichen Schilbknappen der Moral, die Legitimisten der Politik und der Ehe, in Harnisch bringen konnte; und der Vorseher der socialen Revolution, der in seinen Schriften das Wildeste wagte, hatte sich auf der Bühne die zahltesten Schranken gesetzt, und sein nächster Zweck war, nicht auf dem Theater seine Prinzipien zu proclamiren, sondern vom Theater Besitz zu nehmen. Daß ihm dieß gelingen könne, erregte aber eine große Furcht unter gewissen kleinen Leuten, denen die ange deuteten religiösen, politischen und moralischen Differenzen ganz fremd sind, und die nur den gemeinsten Handwerks-Interessen huldigen. Das sind die sogenannten Bühnendichter, die in Frankreich eben so wie bei uns in Deutschland eine ganz abgesonderte Classe bilden, und wie mit der eigentlichen Literatur selbst, so auch mit den ausgezeichneten Schriftstellern, deren die Nation sich rühmt, nichts gemein haben. Letztere, mit wenigen Ausnahmen, stehen dem Theater ganz fern, nur daß bei uns die großen Schriftsteller mit vornehmer Geringschätzung sich eigenwillig von der Bretterwelt abwenden, während sie in Frankreich sich herzlich gern darauf produciren möchten, aber durch die Machinationen der erwähnten Bühnendichter von diesem Terrain zurückgetrieben werden. Und im Grunde kann man es den kleinen Leuten nicht verdenken, daß sie sich gegen die Invasion der Großen so viel als möglich wehren. Was wollt ihr bei uns, rufen sie, bleibt in eurer Literatur und drängt euch nicht zu unsern Suppentöpfen! Für euch der Ruhm, für-uns das Geld! Für euch die langen Artikel der Bewunderung, die Anerkennung der Geister, die höhere Kritik, die uns arme Schelme ganz ignorirt! Für euch der Lorbeer, für uns der Braten! Für euch der Rausch der Poesie, für uns der Schaum des Champagners, den wir vergnüglich schlürfen in Gesellschaft des Chefs der Cliqueure und der anständigsten Damen. Wir essen, trinken, werden applaudirt, ausgepiffen und vergessen, während ihr in den Revüen „beider Welten“ gefeiert werdet und der erhabenen Unsterblichkeit entgegenhungert!

In der That, das Theater gewährt jenen Bühnendichtern den glänzendsten Wohlstand; die meisten von ihnen werden reich, leben in Hülle und Fülle, statt daß die größten Schriftsteller Frankreichs, ruinirt durch den belgischen Nachdruck und den banferroten Zustand des Buchhandels, in trostloser Armutz dahindarben. Was ist natürlicher, als daß sie manchmal nach den goldenen

Früchten schmachten, die hinter den Lampen der Bretterwelt reifen, und die Hand darnach ausstrecken, wie jüngst Balzac that, dem solches Gelüst so schlecht bekam! Herrscht schon in Deutschland ein geheimes Schuz- und Trugbündniß zwischen den Mittelmäßigkeiten, die das Theater ausbeuten, so ist das in weit schönerer Weise der Fall zu Paris, wo all diese Misere centralisirt ist. Und dabei sind hier die kleinen Leute so activ, so geschickt, so unermüdlich in ihrem Kampf gegen die Großen und ganz besonders in ihrem Kampf gegen das Genie, das immer isolirt steht, auch etwas ungeschickt ist und, im Vertrauen gesagt, auch gar zu träumerisch träge ist.

Welche Aufnahme fand nun das Drama von George Sand, des größten Schriftstellers, den das neue Frankreich hervorgebracht, des unheimlich einsamen Genies, der auch bei uns in Deutschland gewürdigt worden? War die Aufnahme eine entschiedenen schlechte oder eine zweifelhaft gute? Ehrlich gestanden, ich kann diese Frage nicht beantworten. Die Achtung vor dem großen Namen lähmte vielleicht manches böse Vorhaben. Ich erwartete das Schlimmste. Alle Antagonisten des Autors hatten sich ein Rendezvous gegeben in dem ungeheuren Saale des Théâtre français, der über zweitausend Personen faßt. Etwa einhundert vierzig Bilets hatte die Administration zur Verfügung des Autors gestellt, um sie an die Freunde zu vertheilen; ich glaube aber, vergetzelt durch weibliche Laune, sind davon nur wenige in die rechten, applaudirenden Hände gerathen. Von einer organisirten Clique war gar nicht die Rede; der gewöhnliche Chef derselben hat seine Dienste angeboten, fand aber kein Gehör bei dem stolzen Verfasser der *Elia*. Die sogenannten Römer, die in der Mitte des Parterres unter dem großen Leuchter so tapfer zu applaudiren pflegen, wenn ein Stück von Scribe oder Ancelot aufgeführt wird, waren gestern im Théâtre français nicht sichtbar.

Ueber die Darstellung des bestrittenen Dramas kann ich leider nur das Schlimmste berichten. Außer der berühmten Dorval, die gestern nicht schlechter, aber auch nicht besser als gewöhnlich spielte, trugen alle Acteure ihre monotone Mittelmäßigkeit zur Schau. Der Hauptheld des Stücks, ein Monsieur Beauvallet, spielte, um biblisch zu reden, „wie ein Schwein mit einem goldenen Nasenring.“ George Sand scheint vorausgesehen zu haben, wie wenig sein Drama, trotz aller Zugeständnisse, die er den Capricen der Schauspieler machte, von den mimischen Leistungen derselben zu erwarten hatte, und im Gespräch mit einem deutschen Freunde sagte er scherzhaft: „Sehen Sie, die Franzosen sind alle geborne Komödianten, und jeder spielt in der Welt mehr oder minder brillant seine Rolle; diejenigen aber unter meinen Landsleuten, die am wenigsten Talent für die edle Schauspielkunst besitzen, widmen sich dem Theater und werden Acteure.“

Ich habe selbst früher bemerkt, daß das öffentliche Leben in Frankreich, das

Repräsentativsystem und das politische Treiben, die besten schauspielerischen Talente der Franzosen absorbiert, und deshalb auf dem eigentlichen Theater nur die Mediocritäten zu finden sind. Dieses gilt aber nur von den Männern, nicht von den Weibern; die französische Bühne ist reich an Schauspielerinnen vom höchsten Werth, und die jetzige Generation überflügelt vielleicht die frühere. Große, außerordentliche Talente bewundern wir, die sich hier um so zahlreicher entfalten konnten, da die Frauen durch eine ungerechte Gesetzgebung, durch die Usurpation der Männer, von allen politischen Aemtern und Würden ausgeschlossen sind und ihre Fähigkeiten nicht auf den Brettern des Palais Bourbon und des Luxembourg geltend machen können. Ihrem Drang nach Oeffentlichkeit stehen nur die öffentlichen Häuser der Kunst und der Galanterie offen, und sie werden entweder Actricen oder Loretten, oder auch beides zugleich, denn hier in Frankreich sind diese zwei Gewerbe nicht so streng geschieden, wie bei uns in Deutschland, wo die Komödianten oft zu den reputirlichsten Personen gehören und nicht selten sich durch bürgerlich gute Ausführung auszeichnen: sie sind bei uns nicht durch die öffentliche Meinung wie Varias ausgestoßen aus der Gesellschaft, und sie finden vielmehr in den Häusern des Adels, in den Soirées toleranter jüdischer Banquiers und sogar in einigen honnetten bürgerlichen Familien eine zuvorkommende Aufnahme. Hier in Frankreich im Gegentheil, wo so viele Vorurtheile ausgerottet sind, ist das Anathema der Kirche noch immer wirksam in Bezug auf die Schauspieler; sie werden noch immer als Verworfenne betrachtet, und da die Menschen immer schlecht werden, wenn man sie schlecht behandelt, so bleiben mit wenigen Ausnahmen die Schauspieler hier im verführten Zustande des glänzend schmutzigen Zigeunerthums. Thalia und die Tugend schlafen hier selten in demselben Bette, und sogar unsere berühmteste Melpomene steigt manchmal von ihrem Cothurn herunter, um ihn mit den liederlichen Pantöffelchen einer Philine zu vertauschen.

Alle schöne Schauspielerinnen haben hier ihren bestimmten Preis, und die, welche um keinen bestimmten Preis zu haben, sind gewiß die theuersten. Die meisten jungen Schauspielerinnen werden von Verschwendern oder reichen Parvenus unterhalten. Die eigentlichen unterhaltenen Frauen, die sogenannten *femmes entretenues*, empfinden dagegen die gewaltigste Sucht, sich auf dem Theater zu zeigen, eine Sucht, worin Eitelkeit und Calcul sich vereinigen, da sie dort am besten ihre Körperlichkeit zur Schau stellen, sich den vornehmen Rüstlingen bemerkbar machen und zugleich auch vom größern Publikum bewundern lassen können. Diese Personen, die man besonders auf den kleinen Theatern spielt, erhalten gewöhnlich gar keine Gage, im Gegentheil, sie bezahlen noch monatlich den Directoren eine bestimmte Summe für die Vergünstigung, daß sie auf ihrer Bühne sich produciren können. Man weiß da-

her selten hier, wo die Actrice und die Courtisane ihre Rolle wechseln, wo die Komödie aufhört und die liebe Natur wieder anfängt, wo der fünffüßige Jambus in die vierfüßige Unzucht übergeht. Diese Amphibien von Kunst und Laster, diese Melusinen des Seinesandes, bilden gewiß den gefährlichsten Theil des galanten Paris, worin so viele holdselige Monstra ihr Wesen treiben. Wehe dem Unerfahrenen, der in ihre Netze geräth! Wehe auch dem Erfahrenen, der wohl weiß, daß das halbe Ungethüm in einen häßlichen Fischschwanz endet, und dennoch der Bezauberung nicht zu widerstehen vermag, und vielleicht eben durch die Wollust des innern Grauens, durch den fatalen Reiz des lieblichen Verderbens, des süßen Abgrunds, desto sicherer überwältigt wird.

Die Weiber, von welchen hier die Rede, sind nicht böse oder falsch, sie sind sogar gewöhnlich von außerordentlicher Herzensgüte, sie sind nicht so betrüglich und so habüchlich wie man glaubt, sie sind mitunter vielmehr die tereuherzigsten und großmüthigsten Creaturen; alle ihre unreinen Handlungen entstehen durch das momentane Bedürfniß, die Noth und die Eitelkeit; sie sind überhaupt nicht schlechter als andere Töchter Evas, die von Kindheit auf durch Wohlhabenheit und überwachende Sippschaft oder durch die Gunst des Schicksals vor dem Fallen und dem noch tiefer Fallen geschützt werden. — Das Charakteristische bei ihnen ist eine gewisse Zerstörungssucht, von welcher sie besessen sind, nicht bloß zum Schaden eines Galans, sondern auch zum Schaden desjenigen Mannes, den sie wirklich lieben, und zumeist zum Schaden ihrer eigenen Person. Diese Zerstörungssucht ist tief verwebt mit einer Sucht, einer Wuth, einem Wahnsinn nach Genuß, dem augenblicklichsten Genuß, der keinen Tag Frist gestattet, an keinen Morgen denkt, und aller Bedenklichkeiten überhaupt spottet. Sie erpressen dem Geliebten seinen letzten Sou, bringen ihn dahin, auch seine Zukunft zu verpfänden, um nur der Freude der Stunde zu genügen; sie treiben ihn dahin, selbst jene Ressourcen zu vergeuden, die ihnen selber zu gute kommen dürften, sie sind manchmal sogar schuld, daß er seine Ehre escomptirt — kurz sie ruiniren den Geliebten in der grauenhaftesten Eile und mit einer schauerlichen Gründlichkeit. Montesquieu hat irgendwo in seinem esprit des lois das Wesen des Despotismus dadurch zu charakterisiren gesucht, daß er die Despoten mit jenen Wilden verglich, die, wenn sie die Früchte eines Baumes genießen wollen, sogleich zur Art greifen und den Baum selbst niederfällen, und sich dann gemächlich neben dem Stamm niedersetzen und in genäskiger Hast die Früchte aufspeisen. Ich möchte diese Vergleichung auf die erwähnten Damen anwenden. Nach Shakespeare, der uns in der Cleopatra, die ich einst eine reine entretenu genannt habe, ein tiefsinniges Beispiel solcher Frauengestalten aufgezeichnet hat, ist gewiß unser Freund Honoré de Balzac derjenige, der sie mit der größten Treue geschildert.

Er beschreibt sie, wie ein Naturforscher irgend eine Thierart oder ein Pathologe eine Krankheit beschreibt, ohne moralisirenden Zweck, ohne Vorliebe noch Abscheu. Es ist ihm gewiß nie eingefallen, solche Phänomene zu verschönern oder gar zu rehabilitiren, was die Kunst eben so sehr verbüßte als die Sittlichkeit.

Spätere Notiz.

Berichterstattungen über die erste Vorstellung eines Dramas, wo schon der gefeierte Name des Autors die Neugier reizt, müssen mit großer Eilfertigkeit abgefaßt und abgeschickt werden, damit nicht böswillige Mißurtheile oder verunglimpfender Klatsch einen bedenklichen Vorsprung gewinnen. In den vorstehenden Blättern fehlt daher jede nähere Besprechung des Dichters oder vielmehr der Dichterin, die hier ihren ersten Bühnenversuch wagte; ein Versuch, der gänzlich mißglückte, so daß die Stirn, die an Lorbeerkränze gewöhnt, diesmal mit sehr fatalen Dornen gekrönt worden. Für die angebeutete Entbehrniß in obigem Berichte bieten wir heute einen nothdürftigen Ersatz, indem wir aus einer vor etlichen Jahren geschriebenen Monographie etwelche Bemerkungen über die Person oder vielmehr die persönliche Erscheinung George Sands hier mittheilen. Sie lauten wie folgt:

„Wie männiglich bekannt, ist George Sand ein Pseudonym, der nom de guerre einer schönen Amazone. Bei der Wahl dieses Namens leitete sie keineswegs die Erinnerung an den unglückseligen Sand, den Menehelmörder Kogebue's, des einzigen Lustspieldichters der Deutschen. Unsere Heldin wählte jenen Namen, weil er die erste Silbe von Sandeau; so hieß nämlich ihr Liebhaber, der ein achtungswerther Schriftsteller, aber dennoch mit seinem ganzen Namen nicht so berühmt werden konnte, wie seine Geliebte mit der Hälfte desselben, die sie lachend mitnahm, als sie ihn verließ. Der wirkliche Name von George Sand ist Aurora Dudevant, wie ihr legitimer Gatte geheißen, der kein Mythos ist, wie man glauben sollte, sondern ein leiblicher Edelmann aus der Provinz Berry, und den ich selbst einmal das Vergnügen hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Ich sah ihn sogar bei seiner, damals schon de facto geschiedenen Gattin, in ihrer kleinen Wohnung auf dem quai Voltaire, und daß ich ihn eben dort sah, war an und für sich eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamisso sagen würde, ich selbst mich für Geld sehen lassen könnte. Er trug ein nichtsagendes Philistergesicht und schien weder böse noch roh zu sein, doch begriff ich sehr leicht, daß diese feuchtkühle Tagelichkeit, dieser porzellanhafte Blick, diese monotonen, chinesischen Pagodenbewegungen für ein banales Weibzimmer sehr amüsant sein konnten, jedoch

einem tieferen Frauengemüthe auf die Länge sehr unheimlich werden und dasselbe endlich mit Schauer und Entsetzen, bis zum Davonlaufen, erfüllen mußten.

Der Familienname der Sand ist Dupin. Sie ist die Tochter eines Mannes von geringem Stande, dessen Mutter die berühmte, aber jetzt vergessene Längerin Dupin gewesen. Diese Dupin soll eine natürliche Tochter des Marschalls Moriz von Sachsen gewesen sein, welcher selber zu den vielen hundert Purenkindern gehörte, die der Kurfürst August der Starke hinterließ. Die Mutter des Moriz von Sachsen war Aurora von Königsmark, und Aurora Dubevant, welche nach ihrer Ahnin genannt wurde, gab ihrem Sohne ebenfalls den Namen Moriz. Dieser und ihre Tochter, Solange geheissen und an den Bildhauer Clesinger vermählt, sind die zwei einzigen Kinder von George Sand. Sie war immer eine vortreffliche Mutter, und ich habe oft stundenlang dem französischen Sprachunterricht beigewohnt, den sie ihren Kindern erteilte, und es ist schade, daß die sämmtliche Académie française diesen Lektionen nicht beizuwohnt, da sie gewiß davon viel profitieren konnte.

George Sand, die größte Schriftstellerin, ist zugleich eine schöne Frau. Sie ist sogar eine ausgezeichnete Schönheit. Wie der Genius, der sich in ihren Werken ausdrückt, ist ihr Gesicht eher schön als interessant zu nennen; das Interessanteste ist immer eine graziöse oder geistreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derselben ist jedoch nicht schroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein schmerzlicher Schleier ausgegossen. Die Stirn ist nicht hoch, und gescheitelt fällt bis zur Schulter das köstliche kastanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen sind etwas matt, wenigstens sind sie nicht glänzend, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloschen oder in ihre Werke übergegangen sein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen trostlosen Kerker erleuchtet, vielleicht aber auch manchen stillen Unschuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von *Relia* hat stille sanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipirte Adlernase, noch ein witziges Stumpfnäschen; es ist eben eine ordinaire gerade Nase. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln, es ist aber nicht sehr anziehend; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn ist vollfleischig, aber doch schön gemessen. Auch ihre Schultern sind schön, ja prächtig. Ebenfalls die Arme und Hände, die sehr klein, wie ihre Füße. Die Reize des Busens mögen andere Zeitgenossen beschreiben; ich gestehe meine Incompetenz. Ihr übriger Körperbau scheint etwas zu dick, wenigstens zu kurz zu sein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die edelsten Ueberbleibsel der griechischen Kunst, und

in dieser Beziehung konnte immerhin einer unserer Freunde die schöne Frau mit der Marmorstatue der Venus von Milo vergleichen, die in den untern Sälen des Louvres aufgestellt. Ja, George Sand ist schön wie die Venus von Milo; sie übertrifft diese sogar durch manche Eigenschaften: sie ist z. B. sehr viel jünger. Die Physiognomen welche behaupten, daß die Stimme des Menschen seinen Charakter am untrüglichsten ausspreche, würden sehr verleugnen sein, wenn sie die außerordentliche Innigkeit einer George Sand aus ihrer Stimme herauslauschen sollten. Letztere ist matt und well, ohne Metall, jedoch sanft und angenehm. Die Natürlichkeit ihres Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Von Gesangsbegabniß ist bei ihr keine Spur; George Sand singt höchstens mit der Bravour einer schönen Grifette, die noch nicht gefrüßkückt hat oder sonst nicht eben bei Stimme ist. Das Organ von George Sand ist eben so wenig glänzend wie das was sie sagt. Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Dieser Schweigsamkeit liegt aber weder Bescheidenheit noch sympathetisches Versenken in die Rede eines Andern zum Grunde. Sie ist einsilbig vielmehr aus Hochmuth, weil sie sich nicht werth hält, ihren Geist an dir zu vergeuben, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es später in ihren Büchern zu verarbeiten. Daß George Sand aus Geiz im Gespräche nichts zu geben und immer etwas zu nehmen versteht, ist ein Zug, worauf mich Alfred de Musset einst aufmerksam machte. Sie hat dadurch einen großen Vortheil vor uns Andern, sagte Musset, der in seiner Stellung als langjähriger Cavaliere servente jener Dame die beste Gelegenheit hatte, sie gründlich kennen zu lernen.

Sie sagt George Sand etwas Wichtiges, wie sie überhaupt eine der unwichtigsten Französinen ist, die ich kenne. Mit einem lebenswüthigen, oft sonderbaren Lächeln hört sie zu, wenn Andere reden, und die fremden Gedanken, die sie in sich aufgenommen und verarbeitet hat, gehen aus dem Alambik ihres Geistes weit kostbarer hervor. Sie ist eine sehr feine Horcherin. Sie hört auch gern auf den Rath ihrer Freunde. Bei ihrer unkanonischen Geistesrichtung hat sie, wie begreiflich, keinen Beichtvater, doch da die Weiber, selbst die emancipationsflüchtigsten, immer eines männlichen Lenkers, einer männlichen Autorität bedürfen, so hat George Sand gleichsam einen literarischen directeur de conscience, den philosophischen Kapuziner Pierre Leroux. Dieser wirkt leider sehr verderblich auf ihr Talent, denn er verleitet sie, sich in unklare Fafeleien und halbausgebrütete Ideen einzulassen, statt sich der heitern Lust farbenreicher und bestimmter Gestaltungen hinzugeben, die Kunst der Kunst wegen üübend. Mit weit weltlicheren Functionen hatte George Sand unsern vielgeliebten Frederic Chopin betraut. Dieser große Rusiker und

Pianist war während langer Zeit ihr Cavaliere servente; vor seinem Tode entließ sie ihn; sein Amt war freilich in der letzten Zeit eine *Sinecure* geworden.

Ich weiß nicht, wie mein Freund Heinrich Laube einst in der Allgemeinen Zeitung mir eine Aeußerung in den Mund legen konnte, die dahin lautete, als sei der damalige Liebhaber von George Sand der geniale Franz List gewesen. Laube's Irrthum entstand gewiß durch Ideen-Associationen, indem er die Namen zweier gleichberühmten Pianisten verwechselte. Ich benutze diese Gelegenheit, dem guten oder vielmehr dem ästhetischen Leumund der Dame einen wirklichen Dienst zu erweisen, indem ich meinen deutschen Landsleuten zu Wien und Prag die Versicherung ertheile, daß es eine der miserabelsten Verleumdungen ist, wenn dort einer der miserabelsten Liedercompositors vom mundfaulsten Dialekte, ein namenloses, kriechendes Insect, sich rühmt, mit George Sand in intimem Umgange gestanden zu haben. Die Weiber haben allerlei Idiosynkrasien, und es giebt deren sogar, welche Spinnen verspeisen; aber ich bin noch keiner Frau begegnet, welche Wanzen verschluckt hätte. Rein, an dieser prahlerischen Wanze hat Lelia nie Geschmack gefunden, und sie tolerirte dieselbe manchmal in ihrer Nähe, weil sie gar zu zubringlich war.

Lange Zeit, wie ich oben bemerkt, war Alfred de Musset der Herzogsfreund von George Sand. Sonderbarer Zufall, daß einst der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen, und der größte ihrer jetzt lebenden Dichter in Versen (ebenfalls der größte nach Beranger), lange Zeit in leidenschaftlicher Liebe für einander entbrannt, ein lorbeergetränktes Paar bildeten. George Sand in Prosa und Alfred de Musset in Versen überragen in der That den so gepriesenen Victor Hugo, der mit seiner grauenhaft hartnäckigen, fast blödsinnigen Beharrlichkeit den Franzosen und endlich sich selber weis machte, daß er der größte Dichter Frankreichs sei. Ist dieses wirklich seine eigene fixe Idee? Jedenfalls ist es nicht die unsrige. Sonderbar! die Eigenschaft, die ihm so viel fehlt, ist eben dieselbe, die bei den Franzosen am meisten gilt, und zu ihren schönsten Eigenthümlichkeiten gehört. Es ist dieses der Geschmack. Da sie den Geschmack bei allen französischen Schriftstellern antrafen, mochte der gänzliche Mangel desselben bei Victor Hugo ihnen vielleicht eben als eine Originalität erscheinen. Was wir bei ihm am unleidlichsten vermiffen, ist das, was wir Deutsche Natur nennen; er ist gemacht, verlogen, und oft im selben Verse sucht die eine Hälfte die andere zu belügen; er ist durch und durch kalt, wie nach Aussagen der Heren der Teufel ist, eiskalt sogar in seinen leidenschaftlichsten Ergüssen; seine Begeisterung ist nur eine Phantasmagorie, ein Calcul ohne Liebe, oder vielmehr, er liebt nur sich; er ist ein Egoist, und damit ich noch schlimmeres sage, er ist ein Hугоист. Wir sehen hier mehr Härte als Kraft, eine freche eiserne Stirn und bei allem Reichthum der Phantasie und des Wizes, dennoch die Unbeholfenheit eines

Parvenus über eines Wilden, der sich durch Ueberlabung und unpassende Anwendung von Gold und Edelsteinen lächerlich macht: kurz, barocke Barbarei, gellende Dissonanz und die schauerhafteste Difformität! Es sagte Jemand von dem Genius des Victor Hugo: c'est un beau bossu. Das Wort ist tiefsinniger, als diejenigen ahnen, welche Hugo's Vortrefflichkeit rühmen.

Ich will hier nicht blos darauf hindeuten, daß in seinen Romanen und Dramen die Haupthelden mit einem Höcker belastet sind, sondern daß er selbst im Geiste höckericht ist. Nach unserer modernen Identitätslehre ist es ein Naturgesetz, daß der inneren, der geistigen Signatur eines Menschen auch seine äußere, die körperliche Signatur entspricht — diese Idee trug ich noch im Kopfe, als ich nach Frankreich kam, und ich gestand einst meinem Buchhändler Eugène Renduel, welcher auch der Verleger Hugo's war, daß ich, nach der Vorstellung, die ich mir von letzterem gemacht hatte, nicht wenig verwundert gewesen sei, in Herrn Hugo einen Mann zu finden, der nicht mit einem Höcker behaftet sei. Ja, man kann ihm seine Difformität nicht ansehen, bemerkte Herr Renduel zerstreut. Wie, rief ich, er ist also nicht ganz frei davon? Nicht so ganz und gar, war die verlegene Antwort, und nach vielem Drängen gestand mir Freund Renduel, er habe eines Morgens Herrn Hugo in dem Momente überrascht, wo er das Hemd wechselte, und da habe er bemerkt, daß eine seiner Hüften, ich glaube die rechte, so mißwüchsig hervortretend sei, wie man es bei Leuten findet, von denen das Volk zu sagen pflegt, sie hätten einen Buckel, nur wisse man nicht, wo er sitze. Das Volk in seiner scharfsinnigen Naivetät nennt solche Leute auch verfehlte Bucklichte, falsche Buckelmenschen, so wie es die Albinos weiße Mohren nennt. Es ist bedeutsam, daß es eben der Verleger des Dichters war, dem jene Difformität nicht verborgen blieb. Niemand ist ein Held vor seinem Kammerdiener, sagt das Sprüchwort, und vor seinem Verleger, dem lauernden Kammerdiener seines Geistes, wird auch der größte Schriftsteller nicht immer als ein Heros erscheinen; sie sehen uns zu oft in unserm menschlichen Negligé. Jedenfalls ergögte ich mich sehr an der Entdeckung Renduel's, denn sie rettet die Idee meiner deutschen Philosophie, daß nämlich der Leib der sichtbare Geist ist und die geistigen Gebrechen auch in der Körperlichkeit sich offenbaren. Ich muß mich ausdrücklich gegen die Annahme verwahren, als ob auch das Umgekehrte der Fall sein müsse, als ob der Leib eines Menschen ebenfalls immer sein sichtbarer Geist wäre, und die äußerliche Mißgestalt auch auf eine innere schließen lasse. Nein, wir haben in verkrüppelten Hüllen sehr oft die geradgewachsen schönsten Seelen gefunden, was um so erklärlicher, da die körperlichen Difformitäten gewöhnlich durch irgend ein physisches Ereigniß entstanden sind, und nicht selten auch eine Folge von Vernachlässigung oder Krankheit nach der Geburt. Die Difformität der Seele hingegen wird mit zur Welt ge-

bracht, und so hat der französische Poet, an welchem alles falsch ist, auch einen falschen Buctel.

Wir erleichtern uns die Beurtheilung der Werke George Sands, indem wir sagen, daß sie den bestimmtesten Gegensatz zu denen des Victor Hugo bilden. Jener Autor hat Alles, was diesem fehlt: George Sand hat Wahrheit, Natur, Geschmac, Schönheit und die Begeisterung, und alle diese Eigenschaften verbindet die strengste Harmonie. George Sand's Genius hat die wohlgeründet schönsten Düften, und alles was sie fühlt und denkt, haucht Tiefsinn und Anmuth. Ihr Stil ist eine Offenbarung von Wohl laut und Reinheit der Form. Was aber den Stoff ihrer Darstellungen betrifft, ihre Süßets, die nicht selten schlechte Süßets genannt werden dürfen, so enthalte ich mich hier jeder Bemerkung, und ich überlasse dieses Thema ihren Feinden——"

6.

Paris, den 7. Mai 1840.

Die heutigen Pariser Blätter bringen einen Bericht des k. k. österreichischen Consuls zu Damascus an den k. k. österreichischen Generalconsul in Alexandria, in Bezug der Damascener Juden, deren Martyrium an die dunkelsten Zeiten des Mittelalters erinnert. Während wir in Europa die Märchen desselben als poetischen Stoff bearbeiten und uns an jenen schauerlich naiven Sagen ergözen, womit unsere Vorfahren sich nicht wenig ängstigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wehrwölfen und Juden die Rede ist, die zu ihrem Satansdienst das Blut frommer Christen Kinder nöthig haben; während wir lachen und vergessen, fängt man an im Morgenlande sich sehr betrübsam des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernsthafte Gesichter zu schneiden, Gesichter des düstersten Grimms und der verzweifeln den Todesqual! Unterdessen foltert der Denker, und auf der Marterbank gesteht der Jude, daß er bei dem herrannahenden Paschafeste etwas Christenblut brauchte zum Eintunken für seine trockenen Osterbröde, und daß er zu diesem Behufe einen alten Capuziner abgeschlachtet habe! Der Türke ist dumm und schnöde, und stellt gern seine Bastonaden- und Torturapparate zur Verfügung der Christen gegen die angeklagten Juden; denn beide Sekten sind ihm verhaßt; er betrachtet sie beide wie Hunde, er nennt sie auch mit diesem Ehrennamen, und er freut sich gewiß, wenn der christliche Giau ihm Gelegenheit giebt, mit einigem Anschein von Recht den jüdischen Giau zu mißhandeln. Wartet nur, wenn es mal des Paschas Vortheil sein wird und er nicht mehr den bewaffneten Einfluß der Europäer

zu fürchten braucht, wird er auch dem beschnittenen Hunde Gehör schenken, und dieser wird unsere christlichen Brüder anklagen, Gott weiß wissen! Heute Amboss, morgen Hammer! —

Aber für den Freund der Menschheit wird dergleichen immer ein Herzleid sein. Erscheinungen dieser Art sind ein Unglück, dessen Folgen unberechenbar. Der Fanatismus ist ein ansteckendes Uebel, das sich unter den verschiedensten Formen verbreitet, und am Ende gegen uns alle wüthet. Der französische Consul in Damascus, der Graf Ratti-Menton, hat sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die hier einen allgemeinen Schrei des Entsetzens erregten. Er ist es, welcher den occidentalschen Aberglauben dem Orient einimpfte, und unter dem Pöbel von Damascus eine Schrift austheilte, worin die Juden des Christenmords bezüchtigt werden. Diese haßschnaufende Schrift, die der Graf Menton von seinen geistlichen Freunden zum Behufe der Verbreitung empfangen hatte, ist ursprünglich der Bibliotheca prompta a Lucio Ferrario entlehnt, und es wird darin ganz bestimmt behauptet, daß die Juden zur Feier ihres Paschafestes des Blutes der Christen bedürften. Der edle Graf hütete sich, die damit verbundene Sage des Mittelalters zu wiederholen, daß nämlich die Juden zu demselben Zwecke auch consecrirte Hostien stehlen und mit Nadeln so lange stechen, bis das Blut herausfließe — eine Unthat, die im Mittelalter nicht blos durch bedidigte Zeugenaussagen, sondern auch dadurch ans Tageslicht gekommen, daß über dem Judenhause, worin eine jener gestohlenen Hostien gekreuzigt worden, sich ein hechter Schein verbreitete. Nein, die Ungläubigen, die Muhamebaner, hätten dergleichen nimmermehr geglaubt, und der Graf Menton mußte, im Interesse seiner Sendung, zu weniger miraculösen Historien seine Zuflucht nehmen. Ich sage im Interesse seiner Sendung, und überlasse diese Worte dem weitesten Nachdenken. Der Herr Graf ist erst sei kurzer Zeit in Damascus; vor sechs Monaten sah man ihn hier in Paris, der Werkstätte aller progressiven, aber auch aller retrograden Verbrüderungen. — Der hiesige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Thiers, der sich jüngst nicht blos als Mann der Humanität, sondern sogar als Sohn der Revolution geltend zu machen suchte, offenbart bei Gelegenheit der Damascener Vorgänge eine befremdliche Laune. Nach dem heutigen Moniteur soll bereits ein Viceconsul nach Damascus abgegangen sein, um das Betragen des dortigen französischen Consuls zu untersuchen. Ein Viceconsul! Gewiß eine untergeordnete Person aus einer nachbarlichen Landschaft, ohne Namen und ohne Bürgschaft parteiloser Unabhängigkeit!

7.

Paris, den 14. Mai 1840.

Die officiële Ankündigung in Betreff der sterblichen Reste Napoleons hat hier eine Wirkung hervorgebracht, die alle Erwartungen des Ministeriums übertraf. Das Nationalgefühl ist aufgeregt bis in seine abgründlichsten Tiefen, und der große Act der Gerechtigkeit, die Genugthuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muß, erscheint den Franzosen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer getränkten Volksehre. Napoleon ist ihr Point-d'honneur.

Während aber der kluge Präsident des Conseils die Nationalitätlichkeit unserer lieben Rechenäer, der Maulaufsperrer an der Seine, mit Erfolg zu kigeln und auszubeuten weiß, zeigt er sich sehr indifferent, ja mehr als indifferent in einer Sache, wo nicht die Interessen eines Landes oder eines Volks, sondern die Interessen der Menschheit selbst in Betracht kommen. Ist es Mangel an liberalem Gefühl oder an Scharfsinn, was ihn verleitete, für den französischen Consul, dem in der Tragödie zu Damascus die schändlichste Rolle zugeschrieben wird, offenbar Partei zu nehmen? Nein, Herr Thiers ist ein Mann von großer Einsicht und Humanität, aber er ist auch Staatsmann, er bedarf nicht bloß der revolutionairen Sympathien, er hat Helfer nöthig von jeder Sorte, er muß transigiren, er braucht eine Majorität in der Pairskammer, er kann den Clerus als ein gouvernementales Mittel benützen, nämlich jenen Theil des Clerus, der, von der ältern Bourbonnischen Linie nichts mehr erwartend, sich der jetzigen Regierung angeschlossen hat. Zu diesem Theil des Clerus, welchen man den clergé rallié nennt, gehören sehr viele Ultramontanen, deren Organ ein Journal, Namens Univers; letztere erwarten das Heil der Kirche von Herrn Thiers, und dieser sucht wieder in jenen seine Stütze. Graf Montalembert, das rührigste Mitglied der frommen Gesellschaft und seit dem ersten März auch Seide des Herrn Thiers, ist der sichtbare Vermittler zwischen dem Sohn der Revolution und den Vätern des Glaubens, zwischen dem ehemaligen Redacteur des National und den jetzigen Redactoren des Univers, die in ihren Colonnen alles Mögliche aufbieten, um der Welt glauben zu machen, die Juden fräßen alte Kapuziner und der Graf Ratti-Menton sei ein ehrlicher Mann. Graf Ratti-Menton, ein Freund, vielleicht nur ein Werkzeug der Freunde des Grafen Montalembert, war früher französischer Consul in Sicilien, wo er zweimal Bankerott machte und fortgeschafft ward. Später war er Consul in Lissis, wo er ebenfalls das Feld räumen mußte, und zwar wegen Dingen, die nicht sonderlich ehrender Art sind; nur so viel will ich bemerken, daß damals der russische Botschafter zu Paris, Graf Pahlen, dem hiesigen

Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Rols, die bestimmte Anzeige machte: im Fall man den Herrn Ratti-Menton nicht von Tiflis abberufe, werde die kaiserlich russische Regierung denselben schimpflich zu entfernen wissen. Man hätte das Holz, wodurch man Flammen schüren will, nicht von so faulem Baume nehmen sollen!

— 8. —

Paris, den 20. Mai 1840.

Herr Thiers hat, durch die überzeugende Klarheit, womit er in der Kammer die trockensten und verworrensten Gegenstände abhandelte, wieder neue Lorbeern errungen. Die Bankverhältnisse wurden uns durch seine Rede ganz veranschaulicht, so wie auch die Algierschen Angelegenheiten und die Zuckerfrage. Der Mann versteht Alles; es ist schade, daß er sich nicht auf deutsche Philosophie gelegt hat; er würde auch diese zu verdeutlichen wissen. Aber wer weiß! wenn die Ereignisse ihn antreiben und er sich auch mit Deutschland beschäftigen muß, wird er über Hegel und Schelling eben so belehrend sprechen, wie über Zuckerrohr und Runkelrübe.

Wichtiger aber für die Interessen Europas, als die commerciellen, finanziellen und Colonialgegenstände, die in der Kammer zur Sprache kamen, ist die feierliche Rückkehr der irdischen Reste Napoleons. Diese Angelegenheit beschäftigt hier noch immer alle Geister, die höchsten wie die niedrigsten. Während unten im Volke alles jubelt, faucht, glüht und aufflammt, grübelt man oben, in den kältern Regionen der Gesellschaft, über die Gefahren, die jetzt von Sanct Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer sehr bedenklichen Lobtenfeier bedrohen. Ja, könnte man schon den nächsten Morgen die Asche des Kaisers unter der Kuppel des Invalidenpalastes beisetzen, so dürfte man dem jetzigen Ministerium Kraft genug zutrauen, bei diesem Leichenbegängnisse jeden ungefügigen Ausbruch der Leidenschaften zu verhüten. Aber wird es diese Kraft noch nach sechs Monaten besitzen, zur Zeit, wenn der triumphirende Sarg in die Seine hereinschwimmt? In Frankreich, dem rauhesten Lande der Bewegung, können sich binnen sechs Monaten die sonderbarsten Dinge ereignen: Thiers ist unterdessen vielleicht wieder Privatmann geworden (was wir sehr wünschten), oder er ist unterdessen als Minister sehr depopularisirt (was wir sehr befürchten), oder Frankreich ward unterdessen in einen Krieg verwickelt — und alsdann könnten aus der Asche Napoleons einige Funken hervorsprühen, ganz in der Nähe des Stuhls, der mit rothem Zunder bedeckt ist!

Schuf Herr Thiers jene Gefahr, um sich unentbehrlich zu machen, da man ihm auch die Kunst zutraut, alle selbstgeschaffenen Gefahren glücklich zu überwinden, oder sucht er im Bonapartismus eine glänzende Zuflucht für den Fall, daß er einmal mit dem Orleanismus ganz brechen müßte? Herr Thiers weiß sehr gut, daß wenn er, in die Opposition zurücksinkend, den jetzigen Thron umstürzen hülfe, die Republikaner ans Ruder kämen und ihm für den besten Dienst den schlechtesten Dank widmen würden; im günstigsten Falle schoben sie ihn sacht bei Seite. Stolpernd über jene rohen Tugendklöße könnte er leicht den Hals brechen und noch obendrein verhöhnt werden. Vergleichen hätte er aber nicht vom Bonapartismus zu befürchten, wenn er dessen Wiedereinsetzung förberte. Und leichter wäre es in Frankreich ein Bonapartisten-Regiment als eine Republik wieder zu begründen.

Die Franzosen, aller republikanischen Eigenschaften baar, sind ihrer Natur nach ganz bonapartistisch. Ihnen fehlt die Einsicht, die Selbstgenügsamkeit, die innere und die äußere Ruhe; sie lieben den Krieg des Krieges wegen; selbst im Frieden ist ihr Leben eitel Kampf und Lärm; die Alten wie die Jungen ergößen sich gern am Trommelschlag und Pulverdampf, an Knall-effecten jeder Art.

Dadurch, daß Herr Thiers ihrem angeborenen Bonapartismus schmeichelte, hat er unter den Franzosen die außerordentlichste Popularität gewonnen. Oder ward er populär, weil er selber ein kleiner Napoleon ist, wie ihn jüngst ein deutscher Correspondent nannte? Ein kleiner Napoleon! Ein kleiner gothischer Dom! Ein gothischer Dom erregt eben dadurch unser Erstaunen, weil er so colossal, so groß ist. Im verjüngten Maßstabe verliere er alle Bedeutung. Herr Thiers ist gewiß mehr als so ein winziges Dörmchen. Sein Geist überragt alle Intelligenzen rund um ihn her, obgleich manche darunter sind, die von bedeutender Statur. Keiner kann sich mit ihm messen, und in einem Kampfe mit ihm muß die Schlaubeit selbst den Kürzern ziehen. Er ist der klügste Kopf Frankreichs, obgleich er, wie man behauptet, es selbst gesteht. In seiner schnellzüngigen Weise soll er nämlich voriges Jahr, während der Ministerkrise, zum König gesagt haben: Ew. Majestät glauben, Sie seien der klügste Mann in diesem Lande, aber ich kenne hier Jemand, der noch weit klüger ist, und das bin Ich! Der schlaue Philipp soll hierauf geantwortet haben: Sie irren sich, Herr Thiers; wenn Sie es wären, würden Sie es nicht sagen. — Dem sei aber wie ihm wolle, Herr Thiers wandelt zu dieser Stunde durch die Gemächer der Tuilleries mit dem Selbstbewußtsein seiner Größe, als ein Maire du Palais der Orleanischen Dynastie.

Wird er lange diese Allmacht behaupten? Ist er nicht jetzt schon heimlich gebrochen, in Folge ungeheurer Anstrengungen? Sein Haupt ist vor der Zeit gebleicht, man findet darauf gewiß kein einziges schwarzes Haar mehr; und je

länger er herrscht, desto mehr schwindet die feste Gesundheit seines Naturells. Die Leichtigkeit, womit er sich bewegt, hat jetzt sogar etwas Unheimliches. Aber außerordentlich und bewunderungswürdig ist sie noch immer, diese Leichtigkeit, und wie leicht und beweglich auch die andern Franzosen sind, in Vergleichung mit Thiers erscheinen sie wie lauter plumpe Deutsche.

9.

Paris, den 27. Mai 1840.

Ueber die Blutfrage von Damascus haben norddeutsche Blätter mehrere Mittheilungen geliefert, welche theils von Paris, theils von Leipzig datirt, aber wohl aus derselben Feder geflossen sind, und, im Interesse einer gewissen Clique, das Urtheil des deutschen Publicums irre leiten sollen. Wir lassen die Persönlichkeit und die Motive jenes Berichtstatters unbeleuchtet, enthalten uns auch aller Untersuchung der Damascener Vorgänge; nur über das, was in Beziehung derselben von den hiesigen Juden und der hiesigen Presse gesagt wurde, erlauben wir uns einige berichtigende Bemerkungen. Aber auch bei dieser Aufgabe leitet uns mehr das Interesse der Wahrheit als der Personen; und was gar die hiesigen Juden betrifft, so ist es möglich, daß unser Zeugniß eher gegen sie als für sie spräche. — Wahrlich, wir würden die Juden von Paris eher loben als tadeln, wenn sie, wie die erwähnten norddeutschen Blätter melbten, für ihre unglücklichen Glaubensbrüder in Damascus einen so großen Eifer an den Tag legten und zwar zur Ehrenrettung ihrer verleumdeten Religion keine Geldopfer scheuten. Aber es ist nicht der Fall. Die Juden in Frankreich sind schon zu lange emancipirt, als daß die Stammesbande nicht sehr gelockert wären, sie sind fast ganz untergegangen, oder, besser gesagt, aufgegangen in der französischen Nationalität; sie sind gerade eben solche Franzosen wie die andern, und haben also auch Anwandlungen von Enthusiasmus, die vierundzwanzig Stunden, und, wenn die Sonne heiß ist, sogar drei Tage dauern! — und das gilt von den Bessern. Viele unter ihnen üben noch den jüdischen Ceremonialdienst, den äußerlichen Cultus, mechanisch, ohne zu wissen warum, aus alter Gewohnheit; von innerm Glauben keine Spur, denn in der Synagoge ebenso wie in der christlichen Kirche hat die witzige Säure der Voltaire'schen Kritik zerförend gewirkt. Bei den französischen Juden, wie bei den übrigen Franzosen, ist das Gold der Gott des Tages und die Industrie ist die herrschende Religion. In dieser Beziehung dürfte man die hiesigen Juden in zwei Secten eintheilen: in die Secte der *rivo droits* und die Secte der *rivo gauche*; diese Namen haben nämlich Bezug auf die beiden Eisenbahnen, welche, die eine längs dem rechten Seine-Ufer, die andere dem linken Ufer ent-

lang, nach Versailles führen, und von zwei berühmten Finanzrabbinen geleitet werden, die mit einander eben so divergirend habern, wie einst Rabbi Samai und Rabbi Hillel in der ältern Stadt Babylon.

Wir müssen dem Großrabbi der rive droite, dem Baron Rothschild, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er für das Haus Israel eine eblere Sympathie an den Tag legte, als sein schriftgelehrter Antagonist, der Großrabbi der rive gauche, Herr Benoit Fould, der, während in Syrien, auf Anreizung eines französischen Consuls, seine Glaubensbrüder gefoltert und gewürgt wurden, mit der unerschütterlichen Seelenruhe eines Hillel, in der französischen Deputirtenkammer einige schöne Reden hielt über die Conversion der Renten und den Disconto der Bank.

Das Interesse, welches die hiesigen Juden an der Tragödie von Damascus nahmen, reducirt sich auf sehr geringfügige Manifestationen. Das israelitische Consistorium, in der lauen Weise aller Körperschaften, versammelte sich und deliberirte; das einzige Resultat dieser Deliberationen war die Meinung, daß man die Actenstücke des Processes zur öffentlichen Kunde bringen müsse. Herr Cremieux, der berühmte Advocat, welcher nicht blos den Juden, sondern den Unterdrückten aller Confessionen und aller Doctrinen, zu jeder Zeit seine großmüthige Beredsamkeit gewidmet, unterzog sich der oben erwähnten Publication, und mit Ausnahme einer schönen Frau und einiger jungen Gelehrten, ist wohl Herr Cremieux der einzige in Paris, der sich der Sache Israels thätig annahm. Mit der größten Aufopferung seiner persönlichen Interessen, mit Verachtung jeder lauernnden Hinterlist, trat er den gehässigten Insinuationen rücksichtslos entgegen, und erbot sich sogar nach Aegypten zu reisen, wenn dort der Proceß der Damascener Juden vor das Tribunal des Pascha Mehemet Ali gezogen werden sollte. Der ungetreue Berichterstatter in den erwähnten norddeutschen Blättern, der Leipziger Allg. Ztg., insinuirte, mit perflender Nebenbemerkung, daß Herr Cremieux die Entgegnung, womit er die falschen Missionsberichte in den hiesigen Zeitungen zu entkräften wußte, als Inserat druckte und die übliche Gebühr dafür entrichtete. Wir wissen aus sicherer Quelle, daß die Journaldirectionen sich bereitwillig erklärten, jene Entgegnung ganz gebührenfrei einzurücken, wenn man einige Tage warten wolle, und nur auf Verlangen des schleunigsten Abdrucks berechneten einige Redactionen die Kosten eines Supplementblattes, die wahrlich nicht von großem Belange, wenn man die Geldkräfte des israelitischen Consistoriums bedenkt. Die Geldkräfte der Juden sind in der That groß, aber die Erfahrung lehrt, daß ihr Geiz noch weit größer ist. Eines der hochgeschätztesten Mitglieder des hiesigen Consistoriums — man schätzt ihn nämlich auf einige dreißig Millionen Francs — Herr W. de Romilly, gäbe vielleicht keine hundert Francs, wenn man zu ihm käme mit

einer Collecte für die Rettung seines ganzen Stammes! Es ist eine alte, klägliche, aber noch immer nicht abgenutzte Erfindung, daß man demjenigen, der zur Vertheidigung der Juden seine Stimme erhebt, die unlautersten Geldmotive zuschreibt; ich bin überzeugt, nie hat Israel Geld gegeben, wenn man ihm nicht gewaltsam die Zähne ausriß, wie zur Zeit der Valois. Als ich unlängst die *Histoire des Juifs* von Basnage durchblätterte, mußte ich herzlich lachen über die Naivität, womit der Autor, welchen seine Gegner anklagten, als habe er Geld von den Juden empfangen, sich gegen solche Beschuldigung vertheidigte; ich glaube ihm aufs Wort, wenn er wehmüthig hinzusetzt: *le peuple juif est le peuple le plus ingrat qu'il y ait au monde!* Sie und da freilich giebt es Beispiele, daß die Eitelkeit die verstopften Taschen der Juden zu erschließen verstand, aber dann war ihre Liberalität noch widerwärtiger als ihre Knickerei. Ein ehemaliger preussischer Lieferant, welcher, anspielend auf seinen hebräischen Namen Moses (Moses heißt nämlich auf Deutsch „aus dem Wasser gezogen,“ auf Italienisch „del maro“), den dem letztern entsprechenden klangvolleren Namen eines Baron Delmar angenommen hat, stiftete hier vor einiger Zeit eine Erziehungsanstalt für verarmte junge Adelige, wozu er über anderthalb Millionen Francs aussetzte, eine noble That, die ihm im *Hautbourg Saint-Germain* so hoch angerechnet wurde, daß dort selbst die stolzesten *Douairiers* und die schnippisch jüngsten Fräulein nicht mehr laut über ihn spötteln. Hat dieser Edelmann aus dem Stamme David auch nur einen Pfennig beige-steuert bei einer Collecte für die Interessen der Juden? Ich möchte mich dafür verbürgen, daß ein anderer aus dem Wasser gezogener Baron, der im eblen *Hautbourg* den *Gentilhomme catholique* und großen Schriftsteller spielt, weder mit seinem Gelde noch mit seiner Feder für die Stammesgenossen thätig war. Hier muß ich eine Bemerkung aussprechen, die vielleicht die bitterste. Unter den getauften Juden sind viele, die aus feiger Hypocrisie über Israel noch ärgere Mißreden führen, als dessen geborne Feinde. In derselben Weise pflegen gewisse Schriftsteller, um nicht an ihren Ursprung zu erinnern, sich über die Juden sehr schlecht oder gar nicht auszusprechen. Das ist eine bekannte, betrüblich lächerliche Erscheinung. Aber es mag nützlich sein, das Publikum jetzt besonders darauf aufmerksam zu machen, da nicht bloß in den erwähnten norddeutschen Blättern, sondern auch in einer weit bedeutenderen Zeitung, die *Insinuation* zu lesen war, als flösse alles, was zu Gunsten der *Damascener Juden* geschrieben worden, aus jüdischen Quellen, als sei der österreichische Consul zu *Damascus* ein Jude, als seien die übrigen Consulen dort, mit Ausnahme des französischen, lauter Juden. Wir kennen diese Taktik, wir erlebten sie bereits bei Gelegenheit des jungen Deutschlands. Rein, sämmtliche Consulen von *Damascus* sind Christen, und daß der österreichische Consul dort nicht einmal jüdischen Ursprungs ist, dafür bürgt uns

eben die rücksichtslose, offene Weise, womit er die Juden gegen den französischen Consul in Schutz nahm; — was der letztere ist, wird die Zeit lehren.

10.

Paris, den 30. Mai 1840.

Toujours lui! Napoleon und wieder Napoleon! Er ist das unaufhörliche Tagesgespräch, seit der Verkündigung seiner posthumen Rückkehr, und gar besonders seit die Kammer, in Betreff der nothwendigen Kosten, einen so kläglichen Beschluß gefaßt. Letzteres war wieder eine Unbesonnenheit, die dem Verwerfen der Remours'schen Dotation an die Seite gesetzt werden darf. Die Kammer ist durch jenen Beschluß mit den Sympathien des französischen Volks in eine bedenkliche Opposition gerathen. Gott weiß, es geschah aus Kleinmuth mehr denn aus Böswilligkeit. Die Majorität in der Kammer war im Anfang für die Translation der Napoleonischen Asche eben so begeistert wie das übrige Volk; aber allmählig kam sie zu einer entgegengesetzten Besinnung, als sie die eventuellen Gefahren berechnete und als sie jenes bedrohliche Jauchzen der Bonapartisten vernahm, das in der That nicht sehr beruhigend klang. Jetzt ließ man auch den Feinden des Kaisers ein geneigteres Ohr, und sowohl die eigentlichen Legitimisten als auch die Royalisten von der laren Observanz benutzten diese Mißstimmung, indem sie gegen Napoleon mit ihrer alten eingewurzelten Erbitterung mehr oder minder geschickt hervortraten. So gab uns namentlich die Gazette de France eine Blumenlese von Schmähungen gegen Napoleon, nämlich Auszüge aus den Werken Chateaubriand's, der Frau von Staël, Benjamin Constant's u. s. w. Unser einer, der in Deutschland an derbere Kost gewöhnt, mußte darüber lächeln. Es wäre ergötzlich, wenn man, das Feine durch das Rohe parodirend, neben jenen französischen Excerpten eben so viele Parallelstellen setzte von deutschen Autoren aus der grobthümlichen Periode. Der „Vater Jahn“ führte eine Mistgabel, womit er auf den Corsen weit wüthender zuschlug, als so ein Chateaubriand mit seinem leichten und funkelnden Galanteriebegen. Chateaubriand und Vater Jahn! Welche Contraste und doch welche Aehnlichkeit!

War aber Chateaubriand sehr parteilich in seiner Beurtheilung des Kaisers, so war es letzterer noch viel mehr durch die wegwerfende Weise, womit er sich auf Sanct-Helena über den Pilgrim von Jerusalem aussprach. Er sagte nämlich: *c'est une ame rampante qui a la manie d'écrire des livres*. Nein, Chateaubriand ist keine niedrige Seele, sondern er ist bloß ein Narr, und zwar ein trauriger Narr, während die andern heiter und kurzweilig sind. Er erinnert mich immer an den melancholischen Lustigmacher von Ludwig XIII.

Ich glaube er hieß Angeli, trug eine Jacke von schwarzer Farbe, auch eine schwarze Kappe mit schwarzen Schellen und riß betrübtte Späße. Der Pathos des Chateaubriand hat für mich immer etwas Komisches; dazwischen höre ich stets das Geklingel der schwarzen Glöckchen. Nur wird die erkünstelte Schwermuth, die affectirten Todesgedanken, auf die Länge eben so widerwärtig wie eintönig. Es heißt, er sei jetzt mit einer Schrift über die Leichenfeier Napoleons beschäftigt. Das wäre in der That für ihn eine vortreffliche Gelegenheit, seine oratorischen Klöre und Immortellen, den ganzen Pomp seiner Begräbnißphantasie auszuframen; sein Pamphlet wird ein geschriebener Katafall werden, und an silbernen Thränen und Trauerkerzen wird er es nicht fehlen lassen; denn er verehrt den Kaiser, seit er todt ist.

Auch Frau von Staël würde jetzt den Napoleon feiern, wenn sie noch in den Salons der Lebenden wandelte. Schon bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba, während der hundert Tage, war sie nicht übel geneigt, das Lob des Tyrannen zu singen, und stellte nur zur Bedingung, daß ihr vorher zwei Millionen, die man vorgeblich ihrem seligen Vater schuldet, ausgezahlt würden. Als ihr aber der Kaiser dieses Geld nicht gab, fehlte ihr die nöthige Inspiration für die erbotenen Preisgefänge, und Corinna improvisirte jene Tiraden, die dieser Tage von der Gazette de France so wohlgefällig wiederholt wurden. Point d'argent, point de Suisses! — Daß diese Worte auch auf ihren Landsmann Benjamin Constant anwendbar, ist uns leider nur gar zu sehr bekannt. — Doch laßt uns nicht weiter die Personen beleuchten, die den Kaiser geschmäht haben. Genug, Madame de Staël ist todt, und B. Constant ist todt, und Chateaubriand ist so zu sagen auch todt: wenigstens wie er uns seit Jahren versichert, beschäftigt er sich ausschließlich mit seiner Vererbigung, und seine Mémoires d'outre-tombe, die er Stückweise herausgibt, sind nichts anderes als ein Leichenbegängniß, das er vor seinem definitiven Hinscheiden selber veranstaltet, wie einst der Kaiser Karl V. Genug, er ist als todt zu betrachten, und er hat in seiner Schrift das Recht, den Napoleon wie seinesgleichen zu behandeln.

Aber nicht bloß die erwähnten Excerpte älterer Autoren, sondern auch die Rede, die Herr v. Lamartine in der Deputirtenkammer über oder vielmehr gegen Napoleon hielt, hat mich widerwärtig berührt, obgleich diese Rede lauter Wahrheit enthält. Die Dintergedanken sind unehrlich, und der Redner sagte die Wahrheit im Interesse der Lüge. Es ist wahr, es ist tausendmal wahr, daß Napoleon ein Feind der Freiheit war, ein Despot, gekrönte Selbstsucht, und daß seine Verherrlichung ein böses, gefährliches Beispiel. Es ist wahr, ihm fehlten die Bürgertugenden eines Bailly, eines Lafayette, und er trat die Gesetze mit Füßen und sogar die Gesetzgeber, wovon noch jetzt einige lebende Zeugnisse im Hôpital de Luxembourg. Aber es ist nicht dieser liberticide

Napoleon, nicht der Held des 18. Brumaire, nicht der Donnergott des Ehrgeizes, dem ihr die glänzendsten Reichenspiele und Denkmale widmen sollt! Nein; es ist der Mann, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentirte, dessen Verherrlichung in Frage steht: in seiner Person siegte das französische Volk, in seiner Person ward es gebemüthigt, in seiner Person ehrt und feiert es sich selber — das fühlt jeder Franzose, und deshalb vergißt man alle Schattenseiten des Verstorbenen und huldigt ihm quoad mōmo, und die Kammer beging einen großen Fehler durch ihre unzeitige Kniderel. — Die Rede des Herrn v. Lamartine war ein Meisterstück, voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen schwachen Kopf betäubte; doch der Mangel an Ehrlichkeit wird spärlich bedeckt von den schönen Worten, und das Ministerium darf sich eher freuen als betrüben, daß seine Feinde ihre antinationalen Gefühle so ungeschickt verrathen haben.

11.

Paris, den 3. Juni 1840.

Die Pariser Tagesblätter werden, wie überhaupt in der ganzen Welt, auch jenseits des Rheines gelesen, und man pflegt dort der heimathlichen Presse, im Vergleich mit der französischen, den Werth derselben überschätzend, alles Verdienst abzusprechen. Es ist wahr, die hiesigen Journale wimmeln von Stellen, die bei uns in Deutschland selbst der nachsichtigste Censor streichen würde; es ist wahr, die Artikel sind in den französischen Blättern besser geschrieben und logischer abgefaßt, als in den deutschen. wo der Verfasser seine politische Sprache erst schaffen und durch die Urwälder seiner Ideen sich mühsam durchkämpfen muß; es ist wahr, der Franzose weiß seine Gedanken besser zu redigiren, und er entkleidet dieselben, vor den Augen des Publicums, bis zur deutlichsten Nacktheit, während der deutsche Journalist, weit mehr aus innerer Blödigkeit als aus Furcht vor dem tödtlichen Rothstift, seine Gedanken mit allen möglichen Schleiern der Unmaßgeblichkeit zu verhüllen sucht; und dennoch, wenn man die französische Presse nicht nach ihrer äußern Erscheinung beurtheilt, sondern sie in ihrem Innern, in ihren Bureaux, belauscht, muß man eingestehen, daß sie an einer besondern Art von Unfreiheit leidet, die der deutschen Presse ganz fremd und vielleicht verderblicher ist als unsere transrhyanische Censur. Alsdann muß man auch eingestehen, daß die Klarheit und Leichtigkeit, womit der Franzose seine Gedanken ordnet und abhandelt, aus einer dürrn Einseitigkeit und mechanischen Beschränkung hervorgeht, die weit mißlicher ist, als die blühende Confusion und unbeholfene Ueberfülle des deutschen Journalisten! Hierüber eine kurze Andeutung:

Die französische Lagedrücke ist gewissermaßen eine Oligarchie, keine Demokratie; denn die Begründung eines französischen Journals ist mit so vielen Kosten und Schwierigkeiten verbunden, daß nur Personen, die im Stande sind, die größten Summen aufs Spiel zu setzen, ein Journal errichten können. Es sind daher gewöhnlich Capitalisten oder sonstige Industrielle, die das Geld herschießen zur Stiftung eines Journals; sie speculiren dabei auf den Absatz, den das Blatt finden werde, wenn es sich als Organ einer bestimmten Partei geltend zu machen verstanden, oder sie hegen gar den Hintergedanken, das Journal späterhin, sobald es eine hinlängliche Zahl Abonnenten gewonnen, mit noch größerem Profit an die Regierung zu verkaufen. Auf diese Weise, angewiesen auf die Ausbeutung der vorhandenen Parteien oder des Ministeriums, gerathen die Journale in eine beschränkende Abhängigkeit, und was noch schlimmer ist, in eine Exklusivität, eine Ausschließlichkeit bei allen Mittheilungen, wogegen die Hemmnisse der deutschen Censur nur als heitere Rosenketten erscheinen dürften. Der Redacteur en chef eines französischen Journals ist ein Condottiere, der durch seine Colonnen die Interessen und Passionen der Partei, die ihn durch Absatz oder Subvention gebunden hat, vertritt und vertheidigt. Seine Unterredacteurs, seine Lieutenants und Soldaten, gehorchen mit militärischer Subordination, und sie geben ihren Artikeln die verlangte Richtung und Farbe, und das Journal erhält dadurch jene Einheit und Präcision, die wir in der Ferne nicht genug bewundern können. Hier herrscht die strengste Disciplin des Gedankens und sogar des Ausdrucks. Hat irgend ein unachtsamer Mitarbeiter das Commando überhört, hat er nicht ganz so geschrieben wie die Consigne lautete, so schneidet der Redacteur en chef ins Fleisch seines Aufsatzes mit einer militärischen Unbarmherzigkeit, wie sie bei keinem deutschen Censor zu finden wäre. Ein deutscher Censor ist ja auch ein Deutscher, und bei seiner gemüthlichen Vielseitigkeit giebt er gern vernünftigen Gründen Gehör; aber der Redacteur en chef eines französischen Journals ist ein praktisch einseitiger Franzose, hat seine bestimmte Meinung, die er sich ein für allemal mit bestimmten Worten formulirt hat, oder die ihm wohlformulirt von seinen Committenten überliefert worden. Käme nun gar jemand zu ihm und brächte ihm einen Aufsatz, der zu den erwähnten Zwecken seines Journals in keiner fördernden Beziehung stünde, der etwa ein Thema behandelte, das kein unmittelbares Interesse hätte für das Publicum, dem das Blatt als Organ dient, so wird der Aufsatz streng zurückgewiesen mit den sacramentalen Worten: cela n'entre pas dans l'idée de notre journal. Da nun solchermaßen von den hiesigen Journalen jedes seine besondere politische Farbe und seinen bestimmten Ideenkreis hat, so ist leicht begreiflich, daß jemand, der etwas zu sagen hätte, was diesen Ideenkreis überschritte und auch keine Parteifarbe trüge, durchaus kein Organ für seine Mittheilungen finden

würde. Ja, sobald man sich entfernt von der Discussion der Tagesinteressen, den sogenannten Actualitäten, sobald man Ideen zu entwickeln hat, die den banalen Parteifragen fremd sind, sobald man etwa nur die Sache der Menschheit besprechen wollte, würden die Redacteurs der hiesigen Journale einen solchen Artikel mit ironischer Höflichkeit zurückweisen; und da man hier nur durch die Journale oder durch ihre annoncierende Vermittlung mit dem Publicum reden kann, so ist die Charte, die jedem Franzosen die Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck erlaubt, eine bittere Verhöhnung für geniale Denker und Weltbürger, und factisch existirt für diese durchaus keine Pressfreiheit: — *oela n'entre pas dans l'idée de notre journal.*

Vorstehende Andeutungen befördern vielleicht das Verständniß mancher unbegreiflichen Erscheinungen, und ich überlasse es dem deutschen Leser, allerlei nützliche Belehrung daraus zu schöpfen. Zunächst aber mögen sie zur Aufklärung dienen, weshalb die französische Presse in Betreff der Juden von Damascus nicht so unbedingt sich zu Gunsten derselben aussprach, wie man gewiß in Deutschland erwartete. Ja, der Berichterstatter der Leipziger Zeitung und der kleineren norddeutschen Blätter hat sich keine direkte Unwahrheit zu Schulden kommen lassen, wenn er frohlockend referirte, daß die französische Presse bei dieser Gelegenheit keine sonderliche Sympathie für Israel an den Tag legte. Aber die ehrliche Seele hütete sich wohlweislich, den Grund dieser Erscheinung aufzudecken, der ganz einfach darin besteht, daß der Präsident des Minister-Conseils, Herr Thiers, von Anfang an für den Grafen Rattien-Menton, den französischen Consul in Damascus, Partei genommen und den Redacturen aller Blätter, die jetzt unter seiner Vormösigkeit stehen, in dieser Angelegenheit seine Ansicht kund gegeben. Es sind gewiß viele honnette und sehr honnette Leute unter diesen Journalisten, aber sie gehorchen jetzt mit militärischer Disciplin dem Commando jenes Generalissimus der öffentlichen Meinung, in dessen Vorcabinet sie sich jeden Morgen zum Empfang der Ordre du Jour zusammen befinden und gewiß ohne Lachen sich einander nicht ansehen können; französische Haruspices können ihre Lachsmuskeln nicht so gut beherrschen, wie die römischen, von denen Cicero spricht. In seinen Morgenaudienzen versichert Herr Thiers mit der Miene der höchsten Ueberzeugung, es sei eine ausgemachte Sache, daß die Juden Christenblut am Paschafeste söffen, *chacon à son goût*, alle Zeugenaussagen hätten bestätigt, daß der Rabbiner von Damascus den Pater Thomas abgeschlachtet und sein Blut getrunken, — das Fleisch sei wahrscheinlich von geringern Synagogenbeamten verschmaußt worden; — da sahen wir einen traurigen Aberglauben, einen religiösen Fanatismus, der noch im Oriente herrschend sei, während die Juden des Occidents viel humaner und aufgeklärter geworden und mancher unter ihnen sich durch Vorurtheilslosigkeit und einen gebildeten Geschmack auszeichne, z. B.

Herr von Rothschilb, der zwar nicht zur christlichen Kirche aber desto eifriger zur christlichen Küche übergegangen und den größten Koch der Christenheit, den Liebling Talleyrands, ehemaligen Bischofs von Autun, in Dienst genommen. — So ungefähr konnte man den Sohn der Revolution reden hören, zum größten Aerger seiner Frau Mutter, die manchmal roth vor Zorn wird, wenn sie dergleichen von dem ungerathenen Sohne anhören muß, oder wenn sie gar sieht, wie derselbe mit seinen ärgsten Feinden verkehrt, z. B. mit dem Grafen Montalembert, einem Jung-Jesuiten, der als das thätigste Werkzeug der ultramontanen Rotte bekannt ist. Dieser Anführer der sogenannten Neokatholiken dirigirt die Zeloten-Zeitung „l'Univers“, ein Blatt, welches mit eben so viel Geist wie Persibie geschrieben wird; auch der Graf besitzt Geist und Talent, ist jedoch ein seltsames Zwitterwesen von abeligem Hochmuth und romantischer Bigotterie, und diese Mischung offenbart sich am naivsten in seiner Legende von der heiligen Elisabeth, einer ungarischen Prinzessin, die er en parenthese für seine Cousine erklärt, und die von so schrecklich christlicher Demuth gewesen sein soll, daß sie mit ihrer frommen Zunge den räudigsten Bettlern die Schwären und den Grind leckte, ja daß sie vor lauter Frömmigkeit sogar ihren eignen Urin soff.

Nach diesen Andeutungen begreift man jetzt sehr leicht die illiberale Sprache jener Oppositionsblätter, die zu einer andern Zeit Mord und Missethaten geschrien hätten über den im Orient neu angefachten Fanatismus, und über den Elenden, der als französischer Consul dort den Namen Frankreichs schändet.

Vor einigen Tagen hat Herr Benoit Foulb auch in der Deputirtenkammer das Betragen des französischen Consuls von Damascus zur Sprache gebracht. Ich muß also zunächst den Tadel zurücknehmen, der mir in einem meiner jüngsten Berichte gegen jenen Deputirten entschlüpfte. Ich zweifelte nie an dem Geist, an den Verstandeskraften des Herrn Foulb; auch ich halte ihn für eine der größten Capacitäten der französischen Kammer; aber ich zweifelte an seinem Gemüthe. Wie gern lasse ich mich beschämen, wenn ich den Leuten Unrecht gethan habe und sie durch die That meinen Beschuldigungen widersprechen. Die Interpellation des Herrn Foulb zeugte von großer Klugheit und Würde. Nur sehr wenige Blätter haben von seiner Rede Auszüge gegeben; die ministeriellen Blätter haben auch diese unterdrückt und die Thiers'schen Entgegnungen desto ausführlicher mitgetheilt. Im Moniteur habe ich sie gelesen. Der Ausdruck: „la religion à laquelle j'ai l'honneur d'appartenir,“ mußte einen Deutschen sehr frappiren. Die Antwort des Herrn Thiers war ein Meisterstück von Persibie: durch Ausweichen, durch Verschweigen dessen, was er wisse, durch scheinbar ängstliche Zurückhaltung, wußte er seine Gegner aufs köstlichste zu verächtlichen. Hörte man ihn reden, so konnte man am Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden sei Kapuzinerfleisch. — Aber

nein, großer Geschichtsschreiber und sehr kleiner Theolog, im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das alte Testament seinen Bekennern solche schmutzige Aßung, der Abscheu der Juden vor jedem Blutgenuß ist ihnen ganz eigenthümlich, er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgesetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in dieser tiefsinnig cosmogonischen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, welche gleichsam eine physische Ethik bildet und von Paulus, der sie als eine Fabel verwarf, keineswegs begriffen worden. — Rein, die Nachkömmlinge Israels, des reinen auserlesenen Priestervolks, sie essen kein Schweinefleisch, auch keine alte Franziskaner, sie trinken kein Blut, eben so wenig wie sie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Elisabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.

Was sich bei jener Damascener Blutfrage am betrüblichsten herausstellte, ist die Unkenntniß der morgenländischen Zustände, die wir bei dem jetzigen Präsidenten des Conseils bemerken, eine brillante Unwissenheit, die ihn einst zu den bedenklichsten Mißgriffen verleiten dürfte, wenn nicht mehr jene kleine syrische Blutfrage, sondern die weit größere Weltblutfrage, jene fatale, verhängnißvolle Frage, welche wir die orientalische nennen, eine Lösung oder Anstalten zur Lösung erfordern möchte. Das Urtheil des Herrn Thiers ist gewöhnlich richtig, aber seine Prämissen sind oft ganz falsch, ganz aus der Luft gegriffen, Phantasmen, ausgeheckt im fanatischen Sonnenbrand der Klöster des Libanons und ähnlicher Eyclunken des Aberglaubens. Die ultramontane Partei liefert ihm seine Emissäre, und diese berichten ihm Wunderdinge über die Macht der römisch-katholischen Christen im Oriente, während doch eine Schilderhebung jener miserablen Lateiner wahrhaftig keinen türkschen Hund aus seinem fatalistischen Ofenloch locken würde. Herr Thiers meint, daß Frankreich, der traditionelle Glaubensvogt jener Lateiner, einst durch sie die Oberhand im Orient gewinnen könne. Da sind die Engländer viel besser unterrichtet; sie wissen, daß diese armseligen Nachzügler des Mittelalters, die in der Civilisation mehrer Jahrhunderte zurückgeblieben, noch viel versunkener sind, als ihre Herren, die Türken, und daß vielmehr die Bekenner des griechischen Symbols beim Sturz des osmannischen Reiches, und noch vorher, den Ausschlag geben könnten. Das Oberhaupt dieser griechischen Christen ist nicht der arme Schelm, der den Titel Patriarch von Konstantinopel führt, und dessen Vorgänger dort schmachvoll zwischen zwei Hunden aufgehängt worden — nein, ihr Oberhaupt ist der allmächtige Czar von Rußland, der Kaiser und Papst aller Bekenner des allein heiligen, orthodoxen, griechischen Glaubens; — er ist ihr geharnischter Messias, der sie befreien soll vom Joch der Ungläubigen, der Kanonendonnergott, der einst sein Siegesbanner aufpflanzen werde auf die Thürme der großen Moschee von Byzanz — ja, das ist ihr poli-

tischer, wie ihr religiöser Glaube, und sie träumen eine russisch-griechisch-orthodoxe Weltherrschaft, die von dem Bosporus aus über Europa, Asien und Afrika ihre Arme ausbreiten werde. — Und was das Schrecklichste ist, dieser Traum ist keine Seifenblase, die ein Windzug vernichtet, es lauert darin eine Möglichkeit, die versteinern und angrinst, wie das Haupt der Rebusa!

Die Worte Napoleons auf Sanct-Helena, daß in baldiger Zukunft die Welt eine amerikanische Republik oder eine russische Universalmonarchie sein werde, sind eine sehr entmuthigende Prophezeiung. Welche Aussicht! Günstigen Falls als Republikaner vor monotoner Langeweile sterben! Arme Enkel!

Ich habe oben erwähnt, wie die Engländer viel besser als die Franzosen über alle orientalischen Zustände unterrichtet sind. Mehr als je wimmelt es in der Levante von britischen Agenten, die über jeden Beduinen, ja über jedes Kamel, das durch die Wüste zieht, Erkundigungen einziehen. Wie viel Zechinen Mehemet Ali in der Tasche, wie viel Gedärme dieser Vicekönig von Aegypten im Bauche hat, man weiß es ganz genau in den Bureaux von Downing-street. Hier glaubt man nicht den Mirakelhistörchen frommer Schwärmer; hier glaubt man nur an Thatsachen und Zahlen. Aber nicht blos im Orient, auch im Occident hat England seine zuverlässigsten Agenten, und hier begegnen wir nicht selten Leuten, die mit ihrer geheimen Mission auch die Correspondenz für Londoner aristokratische oder ministerielle Blätter verbinden; letztere sind darum nicht minder gut unterrichtet. Bei der Schweigsamkeit der Briten erfährt das Publicum selten das Gewerbe jener geheimen Berichterstatter, die selbst den höchsten Staatsbeamten Englands unbekannt bleiben; nur der jedesmalige Minister der äußern Angelegenheiten kennt sie, und überliefert diese Kenntniß seinem Nachfolger. Der Banquier im Ausland, der einem englischen Agenten irgend eine Auszahlung zu machen hat, erfährt nie seinen Namen, er erhält nur die Ordre, den Betrag einer angegebenen Summe derjenigen Person auszuzahlen, die sich durch Vorzeigen einer Karte, worauf nur eine Nummer steht, legitimiren werde.

Spätere Notiz. (Mai 1854.)

Der vorstehende Bericht ist von der Redaction der Allgemeinen Zeitung nicht aufgenommen worden, und wir drucken ihn hier nach alten Brouillons, die der Zufall erhalten. Indem aus diesem Berichte hervorgeht, wie unverbient die Rüge war, welche ein früherer Artikel über den Deputirten Benoit Koub aus sprach, zeigen wir, wie wenig es uns zu jener Zeit einfiel, in jenem Artikel eine Ungerechtigkeit zu begehen. Es kam uns damals ebenfalls nicht

in den Sinn, die persönliche Erscheinung des erwähnten Deputirten zu verunglimpfen, und zu diesem Behufe ein Spottwort des Nationals zu citiren. Schwärmerische Freunde des Herrn Benoit Fould (und welcher reiche Mann besäße nicht einen Schwarm von Freunden, die für ihn schwärmen!) behaupteten zwar zu jener Zeit, am Schlusse eines Artikels in der Allgemeinen Zeitung, der meine Chiffer trage und also meiner Autorschaft zugeschrieben werden müsse, hätten sie eine boshafte Citation aus dem National gelesen, welche den Generaladvokaten Hebert und Herrn Benoit Fould betreffe und dahin laute, „daß letzterer der einzige gewesen, der dem Generaladvokaten in der Kammer die Hand gereicht habe und daß er selber wie der Discours eines accusateur public ausfähe!“ Wahrlich, einen sehr schwächlichen Begriff von meinem Geiste und meiner Vernunft hegen jene guten Leute, welche glauben konnten, daß ich einen Angriff auf einen Mann wie B. Fould wagen würde, wenn ich meine Pfeile dem albernen Köcher des Nationals entlehnen müßte! Eine solche Annahme war wirklich beleidigend für den Verfasser der Reisebilder! Nein, jene Citation, jene Mißere, floß nicht aus meiner Feder, und gar in Bezug auf Herrn Hebert hätte ich mir keine Ungezogenheit damals erlaubt, aus ganz begreiflichen Gründen. Ich wollte nie mit der schrecklichen Person eines Generaladvocaten, dessen discretionaire Befugnisse selbst die des Ministers übertrafen, etwas zu schaffen haben; es giebt Personen, die man gar nicht erwähnen muß, wenn man nicht speciell das Meier eines Demagogen treibt und nach dem Ruhm des Eingesperrtwerden schmachtet. Ich sage dieses jetzt, wo eine solche Erklärung von meinen muthigen und kampfsüchtigen Commilitonen nicht mißdeutet werden kann. Zur Zeit wo der Artikel mit der läppischen Citation aus dem National erschien, enthielt ich mich jeder Erläuterung; ich durfte Niemanden das Recht einräumen, mich über einen Artikel zur Rede zu stellen, der anonym erschienen und nur eine Chiffer an der Stirn trug, womit nicht ich, sondern die Redaction meine Artikel zu bezeichnen pflegte, um administrativen Bedürfnissen zu begegnen, um z. B. die Comptabilität zu erleichtern, keineswegs aber um einem verehrungswürdigen Publico, wie eine leicht errathbare Charade, den Namen des Verfassers sub rosa zuzudüstern. Da nur die Redaction und nicht der eigentliche Verfasser für jeden anonymen Artikel verantwortlich bleibt; da die Redaction gezwungen ist, das Journal sowohl der tausendköpfigen Leserswelt, als auch manchen ganz kopflosen Behörden gegenüber, zu vertreten; da sie mit unzähligen Hindernissen, materiellen und moralischen täglich zu kämpfen hat: so muß ihr wohl die Erlaubniß anheim gestellt werden, jeden Artikel, den sie aufnimmt, ihren jedesmaligen Tagesbedürfnissen anzumodeln, nach Gutdünken durch Ausmerzen, Ausschneiden, Hinzufügen und Umänderungen jeder Art den Artikel druckbar zu machen, und gehe auch dabei die gute Gesinnung und der noch bessere Stil des Verfas-

fers sehr bedenklich in die Arümpe. Ein in jeder Hinsicht politischer Schriftsteller muß der Sache wegen, die er vertritt, der rohen Nothwendigkeit, manche bittere Zugeständnisse machen. Es gibt obscure Winkelblätter genug, worin wir unser ganzes Herz mit allen seinen Zornbränden ausschütten könnten — aber sie haben nur ein sehr dürftiges und einflußloses Publicum, und es wäre eben so gut, als wenn wir in der Bierstube oder im Kaffeehause vor den respectiven Stammgästen schwadronirten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unsre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maske, in einer Zeitung uns aussprechen, die mit Recht eine Allgemeine Weltzeitung genannt wird, und vielen hunderttausend Lesern in allen Landen belehrsam zu Händen kommt. Selbst in seiner trostlosen Verstümmelung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigste Andeutung wird zuweilen zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beseelte mich nicht dieser Gedanke, so hätte ich mir wahrlich nie die Selbsttortur angethan, für die Allgemeine Zeitung zu schreiben. Da ich von dem Treusinn und der Redlichkeit jenes innigst geliebten Jugendfreundes und Waffenbruders, der die Redaction der Zeitung leitet, zu jeder Zeit unbedingt überzeugt war, so konnte ich mir auch wohl manche erschreckliche Nachqual der Umarbeitung und Verballhornung meiner Artikel gefallen lassen; — sah ich doch immer die ehrlichen Augen des Freundes, welcher dem Verwundeten zu sagen schien: liege ich denn etwa auf Rosen? Dieser wackere Kämpfer der deutschen Presse, der schon als Jüngling für seine liberalen Ueberzeugungen Noth und Kerker erduldet hat, er, der für die Verbreitung von gemeinnützigem Wissen, dem besten Emancipationsmittel, und überhaupt für das politische Heil seiner Mitbürger so viel gethan, viel mehr gethan, als Tausende von bramarbasirenden Maulhelben — er ward von diesen als servil verschrien, und die „Augsburger Hure“ war der Schmähsname, womit der Pöbel der Radicalen die Allgemeine Zeitung immer titulirte. —

Doch ich gerathe hier in eine Stimmung, die mich zu weit führen könnte. Ich begnüge mich damit, hier flüchtig angedeutet zu haben, von welcher Art die Unfreiheit war, die ich höherer vaterländischer Rücksichten wegen ertrug, wenn ich für die Allgemeine Zeitung schrieb. In dieser Beziehung begegnete ich mancher Mißdeutung, selbst in Sphären, wo Intelligenz zu herrschen pflegte. Eine solche war z. B. die oben bezeichnete Citation aus dem National, die man mir fälschlich zuschrieb. Da ich nicht gern unschuldig leide, so gerieth ich am Ende auf den unseligen Gedanken, das Majestätsverbrechen, dessen man mich beschuldigte, einmal wirklich zu begehen, und bei Gelegenheit der Wahlen zu Tarbes mußte der Deputirte der Hautes-Pyrénées meinen Unmuth entgelten. Da ich jedes Unrecht am Ende selbst eingesteh, so will ich zu meiner eigenen Beschämung hier erwähnen, daß der Mann, dem ich jede Capacität

absprach, sich bald darauf als ein Staatsmann von höchster Bedeutung auszeichnete. Ich freute mich darüber.

12.

Paris, den 12. Juni 1840.

Der Ritter Spontini bombardirt in diesem Augenblicke die armen Pariser mit Briefen, um zu jedem Preis das Publicum an seine verschollene Person zu erinnern. Es liegt in diesem Augenblick ein Circular vor mir, das er an alle Zeitungsredactoren schickt, und das keiner drucken will aus Pietät für den gesunden Menschenverstand und Spontini's alten Namen. Das Lächerliche grenzt hier ans Sublime. Diese peinliche Schwäche, die sich im barocksten Stil ausdrückt oder vielmehr ausärgert, ist eben so merkwürdig für den Arzt wie für den Sprachforscher. Ersterer gewahrt hier das traurige Phänomen einer Eitelkeit, die im Gemüth immer wüthender auflobert, je mehr die edlern Geisteskräfte darin erlöschen; der andere aber, der Sprachforscher, sieht, welch ein ergötzlicher Jargon entsteht, wenn ein starrer Italiener, der in Frankreich nothdürftig etwas Französisch gelernt hat, dieses sogenannte Italiener-Französisch während eines fünfundzwanzigjährigen Aufenthalts in Berlin ausbubelt, so daß das alte Rauberwälsch mit samaritanischen Barbarismen gar wunderbar gespickt ward. Das Circular ist vom Februar datirt, ward aber neuerdings wieder hergeschickt, weil Signor Spontini hört, daß man hier sein berühmtes Werk wieder aufführen wolle, welches nichts als eine Fälsche sei — eine Fälsche, die er benutzen will, um hierher berufen zu werden. Nachdem er nämlich gegen seine Feinde pathetisch declamirt hat, setzt er hinzu: Et voilà justement le nouveau piège que je crois avoir deviné, et ce qui me fait un inférieux devoir de m'opposer, me trouvant absent, à la remise en scène de mes opéras sur le théâtre de l'académie royale de musique, à moins que je ne sois officiellement engagé moi-même par l'administration, sous la garantie du Ministère de l'Intérieur, à me rendre à Paris, pour aider de mes conseils créateurs les artistes (la tradition de mes opéras étant perdue) pour assister aux répétitions. et contribuer au succès de la *Vestale*, puisque c'est d'elle qu'il s'agit. Das ist noch die einzige Stelle, in diesen Spontinischen Sümpfen, wo fester Boden; die Pöflichkeit streckt hier ihre länglichen Ohren hervor. Der Mann will durchaus Berlin verlassen, wo er es nicht mehr aushalten kann, seitdem die Meyerbeer'schen Opern dort gegeben werden, und vor einem Jahr kam er auf einige Wochen hierher und lief von Morgen bis Mitternacht zu allen Personen von Einfluß, um seine Berufung nach Paris zu betreiben. Da die meisten Leute hier ihn für längst

verstorben hielten, so erschrafen sie nicht wenig ob seiner plötzlichen geisterhaften Erscheinung. Die ränkevolle Behendigkeit dieser todten Gebeine hatte in der That etwas Unheimliches. Hr. Duponchel, der Director der großen Oper, ließ ihn gar nicht vor sich und rief mit Entsetzen: „Diese intrigante Mumie mag mir vom Leibe bleiben; ich habe bereits genug von den Intriguen der Lebenden zu erbulden!“ Und doch hatte Hr. Moriz Schlesinger, Verleger der Meyerbeer'schen Opern—denn durch diese gute, ehrliche Seele ließ der Ritter seinen Besuch bei Hrn. Duponchel voraus ankündigen—alle seine glaubwürdige Beredtsamkeit aufgeboten, um seinen Empfohlenen im besten Lichte darzustellen. In der Wahl dieser empfehlenden Mittelsperson befandete Herr Spontini seinen ganzen Scharfsinn. Er zeigte ihn auch bei andern Gelegenheiten; z. B. wenn er über Zernbaur raisonnirte, so geschah es gewöhnlich bei dessen intimsten Freunden. Den französischen Schriftstellern erzählte er, daß er in Berlin einen deutschen Schriftsteller festsetzen lassen, der gegen ihn geschrieben. Bei den französischen Sängerinnen beklagte er sich über deutsche Sängerinnen, die sich nicht bei der Berliner Oper engagiren wollten, wenn man ihnen nicht contractlich zugestand, daß sie in keiner Spontinischen Oper zu singen brauchten!

Aber er will durchaus hierher; er kann es nicht mehr aushalten in Berlin, wohin er, wie er behauptet, durch den Haß seiner Feinde verbannt worden, und wo man ihm dennoch keine Ruhe lasse. Dieser Lage schrieb er an die Redaction der *France musicale*: seine Feinde begnügten sich nicht, daß sie ihn über den Rhein getrieben, über die Weser, über die Elbe; sie möchten ihn noch weiter verjagen, über die Weichsel, über den Niemen! Er findet große Aehnlichkeit zwischen seinem Schicksal und dem Napoleon'schen. Er dünkt sich ein Genie, wogegen sich alle musikalischen Mächte verschworen. Berlin ist sein Sanct Helena und Kellstab sein Hudson Lowe. Jetzt aber müsse man seine Gebeine nach Paris zurückkommen lassen und im Invalidenhanse der Tonkunst, in der *Académie royale de Musique*, feierlich beisetzen. —

Das Alpha und Omega aller Spontinischen Beslagnisse ist Meyerbeer. Als mir hier in Paris der Ritter die Ehre seines Besuches schenkte, war er unerschöpflich an Geschichten, die geschwollen von Gift und Galle. Er kann die Thatfache nicht abläugnen, daß der König von Preußen unsern großen Giacomo mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und darauf bedacht ist, denselben mit hohen Aemtern und Würden zu betrauen, aber er weiß dieser königlichen Huld die schönsten Motive anzudichten. Am Ende glaubt er selbst seine eignen Erfindungen, und mit einer Miene der tiefsten Ueberzeugung versicherte er mir: als er einst bei Sr. Majestät dem König gespeist, habe Allerhöchst derselbe nach der Tafel mit heiterer Offenherzigkeit gestanden, daß er den Meyerbeer um jeden Preis an Berlin fesseln wolle, damit dieser Millionair

sein Vermögen nicht im Auslande verzehre. Da die Musik, die Sucht, als Operncomponist zu glänzen, eine bekannte Schwäche des reichen Mannes sei, suche er, der König, diese schwache Seite zu benutzen, um den Ehrgeizigen durch Auszeichnungen zu fördern. — Es ist traurig, soll der König hinzugesetzt haben, daß ein vaterländisches Talent, das ein so großes, fast geniales Vermögen besitzt, in Italien und Paris seine guten preussischen harten Thaler vergeuden mußte, um als Componist gefeiert zu werden — „was man für Geld haben kann, ist auch bei uns in Berlin zu haben, auch in unsern Treibhäusern wachsen Lorbeerbäume für den Narren, der sie bezahlen will, auch unsre Journalisten sind geistreich und lieben ein gutes Frühstück oder gar ein gutes Mittagessen, auch unsre Eckensteher und saure-Gurkenhändler haben zum Beifallklatschen ebenso derbe Hände wie die Pariser Clique — ja wenn unsre Tageeliebe, statt in der Tabagie, ihre Abende im Opernhause zubrachten, um die Hugonotten zu applaudiren, würde auch ihre Ausbildung dadurch gewinnen — die niedern Klassen müssen sittlich und ästhetisch gehoben werden, und die Hauptsache ist, daß Geld unter die Leute komme, zumal in der Hauptstadt. —“ Solcherweise, versicherte Spontini, habe sich seine Majestät geäußert, um sich gleichsam zu entschuldigen, daß er ihn, den Verfasser der Pestalin, dem Meyerbeer sacrificire. Als ich bemerkte, daß es im Grunde sehr löblich sei, wenn ein Fürst ein solches Opfer bringe, um den Wohlstand seiner Hauptstadt zu fördern — da fiel mir Spontini in die Rede: O, Sie irren sich, der König von Preußen protegirt die schlechte Musik nicht aus staatsökonomischen Gründen, sondern vielmehr weil er die Tonkunst haßt, und wohl weiß, daß sie zu Grunde gehen muß durch Beispiel und Leitung eines Mannes, der ohne Sinn für Wahrheit und Adel nur der rohen Menge schmeicheln will.

Ich konnte nicht umhin, dem hämischen Italiener offen zu gestehen, daß es nicht klug von ihm sei, dem Nebenbuhler alles Verdienst abzuspochen. — Nebenbuhler! rief der Blüthende, und wechselte zehnmal die Farbe, bis endlich die gelbe wieder die Oberhand behielt — dann aber sich fassend, frug er mit jöhnischem Zähnefletschen: Wissen Sie ganz gewiß, daß Meyerbeer wirklich der Componist der Musik ist, die unter seinem Namen aufgeführt wird? Ich stutzte nicht wenig ob dieser Tollhausfrage, und mit Erstaunen hörte ich, Meyerbeer habe in Italien einigen armen Musikern ihre Compositionen abgekauft, und daraus Opern verfertigt, die aber durchgefallen seien, weil der Quartl, den man ihm geliefert, gar zu miserabel war. Später habe es von einem talentvollen Abbate zu Venedig etwas besseres erstanden, welches er dem Crociato einverleibte. Er besitze auch Weber's hinterlassene Manuscripte, die er der Wittwe abgeschwaht, und woraus er gewiß später schöpfen werde. Robert le Diable und die Hugonotten seien größtentheils die Production eines Franzosen, welcher Gouin heiße und herzlich gern unter Meyer-

beer's Namen seine Opern zur Aufführung bringe, um nicht sein Amt eines Chef de Bureau an der Post einzubüßen, da seine Vorgesetzten gewiß seinem administrativen Eifer mißtrauen würden, wenn sie wüßten, daß er ein träumerischer Componist; die Philister halten praktische Funktionen für unvereinbar mit artistischer Begabung, und der Postbeamte Gouin ist klug genug, seine Autorschaft zu verschweigen und allen Weltruhm seinem ehrgeizigen Freund Meyerbeer zu überlassen. Daher die innige Verbindung beider Männer, deren Interessen sich eben so innig ergänzen. Aber ein Vater bleibt immer Vater, und dem Freund Gouin liegt das Schicksal seiner Geisteskinder beständig am Herzen; die Details der Aufführung und des Erfolgs von Robert le Diable und den Hugenotten nehmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch, er wohnt jeder Probe bei, er unterhandelt beständig mit dem Operndirektor, mit den Sängern, den Tänzern, dem Chef de Claque, den Journalisten; er läuft mit seinen Thranstiefeln ohne Lederstrippen von Morgens bis Abends nach allen Zeitungsredactionen, um irgend ein Reclam zu Gunsten der sogenannten Meyerbeer'schen Opern anzubringen, und seine Unermüdblichkeit soll Jedem in Erstaunen setzen.

Als mir Spontini diese Hypothese mittheilte, gestand ich, daß sie nicht aller Wahrscheinlichkeit ermangle, und daß, obgleich das vierschrötige Aeußere, das ziegelrothe Gesicht, die kurze Stirn, das schmierig schwarze Haar des erwähnten Herrn Gouin vielmehr an einen Ochsenzüchter oder Viehmäster, als an einen Künstler erinnere, dennoch in seinem Benehmen manches vorkomme, das ihn in den Verdacht bringe, der Autor der Meyerbeer'schen Opern zu sein. Es passiert ihm manchmal, daß er Robert le Diable oder die Hugenotten „unsere Oper“ nennt. Es entschlüpfen ihm Lebensarten wie: „wir haben heute eine Repetition“ — „wir müssen eine Arie abkürzen.“ Auch ist es sonderbar, bei keiner Vorstellung jener Opern fehlt Herr Gouin, und wird eine Bravourarie applaudirt, vergißt er sich ganz, und verbeugt sich nach allen Seiten, als wolle er dem Publico danken. Ich gestand dieses alles dem grimmigen Italiener, aber dennoch fügte ich hinzu, trotzdem daß ich mit eigenen Augen vergleichen bemerkt, halte ich Herrn Gouin nicht für den Autor der Meyerbeer'schen Opern; ich kann nicht glauben, daß Herr Gouin die Hugenotten und Robert le Diable geschrieben habe; ist es aber doch der Fall, so muß gewiß die Künstlereitelkeit am Ende die Oberhand gewinnen, und Herr Gouin wird öffentlich die Autorschaft jener Opern für sich vindiciren.

Nein, erwiderte der Italiener mit einem unheimlichen Blick, der stehend wie ein blankes Stilet, dieser Gouin kennt zu gut seinen Meyerbeer, als daß er nicht wüßte, welche Mittel seinem schrecklichen Freunde zu Gebote stehen, um jemand zu beseitigen, der ihm gefährlich ist. Er wäre capabel, unter dem Vorwande, sein armer Gouin sei verrückt geworden, denselben auf ewig in

Charenton einsperren zu lassen, und der arme Echelm dürfte noch froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Alle, die jenem Ehrgeizling hindernd im Wege stehen, müssen weichen. Wo ist Weber? wo Bellini? Dum! Dum!

Dieses hum! hum! war trotz aller unverschämten Bosheit so drollig, daß ich nicht ohne Lachen die Bemerkung machte: Aber Sie Ractro, Sie sind noch nicht aus dem Wege geräumt, auch nicht Donizetti, oder Mendelssohn, oder Rossini, oder Halevy. — Hum! Hum! war die Antwort, Hum! Hum! Halevy genirt seinen Confrater nicht, und dieser würde ihn sogar dafür bezahlen, daß er nur existire, als ungefährlicher Schreinvival, und von Rossini weiß er, durch seine Späher, daß derselbe keine Note mehr componirt — auch hat Rossini's Magen schon genug gelitten, und er berührt kein Piano, um nicht Meyerbeers Argwohn zu erregen. Hum! Hum! Aber gottlob! nur unsere Leiber können getödtet werden, nicht unsere Geisteswerke; diese werden in ewiger Frische fortblühen, während mit dem Tode jenes Cartouche der Musik auch seine Unsterblichkeit ein Ende nimmt, und seine Opfern ihm folgen ins stumme Reich der Vergessenheit!

Nur mit Mühe zügelte ich meinen Unwillen, als ich hörte, mit welcher frechen Gringschätzung der welsche Reidhardt von dem großen hochgefeierten Meister sprach, welcher der Stolz Deutschlands und die Bönne des Morgenlandes ist, und gewiß als der wahre Schöpfer von Robert le Diable und den Hugonotten betrachtet und bewundert werden muß! Nein, so etwas Herrliches hat kein Gounin componirt! Bei aller Verehrung für den hohen Genius, wollen freilich zuweilen bedenkliche Zweifel in mir aufsteigen in Betreff der Unsterblichkeit dieser Meisterwerke nach dem Ableben des Meisters, aber in meiner Unterredung mit Spontini gab ich mir doch die Miene, als sei ich überzeugt von ihrer Fortdauer nach dem Tode, und um den boshaften Italiener zu ärgern, machte ich ihm im Vertrauen eine Mittheilung, woraus er erschen konnte, wie weitsichtig Meyerbeer für das Gedeihen seiner Geisteskinder bis über das Grab hinaus gesorgt hat. Diese Fürsorge, sagte ich, ist ein psychologischer Beweis, daß nicht Herr Gounin, sondern der große Giacomo der wirkliche Vater sei. Derselbe hat nämlich in seinem Testament zu Gunsten seiner musikalischen Geisteskinder gleichsam ein Fideicommiss gestiftet, indem er jedem ein Capital vermachte, dessen Zinsen dazu bestimmt sind, die Zukunft der armen Waisen zu sichern, so daß auch nach dem Hinscheiden des Herrn Vaters die gehörigen Popularitätsausgaben, der eventuelle Aufwand von Flitterstaat, Claque, Zeitungslob u. s. w., bestritten werden können. Selbst für das noch ungeborne Propheten soll der zärtliche Erzeuger die Summe von 150,000 Thaler Preuß. Court. ausgesetzt haben. Wahrlich, noch nie ist ein Prophet mit einem so großen Vermögen zur Welt gekommen; der Zimmermannssohn von Bethlehern und der Kameeltreiber von Messa waren nicht so

beglütet. Robert le Diable und die Hugenotten sollen minder reichlich dotirt sein; sie können vielleicht auch einige Zeit vom eigenen Fette zehren, so lange für Decorationspracht und üppige Balletbeine gesorgt ist; später werden sie Zulage bedürfen. Für den Crociato dürfte die Dotation nicht so glänzend ausfallen; mit Recht zeigt sich hier der Vater ein Bischof kniderig, und er klagt, der lockere Fant habe ihm einst in Italien zu viel gekostet; er sei ein Verschwender. Desto großmüthiger bedenkt Meyerbeer seine unglückliche, durchgefallene Tochter Emma de Rosburgo; sie soll jährlich in der Presse wieder aufgeboten werden, sie soll eine neue Ausstattung bekommen, und erscheint in einer Prachtausgabe von Satin-Belin; für verkrüppelte Wechselbälge schlägt immer am treuesten das liebende Herz der Eltern. Solcherweise sind alle Meyerbeer'schen Geisteskinder gut versorgt, ihre Zukunft ist verassecurirt für alle Zeiten. —

Der Haß verblindet selbst die Klügsten, und es ist kein Wunder, daß ein leidenschaftlicher Narr wie Spontini, meine Worte nicht ganz bezweifelte. — Er rief aus: O! er ist alles fähig! Unglückliche Zeit! Unglückliche Welt!

Ich schließe hier, da ich ohnehin heute sehr tragisch gestimmt bin und trübe Todesgedanken über meinen Geist ihre Schatten werfen. Heute hat man meinen armen Sakoski begraben, den berühmten Lederkünstler — denn die Benennung Schuster ist zu gering für einen Sakoski. Alle marchands bottiers und fabricants de chaussures von Paris folgten seiner Leiche. Er ward acht und achtzig Jahre alt, und starb an einer Indigestion. Er lebte weise und glücklich. Wenig bekümmerte er sich um die Köpfe, aber desto mehr um die Füße seiner Zeitgenossen. Möge die Erde dich eben so wenig drücken, wie mich deine Stiefel!

13.

Paris, den 3. Juli 1840.

Für einige Zeit haben wir Ruhe, wenigstens vor den Deputirten und Fortepianospielern, den zwei schrecklichen Landplagen, wovon wir den ganzen Winter bis tief ins Frühjahr so viel erdulden müssen. Das Palais Bourbon und die Salons der S. S. Erard und Herz sind mit dreifachen Schlössern verriegelt. Gottlob, die politischen und musikalischen Virtuosen schweigen! Die Paar Greise, die im Luxembourg sitzen, murmeln immer leiser, oder nickten schlaftrunken ihre Einwilligung zu den Beschlüssen der jüngern Kammer. Ein paarmal vor einigen Wochen machten die alten Herren eine verneinende Kopfbewegung, die man als bedrohlich für das Ministerium auslegte; aber sie meinten es nicht so ernsthaft. Herr Thiers hat nichts weniger

als einen bedeutenden Widerspruch von Seiten der Pairskammer zu erwarten. Auf diese kann er noch sicherer zählen, als auf seine Schildhalter in der Deputirtenkammer, obgleich er auch letztere mit gar starken Banden und Bändchen, mit rhetorischen Blumenketten und vollwichtigen Goldketten, an seine Person gefesselt hat!

Der große Kampf dürfte jedoch nächsten Winter hervorbrechen, nämlich wenn Herr Guizot, der seinen Gesandtschaftsposten aufgeben wird, von London zurückkehrt und seine Opposition gegen Herrn Thiers aufs neue eröffnet. Diese beiden Nebenbuhler haben schon frühe begriffen, daß sie zwar einen kurzen Waffenstillstand schließen, aber nimmermehr ihren Zweikampf ganz aufgeben können. Mit dem Ende desselben findet vielleicht auch das ganze parlamentarische Gouvernement in Frankreich seinen Abschluß.

Herr Guizot beging einen großen Fehler, als er an der Coalition Theil nahm. Er hat später selber eingestanden, daß es ein Fehler gewesen, und gewissermaßen um sich zu rehabilitiren, ging er nach London: er wollte das Vertrauen der auswärtigen Mächte, das er in seiner Stellung als Oppositionsmann eingebüßt hatte, in seiner diplomatischen Laufbahn wiedergewinnen; denn er rechnet darauf, daß am Ende, bei der Wahl eines Conseilpräsidenten in Frankreich, wieder der fremdländische Einfluß obsiegen werde. Vielleicht rechnet er zugleich auf einige einheimische Sympathien, deren Herr Thiers allmähig verlustig gehen würde, und die ihm, dem geliebten Guizot, zuflößen. Böse Zungen versichern mir, die Doctrinaire bildeten sich ein, man liebe sie schon jetzt. So weit geht die Selbstverblendung selbst bei den gescheitesten Leuten! Nein, Herr Guizot, wir sind noch nicht dahin gekommen, Sie zu lieben; aber wir haben auch noch nicht aufgehört, Sie zu verehren. Trotz all unsrer Liebhaberei für den beweglich brillanten Nebenbuhler haben wir dem schweren, trüben Guizot nie unsre Anerkennung versagt; es ist etwas Sicheres, Haltbares, Gründliches in diesem Manne, und ich glaube, die Interessen der Menschheit liegen ihm am Herzen.

Von Napoleon ist in diesem Augenblick keine Rede mehr; hier denkt niemand mehr an seine Asche, und das ist eben sehr bedenklich. Denn die Begeisterung, die durch das beständige Geträttsche am Ende in eine sehr bescheidene Wärme übergegangen war, wird nach fünf Monden, wenn der kaiserliche Leichenzug anlangt, mit erneuerten Bränden aufflammen. Werden alsdann die emporsprühenden Funken großen Schaden ansiften? Es hängt Alles von der Witterung ab. Vielleicht, wenn die Winterkälte frühe eintritt und viel Schnee fällt, wird der Todte sehr kühl begraben.

14.

Paris, den 25. Juli 1840.

Auf den hiesigen Boulevards-Theatern wird jetzt die Geschichte Bürger's, des deutschen Poeten, tragirt; da sehen wir, wie er die Leonore dichtend, im Mondschein sitzt und singt: hurrah! les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts? Das ist wahrhaftig ein guter Refrain, und wir wollen ihn unserm heutigen Berichte voranstellen, und zwar in nächster Beziehung auf das französische Ministerium. — Aus der Ferne schreitet die Leiche des Riesen von Sanct-Helena immer bedrohlich näher, und in einigen Tagen öffnen sich auch die Gräber hier in Paris und die unzufriedenen Gebeine der Juliuselden steigen hervor und wandern nach dem Bastillenplatz, der furchtbaren Stätte, wo die Gespenster von Anno 89 noch immer spuken . . . Les morts vont vite — mon amour, crains-tu les morts?

In der That, wir sind sehr beängstigt wegen der bevorstehenden Juliustage, die dieses Jahr ganz besonders pomphaft, aber, wie man glaubt, zum letztenmal gefeiert werden; nicht alle Jahr kann sich die Regierung solche Schreckenslast aufbürden. Die Aufregung wird dieser Tage größer sein, je wohlverwandter die Töne sind, die aus Spanien herüber klingen, und je greller die Details des Barceloner Aufstandes, wo sogenannte Elende bis zur größten Beleidigung der Majestät sich vergaßen.

Während im Westen der Successionskrieg beendigt und der eigentliche Revolutionskrieg beginnt, verwickeln sich die Angelegenheiten des Orients in einen unauflöselichen Knäuel. Die Revolte in Syrien setzt das französische Ministerium in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite will es mit all seinem Einfluß die Macht des Pascha von Aegypten unterstützen, auf der andern Seite darf es die Maroniten, die Christen auf dem Berg Libanon, welche die Fahne der Empörung aufpflanzten, nicht ganz desavouiren; — denn diese Fahne ist ja die französische Tricolore; die Rebellen wollen sich durch leßtere als Angehörige Frankreichs bekunden, und sie glauben, daß dieses nur scheinbar den Mehemet Ali unterstütze, im Geheimen aber die syrischen Christen gegen die ägyptische Herrschaft aufwiegle. In wie weit sind sie zu solcher Annahme berechtigt? Haben wirklich, wie man behauptet, einige Lenker der katholischen Partei, ohne Vorwissen der französischen Regierung, ein Schilderheben der Maroniten gegen den Pascha angezettelt, in der Hoffnung, bei der Schwäche der Türken ließe sich jetzt nach Vertreibung der Aegyptier in Syrien ein christliches Reich begründen? Dieser eben so ungeitige, wie fromme Versuch wird dort viel Unglück stiften. Mehemet Ali war über den Ausbruch der syrischen Revolte so entrüstet, daß er wie ein wildes Thier

rafte und nichts Geringeres im Sinne hatte, als die Ausrottung aller Christen auf dem Berg Libanon. Nur die Vorstellungen des österreichischen Generalconsuls konnten ihn von diesem unmenschlichen Vorhaben abbringen, und diesem hochherzigen Manne verdanken viele Tausende von Christen ihr Leben, während ihm der Pascha noch mehr zu verdanken hat: er rettete nämlich seinen Namen vor ewiger Schande. Mehemet Ali ist nicht unempfindlich für das Ansehen, das er bei der civilisirten Welt genießt, und Herr von Laurin entwaffnete seinen Zorn ganz besonders durch eine Schilderung der Antipathien, die er, durch die Ermordung der Maroniten, in ganz Europa auf sich lüde, zum höchsten Schaden seiner Macht und seines Ruhmes.

Das alte System der Völkervertilgung wird solchermaßen, durch europäischen Einfluß, im Orient allmählig verdrängt. Auch die Existenzrechte des Individuums gelangen dort zu höherer Anerkennung, und namentlich werden die Grausamkeiten der Tortur einem mildern Criminalverfahren weichen. Es ist die Blutgeschichte von Damascus, welche dieses letztere Resultat hervorbringen wird, und in dieser Beziehung dürfte die Reise des Herrn Cremieux nach Alexandria als eine wichtige Begebenheit eingezeichnet werden in die Annalen der Humanität. Dieser berühmte Rechtsgelehrte, der zu den gefeiertsten Männern Frankreichs gehört und den ich in diesen Blättern bereits besprach, hat schon seine wahrhaft fromme Wallfahrt angetreten, begleitet von seiner Gattin, die alle Gefahren, womit man ihren Mann bedrohte, theilen wollte. Mögen diese Gefahren, die ihn vielleicht nur abschrecken sollten von seinem edlen Beginnen, eben so klein sein wie die Leute, die sie bereiten! In der That, dieser Advocat der Juden plaibirt zugleich die Sache der ganzen Menschheit. Um nichts geringeres handelt es sich, als auch im Orient das europäische Verfahren beim Criminalprozeß einzuführen. Der Prozeß gegen die Damascener Juden begann mit der Folter; er kam nicht zu Ende, weil ein österreichischer Unterthan inculpirt war und der österreichische Consul gegen das Torquiren desselben einschritt. Jetzt soll nun der Prozeß aufs neue instruiert werden, und zwar ohne obligate Folter, ohne jene Torturinstrumente, die den Beklagten die unsinnigsten Aussagen abmarterten und die Zeugen einschüchterten. Der französische Oberconsul in Alexandria setzt Himmel und Erde in Bewegung, um diese erneuerte Instruction des Prozeßes zu hintertreiben; denn das Betragen des französischen Consuls von Damascus könnte bei dieser Gelegenheit sehr stark beleuchtet werden, und die Schande seines Repräsentanten dürfte das Ansehen Frankreichs in Syrien erschüttern. Und Frankreich hat mit diesem Lande weit ausgreifende Plane, die noch von den Kreuzzügen datiren, die nicht einmal von der Revolution aufgegeben worden, die später Napoleon ins Auge faßte, und woran selbst Herr Thiers denkt. Die syrischen Christen erwarten ihre Befreiung von den Franzosen, und diese,

so freigiebig sie auch zu Hause sein mögen, gelten dennoch gern als fromme Schützer des katholischen Glaubens im Orient und schmeicheln dort der Zelosigkeit der Mönche. So erklären wir es uns, weshalb nicht bloß Herr Cochelet in Alexandria, sondern sogar unser Conseilpräsident, der Sohn der Revolution in Paris, den Consul von Damascus in Schutz nehmen. — Es handelt sich jetzt wahrlich nicht um die hohe Tugend eines Ratti-Menton oder um die Schlechtigkeit der Damascener Juden — es giebt vielleicht zwischen beiden keinen großen Unterschied, und wie jener für unsern Haß, so dürften letztere für unsere Vorliebe zu gering sein — aber es handelt sich darum: die Abschaffung der Tortur durch ein eclatantes Beispiel im Orient zu sanctioniren. — Die Consuln der europäischen Großmächte, namentlich Oesterreichs und Englands, haben daher auf eine erneuerte Instruction des Processes der Damascener Juden ohne Zulassung der Tortur beim Pascha von Aegypten angetragen, und es mag ihnen vielleicht nebenher einige Schadenfreude gewähren, daß eben Herr Cochelet, der französische Consul, der Repräsentant der Revolution und ihres Sohnes, sich jener erneuerten Instruction widersetzt und für die Tortur Partei nimmt.

15.

Paris, den 27. Juli 1840.

Hier überstürzen sich die Nothposten; aber die letzte, die schlimmste, die Convention zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen gegen den Pascha von Aegypten, erregte weit mehr jauchzende Kampflust als Bestürzung, sowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der gestrige Constitutionel, welcher ohne Umschweife gestand, daß Frankreich ganz schönhe getäuscht und beleidigt sei, beleidigt bis zur Voraussetzung einer feigen Unterwürfigkeit — diese ministerielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verraths wirkte hier wie ein Trompetenstoß, man glaubte den großen Jornschi des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalinteressen bewirken jetzt einen Waffenstillstand der habenden Parteien. Mit Ausnahme der Legitimisten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, versammeln sich alle Franzosen um die dreifarbige Fahne, und Krieg mit dem „perfiden Albion“ ist ihre gemeinsame Parole.

Wenn ich oben sagte, daß die Kampflust auch bei der Regierung entloberte, so meine ich damit das hiesige Ministerium und zumal unsern festen Conseilpräsidenten, der das Leben Napoleon's bereits bis zum Ende des Consulats beschrieben hat, und mit süßlich glühender Einbildungskraft seinen Helben auf so vielen Siegesfahrten und Schlachtfeldern folgte. Es ist vielleicht ein

Unglück, daß er nicht auch den russischen Feldzug und die große Ketttrabe im Geiste mitmachte. Wäre Hr. Thiers in seinem Buche bis zu Waterloo gelangt, so hätte sich vielleicht sein Kriegsmuth etwas abgekühlt. Was aber weit wichtiger und weit beachtenswerther als die kriegerischen Gelüste des Premierministers, das ist das unbegrenzte Vertrauen, das er in seine eigenen militärischen Talente setzt. Ja, es ist eine Thatsache, die ich aus vielfähriger Beobachtung verbürgen kann: Hr. Thiers glaubt steif und fest, daß nicht das parlamentarische Scharmügeln, sondern der eigentliche Krieg, das Nittrende Dassenpiel, seine angeborne Vocation sei. Wir haben es hier nicht mit der Untersuchung zu thun, ob diese innere Stimme Wahrheit spricht oder bloß der eiteln Selbsttäuschung schmeichelt. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, wie dieser eingebildete Feldherrnruf wenigstens zur Folge hat, daß Herr Thiers vor den Kanonen des neuen Fürstenconvents nicht sonderlich erschrecken wird, daß es ihn heimlich freut, durch die äußerste Nothwendigkeit gezwungen zu sein, seine militärischen Talente der überraschten Welt zu offenbaren, und daß gewiß schon in diesem Augenblick die französischen Admirale die bestimmteste Ordre erhalten haben, die ägyptische Flotte gegen jeden Ueberfall zu schützen.

Ich zweifle nicht an dem Resultat dieses Schutzes, wie furchtbar auch die Seemacht der Engländer. Ich habe Toulon unlängst gesehen, und hege einen großen Respect vor der französischen Marine. Letztere ist bedeutender als man im übrigen Europa weiß; denn außer den Kriegsschiffen, die auf dem bekannten Etat stehen, und die Frankreich gleichsam officiell besitzt, wurde seit 1814 eine fast doppelt so große Anzahl im Arsenal von Toulon allmählig fertig gebaut, die in einer Frist von sechs Wochen ganz bemannbar ausgerüstet werden kann. — Wird aber durch ein bombardirendes Zusammentreffen der französischen und englischen Flotten im mittelländischen Meere der Frieden von Europa gestört werden, und der allgemeine Krieg zum Ausbruche kommen? Keineswegs. Ich glaub' es nicht. Die Mächte des Continents werden sich noch lange besinnen, ehe sie sich wieder mit Frankreich in ein Todespiel einlassen. Und was John Bull betrifft, so weiß dieser dicke Mann sehr gut, was ein Krieg mit Frankreich, selbst wenn letzteres ganz isolirt zu stehen käme, seinem Säckel kosten würde; mit einem Wort: das englische Unterhaus wird auf keinen Fall die Kriegskosten bewilligen; und das ist die Hauptsache. Entstände aber dennoch ein Krieg zwischen den beiden Völkern, so wäre das, mythologisch zu reden, eine Malice der alten Götter, die, um ihren jesigen Kollegen, den Napoleon, zu rächen, vielleicht die Absicht haben, den Wellington wieder ins Feld zu schicken und durch den General-Feldmarschall Thiers besiegen zu lassen!

Paris, den 29. Juli 1840.

Herr Guizot hat bewiesen, daß er ein ehrlicher Mann ist; er hat die geheime Verrätherei der Engländer weder zu durchschauen, noch durch Gegenlist zu vereiteln gewußt. Er kehrt als ehrlicher Mann zurück, und den diesjährigen Tugendpreis, den *prix Monthyon*, wird ihm Niemand streitig machen. Beruhige dich, puritanischer Stutzkopf, die treulosen „Cavaliers“ haben dich hinters Licht geführt und zum Narren gehabt — aber dir bleiben deine stolzen Selbstgefühle; das Bewußtsein, daß du noch immer du selbst bist. Als Christ und Doctrinair wirfst du dein Mißgeschick geduldig ertragen, und seit wir herzlich über dich lachen können, öffnet sich dir auch unser Herz. Du bist wieder unser alter lieber Schulmeister, und wir freuen uns, daß der weltliche Glanz dir deine fromme, magisterliche Naivetät nicht geraubt hat, daß du gefoppt und gebrüllt worden, aber ein ehrlicher Mann geblieben bist! Wir fangen an dich zu lieben. Nur den Gesandtschaftsposten zu London möchten wir dir nicht mehr anvertrauen; dazu gehört ein Geierblick, der die Künste des perfiden Albions zeitig genug aususpioniren weiß, oder ein ganz unwillkürlicher, derber Vursche, der keine gelehrte Sympathie hegt für die großbritannische Regierungsform, keine höflichen *speeches* in englischer Sprache zu machen versteht, aber auf französisch antwortet, wenn man ihn mit zweideutigen Reden hinhalten will. Ich rathe den Franzosen, den ersten besten Grenadier der alten Garde als Gesandten nach London zu schicken und ihm allenfalls Vidocq als wirklichen Legationssecrétaire mitzugeben.

Sind aber die Engländer in der Politik wirklich so ausgezeichnete Köpfe? Worin besteht ihre Superiorität in diesem Felde? Ich glaube, sie besteht darin, daß sie erzprosaische Geschöpfe sind, daß keine poetischen Illusionen sie irre leiten, daß keine glühende Schwärmerei sie blendet, daß sie die Dinge immer in ihrem nüchternsten Lichte sehen, den nackten Thatbestand fest ins Auge fassen, die Bedingungen der Zeit und des Ortes genau berechnen und in diesem Calcul weder durch das Pochen ihres Herzens, noch durch den Flügel Schlag großmüthiger Gedanken gestört werden. Ja, ihre Superiorität besteht darin, daß sie keine Einbildungskraft besitzen. Dieser Mangel ist die ganze Fource der Engländer, und der letzte Grund dieses Gelingens in der Politik, wie in allen realistischen Unternehmungen, in der Industrie, im Maschinenbau u. s. w. Sie haben keine Phantasie; das ist das ganze Geheimniß. Ihre Dichter sind nur glänzende Ausnahmen; deshalb gerathen sie auch in Opposition mit ihrem Volke, dem kurznasigen, halbstirnigen und hinterkopfloren Volke, dem auserwählten Volke der Prosa, das in Indien und Italien eben

so prosaisch, kühl und berechnend bleibt, wie in Threadneedlestreet. Der Duft der Lotusblume berauscht sie eben so wenig, wie die Flamme des Vesuvius sie erwärmt. Bis an den Rand des leptern Schleppen sie ihre Theekessel, und trinken dort Thee, gewürzt mit oant!

Wie ich höre, hat voriges Jahr die Taglioni in London keinen Beifall gefunden; das ist wahrhaftig ihr größter Ruhm. Hätte sie dort gefallen, so würde ich anfangen, an der Poesie ihrer Füße zu zweifeln. Sie selber, die Söhne Albions, sind die schrecklichsten aller Länger, und Strauß versichert, es gebe keinen einzigen unter ihnen, welcher Tact halten könne. Auch ist er in der Grafschaft Wiltshire zu Lobe erkrankt, als er Alt-England tanzen sah. Diese Menschen haben kein Ohr, weder für Tact noch für Musik überhaupt, und ihre unnatürliche Passion für Clavierspielen und Singen ist um so widerwärtiger. Es giebt wahrlich auf Erden nichts so Schreckliches wie die englische Tonkunst, es sei denn die englische Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbensinn, und manchmal steigt in mir der Argwohn auf, ob nicht ihr Geruchssinn ebenfalls stumpf und verschnupft sei; es ist sehr leicht möglich, daß sie Rosäpfel und Apfelsinen nicht durch den bloßen Geruch von einander unterscheiden können.

Aber haben sie Muth? Dies ist jetzt das Wichtigste. Sind die Engländer so muthig, wie man sie auf dem Continent beständig schilderte? Die vielgerühmte Großmuth der Mylords existirt nur noch auf unserm Theater, und es ist leicht möglich, daß der Aberglaube von der kaltblütigen Courage der Engländer ebenfalls mit der Zeit verschwindet. Ein sonderbarer Zweifel ergreift uns, wenn wir sehen, wie ein Paar Husaren hinreichend sind, ein tobenbes Meeting von 100,000 Engländern auseinander zu jagen. Und haben auch die Engländer viel Muth als Individuen, so sind doch die Massen erschlaft durch die Gewöhnungen und Comforts eines mehr als hundertjährigen Friedens; seit so langer Zeit blieben sie im Inlande vom Kriege verschont, und was den Krieg betrifft, den sie im Auslande zu bestehen hatten, so führten sie ihn nicht eigenhändig, sondern durch angeworbene Söldner, gedungene Raubritter und Miethvölker. Auf sich schießen zu lassen, um Nationalinteressen zu vertheidigen, wird nimmermehr einem Bürger der City, nicht einmal dem Lordmayor einfallen; dafür hat man ja bezahlte Leute. Durch diesen allzulangen Friedenszustand, durch zu großen Reichtum und zu großes Elend, durch die politische Verderbniß, die Folge der Repräsentativverfassung, durch das entnervende Fabrikwesen, durch den ausgebildeten Handelsgeist, durch die religiöse Heuchelei, durch den Pietismus, dieses schlimmste Opium, sind die Engländer als Nation so unkriegerisch geworden, wie die Chinesen, und ehe sie diese leptern überwinden, sind vielleicht die Franzosen im Stande, wenn ihnen eine Landung gelänge, mit weniger als hunderttausend

Mann ganz England zu erobern. Zur Zeit Napoleons schwebten die Engländer beständig in einer solchen Gefahr, und das Land ward nicht geschützt durch seine Bewohner, sondern durch das Meer. Hätte Frankreich damals eine Marine besessen, wie es sie jetzt besitzt, oder hätte man die Erfindung der Dampfschiffe schon so furchtbar auszubenten gewußt, wie heutzutage, so wäre Napoleon sicher an der englischen Küste gelandet, wie einst Wilhelm der Eroberer — und er würde keinen großen Widerstand gefunden haben: denn er hätte eben die Eroberungsrechte des normannischen Adels vernichtet, das bürgerliche Eigenthum geschützt und die englische Freiheit mit der französischen Gleichheit vermählt!

Weit greller, als ich sie ausgesprochen, flogen die vorstehenden Gedanken gestern in mir auf beim Anblick des Juges, der dem Leichenwagen der Juliusheiden folgte. Es war eine ungeheure Volksmasse, die ernst und stolz dieser Tobtenfeier beiwohnte. Ein imposantes Schauspiel, und in diesem Augenblick sehr bedeutungsvoll. Fürchten sich die Franzosen vor den neuen Allirten? Wenigstens in den drei Julustagen spüren sie nie eine Anwandlung von Furcht, und ich kann sogar versichern, daß etwa hundert und fünfzig Deputirte, die noch in Paris sind, sich aufs bestimmteste für den Krieg ausgesprochen haben, im Fall die beleidigte Nationallehre dieses Opfer verlange. Was aber das Wichtigste: Ludwig Philipp scheint dem ruhigen Erbulden jeder Unbill Valet gesagt und für den Fall der Noth den durchgreifendsten Entschluß gefaßt zu haben. — Wenigstens sagt er es, und Herr Thiers versichert, daß er den aufbrausenden Unwillen des Königs manchmal nur mit Mühe besänftige. Oder ist solche Kriegslust nur eine Kriegslust des göttlichen Dulders Odysseus?

17.

Paris, den 30. Juli 1840.

Es gab gestern keine Börse, eben so wenig wie vorgestern, und die Course hatten Ruße, sich von der großen Gemüthsbewegung etwas zu erholen. Paris, wie Sparta, hat seinen Tempel der Furcht, und das ist die Börse, in deren Hallen man immer um so ängstlicher zittert, je stürmischer der Muth ist, der draußen tobt.

Ich habe mich gestern sehr bitter über die Engländer ausgesprochen. Bei näherer Erkundigung erscheint ihre Schuld nicht so groß, wie ich anfangs glaubte. Wenigstens das englische Volk desavouirt seinen Mandatarius. Ein dicker Britte, der alle Jahr am 29. Julius hieher kommt, um seinen Töchtern das Feuerwerk auf dem Pont de la Concorde zu zeigen, versichert mir, es herrsche in England der größte Unwillen gegen den Corcomb Palmerston, der

voraussehen konnte, daß die Convention wegen Aegypten die Franzosen aufs äußerste beleidigen müsse. Es sei in der That, gestehen die Engländer, eine Beleidigung von Seiten Englands, aber es sei keine Verrätherei: denn Frankreich habe seit langer Zeit darum gewußt, daß man Mehemet Ali aus Syrien mit Gewalt versagen wolle; das französische Ministerium sei hiermit ganz einverstanden gewesen; es habe selber in Betreff jener Provinz eine sehr zweideutige Rolle gespielt; die geheimen Lenker der syrischen Revolte seien Franzosen, deren katholischer Fanatismus nicht in Downing-Street, sondern auf dem Boulevard des Capucins allerlei aufmunternde Sympathien finde; bereits in der Geschichte von den gefolterten Juden zu Damascus habe sich das französische Ministerium zu Gunsten der katholischen Partei sehr compromittirt; schon bei dieser Gelegenheit habe Lord Palmerston seine Mißachtung des französischen Premierministers hinlänglich bezeugt, indem er den Behauptungen desselben öffentlich widersprach u. s. w. — Wie dem auch sei, Lord Palmerston hätte voraussehen können, daß die Convention nicht ausführbar ist, und daß also die Franzosen unnützerweise in Harnisch gesetzt würden, was immerhin seine gefährlichen Folgen haben kann. Je länger wir darüber nachdenken, desto mehr wundern wir uns über das ganze Ereigniß. Es gibt hier Motive, die uns bis jetzt noch verborgen sind, vielleicht sehr feine, Staatskluge Motive — vielleicht auch sehr einfältige.

Ich habe oben der Geschichte von Damascus erwähnt. Diese findet hier noch immer viel Besprechung, namentlich bildet sie einen stehenden Artikel im *Univers*, dem Organ der ultramontanen Priesterpartei. Eine geraume Zeit hindurch hat dieses Journal alle Tage einen Brief aus dem Orient mitgetheilt. Da nur alle acht Tage das Dampfboot aus der Levante anlangt, so sind wir hier um so mehr an ein Wunder zu glauben geneigt, als wir ohnehin durch die Damascener Vorgänge in die Mirakelzeit des Mittelalters zurückversetzt sind. Ist es doch schon ein Wunder, daß die aus der Luft gegriffenen Nachrichten des *Univers* in Frankreich einigen Anklang finden! Ja, es ist nicht zu läugnen, ein großer Theil der Franzosen ist nicht abgeneigt, dem blutigen Unglimpf Glauben zu schenken und die obscursten Erfindungen der Pfaffenlist stoßen hier auf sehr lauen Widerspruch. Verwundert fragen wir uns: ist das Frankreich, die Heimath der Aufklärung, das Land, wo Voltaire gelacht und Rousseau geweint hat? Sind das die Franzosen, die einst der Göttin der Vernunft in Notre-dame huldigten, allen Priestertrug abgeschworen und sich als die Nationalfeinde des Fanatismus in der ganzen Welt proclamirten? Wir wollen ihnen nicht Unrecht thun: eben weil ein blinder Zorn gegen allen Aberglauben sie noch besetzt, eben weil sie, alte Kinder des 18. Jahrhunderts, allen Religionen die infamsten Unthaten zutrauen, hielten sie auch die Befürworter des Jubenthums fähig dergleichen begangen zu haben und ihre leichtsinnige.

gen Ansichten über die Damascener Vorgänge sind nicht aus Fanatismus gegen die Juden, sondern aus Haß gegen den Fanatismus selbst hervorgegangen. — Daß über jene Vorgänge keine so bornirten Meinungen in Deutschland aufkommen konnten, zeugt nur von unsrer größeren Gelahrtheit; geschichtliche Kenntnisse sind so sehr im deutschen Volke verbreitet, daß selbst der grimmigste Groll nicht mehr zu den alten Blutmährchen greifen darf.

Wie sonderbar die Leichtgläubigkeit bei dem gemeinen Volk in Frankreich mit der größten Skepsis verbunden ist, bemerkte ich vor einigen Abenden auf der Place de la Bourse, wo ein Kerl mit einem großen Fernrohr sich postirt hatte und für zwei Sous den Mond zeigte. Er erzählte dabei den umstehenden Gassern, wie groß dieser Mond sei, so viele tausend Quadratmeilen, wie es Berge darauf gebe und Flüsse, wie er so viele tausend Meilen von der Erde entfernt sei, und dergleichen merkwürdige Dinge mehr, die einen alten Portier, der mit seiner Gattin vorbei ging, unwillkürlich anreizten, zwei Sous auszugeben, um den Mond zu betrachten. Seine theure Ehehälfte jedoch widersetzte sich mit rationalistischem Eifer, und rieth ihm, seine zwei Sous lieber für Tabak auszugeben: das sei alles Aberglaube, was man von dem Mond erzähle, von seinen Bergen und Flüssen und seiner unmenschlichen Größe, das habe man erfunden, um den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

18.

Granville (Departement de la Manche),
den 25. August 1840.

Seit drei Wochen durchstreife ich die Normandie die Kreuz und die Quer, und über die Stimmung, die sich hier bei Gelegenheit der letzten Ereignisse kund gab, kann ich Ihnen aus eigener Beobachtung berichten. Die Gemüther waren durch die kriegeriſchen Trompetenstöße der französischen Presse schon ziemlich aufgeregt, als die Landung des Prinzen Ludwig allen möglichen Befürchtungen Spielraum gab. Man ängstigte sich durch die verzweiflungsvollsten Hypothesen. Bis auf diese Stunde glauben die Leute hier zu Lande, daß der Prinz auf eine ausgebreitete Verschwörung rechnete, und sein langes Verharren bei der Säule von Boulogne von einem Renbez-vous zeugte, das durch Verrath oder Zufall vereitelt ward. Zwei Drittel der zahlreichen englischen Familien, die in Boulogne wohnen, nahmen Reißaus, ergriffen von panischer Furcht, als sie in dem geruchsamem Städtchen einige gefährliche Flintenschüsse vernahmen, und den Krieg vor ihrer eigenen Thür sahen. Diese Flüchtlinge, um ihre Angst zu rechtfertigen, brachten die entsetzlichsten Gerüchte nach der englischen Küste, und Englands Kalkfelsen wurden noch blässer vor

Schrecken. Durch Wechselwirkung werden jetzt die Engländer, die in der Normandie haufen, von ihren heimischen Angehörigen zurückgerufen in das glückliche Eiland, das vor den Verheerungen des Krieges noch lange geschützt sein wird — nämlich so lange bis einmal die Franzosen eine hinlängliche Anzahl Dampfschiffe ausgerüstet haben werden, womit man eine Landung in England bewerkstelligen kann.

In Boulogne wäre eine solche Dampfflotte bis zum Tage der Ausfahrt von unzähligen kleinen Forts beschützt. Lepiere, welche die ganze Küste der Departements du Nord und de la Manche umgeben, sind auf Felsen gepflanzt, die, aus dem Meere hervorragend, wie vor Anker liegende steinerne Kriegsschiffe aussehen. Sie sind während der langen Friedenszeit etwas baufällig geworden, jetzt aber werden sie mit großem Eifer gerüstet. Von allen Seiten sah ich zu diesem Behufe eine Menge blanke Kanonen heranschleppen, die mich sehr freundlich anlachten; denn diese klugen Geschöpfe theilen meine Antipathie gegen die Engländer, und werden solche gewiß weit donnernder und treffender aussprechen. Beiläufig bemerkte ich, daß die Kanonen der französischen Küstenforts über ein Drittel weiter schießen, als die englischen Schiffskanonen, welche zwar von so großem Kaliber, aber nicht von derselben Länge sein können.

Hier in der Normandie haben die Kriegesgerüchte alle Nationalgefühle und Nationalerinnerungen aufgeregt, und als ich im Wirthshaus zu Saint-Vallery, während des Tischgesprächs, den Plan einer Landung in England discutiren hörte, fand ich die Sache durchaus nicht lächerlich: denn auf derselben Stelle hatte sich einst Wilhelm der Eroberer eingeschifft, und seine damaligen Cameraden waren eben solche Normannen, wie die guten Leute, die ich jetzt eine ähnliche Unternehmung besprechen hörte. Möge der stolze englische Adel nie vergessen, daß es Bürger und Bauern in der Normandie giebt, die ihre Blutverwandtschaft mit den vornehmsten Häusern Englands urkundlich beweisen können, und gar nicht übel Lust hätten, ihren lieben Vettern und Basen einen Besuch abzustatten.

Der englische Adel ist im Grunde der jüngste in Europa, trotz der hochklingenden Namen, die selten ein Zeichen der Abstammung, sondern gewöhnlich nur ein übertragener Titel sind. Der übertriebene Hochmuth dieser Lordships und Ladyships ist vielleicht eine Nothe ihrer parvenirten Jugendlichkeit, wie denn immer, je jünger der Stammbaum, desto grünlich bitter die Früchtchen. Jener Hochmuth trieb einst die englische Ritterschaft in den verderblichen Kampf mit den demokratischen Richtungen und Ansprüchen Frankreichs, und es ist leicht möglich, daß ihre jüngsten Uebermüthe aus ähnlichen Gründen entsprungen: denn zu unserer größten Verwunderung fanden wir, daß bei jener Gelegenheit die Tories mit den Whigs übereinstimmten.

Woher aber kommt es, daß solche Emeute aller aristokratischen Interessen immer im englischen Volke so vielen Anklang fand? Der Grund liegt darin, daß erstens das ganze englische Volk, die Gentry eben so gut wie die high nobility, und der Mob eben so gut wie jene, von sehr aristokratischer Gesinnung sind, und zweitens weil immer im Herzen der Engländer eine geheime Eifersucht, wie ein böses Geschwür, juckt und eitert, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblüht, sobald die französische Industrie durch den Frieden gebeht, und die französische Marine sich bedeutend ausbildet.

Namentlich in Beziehung auf die Marine wird den Engländern die gehäßigste Mißgunst zugeschrieben, und in den französischen Häfen zeigt sich wirklich eine Entwicklung von Kräften, die leicht den Glauben erregt, die englische Seemacht in einiger Zeit von der französischen überflügelt zu sehen. Erstere ist seit zwanzig Jahren stationair geblieben, statt daß letztere im thätigsten Fortschritt begriffen ist. Ich habe in einem früheren Briefe bereits bemerkt, wie im Arsenal zu Toulon der Bau der Kriegsschiffe so eifrig betrieben worden, daß im Fall eines Krieges binnen kurzer Frist fast doppelt so viel Schiffe, wie Frankreich 1814 besigen durfte, in See stechen können. Ein Leipziger Tagesblatt widersprach dieser Behauptung in einer ziemlich derben Weise; ich kann nur die Aschel darüber zucken, denn dergleichen Angaben schöpfe ich nicht aus bloßem Hörensagen, sondern aus der unmittelbarsten Anschauung. In Cherbourg, wo ich mich vor acht Tagen befand (ein gut Stück französischer Marine plätschert dort im Hafen), versicherte man mir, daß zu Brest ebenfalls doppelt so viele Kriegsschiffe befindlich wie früher, nämlich über fünfzehn Linienschiffe, Fregatten und Briggs, von der anständigsten Kanonenzahl, theils ganz, theils bis auf einige ¹/₁₀₀ fertig gebaut und ausgerüstet. In vier Wochen werde ich Gelegenheit haben, sie persönlich kennen zu lernen. Bis dahin begnüge ich mich zu berichten, daß eben so wie hier, in der basse Normandie, auch an der bretonischen Küste unter dem Seevolke die kriegsmuthigste Aufregung herrscht, und die ernsthaftesten Vorkereitungen zum Kriege gemacht werden. —

Ach Gott! nur kein Krieg! Ich fürchte, daß das ganze französische Volk, wenn man es hart bedränge, jene rothe Mütze wieder hervorholt, die ihm noch weit mehr als das dreieckige bonapartistische Wünschelhütchen das Haupt erhitzten dürfte! Ich möchte hier gern die Frage aufwerfen, in wie weit die dämonischen Zerstörungskräfte, die jenem alten Talisman in Frankreich gehorchen, auch im Auslande sich geltend machen könnten? Es wäre wichtig zu untersuchen, von welcher Bedeutung die Gewalten sind, die einem Zaubermittel zugeschrieben werden, wovon die französische Presse in der jüngsten Zeit unter dem Namen „Propaganda“ so geheimnißvoll und bedrohlich flüsterte und zischelte? Ich muß mich aus leicht begreiflichen Gründen aller solchen

Untersuchungen enthalten, und in Betreff der vielbesprochenen Propaganda erlaube ich mir nur eine parabolische Andeutung. Es ist Ihnen bekannt, daß in Lappland noch viel Heidenthum herrscht, und daß die Lappen, welche zur See gehen wollen, sich vorher, um den nothwendigen Fahrwind einzukaufen, zu einem Herrenmeister begeben. Dieser überliefert ihnen ein Tuch, worin drei Knoten sind. Sobald man auf dem Meere ist und den ersten Knoten öffnet, bewegt sich die Luft und es bläst ein guter Fahrwind. Deffnet man den zweiten Knoten, so entsteht schon eine weit stärkere Lusterschütterung und es heult ein wüthendes Wetter. Deffnet man aber gar den dritten Knoten, so erhebt sich der wildeste Sturm und peitscht das rasende Meer, und das Schiff fracht und geht unter mit Mann und Maus. Wenn der arme Lappe zu seinem Herrenmeister kommt, bezeugt er freilich, er habe genug an einem einzigen Knoten, an gutem Fahrwind, er brauche keinen stärkeren Wind und am aller wenigsten einen gefährlichen Sturm; aber es hilft ihm nichts, man verkauft ihm den Wind nur en gros, er muß für alle drei Sorten zahlen, und wehe ihm, wenn er späterhin auf dem hohen Meere zu viel Brantwein trinkt und im Rausche die bedenklicheren Knoten aufknüpft! — Die Franzosen sind nicht so läppiſch wie die Lappen, obgleich sie leichtsinnig genug wären, die Stürme zu entzügeln, wodurch sie selber zu Grunde gehen müßten. Bis jetzt sind sie noch weit genug davon entfernt. Wie man mir mit Betrübniß versichert, hat sich das französische Ministerium nicht sehr kaufmüthig gezeigt, als ihm einige preußische und polnische Windmacher (die aber keine Herrenmeister sind!) ihren Wind anboten.

19.

Paris, den 21. September 1840.

Ohne sonderliche Ausbeute bin ich dieser Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armselig ödes Land, und die Menschen dumm und schmutzig. Von den schönen Volksliedern, die ich dort zu sammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen existirt nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da sie jedoch in bretonischen Dialecten geschrieben sind, muß ich sie mir erst ins Französische übersetzen lassen, ehe ich etwas davon mittheilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reise singen hörte, war ein deutsches; während ich mich in Rennes barbiren ließ, niederte Jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freischütz in deutscher Sprache. Den Sänger selbst hab' ich nicht gesehen, aber seine weichenblaue Seide klang mir Tagelang noch im Gedächtniß. Es wimmelt

setzt in Frankreich von deutschen Bettlern, die sich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutschen Tonkunst nicht sehr fördern.

Ueber die politische Stimmung der Bretagne kann ich nicht viel berichten, die Leute sprechen sich hier nicht so leicht aus wie in der Normandie; die Leidenschaften sind hier eben so schweigsam wie tief, und der Freund wie der Feind der Tagesregierung brütet hier mit stummem Grimm. Wie im Beginn der Revolution giebt es auch jetzt noch in der Bretagne die glühendsten Enthusiasten der Revolution, und ihr Eifer wird durch die Schrecknisse, womit die Gegenpartei sie bedroht, bis zur blutdürstigsten Wuth gesteigert. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Bauern in der Bretagne aus Liebe für die ehemalige Adels Herrschaft bei jedem legitimistischen Aufruf zu den Waffen griffen. Im Gegentheil, die Gräueltathen des alten Regimes sind noch im farbigen Andenken, und die edlen Herren haben in der Bretagne entseztlich genug gewirksam gethätigt. Sie erinnern sich vielleicht der Stelle in den Briefen der Frau von Sevigné, wo sie erzählt, wie die unzufriedenen Vilains und Noturiers dem Generalgouverneur die Fenster eingeschmissen und die Schuldigen aufs Grausamste hingerichtet wurden. Die Zahl derjenigen, die durchs Rad starben, muß sehr groß gewesen sein, denn da man später mit dem Strange verfuhr, bemerkte Frau von Sevigné ganz naiv: nach dem vielen Rädern sei das Hängen für sie eine wahre Erfrischung. Die mangelnde Liebe wird durch Versprechungen ersetzt, und ein armer Bretoner, der bei jedem legitimistischen Schilderheben sich thätig gezeigt, und nichts als Wunden und Elend dabei gewann, gestand mir, daß er diesmal seines Lohnes gewiß sei, da Heinrich V. bei seiner Rückkehr jedem, der für seine Sache gekämpft, eine lebenslängliche Pension von fünfhundert Franken bezahlen werde.

Setzt aber das Volk in der Bretagne nur sehr laue und eigennützige Sympathien für die alte Noblesse, so folgt es desto unbedingt allen Inspirationen der Geistlichkeit, in deren geistiger und leiblicher Botmäßigkeit es geboren wird, lebt und stirbt. Wie dem Druiden in der alten Celten-Zeit, gehorcht der Bretoner jetzt seinem Pfarrer, und nur durch dessen Vermittelung dient er dem Edelmann. Georg Cabudal war wahrlich kein serviler Lakai des Adels, eben so wenig wie Charette, der sich über den letztern mit der bittersten Geringschätzung aussprach, und an Ludwig XVIII. unumwunden schrieb: "la lâcheté de vos gentilshommes a perdu votre cause;" aber vor ihren tonsurten Oberhäuptern beugten diese Leute demüthig das Knie. Selbst die bretonischen Jakobiner konnten sich nie ganz von ihren kirchlichen Velleitäten lossagen, und es blieb immer ein Zwiespalt in ihrem Gemüthe, wenn die Freiheit in Conflict gerieth mit ihrem Glauben. —

Wird es aber zum Krieg kommen? Setzt nicht: doch der böse Dämon ist wieder entfesselt und spukt in den Gemüthern. Das französische Ministerium

handelte sehr unbesonnen, als es gleich mit vollen Backen in die Kriegstrompete rief und ganz Europa austrommelte. Wie der Fischer in dem arabischen Märchen hat Thiers die Flasche geöffnet, woraus der schreckliche Dämon emporstieg . . . er erschrak nicht wenig über dessen colossale Gestalt und möchte ihn jetzt zurückbannen mit schlaun Worten. „Bist du wirklich aus einer so kleinen Bouteille hervorgestieg?“ sprach der Fischer zu dem Riesen, und zum Beweise verlangte er, daß er wieder in dieselbe Flasche hineinkrieche; und als der große Narr es that, verschloß der Fischer die Flasche mit einem guten Stöpsel . . . Die Post geht ab, und wie die Sultanin Scheherazade unterbrechen wir unsre Erzählung, vertrauensvoll auf morgen, wo wir aber ebenfalls, wegen der vielen eingeschobenen Episoden, keinen Schluß liefern.

20.

Paris, den 1. October 1840.

„Haben Sie das Buch Baruch gelesen?“ Mit dieser Frage lief einst Lafontaine durch alle Straßen von Paris, jeden seiner Bekannten anhaltend, um ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, daß das Buch Baruch wunderschön sei, eine der besten Sachen die je geschrieben worden. Die Leute sahen ihn verwundert an, und lächelten vielleicht in derselben Weise, wie ich Sie lächeln sehe, wenn ich Ihnen mit der heutigen Post die wichtige Nachricht mittheile, daß „Tausend und eine Nacht“ eines der besten Bücher ist, und gar besonders nützlich und belehrend in jetziger Zeit . . . Denn aus jenem Buche lernt man den Orient besser kennen, als aus den Berichten Lamartine's, Poussoulat's und Consorten; und wenn auch diese Kenntniß nicht hinreicht, die orientalische Frage zu lösen, so wird sie uns wenigstens ein Bischen aufheitern in unserm occidentalischen Elend! Man fühlt sich so glücklich, während man dies Buch liest! Schon der Rahmen ist kostbarer als die besten Gemälde des Abendlandes. Welch ein prächtiger Kerl ist jener Sultan Schariar, der seine Gattinnen des andern Morgens, nach der Brautnacht, unverzüglich tödten läßt! Welche Tiefe des Gemüths, welche schauerliche Seelenreue, welche Zartheit des ehelichen Bewußtseins, offenbart sich in jener naiven Liebesthat, die man bisher als grausam, barbarisch, despotisch verunglimpfte! Der Mann hatte einen Abscheu gegen jede Verunreinigung seiner Gefühle, und er glaubte sie schon verunreinigt durch den bloßen Gedanken, daß die Gattin, die heut an seinem hohen Herzen lag, vielleicht morgen in die Arme eines Andern, eines schmutzigen Lumps, hinabsinken könne — und er tödtete sie lieber gleich nach der Brautnacht! Da man so viele verkannte Gtliche, die das blödsinnige Pubticum lange Zeit verlästerte und schmähete, jetzt wieder zu Ehren bringt, so sollte

man auch den wackern Sultan Schariar in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren suchen. Ich selbst kann mich in diesem Augenblick einem solchen verdienstlichen Werke nicht unterziehen, da ich schon mit der Rehabilitation des seligen Königs Procrustes beschäftigt bin; ich werde nämlich beweisen, daß dieser Procrustes bisher so falsch beurtheilt worden, weil er seiner Zeit vorausgeschritten, und in einer heroisch aristokratischen Periode die heutigsten Plebejer-Ideen zu verwirklichen suchte. Keiner hat ihn verstanden, als er die Großen verkleinerte, und die Kleinen so lange ausredete, bis sie in sein eisernes Gleichheitsbett paßten.

Der Republikanismus macht in Frankreich täglich bedeutendere Fortschritte, und Robespierre und Marat sind vollständig rehabilitirt. O, edler Schariar und echt demokratischer Procrustes! auch ihr werdet nicht lange mehr verkannt bleiben. Erst jetzt versteht man Euch. Die Wahrheit siegt am Ende.

Madame Lafarge wird seit ihrer Verurtheilung noch leidenschaftlicher als früher besprochen. Die öffentliche Meinung ist ganz zu ihren Gunsten, seitdem Hr. Raspail sein Gutachten in die Wagschale geworfen. Bedenkt man einerseits, daß hier ein strenger Republikaner gegen seine eigenen Parteiinteressen auftritt und durch seine Behauptungen eins der volksthümlichsten Institute des neuen Frankreichs, die Jury, unmittelbar compromittirt; und bedenkt man andererseits, daß der Mann, auf dessen Ausspruch die Jury das Verdammungsurtheil basirte, ein berühmter Intriguant und Charlatan ist, eine Klette am Kleide der Großen, ein Dorn im Fleische der Unterdrückten, schmeichelnd nach oben, schmähfüchtig nach unten, falsch im Reden wie im Singen: o Himmel! dann zweifelt man nicht länger, daß Marie Capelle unschuldig ist, und an ihrer Statt der berühmte Toxologe, welcher Decan der medicinischen Facultät von Paris, nämlich Herr Orfila, auf den Marktplatz von Lulle an den Pranger gestellt werden sollte! Wer aus näherer Beobachtung die Antriebe jenes eiteln Selbstsüchtlings nur einigermaßen kennt, ist in tiefster Seele überzeugt, daß ihm kein Mittel zu schlecht ist, wo er eine Gelegenheit findet, sich in seiner wissenschaftlichen Specialität wichtig zu machen und überhaupt den Glanz seiner Berühmtheit zu fördern! In der That, dieser schlechte Sänger, der, wenn er in den Soirées von Paris seine schlechten Romanzen mекert, kein menschliches Ohr schon und jeden tödten möchte, der ihn auslacht: er würde auch kein Bedenken tragen, ein Menschenleben zu opfern, wo es gälte, das versammelte Publicum glauben zu machen, Niemand sei so geschickt wie er, jedes verborgene Gift an den Tag zu bringen! Die öffentliche Meinung geht dahin, daß im Leichnam des Lafarge gar kein Gift, desto mehr hingegen im Herzen des Hrn. Orfila vorhanden war. Diejenigen, welche dem Urtheil der Jury von Lulle beistimmen, bilden eine sehr kleine Minorität und geben sich nicht mehr mit der frühern Sicherheit. Unter ihnen giebt es Leute,

welche zwar an Vergiftung glauben, dieses Verbrechen aber als eine Art Nothwehr betrachten und gewissermaßen justificiren. Lafarge, sagen sie, sei einer größern Unthat anklagbar: er habe, um sich durch ein Heirathsgut vom Bankerotte zu retten, mit betrügerischen Vorspiegelungen das edle Weib gleichsam gestohlen und sie nach seiner kühnen Diebeshöhle geschleppt, wo, umgeben von der rohen Sippenschaft, unter moralischen Martern und tödtlichen Entbehrungen, die arme verzärtelte, an tausend geistige Bedürfnisse gewöhnte Pariserin, wie ein Fisch außer dem Wasser, wie ein Vogel unter Fiebermäusen, wie eine Blume unter limosinischen Bestien, elendiglich dahinstirben und vermodern mußte! Ist das nicht ein Meuchelmord, und war hier nicht Nothwehr zu entschuldigen? — so sagen die Vertheidiger, und sie setzen hinzu: Als das unglückliche Weib sah, daß sie gefangen war, eingekerkert in der wüsten Carthause, welche Glandier heißt, bewacht von der alten Diebesmutter, ohne gesepliche Rettungshilfe, ja gefesselt durch die Gesetze selbst — da verlor sie den Kopf, und zu den tollern Befreiungsmitteln, die sie zuerst versuchte, gehört jener famose Brief, worin sie dem rohen Gatten vorlog, sie liebe einen Andern, sie könne ihn nicht lieben, er möge sie also loslassen, sie wolle nach Asien ziehen und er möge ihr Heirathsgut behalten. Die holde Rätrin! In ihrem Wahnsinn glaubte sie, ein Mann könne mit einem Weibe nicht leben, welches ihn nicht liebe, daran stirbe er, das sei der Tod . . . Da sie aber sah, daß der Mann auch ohne Liebe leben konnte, daß ihn Lieblosigkeit nicht tödtete, da griff sie nach purem Arsenik . . . Rattengift für eine Ratte! — Die Männer der Jury von Tulle scheinen Aehnliches gefühlt zu haben, denn sonst wäre es nicht zu begreifen, weshalb sie in ihrem Verdict von Milderungsgründen sprachen. Soviel ist aber gewiß, daß der Proceß der Dame von Glandier ein wichtiges Actenstück ist, wenn man sich mit der großen Frauenfrage beschäftigt, von deren Lösung das ganze gesellschaftliche Leben Frankreichs abhängt. Die außerordentliche Theilnahme, die jener Proceß erregt, entspringt aus dem Bewußtsein eignen Leids. Ihr armen Frauen, Ihr seid wahrhaftig übel dran. Die Juden in ihren Gebeten danken täglich dem lieben Gott, daß er sie nicht als Frauenzimmer auf die Welt kommen ließ. Naives Gebet von Menschen, die eben durch Geburt nicht glücklich sind, aber ein weibliches Geschöpf zu sein für das schrecklichste Unglück halten! Sie haben Recht, selbst in Frankreich, wo das weibliche Elend mit so vielen Rosen bedeckt wird.

21.

Paris, den 3. October 1840.

Seit gestern Abend herrscht hier eine Aufregung, die alle Begriffe übersteigt. Der Kanonendonner der Bejrut findet sein Echo in der Brust aller Franzo-

ten. Ich selber bin wie betäubt: schreckliche Befürchtungen bringen in mein Gemüth. Der Krieg ist noch das geringste der Uebel, die ich fürchte. In Paris können Auftritte stattfinden, wogegen alle Scenen der vorigen Revolution wie heitere Sommernachtsräume erscheinen möchten! Der vorigen Revolution? Nein, die Revolution ist noch eine und dieselbe, wir haben erst den Anfang gesehen, und viele von uns werden die Mitte nicht überleben! Die Franzosen sind in einer schlechten Lage, wenn hier die Basonneten-Mehrzahl entscheidet. Aber das Eisen tödtet nicht, sondern die Hand, und diese gehorcht der Seele. Es kommt nun darauf an, wie viel Seele auf jeder Wagschale sein wird. Vor den Bureaux de recrutements macht man heute Queue, wie vor den Theatern, wenn ein gutes Stück gegeben wird: eine unzählige Menge junger Leute läßt sich als Freiwillige zum Militärdienst einschreiben. Im Palais-Royal wimmelt's von Duvriers, die sich die Zeitungen vorlesen und sehr ernsthaft dabei aussehen. Der Ernst, der sich in diesem Augenblick fast wortfarg äußert, ist unendlich beängstigender als der geschwäpige Zorn vor zwei Monaten. Es heißt, daß die Kammern berufen werden, was vielleicht ein neues Unglück. Deliberirende Corporationen lähmen jede handelnde Thatkraft der Regierung, wenn sie nicht selbst alle Regierungsgewalt in Händen haben, wie z. B. der Convent von 1792. In jenem Jahre waren die Franzosen in einer weit schlimmeren Lage als jetzt.

22.

Paris, den 7. October 1840.

Stündlich steigt die Aufregung der Gemüther. Bei der hitzigen Ungebulß der Franzosen ist es kaum zu begreifen, wie sie es aushalten können in diesem Zustand der Ungewißheit. Entscheidung, Entscheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das seine Ehre gekränkt glaubt. Ob diese Kränkung eine wirkliche oder nur eine eingebildete ist, vermag ich nicht zu entscheiden; die Erklärung der Engländer und Russen, daß es ihnen nur um die Sicherung des Friedens zu thun sei, klingt jedenfalls sehr ironisch, wenn zu gleicher Zeit zu Beyrut der Kanonendonner das Gegentheil behauptet. Daß man auf den dreifarbigen Pavillon des französischen Consuls zu Beyrut mit besonderer Vorliebe gefeuert hat, erregt die meiste Entrüstung. Vorgestern Abend verlangte das Parterre in der großen Oper, daß das Orchester die Marschallaise anstimme; da ein Polizeicommissair diesem Verlangen widersprach, sang man ohne Begleitung, aber mit so schnaubendem Zorn, daß die Worte in den Kehlen stockten und ganz unverständlich hervorgebrüllt wurden. Oder haben die Franzosen die Worte jenes schrecklichen Liebes vergessen und erinnern sich

nur noch der alten Melodie? Der Polizeicommissair, welcher auf die Scene stieg, um dem Publicum eine Gegebenvorstellung zu machen, stotterte unter vielen Verbeugungen: das Orchester könne die Marseillaise nicht aufspielen, denn dieses Musikstück stünde nicht auf dem Anschlagzettel. Eine Stimme im Parterre erwiderte: „mein Herr, das ist kein Grund, denn Sie selbst stehen ja auch nicht auf dem Anschlagzettel.“ Für heute hat der Polizeipräsident allen Theatern die Erlaubniß erteilt, die Marseiller Hymne zu spielen, und ich halte diesen Umstand nicht für unwichtig. Ich sehe darin ein Symptom, dem ich mehr Glauben schenke, als allen kriegerischen Declamationen der Ministerialblätter. Letztere stießen in der That seit einigen Tagen so bedeutend in die Trompete Bellona's, daß man den Krieg als etwas Unvermeidliches zu betrachten schien. Die Friedfertigkeiten waren der Kriegsminister und der Marineminister; der kampfluftigste war der Minister des Unterrichts — ein wackerer Mann, der seit seiner Amtsführung selbst die Achtung seiner Feinde erworben und jetzt eben soviel Thatkraft wie Begeisterung entfaltet, aber die Kriegskräfte Frankreichs gewiß nicht so gut zu beurtheilen weiß, wie der Marineminister und der Kriegsminister. Thiers hält allen die Wage und ist wirklich der Mann der Nationalität. Letztere ist ein großer Hebel in seinen Händen, und er hat von Napoleon gelernt, daß man die Franzosen damit noch weit gewaltiger bewegen kann, als mit Ibern. Trotz seinem Nationalismus, bleibt aber Frankreich der Repräsentant der Revolution, und die Franzosen kämpfen nur für diese, wenn sie sich selbst aus Eitelkeit, Eigennuz und Thorheit schlagen. Thiers hat imperialistische Gelüste, und wie ich Ihnen schon Ende Julius schrieb, der Krieg ist die Freude seines Herzens. Jetzt ist der Fußboden seines Arbeitszimmers ganz mit Landkarten bedeckt, und da liegt er auf dem Bauche und steckt schwarze und grüne Nadeln ins Papier, ganz wie Napoleon. Daß er an der Börse speculirt habe, ist eine schöne Verleumdung; ein Mensch kann nur einer einzigen Leidenschaft gehorchen, und der Ehrgeizige denkt selten an Geld. Durch seine Familiarität mit gesinnungslosen Glücksrittern hat sich Thiers all die boshaften Gerüchte, die an seinem Leumund nagen, selber zugezogen. Diese Leute, wenn er ihnen jetzt den Rücken kehrt, schmähen ihn noch mehr als seine politischen Feinde. Aber warum pflegte er Umgang mit solchem Gesindel? Wer sich mit Hundsniederlegt, steht mit Flöhen auf.

Ich bewundere den Muth des Königs; jede Stunde, wo er zögert dem verletzten Nationalgefühl Genugthuung zu schaffen, wächst die Gefahr, die den Thron noch entsetzlicher bedroht, als alle Kanonen der Allirten. Morgen, heißt es, sollen die Ordonnances publicirt werden, welche die Kammern berufen und Frankreich in Kriegszustand (*état de guerre*) erklären. Gestern Abend, auf der Nachtbörse von Tortoni, hieß es, Laland habe Befehl erhal-

ten, nach der Straße von Gibraltar zu eilen, und der russischen Flotte, wenn sie sich mit der englischen vereinigen wolle, den Durchgang ins mittelländische Meer zu wehren. Die Rente, welche am Tage schon zwei Procent gefallen war, purzelte noch zwei Procent tiefer. Herr von Rothschild, wird behauptet, hatte gestern Zahnschmerz; andre sagen Kolik. Was wird daraus werden? Das Gewitter zieht immer näher. In den Lüften vernimmt man schon den Flügelschlag der Valkyren.

23.

Paris, den 29. October 1840.

Thiers geht ab und Guizot tritt wieder auf. Es ist aber dasselbe Stück und nur die Acteure wechseln. Dieser Rollenwechsel geschah auf Verlangen sehr vieler hohen und allerhöchsten Personen, nicht des gewöhnlichen Publicums, das mit dem Spiel seines ersten Helden sehr zufrieden war. Dieser buhlte vielleicht etwas zu sehr um den Beifall des Parterres; sein Nachfolger hat mehr die höhern Regionen im Auge, die Gesandtenlogen.

In diesem Augenblick versagen wir nicht unser Mitleid dem Manne, der unter den jetzigen Umständen in das Hôtel des Capucins seinen Einzug hält; er ist viel mehr zu bedauern, als derjenige, der dieses Marterhaus oder Drillhaus verläßt. Er ist fast eben so zu bedauern, wie der König selber; auf diesen schießt man, den Minister verleumbet man. Mit wie viel Roth bewarft man Thiers während seines Ministeriums! Heute bezieht er wieder sein kleines Haus auf der Place Saint-George, und ich rathe ihm, gleich ein Bad zu nehmen. Hier wird er sich wieder seinen Freunden in fadenloser Größe zeigen, und wie vor vier Jahren, als er in derselben plötzlichen Weise das Ministerium verließ, wird Jeder einsehen, daß seine Hände rein geblieben sind, und sein Herz nicht eingeschrumpft. Er ist nur etwas ernsthafter geworden, obgleich der wahre Ernst ihm nie fehlte und sich, wie bei Cäsar, unter leichten Lebensformen verbarg. Die Beschuldigung der Forfanterie, die man in der letzten Zeit am üftesten gegen ihn vorbrachte, widerlegt er eben durch seinen Abgang vom Ministerium: eben weil er kein bloßer Maulheld war, weil er wirklich die größten Kriegerrüstungen vornahm, eben deshalb mußte er zurücktreten. Jetzt sieht Jeder ein, daß der Aufruf zu den Waffen keine prahlerische Spiegelschere war. Ueber vierhundert Millionen beläuft sich schon die Summe, welche für die Armee, die Marine und die Befestigungswerke verwendet worden, und in einigen Monaten stehen sechsmal hundert tausend Soldaten auf den Beinen. Noch stärkere Vorbereitungen zum Kriege standen in Vorschlag, und das ist der Grund, weshalb der König, noch vor dem Be-

ginn der Kammerfessionen, sich um jeden Preis des großen Rüstmeisters entledigen mußte. Einige beschränkte Deputirtenköpfe werden jetzt freilich über nutzlose Ausgaben schreien und nicht bedenken, daß es eben jene Kriegsrüstungen sind, die uns vielleicht den Frieden erhielten. Ein Schwert hält das andere in der Scheide. Die große Frage: ob Frankreich durch die Londoner Tractatsvorgänge beleidigt war oder nicht? wird jetzt in der Kammer debattirt werden. Es ist eine verwickelte Frage, bei deren Beantwortung man auf die Verschiedenheit der Nationalität Rücksicht nehmen muß. Vor der Hand aber haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daß er zur Erhaltung des Friedens eben so viel Muth aufgewendet, als Napoleon dessen im Kriege befundete. Ja, laßt nicht, er ist der Napoleon des Friedens!

24.

Paris, den 4. November 1840.

Marshall Soult, der Mann des Schwertes, sorgt für die innere Ruhe Frankreichs, und dieses ist seine ausschließliche Aufgabe. Für die äußere Ruhe bürgt unterdessen Ludwig Philipp, der König der Klugheit, der mit gedulbigen Händen, nicht mit dem Schwerte, die Wirrnisse der Diplomatie, den gordischen Knäuel, zu lösen sucht. Wird's ihm gelingen? Wir wünschen es, und zwar im Interesse der Fürsten wie der Völker Europas. Letztere können durch einen Krieg nur Lob und Elend gewinnen. Erstere, die Fürsten, würden, selbst im günstigsten Falle, durch einen Sieg über Frankreich die Gefahren verwirklichen, die vielleicht jetzt nur in der Imagination einiger Staatsleute als besorgliche Gedanken existiren. Die große Umwälzung, welche seit fünfzig Jahren in Frankreich stattfand, ist, wo nicht beendet, doch gewiß gehemmt, wenn nicht von außen das entsetzliche Rad wieder in Bewegung gesetzt wird. Durch die Bedrohnisse eines Krieges mit der neuen Coalition wird nicht bloß der Thron des Königs, sondern auch die Herrschaft jener Bourgeoisie gefährdet, die Ludwig Philipp rechtmäßig, jedenfalls thatsächlich, repräsentirt. Die Bourgeoisie, nicht das Volk, hat die Revolution von 1789 begonnen und 1830 vollendet, sie ist es, welche jetzt regiert, obgleich viele ihrer Mandatarien von vornehmerm Geblüte sind, und sie ist es, welche das andringende Volk, das nicht bloß Gleichheit der Gesetze, sondern auch Gleichheit der Genüsse verlangt, bis jetzt im Zaum hielt. Die Bourgeoisie, welche ihr mühsames Werk, die neue Staatsbegründung, gegen den Andrang des Volkes, das eine radicale Umgestaltung der Gesellschaft begehrt, zu vertheidigen hat, ist gewiß zu schwach, wenn auch das Ausland sie mit vierfach stärkeren Kräften

Seine. VI.

ansiehe, und noch ehe es zur Invasion käme, würde die Bourgeoisie abbanken, die unteren Classen würden wieder an ihre Stelle treten, wie in den schrecklichen neunziger Jahren, aber besser organisiert, mit klarerem Bewußtsein, mit neuen Doctrinen, mit neuen Göttern, mit neuen Erb- und Himmelskräften; statt mit einer politischen, müßte das Ausland mit einer socialen Revolution in den Kampf treten. Die Klugheit dürfte daher den allirten Mächten rathe, das jetzige Regiment in Frankreich zu unterstützen, damit nicht weit gefährlichere und contagiosere Elemente entzögelt werden und sich geltend machen. Die Gottheit selbst giebt ja ihren Stellvertretern ein so belehrendes Beispiel: der jüngste Nordversuch zeigt, wie die Vorsehung dem Haupte Ludwig Philipps einen ganz besondern Schutz angedeihen läßt. . . sie schützt den großen Spritzenmeister, der die Flamme dämpft und einen allgemeinen Weltbrand verhütet.

Ich zweifle nicht, daß es dem Marschall Soult gelingen wird, die innere Ruhe zu sichern. Durch seine Kriegerüstungen hat ihm Thiers genug Soldaten hinterlassen, die freilich ob der veränderten Bestimmung sehr mißmuthig sind. Wird er auf letztere zählen können, wenn das Volk mit bewaffnetem Ungestüm den Krieg begehrt? Werden die Soldaten dem Kriegsgelüste des eigenen Herzens widerstehen können und sich lieber mit ihren Brüdern als mit den Fremden schlagen? Werden sie den Vorwurf der Feigheit ruhig anhören können? Werden sie nicht ganz den Kopf verlieren, wenn plötzlich der todtte Feldherr von St. Helena anlangt? Ich wollte, der Mann läge schon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms, und wir hätten die Leichenfeier glücklich überstanden! —

Das Verhältniß Guizots zu den beiden o'engenannten Trägern des Staates werde ich späterhin besprechen. Auch läßt sich noch nicht bestimmen, in wie weit er beide durch die Regide seines Wortes zu schirmen denkt. Sein Rednertalent dürfte in einigen Wochen stark genug in Anspruch genommen werden, und wenn die Kammer, wie es heißt, über den casus belli ein Princip aufstellen wird, kann der gelehrte Mann seine Kenntnisse aufs glänzendste entwickeln. Die Kammer wird nämlich die Erklärung der coalisirten Mächte, daß sie bei der Pacification des Orients keine Territorialvergrößerungen und sonstige Privatvortheile beabsichtigen, in besondere Erwägung ziehen und jeden factischen Widerspruch mit jener Erklärung als einen casus belli feststellen. Ueber die Rolle, die Thiers bei dieser Gelegenheit spielen wird, und ob er dem alten Nebenbuhler Guizot wieder mit all seiner Sprachgewalt entgegen zu treten gedenkt, kann ich Ihnen ebenfalls erst später berichten.

Guizot hat einen schweren Stand, und ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß ich großes Mitleid für ihn empfinde. Er ist ein wackerer, festgesinnter Mann, und Calamatta hat in einem vortrefflichen Portrait sein edles Aeußere sehr

getreu abconterfeit. Ein starrer puritanischer Kopf, angelehnt an eine steinerne Wand — bei einer hastigen Bewegung des Kopfes nach hinten könnte er sich sehr beschädigen. Das Portrait ist an den Fenstern von Goupil und Rittner ausgestellt. Es wird viel betrachtet und Guizot muß schon in Effigie viel ausstehen von den malitiosen Jungen.

25.

Paris, den 6. November 1840.

Ueber die Juliusrevolution und den Antheil, den Ludwig Philipp daran genommen, ist jetzt ein Buch erschienen, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und überall besprochen wird. Es ist dies der erste Theil von Louis Blanc's *Histoire de dix ans*. Ich habe das Werk noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald ich es gelesen, will ich versuchen, ein selbstständiges Urtheil darüber zu fällen. Heute berichte ich Ihnen blos, was ich von vorn herein über den Verfasser und seine Stellung sagen kann, damit sie den rechten Standpunkt gewinnen, wovon aus Sie genau ermessen mögen, wie viel Antheil der Parteigeist an dem Buche hat, und wie viel Glauben Sie seinem Inhalt schenken oder verweigern können.

Der Verfasser, Herr Louis Blanc, ist noch ein junger Mann, höchstens einige dreißig Jahre alt, obgleich er seinem Aeußern nach wie ein kleiner Junge von dreizehn Jahren aussieht. In der That, seine überaus winzige Gestalt, sein rothbäckiges, bartloses Gesichtchen und auch seine weichlich zarte, noch nicht zum Durchbruch gekommene Stimme geben ihm das Ansehen eines allerliebsten Bütchens, das eben der dritten Schulklasse entsprungen und seinen ersten schwarzen Frack trägt, und doch ist er eine Notabilität der republikanischen Partei und in seinem Raisonnement herrscht eine Mäßigung, wie man sie nur bei Greisen findet. — Seine Physiognomie, namentlich die muntern Augenlein, deuten auf südfrenchösischen Ursprung. Louis Blanc ist geboren zu Madrid, von französischen Eltern. Seine Mutter ist Corsicanerin und zwar eine Pozzo di Borgo. Er ward erzogen in Robez. Ich weiß nicht, wie lange er schon zu Paris verweilt, aber bereits vor sechs Jahren traf ich ihn hier als Redacteur eines republikanischen Journals, le *Monde* geheißten und seitdem stiftete er auch die *Revue du Progrès*, das bedeutendste Organ des Republikanismus. Sein Vetter Pozzo di Borgo, der ehemalige russische Gesandte, soll mit der Richtung des jungen Mannes nicht sehr zufrieden gewesen sein, und darüber nicht selten Klage geführt haben. (Von jenem berühmten Diplomaten sind, nebenbei gesagt, sehr betrübende Nachrichten hier angelangt, und seine Geisteskrankheit scheint unheilbar zu sein; er verfällt manchmal in

Raserei, und glaubt alsbald, der Kaiser Napoleon wolle ihn erschießen lassen). Louis Blanc's Mutter und seine ganze mütterliche Familie lebt noch in Corsica. Doch das ist die leibliche Sippschaft, die des Blutes. Dem Geiste nach ist Louis Blanc zunächst verwandt mit Jean Jaques Rousseau, dessen Schriften der Ausgangspunkt seiner ganzen Denk- und Schreibweise. Seine warme, nette, wahrheitliche Prosa erinnert an jenen ersten Kirchenvater der Revolution. L'organisation du travail ist eine Schrift von Louis Blanc, die bereits vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Wenn auch nicht gründliches Wissen, doch eine glühende Sympathie für die Leiden des Volks, zeigt sich in jeder Zeile dieses kleinen Opus, und es bekundet sich darin zu gleicher Zeit jene Vorliebe für unbeschränkte Herrschaft, jene gründliche Abneigung gegen genialen Personalismus, wodurch sich Louis Blanc von einigen seiner republikanischen Genossen, z. B. von dem geistreichen Pyat, auffallend unterscheidet. Diese Abweichung hat vor einiger Zeit fast ein Zerwürfniß hervorgebracht, als Louis Blanc nicht die absolute Pressfreiheit anerkennen wollte, die von jenen Republikanern in Anspruch genommen wird. Hier zeigte es sich ganz klar, daß diese letztern die Freiheit nur der Freiheit wegen lieben, Louis Blanc aber dieselbe vielmehr als ein Mittel zur Beförderung philanthropischer Zwecke betrachtet, so daß ihm auf diesem Standpunkte die gouvernementale Autorität, ohne welche keine Regierung das Heil des Volks fördern könne, weit mehr gilt, als alle Befugnisse und Berechtigungen der individuellen Kraft und Größe. Ja vielleicht schon wegen seiner Taille ist ihm jede große Persönlichkeit zuwider, und er schießt an sie hinauf mit jenem Mißtrauen, das er mit einem andern Schüler Rousseau's, dem seligen Maximilian Robespierre, gemein hat. Ich glaube, der Knirps möchte jeden Kopf abschlagen lassen, der das vorgeschriebene Recrutenmaß überragt, versteht sich im Interesse des öffentlichen Heils, der allgemeinen Gleichheit, des socialen Volksglücks. Er selbst ist mäßig, scheint dem eignen kleinen Körper keine Genüsse zu gönnen, und er will daher im Staate Rükengleichheit einführen, wo für uns alle dieselbe spartanische schwarze Suppe gekocht werden soll, und was noch schrecklicher, wo der Riese auch dieselbe Portion bekäme, deren sich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte. Nein, dafür dank' ich, neuer Liturg! Es ist wahr, wir sind alle Brüder, aber ich bin der große Bruder und Ihr seid die kleinen Brüder. und mir gebührt eine bedeutendere Portion. Louis Blanc ist ein spaßhaftes Compositum von Lilliputaner und Spartaner. Jedenfalls traue ich ihm eine große Zukunft zu, und er wird eine Rolle spielen, wenn auch eine kurze. Er ist ganz dazu gemacht, der große Mann der Kleinen zu sein, die einen solchen mit Reichtigkeit auf ihren Schultern zu tragen vermögen, während Menschen von colossalem Zuschnitt, ich möchte fast sagen Geister von starker Corpulenz, ihnen eine zu schwere Last sein möchten.

Das neue Buch von Louis Blanc soll vortreflich geschrieben sein, und da es eine Menge unbekannter und boshafter Anekdoten enthält, hat es schon ein stoffartiges Interesse für die schadenfrohe große Menge. Die Republikaner schwelgen darin mit Wonne; die Risire, die Kleinheit jener regierenden Bourgeoisie, die sie stürzen wollen, ist hier sehr ergöpflich aufgedeckt. Für die Legitimisten aber ist das Buch wahrer Caviar, denn der Verfasser, der sie selbst verschont, verhöhnt ihre bürgerlichen Besieger und wirft vergifteten Roth auf den Königsmantel von Ludwig Philipp. Sind die Geschichten, die Louis Blanc von ihm erzählt, falsch oder wahr? Ist letzteres der Fall, so hätte die große Nation der Franzosen, die so viel von ihrem Point-d'honneur spricht, sich seit zehn Jahren von einem gewöhnlichen Gaukler, von einem gekrönten Bosco regieren und repräsentiren lassen. Es wird nämlich in jenem Buche Folgendes erzählt: Den 1. August, als Carl X. den Herzog von Orleans zum Lieutenant-General ernannt, habe sich Dupin zu letztem nach Neuilly begeben und ihm vorgestellt, daß er, um dem gefährlichen Verdacht der Zweideutigkeit zu entgehen auf eine entschiedene Weise mit Carl X. brechen und ihm einen bestimmten Absagebrief schreiben müsse. Ludwig Philipp habe dem Rathe Dupins seinen ganzen Beifall geschenkt und ihn selbst gebeten, einen solchen Brief für ihn zu redigiren; dieses sei geschehen und zwar in den verbsten Ausdrücken, und Ludwig Philipp, im Begriff, den schon mit einem Adress-Couvert versehenen Brief zu versiegeln und das Siegelband bereits an die Wachskerze haltend, habe sich plöglich zu Dupin gewandt mit den Worten: in wichtigen Fällen consultire ich immer meine Frau, ich will ihr erst den Brief vorlesen, und findet er Beifall, so schicken wir ihn gleich ab. Hierauf habe er das Zimmer verlassen, und nach einer Weile mit dem Briefe zurückkehrend habe er denselben schnell versiegelt und unverzüglich an Carl X. abgeschickt. Aber nur das Adress-Couvert sei dasselbe gewesen, dem plumpen Dupin'schen Briefe jedoch habe der fingerfertige Künstler ein ganz demüthiges Schreiben substituir, worin er, seine Unterthanentreue bekräuernd, die Ernennung als Lieutenant-General annahm und den König beschwor, zu Gunsten seines Enkels zu abdiciren. Die nächste Frage ist nun: wie ward dieser Betrug entdeckt? Hierauf hat Herr Louis Blanc einem Bekannten von mir mündlich die Antwort ertheilt: Herr Berryer, als er nach Prag zu Carl X. reiste, habe denselben ehrfurchtsvoll vorgestellt, daß seine Majestät sich einst mit der Abdication etwas zu sehr übereilt, worauf ihm Se. Majestät, um sich zu justificiren, den Brief zeigte, den ihm zu jener Zeit der Herzog von Orleans geschrieben; den Rath desselben habe er um so eifriger befolgt, da er in ihm den Lieutenant-General des Königreichs anerkannt hatte. Es ist also Herr Berryer, welcher jenen Brief gesehen hat und auf dessen Autorität die ganze Anekdote beruht. Für die Legitimisten ist diese Autorität gewiß hin-

reichend, und sie ist es auch für die Republikaner, die alles glauben, was der legitime Haß gegen Ludwig Philipp erfindet. Wir sahen dieses noch jüngst, als eine verrufene Bettel die bekannten falschen Briefe schmiedete, bei welcher Gelegenheit Herr Berryer sich bereits als Advocat der Fälschung in vollem Glanze zeigte. Wir, die wir weder Legitimist noch Republikaner sind, wir glauben nur an das Talent des Herrn Berryer, an sein wohlthöndendes Organ, an seinen Sinn für Spiel und Musik, und ganz besonders glauben wir an die ungeheuren Summen, womit die legitimistische Partei ihren großen Sachwalter honorirt.

Was Ludwig Philipp betrifft, so haben wir in diesen Blättern oft genug unsre Meinung über ihn ausgesprochen. Er ist ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odysseus als dem Ajax, dem wüthenden Autokraten, der im Zwist mit dem erfindungsreichen Dulder gar kläglich unterliegen mußte. Er hat aber die Krone Frankreichs nicht wie ein Schelm escamotirt, sondern die bitterste Nothwendigkeit, ich möchte sagen die Ungnade Gottes drückte ihm die Krone aufs Haupt, in einer verhängnißvollen Schreckensstunde. Freilich, er hat bei dieser Gelegenheit ein bißchen Komödie gespielt, er meinte es nicht ganz ehrlich mit seinen Committenten, mit den Juliusheiden, die ihn aufs Schild erhoben — aber meinten es diese so ganz ehrlich mit ihm, dem Dr-leans? Sie hielten ihn für einen bloßen Dampelmann, sie setzten ihn lustig auf den rothen Sessel, im festen Glauben, ihn mit leichter Mühe wieder herabwerfen zu können, wenn er sich nicht gelenkig genug an den Drähten regieren ließe, oder wenn es ihnen gar einfiele, die Republik, das alte Stück, wieder aufzuführen. Aber diesmal, wie ich bereits mal gesagt habe, war es das Königthum selbst, welches die Rolle des Junius Brutus spielte, um die Republikaner zu täuschen, und Ludwig Philipp war klug genug, die Maske der schamüthigen Einfalt vorzunehmen, mit dem großen sentimentaln Parapluie unterm Arm wie Staberle durch die Gassen von Paris zu schlendern, Bürger Cretz und Bürger Plei die ungewaschenen Hände zu schütteln, und zu lächeln und sehr gerührt zu sein. Er spielte wirklich damals eine curiose Rolle, und als ich kurz nach der Juliusrevolution hierherkam, hatte ich noch oft Gelegenheit, darüber zu lachen. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich bei meiner Ankunft gleich nach dem Palais Royal eilte, um Ludwig Philipp zu sehen. Der Freund, der mich führte, erzählte mir, daß der König jetzt nur zu bestimmten Stunden auf der Terrasse erscheine; früher aber, noch vor wenigen Wochen, habe man ihn zu jeder Zeit sehen können, und zwar für fünf Francs. Für fünf Francs! — rief ich mit Bewunderung — zeigt er sich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandniß: es giebt eine Societät von Cliquers, Marchands de Contre-marques und sonstigem Lumpengefindel, die jedem Fremden anbieten, ihm

für fünf Frs. den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Frs., so werde man ihn sehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt: gäbe man aber zwanzig Frs., so solle er auch die Marseillaise singen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenstück, so erhoben sie ein jubelndes Vivatrufen unter den Fenstern des Königs, und höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Frs. gegeben, so schrien sie noch viel lauter und geberdeten sich wie besessen während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gegen Himmel richtete, und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Frs. kosten, und dann ward der Enthusiasmus aufs höchste gesteigert, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegrölt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang. Ob er auch mit dem Fuße den Tact schlug, wie behauptet wird, weiß ich nicht. Ich kann überhaupt die Wahrheit dieser Anekdote nicht verbürgen. Der Freund, der sie mir erzählte, ist seit sieben Jahren todt; seit sieben Jahren hat er nicht gelogen. Es ist also nicht Herr Berryer, auf dessen Autorität ich mich berufe.

26.

Paris, den 7. November 1840.

Der König hat geweint. Er weinte öffentlich, auf dem Throne, umgeben von allen Würdenträgern des Reichs, Angesichts seines ganzen Volks, dessen erwählte Vertreter ihm gegenüber standen, und Zeugen dieses kummervollen Anblicks waren alle Fürsten des Auslandes, repräsentirt in der Person ihrer Gesandten und Abgeordneten. Der König weinte! Dies ist ein betrübendes Ereigniß. Viele verdächtigen diese Thränen des Königs, und vergleichen sie mit denen des Reinede. Aber ist es nicht schon hinlänglich tragisch, wenn ein König so sehr bedrängt und geängstet worden, daß er zu dem feuchten Hülfsmittel des Weinens seine Zuflucht genommen? Nein, Ludwig Philipp, der königliche Dulder, braucht nicht eben seinen Thränenndrüsen Gewalt anzuthun, wenn er an die Schrecknisse denkt, wovon er, sein Volk und die ganze Welt bedroht ist. —

Ueber die Stimmung der Kammer läßt sich noch nichts Bestimmtes melden. Und doch hängt Alles davon ab, die innere wie die äußere Ruhe Frankreichs und der ganzen Welt. Entsteht ein bedeutender Zwiespalt zwischen den Bourgeois-Notabilitäten der Kammer und der Krone, so zögern die

Häuplinge des Radicalismus nicht länger mit einem Aufstand, der schon im Geheimen organisirt wird, und der nur auf die Stunde harret, wo der König nicht mehr auf den Beistand der Deputirtenkammer rechnen kann. So lange beide Theile nur schmolzen, aber doch ihren Ehecontract nicht verletzen, kann kein Umsturz der Regierung gelingen, und das wissen die Räbelsführer der Bewegung sehr gut, deshalb verschlucken sie für den Augenblick all ihren Grimm und hüten sich vor jedem unzeitigen Schilberheben. Die Geschichte Frankreichs zeigt, daß jede bedeutende Phase der Revolution immer parlamentarische Anfänge hatte, und die Männer des gesetzlichen Widerstandes immer mehr oder minder deutlich dem Volk das fürchtbare Signal gaben. Durch diese Theilnahme, wir möchten fast sagen Complicität eines Parlaments, ist das Interregnum der rohen Häufte nie von langer Dauer, und die Franzosen sind vor der Anarchie viel mehr geschützt als andere Völker, die im revolutionairen Zustand sind, z. B. die Spanier. Das sahen wir in den Tagen des Julius, wo das Parlament, die legislative Versammlung, sich in einen executirenden Convent verwandelte. Es ist wieder eine solche Umwandlung, die man im schlimmsten Fall erwartet.

27.

Paris, den 12. November 1840.

Die Geburt des Herzogs von Chartres ist ein Nachtrag zur Kronrebe. „Mitleid, das nackte Kindlein“ — sagt Shafespeare. Und das Kindlein ist obendrein ein Prinz von Geblüt, und also bestimmt, die traurigsten Prüfungen zu erdulden, wo nicht gar die königliche Dornenkrone von Frankreich auf dem Haupte zu tragen! Gebt ihm eine deutsche Hebamme, damit er die Milch der Geduld sauge. Er befindet sich frisch und gesund. Das kluge Kind hat gleich seine Situation begriffen und gleich zu weinen angefangen. Uebrigens soll es dem Großvater sehr ähnlich sehen. Letzterer jauchzt vor Freude. Wir gönnen ihm von Herzen diesen Trost, diesen Balsam; hat er doch in der letzten Zeit so viel gelitten! Ludwig Philipp ist der vorzüglichste Hausvater, und eben die übertriebene Sorgfalt für das Glück seiner Familie brachte ihn in so viele Collisionen mit den Nationalinteressen der Franzosen. Eben weil er Kinder hat und sie liebt, hegt er auch die entschiedenste Zärtlichkeit für den Frieden. Krieglustige Fürsten sind gewöhnlich kinderlos. Dieser Sinn für Häuslichkeit und häusliches Glück, wie dergleichen bei Ludwig Philipp vorherrschend, ist gewiß ehrenwerth und jedenfalls ist das allerhöchste Muster von dem heilsamsten Einfluß auf die Sitten. Der König ist tugendhaft im bürgerlichsten Geschmack, sein Haus ist das honnetteste von ganz Frankreich, und

die Bourgeoise, die ihn zu ihrem Statthalter gewählt, hat noch immer hinlängliche Gründe, mit ihm zufrieden zu sein.

So lange die Bourgeoise am Ruder steht, droht der jetzigen Dynastie keine Gefahr. Wie soll es aber gehen, wenn Stürme aufsteigen, wo stärkere Häufte zum Ruder greifen, und die Hände der Bourgeoise, die mehr geeignet zum Gelbzählen und Buchführen, sich ängstlich zurückziehen? Die Bourgeoise wird noch weit weniger Widerstand leisten, als die ehemalige Aristokratie; denn selbst in ihrer kläglichsten Schwäche, in ihrer Erschlaffung durch Sittenlosigkeit, in ihrer Entartung durch Courtisanerie, war die alte Noblesse doch noch besetzt von einem gewissen Point d'honneur, das unsrer Bourgeoise fehlt, die durch den Geist der Industrie emporblüht, aber auch untergehen wird. Man prophezeit ihr einen 10. August, aber ich zweifle, ob die bürgerlichen Ritter des Juliusthrons sich so heldenmüthig zeigen werden, wie die gepuderten Marquis des alten Regime's, die, in seidenen Röcken und mit blinnten Galanteriebegen sich dem eindringenden Volke in den Tuilleries entgegensetzten.

Die Nachrichten, die uns aus dem Osten zukommen, sind für die Franzosen sehr betrübend. Die Autorität Frankreichs ist im Orient unwiederbringlich verloren und wird die Beute von England und Rußland. Die Engländer haben erlangt was sie wollten, die thatsächliche Obmacht in Syrien, die Sicherung ihrer Handelsstraße nach Indien: der Euphrat, einer der vier Paradiesflüsse, wird ein englisches Gewässer, worauf man mit dem Dampfschiff fährt, wie nach Ramsgate und Margate &c. — auf Lowerstreet ist das Steamboat-office, wo man sich einschreibt — zu Bagdad, dem alten Babylon, steigt man aus und trinkt Porter oder Thee. — Die Engländer schwören täglich in ihren Blättern, daß sie keinen Krieg wollten, und daß der famose Pacifications-Tractat nicht im Mindesten die Interessen Frankreichs verletzen und die Fadel des Kriegs in die Welt schleudern sollte — und dennoch war es der Fall: die Engländer haben die Franzosen aufs bitterste beleidigt, und die ganze Welt einem allgemeinen Brande ausgesetzt, um für sich einige Schwachvorthelle zu erzielen! Aber die Selbstsucht sorgte nur für den Moment, und die Zukunft bereitet ihr die Strafe. Die Vorthelle, die Rußland durch den erwähnten Tractat erntete, sind zwar nicht von so baarer Münze, man kann sie nicht so schnell berechnen und einzassiren, aber sie sind von unschätzbarem Werthe für seine Zukunft. Zunächst ward dadurch die Allianz zwischen Frankreich und England aufgelöst, was ein wichtiger Gewinn für Rußland, das früh oder spät mit einer jener Mächte in die Schranken treten muß. Dann ward die Macht jenes Aegyptiers vernichtet, der, wenn er sich an die Spitze der Moslemin stellte, im Stande war, das türkische Reich zu schützen vor den Russen, die es schon als ihr Eigenthum betrachten. Und noch viele Vorthelle der Art haben die Russen erbeutet, und zwar ohne großen Aufwand

von Gefahr, da, im Fall eines Kriegs, die Franzosen nicht bis zu ihnen hinüberreichen könnten, eben so wenig wie sie den Engländern beizukommen vermöchten. Zwischen England und dem Jörn der Franzosen liegt das Meer, zwischen den Letztern und den Russen liegt Deutschland; — und wir armen Deutschen, durch den Zufall der Verilichkeit, wir hätten uns schlagen müssen für Dinge, die uns gar nichts angehen, für nichts und wieder nichts, gleichsam für des Kaisers Bart. — Ach, wäre es noch für den Bart eines Kaisers!

28.

Paris, den 6. Januar 1841.

Das junge Jahr begann wie das alte mit Ruß und Lanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit nothdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'sche Opus dieses Namens. Vorgestern Abend debütierte Mademoiselle Heinefetter mit großem, glänzenden Erfolg. Im Odeon, dem italienischen Nachtigallenneß, flöten schmelzender als je der alternde Rubini und die ewig junge Grisi, die singende Blume der Schönheit. Auch die Concerte haben schon begonnen in den rivalisirenden Sälen von Herz und Erard, den beiden Holzkünstlern. Wer in diesen öffentlichen Anstalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, sich zu langweilen, der kann schon in den Privatsoirées sich nach Herzenslust ausgähnen: eine Schaar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichsten Hoffnungen berechtigen, läßt sich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Instrumenten; Herr Orfila medert wieder seine unbarmherzigsten Romanzen, gesungenes Rattengift. Nach der schlechten Ruß wird lauwarms Zuckerrwasser oder gesalzenes Eis herumgereicht, und getanz't. Auch die Maskenbälle erheben sich schon unter Pauken- und Trompetenschall, und wie mit Verzweiflung stürzen sich die Pariser in den tosenden Strudel des Vergnügens. Der Deutsche trinkt, um sich von drückender Sorgenlast zu befreien; der Franzose tanzt, den beraushenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtsinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernst aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwischenpausen der Quadrille flüstert Harlekin seinem Nachbar Pierrot ins Ohr: „Glauben Sie, daß wir uns dieses Frühjahr schlagen müssen?“ Selbst der Champagner ist unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal, beim lustigsten Bankett, erbleichen die Gäste, der Wig stirbt auf ihren Lippen, sie werfen sich erschrockene Blicke zu — an der Wand sehen sie die Worte: *Mene, Tefel, Peres!*

Die Franzosen verhehlen sich nicht das Gefährvolle ihrer Lage, aber der

Muth ist ihre Nationaljugend. Und am Ende wissen sie sehr gut, daß die politischen Besitzthümer, die ihre Väter mit kampflustigster Tapferkeit erworben haben, nicht durch buldende Nachgiebigkeit und müßige Demuth bewahrt werden können. Selbst Guizot, der so unwürdig geschmähte Guizot, ist keineswegs gesonnen, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Dieser Mann behauptet zwar einen unerschrockenen Widerstand gegen den anstürmenden Radicalismus, aber ich bin überzeugt, daß er sich mit derselben Entschlossenheit dem Andrang absolutistischer und hierarchischer Bestrebungen entgegenstemmen würde. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Nationalgarbisten war, die beim kaiserlichen Leichenbegängnisse: à bas Guizot! riefen; aber ich weiß, daß die Nationalgarde, verstände sie ihre eigenen Interessen, eben so verständig wie dankbar handeln würde, wenn sie gegen jene schänden Rufe öffentlich protestirte. Denn die Nationalgarde ist am Ende doch nichts Anderes, als die bewaffnete Bourgeoisie, und eben diese, gefährdet zu gleicher Zeit durch die intriguirende Partei des alten Regimes und die Präbicanen einer Baboeuf'schen Republik, hat in Guizot ihren natürlichen Schutzwog gefunden, der sie schützt nach oben wie nach unten. Guizot hat nie etwas Anderes gewollt, als die Herrschaft der Mittelclassen, die er durch Bildung und Besitz dazu geeignet glaubte, die Staatsgeschäfte zu lenken und zu vertreten. Ich bin überzeugt, hätte er in der französischen Aristokratie noch ein Lebenselement gefunden, wodurch sie fähig gewesen wäre, zum Heil des Volkes und der Menschheit Frankreich zu regieren, Guizot wäre ihr Kämpfe geworden, mit eben so großem Eifer und gewiß mit größerer Uneigennützigkeit als Berryer und ähnliche Paladine der Vergangenheit; ich bin in gleicher Weise überzeugt, daß er für die Proletarierherrschaft kämpfen würde, und zwar mit strengerer Ehrlichkeit als Lamennais und seine Kreuzbrüder, wenn er die untern Classen durch Bildung und Einsicht reif glaubte, das Staatsruder zu führen, und wenn er nicht einsähe, daß der unzeitige Triumph der Proletarier nur von kurzer Dauer und ein Unglück für die Menschheit wäre, indem sie, in ihrem blödsinnigen Gleichheitsstaumei, alles was schön und erhaben auf dieser Erde ist, zerstören, und namentlich gegen Kunst und Wissenschaft ihre bilderstürmende Wuth auslassen würden.

Guizot ist jedoch kein Mann des starren Stillstandes, sondern des geregelten und gezeitigten Fortschritts, und die Zukunft wird diesem Manne die glorreichste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Vielleicht wird dergleichen ihm schon in der nächsten Gegenwart zu Theil: er braucht nur das Hötel des Capucins zu verlassen. Würde er in diesem Fall wieder seinen Gesandtschaftsposten in London antreten? Würde er, trotz seiner Sympathie für England, jenes neue Ministerium unterstützen, das eine Allianz mit Rußland träumt? — Es ist möglich, denn im Fall man Frankreich zum Kriege zwänge, würde

Gutzot, alle revolutionären Mittel verschmähend, nur politischen Allianzen nachstreben. „Können wir, trotz aller Opfer und Mäßigung, den Frieden nicht aufrecht erhalten, so werden wir den Krieg als eine Nothwendigkeit (puissance), und nicht als ein lärmender Haufen (cohue)“ — so äußerte sich Guizot im vertrauten Salon. Hierin liegt aber der Hauptgrund, weshalb ihm alle jene Leute gram sind, die nur von einer Propaganda den Sieg erwarten und sich dabei als nothwendige Werkzeuge wichtig machen wollen. Das sind namentlich die Journalisten, die ihrer Feder alle mögliche Hülfswirkung zutrauen. „Das Beste in der Welt ist eine baumwollene Nachtmütze“ — sagt der Bonnetier, und die Journalisten sagen: „das Beste ist ein Zeitungsartikel!“ Wie sehr sie sich irren, erfuhren wir in jüngster Zeit, wo die propagandistischen Phrasen des National, des Courrier français und des Constitutionnel so viel Mißmuth in Deutschland erregten. Da waren die Väter weit praktischer: als sie die kosmopolitischen Ideen der Revolution in Gefahr sahen, suchten sie Hülfe im Nationalgefühl. Die Söhne, welche ihre Nationalität bedroht sehen, nehmen ihre Zuflucht zu den kosmopolitischen Ideen; — diese aber treiben nicht so mächtig zur That, wie jene begeisterten Erdbücker, die wir Vaterlandsiebe nennen.

Ob im Fall eines Krieges die russische Allianz für die Franzosen heilsamer sei als die Propaganda, daran zweifle ich. Durch letztere wird nur ihre zeitliche Gesellschaftsform bedroht, erstere aber gefährdet das Wesen ihrer Gesellschaft selbst, ihr innerstes Lebensprinzip, die Seele des französischen Volks.

29.

Paris, den 11. Januar 1841.

Immer mehr verbreitet sich unter den Franzosen die Meinung, daß Vello-na's Drommeten dieses Frühjahr den Gesang der Nachtigallen überschmettern, und die armen Weilschen, zertreten vom Pferdehuf, ihren Duft im Pulverdampf verhauchen müssen. Ich kann dieser Ansicht keineswegs beistimmen, und die süßeste Friedenshoffnung nistet beharrlich in meiner Brust. Es ist jedoch immer möglich, daß die Unglückspropheten Recht haben, und der kede Lenz mit unvorsichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe. Ist aber diese Gefahr überstanden, und ist gar der heiße Sommer gewitterlos vorübergezogen, dann glaube ich, ist Europa für lange Zeit vor den Schrecknissen eines Kriegs geschützt, und wir dürfen uns eines langen, dauernben Friedens versichert halten. Die Wirrnisse, die von oben kamen, werden alsdann auch dort oben ruhig gelöst worden sein, und das niedrige Gezücht des Nationalhasses, das sich in den untern Schichten der Gesellschaft entwickelt hat, wird von der bessern

Einsicht der Völker wieder in seinen Schlamm zurückgetreten werden. Das wissen aber auch die Dämonen des Umsturzes diesseits und jenseits des Rheins, und wie hier in Frankreich die radicale Partei, aus Angst vor der definitiven Befestigung der Orleans'schen Dynastie und ihrer auf lange Zeit gesicherten Dauer, die Wechselfälle des Kriegs herbeiwünscht, um nur die Chance eines Regierungswechsels zu gewinnen: so predigt jenseits des Rheins die radicale Partei einen Kreuzzug gegen die Franzosen, in der Hoffnung, daß die entzügelten Leidenschaften einen wilden Zustand herbeiführen, wo viel leichter als in einer zahmen und gezähmten Periode die Uebern der Bewegung verwirklicht werden können. Ja, die Furcht vor der einschläfernden und fesselnden Macht des Friedens, brachte diese Leute zu dem verzweiflungsvollen Entschluß, das französische Volk (wie sie in ihrer Unschuld sich ausdrücken) aufzuopfern. Wir sagen es offen, weil uns dieser Heroismus eben so thöricht wie unbankbar erscheint, und weil wir unsägliches Mitleid empfinden mit der bärenhaften Unbeholfenheit, die sich einbildet klüger zu sein, als alle Füchse der List! O Ihr Thoren, ich rathe Euch, legt Euch nicht auf das gefährliche Fach der politischen Pfliffigkeit, seid deutsch ehrlich und menschlich dankbar, und bilbet Euch nicht ein, Ihr werdet auf eigenen Beinen stehen, wenn Frankreich fällt, die einzige Stütze, die Ihr habt auf dieser Erde!

Werden aber nicht auch von oben die Funken der Zwietracht geschürt? Ich glaube es nicht, und will es mich bedünken, die diplomatischen Wirrnisse seien mehr ein Resultat der Ungeschicklichkeit als des bösen Willens. Wer will aber den Krieg? England und Rußland könnten sich schon jetzt zufrieden geben; — sie haben bereits genug Vortheile im Trüben erhascht. Für Deutschland und Frankreich jedoch ist der Krieg eben so unnöthig wie gefährlich; — die Franzosen besäßen zwar gern die Rheingrenze, aber nur weil sie sonst gegen etwaige Invasionen zu wenig geschützt sind, und die Deutschen brauchten nicht zu fürchten, die Rheingrenze zu verlieren, so lange sie nicht selber den Frieden brechen. Weber das deutsche Volk noch das französische Volk begehrt nach Krieg. Ich brauche wohl nicht erst zu beweisen, daß die Robomontaden unsrer Deutschthümeler, die nach dem Besitz von Elsaß und Lothringen schreien, nicht der Ausdruck des deutschen Bauers und des deutschen Bürgers sind. Aber auch der französische Bürger und der französische Bauer, der Kern und die Masse des großen Volks, wünschen keinen Krieg, da die Bourgeoisie nur nach industriellen Ausbeutungen, nach Eroberungen des Friedens trachtet, und der Landmann noch aus der Kaiserperiode sehr gut weiß, wie theuer, wie bluttheuer er die Triumphe der Nationaliteit bezahlen muß.

Die kriegerischen Gellüste, die bei den Franzosen seit den Zeiten der Gallier so stürmisch loberten und brodelten, sind nachgerade ziemlich erloschen, und wie wenig die militäirische furor francoese jetzt bei ihnen vorherrschend, zeigte sich

bei der Leichenfeier des Kaisers Napoleon Bonaparte. Ich kann nicht mit den Berichterstattern übereinstimmen, die in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge sahen. Sie hatten kein Auge für die Gefühle, die das französische Volk bis in seine Tiefen erschütterten. Diese Gefühle waren aber nicht die des soldatischen Ehrgeizes und Stolzes, den siegreichen Imperator begleitete nicht jener Prätorianerjubil, jene lärmige Ruhm- und Raubsucht, deren man sich in Deutschland noch erinnert aus den Tagen des Empire. Die alten Eroberer haben seitdem das Zeitliche gesegnet, und es war eine ganz neue Generation, die dem Leichenbegängnisse zuschaute, und wenn nicht mit brennendem Zorn, doch gewiß mit der Wehmuth der Pietät sah sie auf diesen goldenen Katafalk, worin gleichsam alle Freuden, Leiden, glorreiche Irrthümer und gebrochene Hoffnungen ihrer Väter, die eigentliche Seele ihrer Väter, eingesargt lag! Da gab's mehr stumme Thränen als lautes Geschrei. Und dann war die ganze Erscheinung so fabelhaft, so märchenartig, daß man kaum seinen Augen traute, daß man zu träumen glaubte. Denn dieser Napoleon Bonaparte, den man begraben sah, war für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden in das Reich der Sage, zu den Schatten Alexanders von Macebonien und Karls des Großen, und jetzt, siehe! eines kalten Wintertags erscheint er mitten unter uns Lebenden, auf einem goldenen Siegeswagen, der geisterhaft dahinrollt in den weißen Morgennebeln.

Diese Rebel aber zerrannen wunderbar, sobald der Leichenzug in den Champs-Élysées anlangte. Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letztenmal ihren Liebling, und streute rosiges Licht auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden, und wie mit sanftem Mitleid bestrahlte sie die armen, spärlichen Ueberreste jener Legionen, die einst im Sturmschritt die Welt erobert, und jetzt, mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren, hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherschwanften. Unter uns gesagt, diese Invaliden der großen Armee sahen aus wie Caricaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den todtten Triumphator.

Die Muse der Geschichte hat diesen Leichenzug eingezeichnet in ihre Annalen als besondere Merkwürdigkeit; aber für die Gegenwart ist jenes Ereigniß minder wichtig, und liefert nur den Beweis, daß der Geist der Soldateska bei den Franzosen nicht so blühend vorkommt, wie mancher Bramarbas diesseits des Rheins prahlt und mancher Schöps jenseits ihm nachschwaßt. Der Kaiser ist todt. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Ueber seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwollenspinner.

Paris, den 31. Januar 1841.

Zwischen Völkern, die eine freie Presse, unabhängige Parlamente und überhaupt die Institutionen des öffentlichen Verfahrens besitzen, können die Mißverständnisse, die durch die Intriguen von Hofjunkern und durch die Unholde der Parteilucht angezettelt werden, nicht auf die Länge fortbauern. Nur im Dunkeln kann die dunkle Saat zu einem unheilbaren Zerwürfniß emporwuchern. Wie diesseits, so haben auch jenseits des Canals sich die edelsten Stimmen darüber ausgesprochen, daß nur frevelhafter Unverstand, wo nicht liberticide Böswilligkeit, den Frieden der Welt gestört; und während noch von Seiten der englischen Regierung, durch die Schweigsamkeit der Thronrede, das schlechte Verfahren gegen Frankreich gleichsam officiell fortgesetzt wird, protestirt dagegen das englische Volk durch seine würdigsten Repräsentanten, und gewährt den Franzosen die unumwundenste Genugthuung. Lord Brougham's Rede im eben eröffneten Parlamente hat hier eine versöhnende Wirkung hervorgebracht, und er darf sich mit Recht rühmen, daß er ganz Europa einen großen Dienst erzeigt. Auch andre Lords, sogar Wellington, haben lobenswerthe Worte gesprochen, und letzterer war diesmal das Organ der wahren Wünsche und Gesinnungen seiner Nation. Die angebrohte Allianz der Franzosen mit Rußland hat Se. Herrlichkeit die Augen geöffnet, und der edle Lord ist nicht der einzige, dem solche Erleuchtung widerfuhr. Auch in unsern deutschen Gauen erschwingen sich die gemäßigten Tories zu einer bessern Erkenntniß der eigenen politischen Interessen, und ihre Bullenbeißer, die altdeutschen Rüden, die schon das freudigste Jagdgeheul erhoben, werden wieder ruhig angekoppelt; unsre christlich germanischen Nationalen erhalten die allerhöchste Weisung, nicht mehr gegen Frankreich zu bellen. Was aber die schreckliche Allianz betrifft, so steht sie gewiß noch in weitem Feld, und der Unmuth gegen die Engländer, selbst gesteigert bis zum höchsten Grade, dürfte in Frankreich noch immer keine Liebe für die Russen hervorrufen.

An eine baldige Lösung der orientalischen Wirren glaube ich eben so wenig wie an die moskowitzische Allianz. Vielmehr verwickeln sich die Verhältnisse in Syrien und Mehemet Ali spielt dort seinen Feinden manchen gefährlichen Schabernack. Es circuliren wunderliche, meistens aber widersprechende Gerüchte von den Listen, womit der Alte sein verlorenes Ansehen wieder zu erobern sucht. Sein Unglück ist die Ueberschlaueheit, die ihn verhindert, die Dinge in ihrem natürlichsten Lichte zu sehen. Er versängt sich in den Tüden der eignen Ränke. J. B., indem er die Presse zu fördern wußte und über seine Macht allerlei trügerische Berichte in Europa ausposaunen ließ, gewann

er zwar die Sympathie der Franzosen, die den Werth seiner Allianz überschätzten, aber er war zugleich selbst daran Schuld, daß die Franzosen ihm hinlängliche Kräfte zutrauten, ohne ihre Beihülfe bis zum Frühjahr Widerstand zu leisten. Hierdurch ging er zu Grunde, nicht durch seine Tyrannei, wovon die Allgemeine Zeitung gewiß allzu gresle Gemälde lieferte. Dem kranken Löwen giebt jetzt jeder die kleinlichsten Eiselstritte. Das Ungeheuer ist vielleicht nicht so schlecht, wie es die Leute, die er nicht bestrafen hat oder nicht bestrafen wollte, ärgerlich behaupten. Augenzeugen seiner großmüthigen Handlungen versichern, Mehemet Ali sei persönlich huldreich und gütig, er liebe die Civilisation, und nur die äußerste Nothwendigkeit, der Kriegezustand seiner Lande, zwänge ihn zu jenem Erpressungssystem, womit er seine Fellahs heimfuche. Diese unglücklichen Milbauern seien in der That eine Herde von Jammergestalten, die, unter Stockschlägen zur Arbeit getrieben, bis aufs Blut ausgesaugt werden. Aber das sei, heißt es, altägyptische Mode, die unter allen Pharaonen dieselbe war, und die man nicht nach modern europäischem Maßstabe beurtheilen dürfe. Die Anklage der Phylanthropen könnte der arme Pascha mit denselben Worten zurückweisen, womit unsre Köchin sich entschuldigte, als sie die Krebse in allmählig siedendem Wasser lebendig kochte. Sie wunderte sich, daß wir dieses Verfahren eine unmenschliche Grausamkeit nannten, und versicherte uns, die armen Thierchen seien von jeher daran gewöhnt. — Als Herr Cremieux mit Mehemet Ali von den Justizgräueln sprach, die in Damascus verübt worden, fand er ihn zu den heilsamsten Reformen geneigt, und wären nicht die politischen Ereignisse allzustürmisch dazwischen getreten, so hätte es der berühmte Advocat gewiß erreicht, den Pascha zur Einführung des europäischen Criminalverfahrens in seinen Staaten zu bewegen.

Mit dem Sturze Mehemet Ali's gehen auch die Hoffnungen zu Grunde, worin mohamedanische Phantasie, zumal unter den Zelten der Wüste, sich so schwärmerisch wiegte. Hier galt Ali für den Helden, der bestimmt sei, dem schwachen Türkenregimente zu Stambul ein barsches Ende zu machen, und dort selber das Califat übernehmend, die Fahne des Propheten zu schützen. Und wahrhaftig in seiner starken Faust wäre sie besser aufgehoben, als in den schwachen Händen des jetzigen Gufaloniere des mohamedanischen Glaubens, der früh oder spät den Legionen und den noch gefährlicheren Machinationen des Czars aller Kräfte erliegen muß. Dem politischen und religiösen Fanatismus, worüber der russische Kaiser, der zugleich das Oberhaupt der griechischen Kirche ist, verfügen kann, hätte ein regenerirtes Reich der Moslim unter Mehemet Ali oder einem sonstig neuen Dynasten mit ähnlicher Gewalt widerstanden, da ein eben so ungestüm fanatisches Element zu seiner Erhaltung in die Schranken getreten wäre. Ich rede hier vom Genius der Araber, der nie ganz erstorben, sondern nur im stillen Beduinenleben eingeschlafen, und oft

wie träumend nach dem Schwerte griff, wenn irgend ein ausgezeichnete Löwe draußen sein kriegerisches Gebrüll vernehmen ließ. — Die Araber harren vielleicht nur des rechten Kufs, um schlafgestärkt wieder aus ihren schwülen Eiden hervorstürmen, wie ehemals. — Wir haben sie aber nicht mehr zu fürchten, wie ehemals, wo wir vor den Halbmondsbandarten zitterten, und es wäre vielmehr ein Glück für uns, wenn Konstantinopel jetzt der Lummelplatz ihres Glaubenseifers würde. Dieser wäre das beste Bollwerk gegen jenes moskowitische Gelüste, das nichts geringeres im Schilde führt, als an den Ufern des Bosphorus die Schlüssel der Weltherrschaft zu erkämpfen oder zu erschleichen. Welch eine Nacht besitzt bereits der Kaiser von Rußland, den man wahrlich beschreiben nennen muß, wenn man bedenkt, wie stolz Andere an seiner Stelle sich geberden würden. Aber weit gefährlicher als der Stolz des Herrn ist der Knechtschaftshochmuth seines Volks, das nur in seinem Willen lebt, und mit blindem Gehorsam in der heiligen Nachsvollkommenheit des Gebieters sich selber zu verherrlichen glaubt. Die Begeisterung für das römisch-katholische Dogma ist abgenutzt, die Ideen der Revolution finden nur noch laue Enthusiasten, und wir müssen uns wohl nach neuen frischen Fanatismen umsehen, die wir dem slavisch-griechisch, orthodoxen absoluten Kaiserglauben entgegensetzen könnten!

Ach! wie schredlich ist diese orientalische Frage, die bei jeder Wirrniss uns so höhnisch angrinst! Wollen wir der Gefahr, die uns von dorthier bedroht, schon jetzt vorbeugen, so haben wir den Krieg. Wollen wir hingegen geduldig dem Fortschritt des Uebels zusehen, so haben wir die sichere Knechtschaft. Das ist ein schlimmes Dilemma. Wie sie sich auch befrage, die arme Jungfrau Europa — sie mag mit Klugheit bei ihrer Lampe wachend bleiben, oder als ein sehr unkluges Fräulein bei der erlöschenden Lampe einschlafen — ihrer harret kein Freudentag.

31.

Paris, den 13. Februar 1841.

Sie gehen jeder Frage direct auf den Leib und zerren daran so lange herum, bis sie entweder gelöst, oder als unaufösbar beseitigt wird. Das ist der Charakter der Franzosen, und ihre Geschichte entwickelt sich daher wie ein gerichtlicher Prozeß. Welche logische, systematische Aufeinanderfolge bieten alle Vorgänge der französischen Revolution! In diesem Wahnsinn war wirklich Methode, und die Historiographen, die, nach dem Vorbild von Mignet, dem Zufall und den menschlichen Leidenschaften wenig Spielraum gestattend, die tollsten Erscheinungen seit 1789 als ein Resultat der strengsten Nothwendigkeit dar-

stellen — diese sogenannte fatalistische Schule ist in Frankreich ganz an ihrem Platz, und ihre Bücher sind eben so wahrhaft wie leichtsinnig. Die Anschauungs- und Darstellungsweise dieser Schriftsteller, angewendet auf Deutschland, würde jedoch sehr irthumreiche und unbrauchbare Geschichtswerke hervordringen. Denn der Deutsche, aus Scheu vor aller Neuerung, deren Folgen nicht klar zu ermitteln sind, geht jeder bedeutenden politischen Frage so lange wie möglich aus dem Wege, oder sucht ihr durch Umwege eine nothdürftige Vermittlung abzugewinnen, und die Fragen häufen und verwickeln sich unterdessen bis zu jenem Knäuel, welcher am Ende vielleicht, wie jener gordische, nur durch das Schwert gelöst werden kann. Der Himmel behüte mich, dem großen Volk der Deutschen hiermit einen Vorwurf machen zu wollen! Weiß ich doch, daß jener Mißstand aus einer Tugend hervorgeht, die den Franzosen fehlt. Je unwissender ein Volk, desto leichter stürzt es sich in die Strömung der That; je wissenschaftreicher und nachdenklicher ein Volk, desto länger sondbirt es die Fluth, die es mit klugen Schritten durchwatet, wenn es nicht gar zögernd davor stehen bleibt, aus Furcht vor verborgenen Antiefen oder vor der erkältenden Masse, die einen gefährlichen Nationalschnupfen verursachen könnte. Am Ende ist auch wenig daran gelegen, daß wir solchermaßen nur langsam fortschreiten oder durch Stillstand einige Hundert Jährchen verlieren, denn dem deutschen Volk gehört die Zukunft, und zwar eine sehr lange, bedeutende Zukunft. Die Franzosen handeln so schnell und handhaben die Gegenwart mit solcher Eile, weil sie vielleicht ahnen, daß für sie die Dämmerung herannäht: hastig verrichten sie ihr Tagwerk. Aber ihre Rolle ist noch immer ziemlich schön, und die übrigen Völker sind doch nur das verehrungswürdige Publicum, das der französischen Staats- und Volkskomödie zuschaut. Dieses Publicum freilich wandelt zuweilen das Gelücke an, ein Bißchen laut seinen Beifall oder Tadel auszusprechen, wo nicht gar auf die Scene zu steigen und mitzuspielen; aber die Franzosen bleiben doch immer die Hauptacteurs im großen Weltbrama, man mag ihnen Lorbeerkränze oder faule Äpfel an den Kopf werfen. „Mit Frankreich ist es aus“ — mit diesen Worten läuft hier mancher deutsche Correspondent herum und prophezeit den Untergang des heutigen Jerusalems; aber er selber fristet doch sein kümmerliches Leben durch Berichterstattung dessen, was diese so gesunkenen Franzosen läglich schaffen und thun, und seine respectiven Committenten, die deutschen Zeitungsredactionen, würden ohne Berichte aus Paris keine drei Wochen lang ihre Journalspalten füllen können. Nein, Frankreich hat noch nicht geendet, aber — wie alle Völker, wie das Menschengeschlecht selbst — es ist nicht ewig, es hat vielleicht schon seine Glanzperiode überlebt, und es geht jetzt mit ihm eine Umwandlung vor, die sich nicht ablängnen läßt: auf seiner glatten Stirn lagern sich diverse Runzeln, das leichtsinnige Haupt bekommt graue Haare, senkt sich sorgenvoll und

beschäftigt sich nicht mehr ausschließlich mit dem heutigen Tage — es denkt auch an morgen.

Der Kammerbeschluß über die Fortification von Paris bekräftigt eine solche Uebergangsperiode des französischen Volksgesistes. Die Franzosen haben in der letzten Zeit sehr viel gelernt, sie verloren dadurch alle Lust des blinden Hinausstürmens in die gefährliche Fremde. Sie wollen jetzt sich selber zu Hause verschansen gegen die eventuellen Angriffe der Nachbarn. Auf dem Grabe des kaiserlichen Adlers ist ihnen der Gedanke gekommen, daß der bürger-königliche Hahn nicht unsterblich sei. Frankreich lebt nicht mehr in dem festen Kaufe seiner unüberwindlichen Obmacht: es ward ernüchtert durch das aschermittwöchliche Bewußtsein seiner Besiegbarkeit, und ach, wer an den Tod denkt, ist schon halb gestorben! Die Befestigungswerke von Paris sind vielleicht der Riesensarg, den der Riese sich selbst decretirte, in trüber Ahnung. Es mag jedoch noch eine gute Weile dauern, ehe seine Sterbestunde schlägt, und manchem Richterlesen dürfte er zuvor die tödtlichsten Fiede versetzen. Jedenfalls wird er einst durch die klirrende Wucht seines Hinstehens den Erdboden schüttern machen und, noch furchtbarer als im Leben, wird er durch seine posthumen Werke, als nachtwandelndes Gespenst, seine Feinde ängstigen. Ich bin überzeugt, im Fall man Paris zerstörte, würden seine Bewohner, wie einst die Juden, sich in die ganze Welt zerstreuen und dadurch noch erfolgreicher die Saat der gesellschaftlichen Umwandlung verbreiten.

Die Befestigung von Paris ist das wichtigste Ereigniß unserer Zeit, und die Männer, die in der Deputirtenkammer dafür oder dagegen stimmten, haben auf die Zukunft den größten Einfluß geübt. An diese enoeinto continue, an diese sorts détachés knüpft sich jetzt das Schicksal des französischen Volks. Werden diese Dauten vor dem Gewitter schützen, oder werden sie die Blitze noch verderblicher anziehen? Werden sie der Freiheit oder der Knechtschaft Vorschub leisten? Werden sie Paris vor Ueberfall retten, oder dem Zerstörungsbrechte des Kriegs unbarmherzig bloßstellen? Ich weiß es nicht, denn ich habe weder Sitz noch Stimme im Rathe der Götter. Aber so viel weiß ich, daß die Franzosen sich sehr gut schlagen würden, wenn sie einst Paris vertheidigen müßten gegen eine dritte Invasion. Die zwei frühern Invasionen würden nur dazu gebient haben, den Grimm der Gegenwehr zu steigern. Ob Paris, wenn es befestigt gewesen wäre, jene zwei ersten Male widerstanden hätte, wie in der Kammer behauptet ward, möchte ich aus guten Gründen bezweifeln. Napoleon, geschwächt durch alle möglichen Siege und Niederlagen, war nicht im Stande, dem anbrängenden Europa die Zaubermittel seiner Idee, „welche Heere aus dem Boden stampft,“ entgegenzusetzen; er hatte nicht mehr Kraft genug, die Fesseln zu brechen, womit er selber jene Idee angeketet; die Allirten waren es, die bei der Einnahme von Paris jene gebundene Idee zu

Freiheit setzten. Die französischen Liberalen und Ideologen handelten gar nicht so dumm, gar nicht so närrisch, als sie dem bebrängten Imperator zu seiner Verteidigung keinen Beistand leisteten, denn dieser war ihnen weit gefährlicher, als alle jene fremden Helden, die doch am Ende mit Geld und guten Worten abziehen mußten, und nur einen matten Statthalter hinterließen, dessen man sich auch mit der Zeit entledigen konnte, wie im Juni 1830 wirklich geschah, seit welcher Zeit die Ideen der Revolution wieder in Paris insallirt wurden. Die Macht jener Ideen ist es, die einer dritten Invasion die Stirne bieten würde, und die jetzt, gewipigt durch bittere Erfahrungen, auch die materiellen Bollwerke der Verteidigung nicht verschmäht.

Hier stoßen wir auf die Spaltung, welche in diesem Augenblick unter den Männern der radicalen Partei, in Betreff der Befestigung von Paris, herrscht und die leidenschaftlichsten Debatten hervorruft. Bekanntlich hat die Fraction der Republikaner, die durch den National repräsentirt wird, den Gesetzesvorschlag der Befestigung am wirksamsten verfolgt. Eine andere Fraction, die ich die Linke der Republikaner nennen möchte, erhebt sich dagegen mit dem wildesten Joru, und da sie in der Presse nur wenige Organe besitzt, so ist bis jetzt die *Revue du Progrès* das einzige Journal, wo sie sich aussprechen konnte. Die darauf bezüglichen Artikel flossen aus der Feder Louis Blanc's, und sind der höchsten Beachtung werth. Wie ich höre, beschäftigt sich auch Arago mit einer Schrift über denselben Gegenstand. Diese Republikaner sträuben sich gegen den Gedanken, daß die Revolution zu materiellen Bollwerken ihre Zuflucht nehmen müsse, sie sehen darin eine Schwächung der moralischen Wehrmittel, eine Erschlaffung der frühern dämonischen Energie, und sie möchten lieber, wie einst der gewaltige Convent, den Sieg decretiren, als Sicherheitsanstalten treffen gegen die Niederlage. Es sind in der That die Traditionen des Wohlfahrtsausschusses, welche diesen Leuten vorschweben, statt daß die *Messieurs* des National vielmehr die Traditionen der Kaiserzeit im Sinne tragen. Ich sagte eben „*Messieurs*,“ denn dies ist der Spottname, womit jene, die sich *Citoyens* nennen, ihre Antagonisten tituliren. Terroristisch sind im Grunde beide Fractionen, nur daß die *Messieurs* des National lieber durch Kanonen, die *Citoyens* hingegen lieber durch die Guillotine agiren möchten. Es ist leicht begreiflich, daß erstere eine große Sympathie für einen Gesetzesvorschlag empfinden mußten, wodurch die Revolution, zur Zeit der Noth, in einem rein militairischen Gewande erscheinen könnte, und die Kanonen im Stande wären, die Guillotine im Zaume zu halten! So, und nicht anders, erkläre ich mir den Eifer, womit sich der National für die Befestigung von Paris aussprach.

Sonderbar! diesmal begegneten sich der National, der König und Thiers in dem heißesten Wunsche für dieselbe Sache. Und doch ist dieses Begegniß

sehr natürlich. Laßt uns durch Zumuthung arglistiger Hintergedanken keinen von diesen dreien verleumben. Wie sehr auch persönliche Neigungen im Spiele sind, so handelten doch alle drei zunächst im Interesse Frankreichs; Ludwig Philipp eben so gut wie Thiers und die Herren des National. Jedoch wie gesagt, persönliche Neigungen kamen ins Spiel. Ludwig Philipp, dieser abgesagte Feind des Krieges, des Zerstörens, ist ein eben so leidenschaftlicher Freund des Bauens, er liebt alles, wobei Hammer und Säge in Bewegung gesetzt wird, und der Plan der Befestigung von Paris schmeichelte dieser angeborenen Passion. Aber Ludwig Philipp ist auch der Repräsentant der Revolution, er mag es wollen oder nicht, und wo diese bedroht wird, steht seine eigene Existenz in Frage. Er muß sich in Paris halten, um jeden Preis. Denn bemächtigen sich die fremden Potentaten seiner Hauptstadt, so würde seine Legitimität ihn nicht so inviolabel schützen, wie jene Könige von Gottes Gnaden, die überall, wo sie sind, den Mittelpunkt ihres Reiches bilden. Viele Paris gar in die Hände der Republikaner, in Folge einer Revolte, so würden die fremden Mächte vielleicht mit Heeresmacht heranziehen, aber schwerlich um eine Restauration zu versuchen zu Gunsten Ludwig Philipps, welcher im Julius 1830 König der Franzosen ward, nicht *paroquo* Bourbon, sondern *quoique* Bourbon! Dies fühlt der kluge Herrscher, und er verschanzt sich in seinem *Makelpartus*. Daß die Befestigung von Paris, wie für ihn selber, so auch für Frankreich heilsam und nothwendig, ist sein fester Glaube, und neben der Privatlaune und dem Selbsterhaltungstrieb leitete ihn hier eine echte und wahrhafte Vaterlandsliebe. Jeder König ist ja ein natürlicher Patriot und liebt sein Land, in dessen Geschichte sein Leben wurzelt und mit dessen Schicksalen es verwachsen ist. Ludwig Philipp ist ein Patriot, und zwar im bürgerlichen, familienväterlichen, neufränkischen Sinne, wie denn überhaupt in den Orleans eine ganz andere Art des Patriotismus sich entwickelte, als in den Bourbonen der ältern Linie, die mehr vom historischen Stammesstolze, vom mittelalterlichen Adelthum, beseelt waren, als von eigentlicher Liebe für Frankreich.

Da diese Vaterlandsliebe von den Franzosen als die höchste Tugend angesehen wird, so war es eine sehr wirksame Wüberei, daß die Feinde des Königs seine patriotischen Gesinnungen durch verfälschte Briefe verächtigten. Ja, diese famosen Briefe sind zum Theil verfälscht, zum Theil ganz falsch, und ich begreife nicht, wie manche ehrliche Leute unter den Republikanern nur einen Augenblick an ihre Echtheit glauben konnten. Aber diese Leute sind immer die Dämonen der Legitimisten, welche die Waffen schmieden, womit jene das Leben oder den Leumund des Königs zu menseln suchen. Der Republikaner ist immer bereit, sein Leben bei jeder gefährlichen That aufs Spiel zu setzen; aber er ist doch nur ein täppisches Werkzeug fremder Erfindsamkeit, die für

ihn denkt und rechnet: man kann im wahren Sinne des Wortes behaupten, daß sie das Pulver nicht erfunden haben, womit sie auf den König schießen.

Ja, wer in Frankreich das Rationalgefühl besitzt und begreift, übt den unwiderstehlichsten Zauber auf die Masse, und kann sie nach Belieben lenken und treiben, ihnen das Geld oder das Blut abzapfen, und sie in alle möglichen Uniformen stecken, in die Rittertracht des Ruhmes oder in die Livree der Knechtschaft. Das war das Geheimniß Napoleons, und sein Geschichtsschreiber Thiers hat es ihm abgelauscht, abgelauscht mit dem Herzen, nicht mit dem bloßen Verstande; denn nur das Gefühl versteht das Gefühl. Thiers ist wahrhaft durchglüht von französischem Rationalgefühl, und wer dieses gemerkt hat, versteht seine Macht und Unmacht, seine Irrthümer und Vorzüge, seine Größe und Kleinheit und sein Anrecht auf die Zukunft. Dieses Rationalgefühl erklärt alle Acte seines Ministeriums: hier sehen wir die Translation der kaiserlichen Asche, die glorreichste Feier des Selbstthums, neben der ständigen Vertretung jenes ständigen Consuls von Damascus, welcher mittelalterliche Justizgräucl unterstützte, aber ein Repräsentant von Frankreich war; hier sehen wir das leichtsinnige Aufbrausen und Alarmschlagen, als der Londoner Tractat divulgirt und Frankreich beleidigt ward, und daneben die besonnene Activität der Bewaffnung und jenen colossalen Entschluß der Fortification von Paris. Ja, Thiers war es, welcher letztere begann, und für dieses Beginnen auch nachträglich das Gesetz in der Kammer eroberte. Nie sprach er mit größerer Beredsamkeit, nie hat er mit feinerer Laistik einen parlamentarischen Sieg erfochten. Es war eine Schlacht, und im letzten Augenblick war die Entscheidung sehr zweifelhaft; aber das Feldherrnauge des Thiers entdeckte schnell die Gefahr, die dem Gesetz drohte, und ein improvisirtes Amendement gab den Ausschlag. Ihm gebührt die Ehre des Tages.

Es fehlte nicht an Leuten, die den Eifer, den Thiers für den Gesetzentwurf an den Tag legte, nur egoistischen Motiven zuschreiben. Aber hier war wirklich nur der Patriotismus vorwaltend, und ich wiederhole es, Hr. Thiers ist durchdrungen von diesem Gefühle. Er ist ganz der Mann der Rationalität, nicht der Revolution, als deren Sohn er sich gern darstellt. Mit dieser Kindschaft hat es freilich seine Nichtigkeit, die Revolution ist seine Mutter, aber man darf nicht überschwängliche Sympathien daraus herleiten. Thiers liebt zunächst das Vaterland, und ich glaube, er würde diesem Gefühle alle mütterlichen Interessen opfern. Sein Enthusiasmus ist gewiß sehr abgekühlt für den ganzen Freiheitspectakel, der nur noch als ein verhallendes Echo in seiner Seele nachklingt. Er hat ja als Geschichtsschreiber alle Phasen desselben im Geiste mitgelebt, als Staatsmann mußte er mit der fortgesetzten Bewegung tagtäglich kämpfen und ringen, und nicht selten mag diesem Sohn der Revolution die Mutter sehr lästig, sehr fatal geworden sein: denn er weiß

recht gut, daß die alte Frau capabel wäre, ihm selber den Kopf abschlagen zu lassen. — Sie ist nämlich nicht von sanftem Naturell; ein Berliner würde sagen: sie hat kein Gemüth. Wenn die Herren Söhne sie zuweilen schlecht behandeln, so muß man nicht vergessen, daß sie selber, die alte Frau, für ihre Kinder niemals dauernde Zärtlichkeit bewiesen und die besten immer ermordet hat.

32.

Paris, den 31. März 1841.

Die Debatten in der Deputirtenkammer über das literarische Eigenthum sind sehr unerspriesslich. Es ist aber jedenfalls ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß die heutige Gesellschaft, die auf dem Eigenthumsrechte basiert ist, auch den Geistern eine gewisse Theilnahme an solchem Besizprivilegium gestatten möchte, aus Billigkeitsgefühl, oder vielleicht auch als Bestechung! Kann der Gedanke Eigenthum werden? Ist das Licht das Eigenthum der Flamme, wo nicht gar des Kerzendochts? Ich enthalte mich jedes Urtheils über solche Frage, und freue mich nur darüber, daß Ihr dem armen Dochte, der sich brennend verzehrt, eine kleine Vergütung verwilligen wollt für sein großes, gemeinnütziges Beleuchtungsverdienst!

Das Schicksal des Mehemet Ali wird hier weniger besprochen, als man glauben sollte; doch will es mich bedünken, als herrsche in den Gemüthern ein um so tieferes Mitleid für den Mann, der dem Sterne Frankreichs zu viel vertraut hat. Das Ansehen der Franzosen im Orient geht verloren, und dieser Verlust wirkt auch mißlich auf ihre occidentalischen Verhältnisse; Sterne, an die man nicht mehr glauben kann, erleichen. — Als die amerikanischen Händel sich so bedenklich gestalteten, ward von englischer Seite die Ausgleichung der ägyptischen Erblichkeitsfrage aufs eifrigste betrieben. Frankreich hatte da leichtes Spiel, zum Besten des Paschas zu agiren; das Ministerium scheint aber nichts gethan zu haben, um den getreuesten Allirten zu retten.

Die amerikanischen Händel sind es aber nicht allein, was die Engländer antreibt, die ägyptische Erblichkeitsfrage so bald als möglich abzufertigen und somit die französische Diplomatie wieder in den Stand zu setzen, an den Beratungen und Beschlüssen der europäischen Großmächte Theil zu nehmen. Die Dardanellen-Frage steht brohend vor der Thür, verlangt schnelle Entscheidung, und hier rechnen die Engländer auf die conferenzielle Stütze des französischen Cabinets, dessen Interessen bei dieser Gelegenheit mit ihren eigenen übereinstimmen, Rußland gegenüber.

Ja, die sogenannte Dardanellenfrage ist von der höchsten Wichtigkeit, und

nicht bloß für die erwähnten Großmächte, sondern für uns alle, für den Kleinsten wie für den Größten, für Neuch-Schleiz-Greiz und Hinterpommern eben so gut wie für das allmächtige Oesterreich, für den geringsten Schubflicker wie für den reichen Lederfabrikanten; denn das Schicksal der Welt selbst steht hier in Frage, und diese Frage muß an den Dardanellen gelöst werden, gleichviel in welcher Weise. So lange dieses nicht geschieht, kränkelt Europa an einem heimlichen Uebel, das ihm keine Ruhe läßt, und das, je später, desto entseßlicher, am Ende zum Ausbruch kommt. Die Dardanellenfrage ist nur ein Symptom der orientalischen Frage selbst, der türkischen Erbschaftsfrage, des Grundübels woran wir siechen, des Krankheitsstoffs der im europäischen Staatskörper gährt und der leider nur gewaltsam ausgeschieden, vielleicht nur mit dem Schwerte ausgeschnitten werden kann. Wenn sie auch von ganz andern Dingen sprechen, so spielen doch alle Nachthaber nach den Dardanellen, nach der hohen Pforte, nach dem alten Byzanz, nach Stambul, nach Konstantinopel — das Gebreite hat viele Namen. Wäre im europäischen Staatsrechte das Princip der Volkssouverainetät sanctionirt, so könnte das Zusammenbrechen des osmanischen Kaiserthums nicht für die übrige Welt so gefährlich sein, da alsdann in dem aufgelösten Reiche die einzelnen Völker sich bald ihre besondern Regenten selbst erwählen und sich so gut als möglich fortregieren lassen würden. Aber im allergrößten Theil Europas herrscht noch das Dogma des Absolutismus, wonach Land und Leute das Eigenthum des Fürsten sind, und dieses Eigenthum durch das Recht des Stärkern, durch die ultima ratio regis, das Kanonenrecht, erwerbbar ist. — Was Wunder, daß keiner der hohen Potentaten den Russen die große Erbschaft gönnen wird, und jeder ein Stück von dem morgenländischen Kuchen haben will; jeder wird Appetit bekommen, wenn er sieht, wie die Barbaren des Nordens sich gütlich thun und der kleinste deutsche Duodez-Fürst wird wenigstens auf ein Biergeld Anspruch machen. Das sind die menschlichen Antriebe, weshalb der Unter gang der Türkei für die Welt verberblich werden muß. Die politischen Beweggründe, warum hauptsächlich England, Frankreich und Oesterreich nicht erlauben können, daß Rußland sich in Konstantinopel festsetze, sind jedem Schulknaben einleuchtend.

Der Ausbruch eines Krieges, der in der Natur der Dinge liegt, ist aber vor der Hand verlag. Kurzsichtige Politiker, die nur zu Palliativen ihre Zuflucht nehmen, sind beruhigt und hoffen ungetrübte Friedenstag. Besonders unsre Financiers sehen wieder alles im lieblichsten Hoffnungslichte. Auch der größte derselben scheint sich solcher Täuschung hinzugeben, aber nicht zu jeder Stunde. Herr von Rothschild, welcher seit einiger Zeit etwas unpäßig schien, ist jetzt wieder ganz hergestellt, und sieht gesund und wohl aus. Die Zeichendeuter der Börse, welche sich auf die Physiognomie des großen Barons so gut ver-

sehen, versichern uns, daß die Schwalben des Friedens in seinem Lächeln nisten, daß jede Kriegsbesorgniß aus seinem Gesichte verschwunden, daß in seinen Augen keine elektrischen Gewitterfünkchen sichtbar seien, und daß also das entsetzliche Kanonendonnerwetter, das die ganze Welt bedrohte, sich gänzlich verzogen habe. Er niese sogar den Frieden. Es ist wahr, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Herrn v. Rothschild meine Aufwartung zu machen, strahlte er vom erfreulichsten Wohlbehagen, und seine rosigte Laune ging fast über in Poesie; denn, wie ich schon einmal erzählt, in solchen heitern Momenten pflegt der Herr Baron den Redefluß seines Humors in Reimen austreten zu lassen. Ich fand, daß ihm das Reimen diesmal ganz besonders gelang; nur auf „Konstantinopel“ wußte er keinen Reim zu finden, und er fragte sich an dem Kopf, wie alle Dichter thun, wenn ihnen der Reim fehlt. Da ich selbst auch ein Stück Poet bin, so erlaubte ich mir, dem Herrn Baron zu bemerken, ob sich nicht auf „Konstantinopel“ ein russischer „Zobel“ reimen ließe? Aber dieser Reim schien ihm sehr zu mißfallen, er behauptete, England würde ihn nie zugeben, und es könnte dadurch ein europäischer Krieg entstehen, welcher der Welt viel Blut und Thränen und ihm selber ein Menge Geld kosten würde.

Herr von Rothschild ist in der That der beste politische Thermometer; ich will nicht sagen Wetterfrosch, weil das Wort nicht hinlänglich respectvoll klingt. Und man muß doch Respect vor diesem Manne haben, sei es auch nur wegen des Respectes, den er den meisten Leuten einflößt. Ich besuche ihn am liebsten in den Bureaux seines Comptoirs, wo ich als Philosoph beobachten kann, wie sich das Volk und nicht bloß das Volk Gottes, sondern auch alle andern Völker vor ihm beugen und bücken. Das ist ein Krümmen und Winden des Rückgrats, wie es selbst dem besten Akrobaten schwer fiel. Ich sah Leute, die, wenn sie dem großen Baron nahten, zusammenzuckten, als berührten sie eine voltaische Säule. Schon vor der Thür seines Cabinets ergreift Viele ein Schauer der Ehrfurcht, wie ihn einst Moses auf dem Horeb empfunden, als er merkte, daß er auf dem heiligen Boden stand. Ganz so wie Moses alsbald seine Schuhe auszog, so würde gewiß mancher Räfler oder Agent de Change, der das Privaticabinet des Herrn von Rothschild zu betreten wagt, vorher seine Stiefel ausziehen, wenn er nicht fürchtete, daß alsdann seine Füße noch übler riechen und den Herrn Baron dieser Mistdunst incommodiren dürfte. Jenes Privaticabinet ist in der That ein merkwürdiger Ort, welcher erhabene Gedanken und Gefühle erregt, wie der Anblick des Weltmeeres oder des gestirnten Himmels: wir sehen hier, wie klein der Mensch und wie groß Gott ist! Denn das Geld ist der Gott unserer Zeit und Rothschild ist sein Prophet.

Vor mehreren Jahren, als ich mich einmal zu Herrn von Rothschild begeben wollte, trug eben ein galonirter Bedienter das Nachgeschirr desselben über den
Seine. VL.

Corridor, und ein Börsenspeculant, der in demselben Augenblick vorbei ging, zog ehrfurchtsvoll seinen Hut ab vor dem mächtigen Topfe. So weit geht, mit Respect zu sagen, der Respect gewisser Leute. Ich merkte mir den Namen jenes devoten Mannes, und ich bin überzeugt, daß er mit der Zeit ein Millionair sein wird. Als ich einst dem Herrn * erzählte, daß ich mit dem Baron Rothschild in den Gemächern seines Comptoirs en famille zu Mittag gespeist, schlug jener mit Erstaunen die Hände zusammen, und sagte mir, ich hätte hier eine Ehre genossen, die bisher nur den Rothschilds von Geblüt oder allenfalls einigen regierenden Fürsten zu Theil geworden, und die er selbst mit der Hälfte seiner Nase einkaufen würde. Ich will hier bemerken, daß die Nase des Herrn *, selbst wenn er die Hälfte einblüfte, dennoch eine hinlängliche Länge behalten würde.

Das Comptoir des Herrn von Rothschild ist sehr weitläufig, ein Labyrinth von Sälen, eine Kaserne des Reichthums; das Zimmer, wo der Baron von Morgen bis Abend arbeitet — er hat ja nichts andres zu thun als zu arbeiten — ist jüngst sehr verschönert worden. Auf dem Ramin steht jetzt die Marmorbüste des Kaisers Franz von Oesterreich, mit welchem das Haus Rothschild die meisten Geschäfte gemacht hat. Der Herr Baron will überhaupt aus Pietät die Büsten von allen europäischen Fürsten anfertigen lassen, die durch sein Haus ihre Anleihen gemacht, und diese Sammlung von Marmorbüsten wird eine Walhalla bilden, die weit großartiger sein dürfte, als die Regensburger. Ob Herr Rothschild seine Walhallagenossen in Reimen oder im ungereimten königlich bairischen Lapidarstil feiern wird, ist mir unbekannt.

33.

Paris, den 20. April 1841.

Der diesjährige Salon offenbarte nur eine buntgefärbte Ohnmacht. Fast sollte man meinen, mit dem Wiederaufblühen der bildenden Künste habe es bei uns ein Ende; es war kein neuer Frühling, sondern ein leidiger Altwinter. Einen freudigen Aufschwung nahm die Malerei und die Sculptur, sogar die Architectur, bald nach der Juliusrevolution; aber die Schwingen waren nur äußerlich angeheftet, und auf den forcirten Flug folgte der kläglichste Sturz. Nur die junge Schwesterkunst, die Musik, hatte sich mit ursprünglicher, eigenthümlicher Kraft erhoben. Hat sie schon ihren Lichtgipfel erreicht? Wird sie sich lange darauf behaupten? Oder wird sie schnell wieder herabsinken? Das sind Fragen, die nur ein späteres Geschlecht beantworten kann. Jedenfalls hat es aber den Anschein, als ob in den Annalen der Kunst

unsre heutige Gegenwart vorzugsweise als das Zeitalter der Musik eingezeichnet werden dürfte. Mit der allmählichen Vergeistigung des Menschengeschlechts halten auch die Künste ebenmäßig Schritt. In der frühesten Periode mußte nothwendigerweise die Architectur alleinig hervortreten, die unbewußte rohe Größe massenhaft verherrlichend, wie wir's z. B. sehen bei den Aegyptiern. Späterhin erblicken wir bei den Griechen die Blüthezeit der Bildhauerkunst, und diese bekundet schon eine äußere Bewältigung der Materie: der Geist meißelte eine ahnende Sinnigkeit in den Stein. Aber der Geist fand dennoch den Stein viel zu hart für seine steigenden Offenbarungsbedürfnisse, und er wählte die Farbe, den bunten Schatten, um eine verklärte und dämmernde Welt des Liebens und Leidens darzustellen. Da entstand die große Periode der Malerei, die am Ende des Mittelalters sich glänzend entfaltete. Mit der Ausbildung des Bewußtseinlebens schwindet bei den Menschen alle plastische Begabniß, am Ende erlischt sogar der Farbensinn, der doch immer an bestimmte Zeichnung gebunden ist, und die gesteigerte Spiritualität, das abstracte Gedankenhum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Ueberschwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts Anderes ist, als die Auflösung der ganzen materiellen Welt: die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.

Ich habe diese kurze Bemerkung hier vorangestellt, um anzudeuten, weshalb die musikalische Saison mich mehr ängstigt als erfreut. Daß man hier fast in lauter Musik erlüftet, daß es in Paris fast kein einziges Haus gibt, wohin man sich wie in eine Arche retten kann vor dieser klingenenden Sündfluth, daß die edle Tonkunst unser ganzes Leben überschwemmt — dies ist für mich ein bedenkliches Zeichen, und es ergreift mich darob manchmal ein Rhythmus, der bis zur murrstimmigsten Ungerechtigkeit gegen unsre großen Maestri und Virtuosen ausartet. Unter diesen Umständen darf man keinen allzu heitern Lobgesang von mir erwarten für den Mann, den hier die schöne Welt, besonders die hysterische Damenwelt, in diesem Augenblick mit einem wahnsinnigen Enthusiasmus umjubelt, und der in der That einer der merkwürdigsten Repräsentanten der musikalischen Bewegung ist. Ich spreche von Franz Liszt, dem genialen Pianisten. Ja der Geniale ist jetzt wieder hier und gibt Concerte, die einen Zauber üben, der aus Fabelhafte grenzt. Neben ihm schwinden alle Clavierspieler — mit Ausnahme eines einzigen, des Chopin, des Rafäels des Fortepiano. In der That, mit Ausnahme dieses Einzigen sind alle andern Clavierspieler, die wir dieses Jahr in unzähligen Concerten hörten, eben nur Clavierspieler, sie glänzen durch die Fertigkeit, womit sie das besaitete Holz handhaben, bei Liszt hingegen denkt man nicht mehr an überwundene Schwierigkeit, das Clavier verschwindet und es offenbart sich die Musik. In dieser Beziehung hat Liszt, seit wir ihn zum letztenmal hörten, den wunderbarsten

Fortschritt gemacht. Mit diesem Vorzug verbindet er eine Ruhe, die wir früher an ihm vermifften. Wenn er z. B. damals auf dem Pianoforte ein Gewitter spielte, sahen wir die Blitze über sein eigenes Gesicht dahinzucken, wie vom Sturmwind schlotterten seine Glieder, und seine langen Haarpöfe trauften gleichsam vom dargestellten Plagregen. Wenn er jetzt auch das stärkste Donnerwetter spielt, so ragt er doch selber darüber empor, wie der Reisende, der auf der Spitze einer Alpe steht, während es im Thal gewittert: die Wolken lagern tief unter ihm, die Blitze ringeln wie Schlangen zu seinen Füßen, das Haupt erhebt er lächelnd in den reinen Aether.

Trog seiner Genialität begegnet Liszt einer Opposition hier in Paris, die meistens aus ernstlichen Musikern besteht und seinem Nebenbuhler, dem kaiserlichen Thalberg, den Lorbeer reicht. — Liszt hat bereits zwei Concerte gegeben, worin er, gegen allen Gebrauch, ohne Mitwirkung anderer Künstler, ganz allein spielte. Er bereitet jetzt ein drittes Concert zum Besten des Monuments von Beethoven. Dieser Componist muß in der That dem Geschmack eines Liszt am meisten zusagen. Namentlich Beethoven treibt die spiritualistische Kunst bis zu jener tönenden Agonie der Erscheinungswelt, bis zu jener Vernichtung der Natur, die mich mit einem Grauen erfüllt, das ich nicht verhehlen mag, obgleich meine Freunde darüber den Kopf schütteln. Für mich ist es ein sehr bedeutungsvoller Umstand, daß Beethoven am Ende seiner Tage taub ward, und sogar die unsichtbare Tonwelt keine klingende Realität mehr für ihn hatte. Seine Töne waren nur noch Erinnerungen eines Tones, Gespenster verschollener Klänge, und seine letzten Productionen tragen an der Stirne ein unheimliches Todtenmal.

Minder schauerlich als die Beethoven'sche Musik war für mich der Freund Beethovens, l'Ami de Beethoven, wie er sich hier überall produzirte, ich glaube sogar auf Visitenkarten. Eine schwarze Hopfenstange mit einer entseßlich weißen Cravatte und einer Leichenbittermiene. War dieser Freund Beethovens wirklich dessen Pylades? Oder gehörte er zu jenen gleichgültigen Bekannten, mit denen ein genialer Mensch zuweilen um so lieber Umgang pflegt, je unbedeutender sie sind, und je prosaischer ihr Geplapper ist, das ihm eine Erholung gewährt nach ermüdend poetischen Geistesflügen? Jedenfalls sahen wir hier eine neue Art der Ausbeutung des Genius, und die kleinen Blätter spöittelten nicht wenig über den Ami de Beethoven. „Wie konnte der große Künstler einen so unerquicklichen, geistesarmen Freund ertragen!“ riefen die Franzosen, die über das monotone Geschwätz jenes langweiligen Gastes alle Geduld verloren. Sie dachten nicht daran, daß Beethoven taub war.

Die Zahl der Concertgeber während der diesjährigen Saison war Legion, und an mittelmäßigen Pianisten fehlte es nicht, die in öffentlichen Blättern als Mirakel gepriesen wurden. Die meisten sind junge Leute, die in bescheiden

eigner Person jene Lobeserhebungen in die Presse fördern. Die Selbstvergötterungen dieser Art, die sogenannten Reclamen, bilden eine sehr ergüßliche Lectüre. Eine Reclame, die jüngst in der Gazette musicale enthalten war, meldete aus Marseille: daß der berühmte Döhler auch dort alle Herzen entzückt habe, and besonders durch seine interessante Blässe, die, eine Folge überstandener Krankheit, die Aufmerksamkeit der schönen Welt in Anspruch genommen. Der berühmte Döhler ist seitdem nach Paris zurückgekehrt und hat mehre Concerte gegeben; er spielt in der That hübsch, nett und niedlich. Sein Vortrag ist allerliebste, beurkundet eine erstaunliche Fingerfertigkeit, zeugt aber weder von Kraft noch von Geist. Zierliche Schwäche, elegante Ohnmacht, interessante Blässe.

Zu den diesjährigen Concerten, die im Andenken der Kunstliebhaber fortsetzen, gehören die Matins, welche von den Herausgebern der beiden musikalischen Zeitungen ihren Abonnenten geboten wurden. Die France musicale, redigirt von den Brüdern Secubier, glänzte in ihrem Concert durch die Mitwirkung der italienischen Sänger und des Violinspielers Vieuxtemps, der als einer der Löwen der musikalischen Saison betrachtet wurde. Ob sich unter dem zottigen Fell dieses Löwen ein wirklicher König der Bestien oder nur ein armes Grauchen verbirgt, vermag ich nicht zu entscheiden. Ehrlich gesagt, ich kann den übertriebenen Lobsprüchen, die ihm gezollt wurden, keinen Glauben schenken. Es will mich bedünken, als ob er auf der Leiter der Kunst noch nicht eine sonderliche Höhe erklimmen. Vieuxtemps steht etwa auf der Mitte jener Leiter, auf deren Spitze wir einst Paganini erblickten, und auf deren letzter, untersten Sprosse unser vortrefflicher Cina steht, der berühmte Badegast von Boulogne und Eigenthümer eines Autographs von Beethoven. Vielleicht steht Herr Vieuxtemps dem Herrn Cina noch viel näher als dem Nicolo Paganini.

Vieuxtemps ist ein Sohn Belgiens, wie denn überhaupt aus den Niederlanden die bedeutendsten Violinisten hervorgingen. Die Geige ist ja das vortheilhafte Nationalinstrument, das von groß und klein, von Mann und Weib cultivirt wird, von jeder, wie wir auf den holländischen Bildern sehen. Der ausgezeichnetste Violinist dieser Landmannschaft ist unstreitig Veriot, der Gemahl der Malibran; ich kann mich manchmal der Vorstellung nicht erwehren, als säße in seiner Geige die Seele der verstorbenen Gattin und sänge. Nur Ernst, der poesiereiche Böhme, weiß seinem Instrument so schmelzende, so verblutend süße Klagentöne zu entlocken. — Ein Landsmann Veriots ist Artôt, ebenfalls ein ausgezeichnete Violinist, bei dessen Spiel man aber nie an eine Seele erinnert wird: ein geschniegelter, wohlgedrehter Gesell, dessen Vortrag glatt und glänzend, wie Wachseleinen. Haumann, der Sohn des Brüsseler Nachdruckers, treibt auf der Violine das Metier des Vaters: was er geigt, sind

reinalte Nachbrücke der vorzüglichsten Geiger, die Terte hie und da verbrämt mit überflüssigen Originalnoten und vermehrt mit brillanten Druckfehlern. — Die Gebrüder Franco-Mendez, welche auch dieses Jahr Concerte gaben, wo sie ihr Talent als Violinspieler bewährten, stammen ganz eigentlich aus dem Lande der Treckschuyten und Quispeldorchen. Dasselbe gilt von Batta, dem Violoncellisten; er ist ein geborner Holländer, kam aber früh hieher nach Paris, wo er durch seine Knabenhafte Jugendlichkeit ganz besonders die Damen ergözte. Er war ein liebes Kind und weinte auf seiner Bratsche wie ein Kind. Obgleich er mittlerweile ein großer Junge geworden, so kann er doch die süße Gewohnheit des Greinens nimmermehr lassen, und als er jüngst wegen Unpäßlichkeit nicht öffentlich auftreten konnte, hieß es allgemein: durch das kindische Weinen auf dem Violoncello habe er sich endlich eine wirkliche Kinderkrankheit, ich glaube die Masern, an den Hals gespielt. Er scheint jedoch wieder ganz hergestellt zu sein, und die Zeitungen melden, daß der berühmte Batta nächsten Donnerstag eine musikalische Matinée bereite, welche das Publicum für die lange Entbehrniß seines Lieblings entschädigen werde.

Das letzte Concert, welches Hr. Maurice Schlesinger den Abonnenten seiner Gazette musicale gab, und das, wie ich bereits angedeutet habe, zu den glänzendsten Erscheinungen der Saison gehörte, war für uns Deutsche von ganz besonderem Interesse. Auch war hier die ganze Landsmannschaft vereinigt, begierig, die Mademoiselle Löwe zu hören, die gefeierte Sängerin, die das schöne Lied von Beethoven, *Abelalde*, in deutscher Junge sang. Die Italiener und Herr Bieurtamps, welche ihre Mitwirkung versprochen, ließen während des Concerts absagen, zur größten Bestürzung des Concertgebers, welcher mit der ihm eigenthümlichen Würde vors Publicum trat und erklärte: Hr. Bieurtamps wolle nicht spielen, weil er das Local und das Publicum als seiner nicht angemessen betrachte! Die Insolenz jenes Geigers verdient die größte Rüge. Das Local des Concertes war der Musarb'sche Saal der Rue Vivienne, wo man nur während des Carnivals ein Bißchen Cancan tanzt, jedoch das übrige Jahr hindurch die anständigste Musik von Mozart, Giacomo Meyerbeer und Beethoven executirt. Den italienischen Sängern, einem Signor Rubini und Signor Lablache, vergeht man allenfalls ihre Laune; von Nachtigallen kann man sich wohl die Präension gefallen lassen, daß sie nur vor einem Publicum von Goldfasanen und Adlern singen wollen. Aber Wynnbeer, der flämische Storch, dürfte nicht so wäblig sein und eine Gesellschaft verschmähen, worunter sich das honnetteste Geflügel, Pfauen und Perlhühner die Menge, und mitunter auch die ausgezeichnetsten deutschen Schnapphähne und Rißsinken befanden. — Welcher Art war der Erfolg des Debüts der Mademoiselle Löwe? Ich will die ganze Wahrheit kurz aussprechen: sie sang vortrefflich, gefiel allen Deutschen und machte Fiasco bei den Franzosen.

Was dieses letztere Mißgeschick betrifft, so möchte ich der verehrten Sängerin zu ihrem Troste versichern, daß es eben ihre Vorzüge waren, die einem französischen Succes im Wege standen. In der Stimme der Mlle. Löwe ist deutsche Seele, ein stilles Ding, das sich bis jetzt nur wenigen Franzosen offenbart hat und in Frankreich nur allmählich Eingang findet. Wäre Mlle. Löwe einige Decennien später gekommen, sie hätte vielleicht größere Anerkennung gefunden. Bis jetzt aber ist die Masse des Volks noch immer dieselbe. Die Franzosen haben Geist und Passion, und beides genießen sie am liebsten in einer unruhigen, stürmischen, gehackten, aufreizenden Form. Dergleichen vermiften sie aber ganz und gar bei der deutschen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethovensche „Abelaidé“ vorsang. Dieses ruhige Ausseufzen des Gemüthes, diese blauäugigen, schwächenden Waldeinsamkeitsidylle, diese gesungenen Lindenblüthen mit obligatem Mondschein, dieses Hinstehen in überirdischer Sehnsucht, dieses erzdeutsche Lieb, fand kein Echo in französischer Brust, und ward sogar als transrhenanische Sensibilität verspöttelt.

Obgleich Mlle. Löwe hier keinen Beifall fand, geschah doch alles Mögliche, um ihr ein Engagement für die Academie royale de Musique auszuwirken. Der Name Meyerbeer wurde bei dieser Gelegenheit aufdringlicher in Anschlag gebracht, als es dem verehrten Meister wohl lieb sein möchte. Ist es wahr, wollte Meyerbeer seine neue Oper nicht zur Aufführung geben, im Falle man die Löwe nicht engagirte? Hat Meyerbeer wirklich die Erfüllung der Wünsche des Publicums an eine so kleinliche Bedingung geknüpft? Ist er wirklich so überbescheiden, daß er sich einbildet, der Erfolg seines neuen Werks sei abhängig von der mehr oder minder geschmeibigen Kehle einer Prima Donna?

Die zahlreichen Verehrer und Bewunderer des bewunderungswürdigen Meisters sehen mit Betrübniß, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Production seines Genies sich mit der Sicherstellung des Erfolgs so unsäglich abmüht, und an das winzigste Detail desselben seine besten Kräfte vergeudet. Sein zarter, schwächlicher Körperbau muß darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt, und bei seinem chronischen Unterleibsleiden wird er oft von der herrschenden Cholérine heimgesucht. Der Geisteskönig, der aus seinen musikalischen Meisterwerken träufelt und uns erquickt, kostet dem Meister selbst die furchtbaren Leibes Schmerzen. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu sehen, erschrak ich über sein miserables Aussehen. Bei seinem Anblick dachte ich an den Diarrhöen-Gott der tartarischen Volks Sage, worin schauerhaft drollig erzählt wird, wie dieser bauchgrimmige Kafodämon auf dem Jahrmärkte von Kasan einmal zu seinem eigenen Gebrauche sechstausend Löpfe kaufte, so daß der Löffler dadurch ein reicher Mann wurde. Möge der Himmel unserm hochverehrten Meister eine bessere Gesundheit schenken, und möge

er selber nie vergessen, daß sein Lebensfaden sehr schlapp und die Schere der Parze desto schärfer ist. Möge er nie vergessen, welche hohe Interessen sich an seine Selbsterhaltung knüpfen. Was soll aus seinem Ruhme werden, wenn er selbst, der hochgefeierte Meister, was der Himmel noch lange verhüte, plötzlich dem Schauplatz seiner Triumphe durch den Tod entzissen würde? Wird ihn die Familie fortsetzen, diesen Ruhm, worauf ganz Deutschland stolz ist? An materiellen Mitteln würde es der Familie gewiß nicht fehlen, wohl aber an intellectuellen Mitteln. Nur der große Giacomo selbst, der nicht bloß Generalmusikdirector aller Königl. Preuß. Musikanstalten, sondern auch der Capellenmeister des Meyerbeer'schen Ruhmes ist, nur Er kann das ungeheure Orchester dieses Ruhmes dirigiren. — Er nickt mit dem Haupt, und alle Posaunen der großen Journale ertönen unisono; er zwinkert mit den Augen, und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leise den linken Nasenflügel, und alle Feuilletton-Flageolette läuten ihre süßesten Schmeichellaute. — Da giebt es auch unerhörte, antediluvianische Blasinstrumente, Serichotrompeten und noch unentdeckte Windharfen, Saiteninstrumente der Zukunft, deren Anwendung die außerordentlichste Begabung für Instrumentation bekundet. — Ja, in so hohem Grade wie unser Meyerbeer verstand sich noch kein Componist auf die Instrumentation, nämlich auf die Kunst, alle möglichen Menschen als Instrumente zu gebrauchen, die kleinsten wie die größten, und durch ihr Zusammenwirken eine Uebereinstimmung in der öffentlichen Anerkennung, die aus Fabelhafte grenzt, hervorzubauern. Das hat kein Anderer jemals verstanden. Während die besten Opern von Mozart und Rossini bei der ersten Vorstellung durchfielen, und erst Jahre vergingen, ehe sie wahrhaft gewürdigt wurden, finden die Meisterwerke unsres etlen Meyerbeer bereits bei der ersten Aufführung den ungetheiltesten Beifall, und schon den andern Tag liefern sämmtliche Journale die verdienten Lob- und Preisartikel. Das geschieht durch das harmonische Zusammenwirken der Instrumente; in der Melodie muß Meyerbeer den beiden genannten Meistern nachstehen, aber er überflügelt sie durch Instrumentation. Der Himmel weiß, daß er sich oft der niederträchtigsten Instrumente bedient; aber vielleicht eben durch diese bringt er die großen Effecte hervor auf die große Menge, die ihn bewundert, anbetet, verehrt und sogar achtet. — Wer kann das Gegentheil beweisen? Von allen Seiten fliegen ihm die Lorbeerkränze zu, er trägt auf dem Haupte einen ganzen Wald von Lorbeeren, er weiß sie kaum mehr zu lassen und keucht unter dieser grünen Last. Er sollte sich einen kleinen Esel anschaffen, der hinter ihm her trottirend ihm die schweren Kränze nachtrüge. Aber Gouin ist eifersüchtig, und leidet nicht, daß ihn ein Anderer begleite.

Sch kann nicht umhin hier ein geistreiches Wort zu erwähnen, das man dem Musiker Ferdinand Hiller zuschreibt. Als nämlich jemand denselben darüber

befragte, was er von Meyerbeers Opern halte, soll Diller ausweichend ver-
brießlich geantwortet haben: Ach, laßt uns nicht von Politik reden!

34.

Paris, 29. April 1841.

Ein eben so bedeutungsvolles wie trauriges Ereigniß ist das Verdict der Jury, wodurch der Redacteur des Journals „La France“ von der Anklage absichtlicher Beleidigung des Königs freigesprochen wurde. Ich weiß wahrlich nicht, wen ich hier am meisten beklagen soll! Ist es jener König, dessen Ehre durch verfälschte Briefe besetzt wird, und der dennoch nicht wie jeder Andere sich in der öffentlichen Meinung rehabilitiren kann? Was jedem Andern in solcher Bedrängniß gestattet ist, bleibt ihm grausam versagt. Jeder Andere, der sich in gleicher Weise, durch falsche Briefe von landesverrätherischem Inhalt, dem Publicum gegenüber blosgestellt sähe, könnte es dahin bringen, sich förmlich in Anklagestand setzen zu lassen, und in Folge seines Processess die Unrechtheit jener Briefe aufs blündigste zu erweisen. Eine solche Ehrenrettung giebt es aber nicht für den König, den die Verfassung für unverleglich erklärt und nicht persönlich vor Gericht zu stellen erlaubt. Noch weniger ist ihm das Duell gestattet, das Gottesurtheil, das in Ehrensachen noch immer eine gewisse justificirende Geltung bewahrt: Ludwig Philipp muß ruhig auf sich schießen lassen, darf aber nimmermehr selbst zur Pistole greifen, um von seinen Beleidigern Genugthuung zu fordern. Eben so wenig kann er im üblich papigen Style eine abgedrungene Erklärung gegen seine Verleumder in den respectiven Landeszeitungen inseriren lassen: denn ach! Könige, wie große Dichter, dürfen sich nicht auf solchem Wege vertheidigen und müssen alle Lügen, die man über ihre Person verbreitet, mit schweigender Langmuth ertragen. In der That, ich hege das schmerzlichste Mitgefühl für den königlichen Dulder, dessen Krone nur eine Zielscheibe der Verleumdung, und dessen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar wie ein gewöhnlicher Stock. — Oder soll ich noch weit mehr Euch bedauern, Ihr Legitimisten, die Ihr Euch als die auserwählten Paladine des Royalismus geberdet und dennoch in der Person Ludwig Philipps das Wesen des Königthums, das königliche Ansehen, herabgewürdigt habt? Jedenfalls habe ich Mitleid mit Euch, wenn ich an die schrecklichen Folgen denke, die Ihr durch solchen Frevel zunächst auf Eure eignen thörichten Häupter herabrufft! Mit dem Umsturz der Monarchie harret Euer wieder daheim das Bell und in der Fremde der Bettelstab. Ja, Euer Schicksal wäre jetzt noch weit schmähllicher als in früheren Tagen: Euch, die gesoppten Complices Eurer Denker, würde man nicht mehr mit wildem Zorn

töbten, sondern mit höhnischem Gelächter, und in der Fremde würde man Euch nicht mehr mit jener Ehrfurcht, die einem unverschuldeten Unglück gebührt, sondern mit Geringschätzung das Almosen hinreichen.

Was soll ich aber von den guten Leuten der Jury sagen, die in wetteifernder Verblendung das Brecheisen legten an das Fundament des eignen Hauses? Der Grundstein, worauf ihre ganze bürgerliche Staatsboutique ruht, die königliche Autorität, warb durch jenes beleidigende und schmachvolle Verdict heillos gelodert. Die ganze verberbliche Bedeutung dieses Verdicts wird jetzt allmählig erkannt, es ist das unaufhörliche Tagesgespräch, und mit Entsetzen sieht man, wie der fatale Ausgang des Processes ganz systematisch ausgebeutet wird. Die verfälschten Briefe haben jetzt eine legale Stütze, und mit der Unverantwortlichkeit steigt die Frechheit bei den Feinden der bestehenden Ordnung. In diesem Augenblick werden lithographirte Copien der vorgeblichen Autographen in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet, und die Arglist reißt sich vergnügt die Hände, ob des gelungenen Meisterstücks. Die Legitimisten rufen Victoria, als hätten sie eine Schlacht gewonnen. Glorreiche Schlacht, wo die Contemporaine, die verrufene Mme. de St. Elme, das Banner trug! Der eble Baron Larochesaquelein beschirmte mit seinem Wappenschild diese neue Jeanne d'Arc. Er verbürgt ihre Glaubwürdigkeit — warum nicht auch ihre jungfräuliche Keinheit? Vor allen aber verdankt man diesen Triumph dem großen Berryer, dem bürgerlichen Dienstmann der legitimistischen Ritterschaft, der immer geistreich spricht, gleichviel für welche schlechte Sache.

Indessen, hier in Frankreich, dem Lande der Parteien, wo den Ereignissen alle ihre Konsequenzen unmittelbar abgepreßt werden, geht die böse Wirkung immer Hand in Hand mit einer mehr oder minder heilsamen Gegenwirkung. Und dieses zeigt sich auch bei Begegnung jenes unglückseligen Verdicts. Die argen Folgen desselben werden für den Moment einigermaßen neutralisirt durch den Jubel und das Siegesgeschrei, das die Legitimisten erheben: das Volk haßt sie so sehr, daß es all seinen Unmuth gegen Ludwig Philipp vergißt, wenn jene Erbfeinde des neuen Frankreichs allzu jauchzend über ihn triumphiren. Der schlimmste Vorwurf, der gegen den König in jüngster Zeit aufgebracht wurde, war ja eben, daß man ihn beschuldigte, er betreibe allzu eifrig seine Ausöhnung mit den Legitimisten und opfere ihnen die demokratischen Interessen. Deshalb erregte die Beleidigung, die dem König gerade durch diese frontirenden Exzellenzen widerfuhr, zunächst eine gewisse Schadenfreude bei der Bourgeoisie, die, angehezt durch die Journale des unzufriedenen Mittelstandes, von den reactionairen Vorfäßen des jetzigen Ministeriums die verdrießlichsten Dinge fabelt.

Welche Bewandniß hat es aber mit jenen reactionären Vorfäßen, die man

absonderlich Herrn Guizot zuschreibt? Ich kann ihnen keinen Glauben schenken. Guizot ist der Mann des Widerstandes, aber nicht der Reaction. Und seid überzeugt, daß man ihn ob seines Widerstandes nach oben schon längst verabschiedet hätte, wenn man nicht seines Widerstandes nach unten bedürfte. Sein eigentliches Geschäft ist die thatsächliche Erhaltung jenes Regiments der Bourgeoise, das von den marobirenden Nachzüglern der Vergangenheit eben so grimmig bedroht wird, wie von der plünderungslüftigen Avantgarde der Zukunft. Herr Guizot hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt, und niemand weiß ihm Dank dafür. Am undankbarsten wahrlich zeigen sich gegen ihn eben jene guten Bürger, die seine starke Hand schirmt und schützt, denen er aber nie vertraulich die Hand gleibt, und mit deren kleinlichen Leidenschaften er nie gemeinschaftliche Sache macht. Sie lieben ihn nicht; diese Spießbürger, denn er lacht nicht mit ihnen über Voltaire'sche Wiße, er ist nicht industriell und tanzt nicht mit ihnen um den Walbaum der Gloire! Er trägt das Haupt sehr hoch, und ein melancholischer Stolz spricht aus allen seinen Zügen: „Ich könnte vielleicht etwas Besseres thun, als für dieses Lumpenpad in mühsamen Tageskämpfen mein Leben vergeuden!“ Das ist in der That der Mann, der nicht sehr zärtlich um Popularität buhlt, und sogar den Grundsatz aufgestellt hat: daß ein guter Minister unpopulair sein müsse. Er hat nie der Menge gefallen wollen, sogar nicht in jenen Tagen der Restauration, wo er als gelehrter Volkstribun am herrlichsten gefeiert wurde. Als er in der Sorbonne seine denkwürdigen Vorlesungen hielt und der Beifall der Jugend sich ein Bischen allzu stürmisch äußerte, dämpfte er selber diesen huldigenden Lärm, mit den strengen Worten: „meine Herren, auch im Enthusiasmus muß die Ordnung vormalten!“ Ordnungsliebe ist überhaupt ein vorstehender Zug des Guizot'schen Charakters, und schon aus diesem Grunde wirkte sein Ministerium sehr wohlthätig in die Confusion der Gegenwart. Man hat ihn wegen dieser Ordnungsliebe nicht selten der Pedanterei beschuldigt, und ich gestehe, der schroffe Ernst seiner Erscheinung wird gemildert durch eine gewisse anlebende gelehrte Magisterhaftigkeit, die an unsre deutsche Heimath, besonders an Göttingen erinnert. Er ist eben so wenig reactionair wie Hofrath Deeren, Lyhsen oder Eichhorn solches gewesen—aber er wird nie erlauben, daß man die Pöbelle prügelt oder sich sonstig auf der Weenderstraße herumbalgt und die Laternen zerschlägt.

Paris, den 19. Mai 1841.

Vorigen Sonnabend hielt diejenige Section des Institut-royal, welche sich *académie des sciences morales et politiques* nennt, eine ihrer merkwürdigsten Sitzungen. Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, jene Halle des Palais Mazarin, die durch ihre hohe Wölbung, sowie durch das Personal, das manchmal dort seinen Sitz nimmt, so oft an die Kuppel des Invalidenhofs erinnert. In der That, die andern Sectionen des Instituts, die dort ihre Vorträge halten, zeugen nur von greisenhafter Dymnastie, aber die oben erwähnte *académie des sciences morales et politiques* macht eine Ausnahme und trägt den Charakter der Frische und Kraft. Es herrscht in dieser letzten Section ein großartiger Sinn, während die Einrichtung und der Gesamtgeist des Institut-royal sehr kleinlich ist. Ein Witzling bemerkte sehr richtig: diesmal ist der Theil größer als das Ganze. In der Versammlung vom vorigen Sonnabend athmete eine ganz besonders jugendliche Regung: Cousin, welcher präsidirte, sprach mit jenem muthigen Feuer, das manchmal nicht sehr wärmt, aber immer leuchtet; und gar Rignet, welcher das Gedächtniß des verstorbenen Merlin de Douai, des berühmten Juristen und Conventgliebes zu feiern hatte, sprach so blühend schön wie er selbst aussieht. Die Damen, die den Sitzungen der Section des *sciences morales et politiques* immer in großer Anzahl beizohnen, wenn ein Vortrag des schönen *secrétaire perpétuel* angekündigt ist, kommen dorthin vielleicht mehr um zu sehen als um zu hören, und da viele darunter sehr hübsch sind, so wirkt ihr Anblick manchmal lösend auf die Zuhörer. Was mich betrifft, so fesselte mich diesmal der Gegenstand der Rignet'schen Rede ganz ausschließlich, denn der berühmte Geschichtschreiber der Revolution sprach wieder über einen der wichtigsten Führer der großen Bewegung, welche das bürgerliche Leben der Franzosen umgestaltet, und jedes Wort war hier ein Resultat interessanter Forschung. Ja, das war die Stimme des Geschichtschreibers, des wirklichen Chefs von Klio's Archiven, und es schien, als hielt er in den Händen jene ewigen Tabletten, worin die strenge Göttin bereits ihre Urtheilssprüche eingezeichnet. Nur in der Wahl der Ausdrücke und in der mildernden Betonung befandete sich manchmal die traditionelle Lobpsicht des Academikers. Und dann ist Rignet auch Staatsmann, und mit kluger Scheu mußten die Tagesverhältnisse berücksichtigt werden bei der Besprechung der jüngsten Vergangenheit. Es ist eine bedenkliche Aufgabe, den überstandenen Sturm zu beschreiben, während wir noch nicht in den Hafen gelangt sind. Das französische Staatsschiff ist vielleicht noch nicht so wohl geborgen wie der gute Rignet meint. Unfern vom Rebner, auf einer

der Bänke mir gegenüber, sah ich Herrn Thiers, und sein Lächeln war für mich sehr bedeutungsvoll bei denjenigen Stellen, wo Mignet mit allzu großer Behaglichkeit von der definitiven Begründung der modernen Zustände sprach: so lächelt Aeolus, wenn Daphnis am windstillen Ufer des Meeres die friebliche Flöte bläst!

Die ganze Rede von Mignet dürfte Ihnen in kurzem gedruckt zu Gesicht kommen, und die Fülle des Inhalts wird Sie alsdann gewiß erfreuen; aber nimmermehr kann die bloße Lectüre den lebendigen Vortrag ersetzen, der, wie eine tief sinnige Musik, im Zuhörer eine Reihenfolge von Ideen anregt. So klingt mir noch beständig im Gedächtniß eine Bemerkung, die der Redner in wenigen Worten hintwarf, und die dennoch fruchtbar an wichtigen Gedanken ist. Er bemerkte nämlich, wie ersprießlich es sei, daß das neue Gesetzbuch der Franzosen von Männern abgefaßt worden, die aus den wilden Drangsalen der größten Staatsumwälzung so eben hervorgegangen, und folglich die menschlichen Passionen und zeitlichen Bedürfnisse gründlich kennen gelernt hatten. Ja, beachten wir diesen Umstand, so will es uns bedünken, als begünstige derselbe ganz besonders die jetzige französische Legislation, als verliefte er einen ganz außerordentlichen Werth jenem Ode Napoléon und dessen Commentarien, welche nicht wie andere Rechtsbücher von müßigen und kühlen Cassuisten angefertigt sind, sondern von glühenden Menschheitsrettern, die alle Leidenschaften in ihrer Nacktheit gesehen und in die Schmerzen aller neuern Lebensfragen durch die That eingeweiht worden. Von dem Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung hat die philosophische Schule in Deutschland eben so unrichtige Begriffe wie die historische; erstere ist todt und letztere hat noch nicht gelebt.

Die Rede, womit Victor Cousin vorigen Sonnabend die Sitzung der Academie eröffnete, athmete einen Freiheitsinn, den wir immer mit Freude bei ihm anerkennen werden. Er ist übrigens in diesen Blättern von einem unsrer Collegen so reichlich gelobhubbelt worden, daß er vor der Hand dessen genug haben dürfte. Nur so viel wollen wir erwähnen, daß der Mann, den wir früherhin nicht sonderlich liebten, uns in der letzten Zeit zwar keine wahrliche Zuneigung, aber eine bessere Anerkennung einflößte. Armer Cousin, wir haben dich früherhin sehr maltrairt, dich, der du immer für uns Deutsche so lieblich und freundlich warst. Sonderbar, eben während der treue Zögling der deutschen Schule, der Freund Hegels, unser Victor Cousin, in Frankreich Minister war, brach in Deutschland gegen die Franzosen jener blinde Groll los, der jetzt allmählich schwindet und vielleicht einst unbegreiflich sein wird. Ich erinnere mich, zu jener Zeit, vorigen Herbst, begegnete ich Hrn. Cousin auf dem Boulevard des Italiens, wo er vor einem Kupferstichladen stand und die dort ausgestellten Bilder von Overbeck bewunderte. Die Welt war aus
Seine. VL

ihren Angeln gerissen, der Kanonendonner von Beyrut, wie eine Sturmglode, weckte alle Kampflust des Orients und des Occidents, die Pyramiden Aegyptens zitterten, diesseits und jenseits des Rheins wehte man die Säbel — und Victor Cousin, damaliger Minister von Frankreich, stand ruhig vor dem Bilderladen des Boulevard des Italiens, und bewunderte die stillen, frommen Heiligenköpfe von Overbeck, und sprach mit Entzücken von der Vortrefflichkeit deutscher Kunst und Wissenschaft, von unserem Gemüth und Tiefsinn, von unserer Gerechtigkeitsliebe und Humanität. „Aber um des Himmels willen, unterbrach er sich plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, was bedeutet die Raserei, womit ihr in Deutschland jetzt plötzlich gegen uns schreit und lärmt?“ Er konnte diese Berserkerwuth nicht begreifen, und auch ich begriff nichts davon, und Arm in Arm über den Boulevard hinwandeln, erschöpften wir uns in lauter Conjecturen über die letzten Gründe jener Feindseligkeit, bis wir an das Passage des Panoramas gelangten, wo Cousin mich verließ, um sich bei Marquis ein Pfund Chocolate zu kaufen.

Ich constatire mit besonderer Vorliebe die kleinsten Umstände, welche von der Sympathie zeugen, die ich in Betreff Deutschlands bei den französischen Staatsmännern finde. Daß wir dergleichen bei Guizot antreffen, ist leicht erklärlich, da seine Anschauungsweise der unsrigen verwandt ist, und er die Bedürfnisse und das gute Recht des deutschen Volks sehr gründlich begreift. Dieses Verständniß versöhnt ihn vielleicht auch mit unsern beiläufigen Verkehrtheiten: die Worte „tout oomprendre, c'est tout pardonner“ las ich dieser Tage auf dem Petschaft einer schönen Dame. Guizot mag immerhin, wie man behauptet, von puritanischem Charakter sein, aber er begreift auch Andersfühlende und Andersdenkende. Sein Geist ist auch nicht poesiefeindlich eng und bumpy: dieser Puritaner war es, welcher den Franzosen eine Uebersetzung des Shakspeare gab, und als ich vor mehreren Jahren über den brittischen Dichterkönig schrieb, wußte ich den Zauber seiner phantastischen Romödien nicht besser zu erbittern, als indem ich den Commentar jenes Puritaners, des Stutzkopfs Guizot, wörtlich mittheilte.

Sonderbar! das kriegerische Ministerium vom 1. März, das jenseits des Rheines so verschrien ward, bestand zum größten Theil aus Männern, welche Deutschland mit dem treuesten Eifer verehrten und liebten. Neben jenem Victor Cousin, welcher begriffen, daß bei Immanuel Kant die beste Kritik der reinen Vernunft und bei Marquis die beste Chocolate zu finden, saß damals im Ministerrathe Hr. v. Remusat, der ebenfalls dem deutschen Genius huldigte und ihm ein besonderes Studium widmete. Schon in seiner Jugend übersehte er mehr deutsche dramatische Dichtungen, die er im Théâtre étranger abdrucken ließ. Dieser Mann ist eben so geistreich wie ehrlich, er kennt die Gipfel und die Tiefen des deutschen Volkes, und ich bin überzeugt, er hat von

dessen Herrlichkeit einen höhern Begriff als sämtliche Componisten des Becker'schen Lieds, wo nicht gar als der große Niklas Becker selbst! — Was uns in der jüngsten Zeit besonders gut an Remusat gefiel, war die unumwundene Weise, womit er den guten Leumund eines edlen Waffenbruders gegen verleumderische Insinuationen verteidigte.

36.

Paris, den 22. Mai 1841.

Die Engländer hier schneiden sehr besorgliche Gesichter. „Es geht schlecht, es geht schlecht,“ das sind die ängstlichen Zischlaute, die sie einander zuflüstern, wenn sie sich bei Galignani begegnen. Es hat in der That den Anschein, als wackle der ganze großbritannische Staat und sei dem Umsturz nahe, aber es hat nur den Anschein. Dieser Staat gleicht dem Glockenthurm von Pisa: seine schiefe Stellung ängstigt uns, wenn wir hinaufblicken, und der Reisende eilt mit rascheren Schritten über den Domhof, fürchtend, der große Thurm möchte ihm unversehens auf den Kopf fallen. Als ich zur Zeit Cannings in London war und den wilden Meetings des Radicalismus beizuohnte, glaubte ich, der ganze Staatsbau stürze jetzt zusammen. Meine Freunde, welche England während der Aufregung der Reformbill besuchten, wurden dort von demselben Angstgefühl ergriffen. Andere, die dem Schauspiel der D'Connell'schen Umtriebe und des katholischen Emancipationslärms beizuohnten, empfanden ähnliche Beängstigung. Jetzt sind es die Korngesetze, welche einen so bedrohlichen Staatsuntergangsturm veranlassen — aber fürchte dich nicht, Sohn Albion:

„Kraut's auch, bricht's doch nicht,
Bricht's auch, bricht's nicht mit dir!“

Hier zu Paris herrscht in diesem Augenblick große Stille. Man wird es nachgerade müde, beständig von den falschen Briefen des Königs zu sprechen, und eine erfrischende Diversiön gewährte uns die Entführung der spanischen Infantin durch Ignaz Gurowski, einen Bruder jenes famosen Adam Gurowski, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern. Vorigen Sommer war Freund Ignaz in Mademoiselle Rachel verliebt, da ihm aber der Vater derselben, der von sehr guter jüdischer Familie ist, seine Tochter verweigerte, so machte er sich an die Prinzessin Isabella Fernando von Spanien. Alle Hofdamen beider Castilien, ja des ganzen Universums, werden die Hände vor Entsetzen über dem Kopf zusammen schlagen: jetzt begreifen sie endlich, daß die alte Welt des traditionellen Respectes ein Ende hat!

37.

Paris, den 11. December 1841.

Jetzt, wo das Neujahr herannahet, der Tag der Geschenke, überbieten sich hier die Kaufmannsläden in den mannichfaltigsten Ausstellungen. Der Anblick derselben kann dem müßigen Flaneur den angenehmsten Zeitvertreib gewähren; ist sein Hirn nicht ganz leer, so steigen ihm auch manchmal Gedanken auf, wenn er hinter den blanken Spiegelfenster die bunte Fülle der ausgestellten Luxus- und Kunstfachen betrachtet und vielleicht auch einen Blick wirft auf das Publicum, das dort neben ihm steht. Die Gesichter dieses Publicums sind so häßlich ernsthaft und leidend, so ungeduldig und drohend, daß sie einen unheimlichen Contrast bilden mit den Gegenständen, die sie begaffen, und uns die Angst anwandelt, diese Menschen möchten einmal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen, und all das bunte, flirrende Spielzeug der vornehmen Welt mit sammt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern! Wer kein großer Politiker ist, sondern ein gewöhnlicher Flaneur, der sich wenig kümmert um die Rüance Dufaure und Passy, sondern um die Miene des Volks auf den Gassen, dem wird es zur festen Ueberzeugung, daß früh oder spät die ganze Bürgerkomödie in Frankreich mit sammt ihren parlamentarischen Heldenspielern und Comparcen ein ausgezucht schreckliches Ende nimmt und ein Nachspiel aufgeführt wird, welches das Communistenregiment heißt! Von langer Dauer freilich kann dieses Nachspiel nicht sein; aber es wird um so gewaltiger die Gemüther erschüttern und reinigen: es wird eine echte Tragödie sein.

Die letzten politischen Prozesse dürften manchem die Augen öffnen, aber die Blindheit ist gar zu angenehm. Auch will keiner an die Gefahren erinnert werden, die ihm die süße Gegenwart verleiden können. Deshalb grollen sie alle jenem Manne, dessen strenges Auge am tiefsten hinabblickt in die Schreckensnächte der Zukunft und dessen hartes Wort vielleicht manchmal zur Unzeit, wenn wir eben beim fröhlichsten Mahle sitzen, an die allgemeine Bedrohniss erinnert. Sie grollen Alle jenem armen Schulmeister Guizot. Sogar die sogenannten Conservativen sind ihm abhold, zum größten Theil, und in ihrer Verblendung glauben sie ihn durch einen Mann ersetzen zu können, dessen heiteres Gesicht und gefällige Rede sie minder schreckt und ängstigt. Ihr conservativen Thoren, die Ihr nichts im Stande seid zu conserviren als eben Eure Thorheit, Ihr solltet diesen Guizot wie Euren Augapfel schonen; Ihr solltet ihm die Rücken abweheln, die radicalen sowohl wie die legitimen, um ihn bei guter Laune zu erhalten; Ihr solltet ihm auch manchmal Blumen schicken ins Hôtel des Capucins, aufheiternde Blumen, Rosen und Veilchen,

hatt ihm durch tägliches Nergeln dieses Logis zu verleiden oder gar ihn hinaus zu intriguiren. An Eurer Stelle hätte ich immer Angst, er möchte den glänzenden Quälnissen seines Ministerplatzes plötzlich entspringen und sich wieder hinaufretten in sein stilles Gelehrtenstübchen der Rue Leveque, wo er einst so idyllisch glücklich lebte unter seinen schaflebernen und kalblebernen Büchern.

Ist aber Guizot wirklich der Mann, der im Stande wäre, das hereinbrechende Verderben abzuwenden? Es vereinigen sich in der That bei ihm die sonst getrennten Eigenschaften der tiefsten Einsicht und des festen Willens: er würde mit einer antiken Unererschütterlichkeit allen Stürmen Trotz bieten und mit modernster Klugheit die schlimmen Klippen vermeiden — aber der stille Zahn der Mäuse hat den Boden des französischen Staatschiffes allzusehr durchlöchert, und gegen diese innere Noth, die weit bedenklicher als die äußere, wie Guizot sehr gut begriffen, ist er unmächtig. Hier ist die Gefahr. Die zerstörenden Doctrinen haben in Frankreich zu sehr die unteren Classen ergriffen — es handelt sich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, sondern um Gleichheit des Genusses auf dieser Erde, und es giebt in Paris etwa 400,000 rohe Häufte, welche nur des Lösungsworts harren, um die Idee der absoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet. Von mehreren Seiten hört man, der Krieg sei ein gutes Ableitungsmittel gegen solchen Zerstörungstoff. Aber hiesse das nicht Satan durch Beelzebub beschwören? Der Krieg würde nur die Katastrophe beschleunigen und über den ganzen Erdboden das Uebel verbreiten, das jetzt nur an Frankreich nagt; — die Propaganda des Communismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht: die Elemente dieser Universal Sprache sind so einfach, wie der Hunger, wie der Reiz, wie der Lob. Das lernt sich so leicht!

Doch laßt uns dieses trübe Thema verlassen und wieder zu den heitern Gegenständen übergehen, die hinter den Spiegelfenstern auf der Rue Vivienne oder den Boulevards ausgestellt sind. Das funkelt, das lacht und lockt! Redtes Leben, ausgesprochen in Gold, Silber, Bronze, Edelstein, in allen möglichen Formen, namentlich in den Formen aus der Zeit der Renaissance, deren Nachbildung in diesem Augenblick eine herrschende Mode. Woher die Vorliebe für diese Zeit der Renaissance, der Wiedergeburt oder vielmehr der Auferstehung, wo die antike Welt gleichsam aus dem Grabe stieg, um dem sterbenden Mittelalter seine letzten Stunden zu verschönern? Empfindet unsre Jetztzeit eine Wahlverwandtschaft mit jener Periode, die, ebenso wie wir, in der Vergangenheit eine verjüngende Quelle suchte, lechzend nach frischem Lebenstrank? Ich weiß nicht, aber jene Zeit Franz I. und seiner Geschmacksgenossen übt auf unser Gemüth einen fast schauerlichen Zauber, wie Erinnerung von Zuständen, die wir im Traum durchlebt; und dann liegt ein ungemein origineller Reiz in der Art und Weise, wie jene Zeit das wiedergefundene

Allerthum in sich zu verarbeiten wußte. Hier sehen wir nicht, wie in der David'schen Schule, eine academisch trodene Nachahmung der griechischen Plastik, sondern eine flüssige Verschmelzung derselben mit dem christlichen Spiritualismus. In den Kunst- und Lebensgestaltungen, die der Vermählung jener heterogensten Elemente ihr abenteuerliches Dasein verdanken, liegt ein so süßer melancholischer Witz, ein so ironischer Versöhnungsstich, ein blühender Uebermuth, ein elegantes Grauen, das uns unheimlich bezwingt, wir wissen nicht wie.

Doch wie wir heute die Politik den Kannegießern von Profession überlassen, so überlassen wir den patentirten Historikern die genauere Nachforschung, in welchem Grad unsere Zeit mit der Zeit der Renaissance verwandt ist; und als echte Flaneurs wollen wir auf dem Boulevard Montmartre vor einem Bilde stehen bleiben, das dort die Herren Goupil und Rittner ausgestellt haben, und das gleichsam als der Kupferstich-Löwe der Saison alle Blicke auf sich zieht. Es verdient in der That diese allgemeine Aufmerksamkeit: es sind die Fischer von Leopold Robert, die dieser Kupferstich darstellt. Seit Jahr und Tag erwartete man denselben, und er ist gewiß eine köstliche Weihnachtsgabe für das große Publikum, dem das Originalbild unbekannt geblieben. Ich enthalte mich aller detaillirten Beschreibung dieses Werks, da es in kurzem eben so bekannt sein wird wie die Schnitter desselben Malers, wozu es ein sinnreiches und anmuthiges Seitenstück bildet. Wie dieses berühmte Bild eine sommerliche Campagne darstellt, wo römische Landleute gleichsam auf einem Siegeswagen mit ihrem Erntesegen heimziehen, so sehen wir hier, auf dem letzten Bild von Robert, als schneidendsten Gegensatz, den kleinen winterlichen Hafen von Chioggia und arme Fischerleute, die, um ihr kärgliches Tagesbrod zu gewinnen, trotz Wind und Wetter sich eben anschicken zu einer Ausfahrt ins adriatische Meer. Weib und Kind und die alte Großmutter schauen ihnen nach mit schmerzlicher Resignation — gar rührende Gestalten, bei deren Anblick allerlei polizeiwidrige Gedanken in unserm Herzen laut werden. Diese unseligen Menschen, die Leibeigenen der Armuth, sind zu lebenslänglicher Mühsal verdammt und verklümmern in harter Noth und Betrübniß. Ein melancholischer Fluch ist hier gemalt, und der Maler, sobald er das Gemälde vollendet hatte, schnitt er sich die Kehle ab. Armes Volk! armer Robert! — Ja, wie die Schnitter dieses Meisters ein Werk der Freude sind, das er im römischen Sonnenlicht der Liebe empfangen und ausgeführt hat, so spiegeln sich in seinen Fischern alle die Selbstmordgedanken und Herbstnebel, die sich, während er in der zerförrten Venezia hauste, über seine Seele lagerten. Wie uns jenes erstere Bild befriedigt und entzückt, so erfüllt uns dieses letztere mit empörungsfüchtgem Anmuth: dort malte Robert das Glück der Menschheit, hier malte er das Elend des Volks.

Ich werde nie den Tag vergessen, wo ich das Originalgemälde, die Fischer von Robert, zum erstenmale sah. Wie ein Blitzstrahl aus unumwölktem Himmel hatte uns plötzlich die Nachricht seines Todes getroffen, und da jenes Bild, welches gleichzeitig anlangte, nicht mehr im bereits eröffneten Salon ausgestellt werden konnte, faßte der Eigentümer, Dr. Nautre, den löblichen Gedanken, eine besondere Ausstellung desselben zum Besten der Armen zu veranstalten. Der Maire des zweiten Arrondissements gab dazu sein Local, und die Einnahme, wenn ich nicht irre, betrug über sechszehn tausend Franken. (Mögen die Werke aller Volksfreunde so praktisch nach ihrem Tode fortwirken!) Ich erinnere mich, als ich die Treppe der Mairie hinauffstieg, um zu dem Expositionszimmer zu gelangen, las ich auf einer Nebenthüre die Aufschrift: Bureau des dévotion. Dort im Saale standen sehr viele Menschen vor dem Bilde versammelt, keiner sprach, es herrschte eine ängstliche, dumpfe Stille, als läge hinter der Leinwand der blutige Leichnam des todtten Malers. Was war der Grund, weshalb er sich eigenhändig den Tod gab, eine That, die im Widerspruch war mit den Gesetzen der Religion, der Moral und der Natur, heiligen Gesetzen, denen Robert sein ganzes Leben hindurch so kindlich Gehorsam leistete? Ja, er war erzogen im schweizerisch strengen Protestantismus, er hielt fest an diesem väterlichen Glauben mit unerschütterlicher Treue, und von religiösem Scepticismus oder gar Indifferentismus war bei ihm keine Spur. Auch ist er immer gewissenhaft gewesen in der Erfüllung seiner bürgerlichen Pflichten, ein guter Sohn, ein guter Wirth, der seine Schulden bezahlte, der allen Vorschriften des Anstandes genügte, Rock und Hut sorgsam büsterte, und von Immoralität kann ebenfalls bei ihm nicht die Rede sein. An der Natur hing er mit ganzer Seele, wie ein Kind an der Brust der Mutter; sie tränkte sein Talent und offenbarte ihm alle ihre Herrlichkeiten, und nebenbei gesagt, sie war ihm lieber als die Tradition der Meister: ein überschwängliches Versinken in den süßen Wahnwitz der Kunst, ein unheimliches Gelüste nach Traumweltgenüssen, ein Abfall von der Natur, hat also ebenfalls den vor trefflichen Mann nicht in den Tod gelockt. Auch waren seine Finanzen wohlbestellt, er war geehrt, bewundert und sogar gesund. Was war es aber? Hier in Paris ging einige Zeit die Sage, eine unglückliche Leidenschaft für eine vornehme Dame in Rom habe jenen Selbstmord veranlaßt. Ich kann nicht daran glauben. Robert war damals achtunddreißig Jahre alt, und in diesem Alter sind die Ausbrüche der großen Passion zwar sehr furchtbar, aber man bringt sich nicht um, wie in der frühen Jugend, in der unmännlichen Werther-Periode.

Was Robert aus dem Leben trieb, war vielleicht jenes entsezlichste aller Gefühle, wo ein Künstler das Mißverhältniß entdeckt, das zwischen seiner Schöpfungslust und seinem Darstellungsvermögen stattfindet: dieses Bewußt-

sein der Unkraft ist schon der halbe Tod, und die Hand hilft nur nach, um die Agonie zu verkürzen. Wie brav und herrlich auch die Leistungen Roberts, so waren sie doch gewiß nur blasser Schatten jener blühenden Naturschönheiten, die seiner Seele vorschwebten, und ein geübtes Auge entdeckte leicht ein mühsames Ringen mit dem Stoff, den er nur durch die verzweiflungsvolle Anstrengung bewältigte. Schön und fest sind alle diese Robert'schen Bilder, aber die meisten sind nicht frei, es weht darin nicht der unmittelbare Geist: sie sind componirt. Robert hatte eine gewisse Ahnung von genialer Größe, und doch war sein Geist gebannt in kleinen Rahmen. Nach dem Charakter seiner Erzeugnisse zu urtheilen, sollte man glauben, er sei Enthusiast gewesen für Raphael Sanzio von Urbino, den idealen Schönheitsengel — nein, wie seine Vertrauten versichern, war es vielmehr Michel Angelo Buonarroti, der stürmische Titante, der wilde Donnergott des jüngsten Gerichts, für den er schwärmte, den er anbetete. Der wahre Grund seines Todes war der bittere Unmuth des Genremalers, der nach großartigster Historienmalerei lebte — er starb an einer Lacune seines Darstellungsvermögens.

Der Kupferstich von den Fischern, den die Herren Goupil und Rittner jetzt ausgestellt haben, ist vortrefflich, in Bezug auf das Technische: ein wahres Meisterstück, weit vorzüglicher, als der Stich der Schnitter, der vielleicht mit zu großer Hast verfertigt worden. Aber es fehlt ihm der Charakter der Ursprünglichkeit, der uns bei den Schnittern so vollselig entzückt, und der vielleicht dadurch entstand, daß dieses Gemälde aus einer einzigen Anschauung, sei es eine äußere oder innere, gleichviel, hervorgegangen und derselben mit großer Treue nachgebildet ist. Die Fischer hingegen sind zu sehr componirt, die Figuren sind mühsam zusammengesucht, neben einander gestellt, incommobilen sich wechselseitig mehr als sie sich ergänzen, und nur durch die Farbe ist das Verschiedenartige im Originalgemälde ausgeglichen und erhielt das Bild den Schein der Einheit. Im Kupferstich, wo die Farbe, die bunte Vermittlung fehlt, fallen natürlicherweise die äußerlich verbundenen Theile wieder auseinander, es zeigt sich Verlegenheit und Stückwerk, und das Ganze ist kein Ganzes mehr. Es ist ein Zeichen von Raphaels Größe, sagte mir jüngst ein College, daß seine Gemälde im Kupferstich nichts von ihrer Harmonie verlieren. Ja, selbst in den dürftigsten Nachbildungen, allen Colorits, wo nicht gar aller Schattirung entkleidet, in ihren nackten Conturen, bewahren die Raphael'schen Werke jene harmonische Macht, die unser Gemüth bewegt. Das kommt daher, weil sie echte Offenbarungen sind, Offenbarungen des Genius, der eben wie die Natur, schon in den bloßen Umrissen das Vollende giebt.

Ich will mein Urtheil über die Robert'schen Fischer resumiren: es fehlt ihnen die Einheit, und nur die Einzelheiten, namentlich das junge Weib mit

dem kranken Kinde, verdienen das höchste Lob. Zur Unterstützung meines Urtheils berufe ich mich auf die Skizze, worin Robert gleichsam seinen ersten Gedanken ausgesprochen: hier, in der ursprünglichen Conception, herrscht jene Harmonie, die dem ausgeführten Bilde fehlt, und wenn man sie mit diesem vergleicht, merkt man gewiß, wie der Maler seinen Geist lange Zeit gezerzt und abgemüdet haben muß, ehe er das Gemälde in seiner jetzigen Gestalt zu Stande brachte.

38.

Paris, den 19. December 1840.

Wird sich Guizot halten? Heiliger Gott, hier zu Land hält sich Niemand auf die Länge, alles wackelt, sogar der Obelisk von Luxor! Das ist keine Hyperbel, sondern buchstäbliche Wahrheit; schon seit mehreren Monaten geht hier die Rede, der Obelisk stehe nicht fest auf seinem Postament, er schwanke zuweilen hin und her, und eines frühen Morgens werde er den Leuten, die eben vorüberwandeln, auf die Köpfe purzeln. Die Aengstlichen suchen schon jetzt, wenn ihr Weg sie über die Place-Louis-Duince führt, sich etwas entfernt zu halten von der fallenden GröÙe. Die Muthigen lassen sich freilich nicht in ihrem gewöhnlichen Gange stören, weichen keinen Finger breit, können aber doch nicht umhin, im Vorübergehen ein Bißchen hinaufzuschielen, ob der große Stein wirklich nicht wackelmüthig geworden. Wie dem auch sei, es ist immer schlimm, wenn das Publicum Zweifel hegt über die Festigkeit der Dinge; mit dem Glauben an ihre Dauer schwindet schon ihre beste Stütze. Wird er sich halten? Jedenfalls glaub' ich, daß er sich die nächste Sitzung hindurch halten wird, sowohl der Obelisk als Guizot, der mit jenem eine gewisse Aehnlichkeit hat, z. B. die, daß er ebenfalls nicht auf seinem rechten Plage steht. Ja, sie stehen beide nicht auf ihrem rechten Platz, sie sind herausgerissen aus ihrem Zusammenhang, ungestüm verpflanzt in eine unpassende Nachbarschaft. Jener, der Obelisk, stand einst vor den lotosknäufigen Riesensäulen am Eingang des Tempels von Luxor, welcher wie ein colossaler Sarg aussieht, und die ausgestorbene Weisheit der Vortwelt, getrocknete Königsleichen, einbalsamirten Tod enthält. Neben ihm stand ein Zwillingbruder von demselben rothen Granit und derselben pyramidalischen Gestalt, und ehe man zu diesen beiden gelangte, schritt man durch zwei Reihen Sphinxen, stumme Räthselthiere, Bestien mit Menschenköpfen, ägyptische Doctrinaire. In der That, solche Umgebung war für den Obelisk weit geeigneter als die, welche ihm auf der Place-Louis-Duince zu Theil ward, dem modernsten Plage der Welt, dem Plage, wo eigentlich die moderne Zeit angefangen und von der

Vergangenheit gewaltsam abgeschnitten wurde mit frevelhaftem Beil. — Zittert und wackelt vielleicht wirklich der große Obelisk, weil es ihm graut, sich auf solchem gottlosen Boden zu befinden, er, der gleichsam ein steinerner Schweizer in Hieroglyphen-Livree Jahrtausende lang Wache hielt vor den heiligen Pforten der Pharaonengräber und des absoluten Numienthums? Jedenfalls steht er dort sehr isolirt, fast komisch isolirt, unter lauter theatralischen Architecturen der Neuzeit, Bildwerken in Rococogeschmack, Springbrunnen mit vergoldeten Najaden, allegorischen Statuen der französischen Flüsse, deren Piebestal eine Portierloge enthält, in der Mitte zwischen dem Arc-de-Triomphe, den Tuileries und der Chambre des Deputés — ungefähr wie der sacerdotal tiefsinnige, ägyptisch steife und schweigsame Guizot zwischen dem imperialistisch rohen Soult, dem mercantilisch schlafköpfigen Fuman, und dem hohlen Schwäger Billernain, der halb voltairisch und halb katholisch angestrichen ist und in jedem Fall einen Strich zu viel hat.

Doch laßt uns Guizot bei Seite setzen und nur von dem Obelisk reden: es ist ganz wahr, daß man von seinem baldigen Sturze spricht. Es heißt: im stillen Sonnenbrand am Nil, in seiner heimatlichen Ruhe und Einsamkeit, hätte er noch Jahrtausende aufrecht stehen bleiben können, aber hier in Paris agitirte ihn der beständige Wetterwechsel, die fieberhaft aufreibende, anarchische Atmosphäre, der unaufhörlich wehende feuchtkalte Kleinwind, welcher die Gesundheit weit mehr angreift, als der glühende Samum der Wüste; kurz die Pariser Luft bekomme ihm schlecht. Der eigentliche Rival des Obelisks von Luxor ist noch immer die Colonne Vendome. Steht sie sicher? Ich weiß nicht, aber sie steht auf ihrem rechten Plage, in Harmonie mit ihrer Umgebung. Sie wurzelt treu im nationalen Boden und wer sich daran hält, hat eine feste Stütze. Eine ganz feste? Nein, hier in Frankreich steht nichts ganz fest. Schon einmal hat der Sturm das Capital, den eisernen Capitalmann, von der Spitze der Vendomesäule herabgerissen, und im Fall die Communisten ans Regiment kämen, dürfte wohl zum zweitenmale dasselbe sich ereignen, wenn nicht gar die radicale Gleichheitsraserei die Säule selbst zu Boden reißt, damit auch dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde schwinde: kein Mensch und kein Menschenwerk soll über ein bestimmtes Communalmaß hervorragen, und der Baukunst eben so gut wie der epischen Poesie droht der Untergang. „Wozu noch ein Monument für ehrgeizige Völkermörder,“ hörte ich jüngst ausrufen bei Gelegenheit des Nobelconcurres für das Mausoleum des Kaisers, „das kostet das Geld des darbenenden Volkes, und wir werden es ja doch zerschlagen, wenn der Tag kommt!“ Ja, der todt' Helb hätte in St. Helena bleiben sollen, und ich will ihm nicht dafür stehen, daß nicht einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluß geschmissen wird, an dessen Ufern er so sentimental ruhen wollte,

nämlich in die Seine! Thiers hat ihm als Minister vielleicht keinen großen Dienst geleistet.

Wahrlich, er leistet dem Kaiser einen größern Dienst als Historiker, und ein solideres Monument als die Vendomesäule und das projectirte Grabmal errichtet ihm Thiers durch das große Geschichtsbuch, woran er beständig arbeitet, wie sehr ihn auch die politischen Tageswehen in Anspruch nehmen. Nur Thiers hat das Zeug dazu, die große Historie des Napoleon Bonaparte zu schreiben, und er wird sie besser schreiben als diejenigen, die sich dazu besonders berufen glauben, weil sie treue Gefährten des Kaisers waren und sogar beständig mit seiner Person in Berührung standen. Die persönlichen Bekannten eines großen Helden, seine Mitkämpfer, seine Leibdiener, seine Kammerer, Secrétaire, Adjutanten, vielleicht seine Zeitgenossen überhaupt, sind am wenigsten geeignet seine Geschichte zu schreiben; sie kommen mir manchmal vor, wie das kleine Insect, das auf dem Kopf eines Menschen herumkriecht, ganz eigentlich in der unmittelbarsten Nähe seiner Gedanken verweilt, ihn überall begleitet und doch nie von seinem wahren Leben und der Bedeutung seiner Handlungen das mindeste ahnte.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf einen Kupferstich aufmerksam zu machen, der in diesem Augenblick bei allen Kunsthändlern ausgehängt ist und den Kaiser darstellt nach einem Gemälde von Delaroche, welches derselbe für Lady Sandwich gemalt hat. Der Maler verfuhr bei diesem Bilde (wie in allen seinen Werken) als Eklektiker, und zur Anfertigung desselben benutzte er zunächst mehre unbekannte Portraits, die sich im Besiz der Bonapartistischen Familie befinden, sodann die Maske des Todten, ferner die Details, die ihm über die Eigenthümlichkeiten des kaiserlichen Gesichts von einigen Damen mitgetheilt worden, und endlich seine eignen Erinnerungen, da er in seiner Jugend mehrmals den Kaiser gesehen. Mein Urtheil über dieses Bild kann ich hier nicht mittheilen, da ich zugleich über die Art und Weise des Delaroche ausführlich reden müßte. Die Hauptsache habe ich bereits angedeutet: das eklektische Verfahren, welches eine gewisse äußere Wahrheit befördert, aber keinen tiefern Grundgedanken aufkommen läßt. — Dieses neue Portrait des Kaisers ist bei Gupil und Rittner erschienen, die fast alle bekannten Werke des Delaroche in Kupferstich herausgegeben. Sie gaben uns jüngst seinen Karl I., welcher im Kerker von den Soldaten und Schergen verhöhnt wird, und als Seitenstück erhielten wir im selben Format den Grafen Stafford, welcher zur Richtstätte geführt, dem Gefängnisse vorbeikommt, wo der Bischof Law gefangen sitzt und dem vorüberziehenden Grafen seinen Segen ertheilt, wir sehen nur seine, aus einem Gitterfenster hervorgestreckten zwei Hände, die wie hölzerne Wegweiser aussehen, recht prosaisch abgeschmact. In derselben Kunsthandlung erschien auch des Delaroche großes Cabinetstück:

der sterbende Richelieu, welcher mit seinen beiden Schlachtopfern, den zum Tode verurtheilten Rittern Saint-Mars und de Thou, in einem Boote die Rhone hinabfährt. Die beiden Königsfinder, die Richard III. im Tower ermorden läßt, sind das Anmuthigste, was Delaroche gemalt und als Kupferstich in bemeldeter Kunsthandlung herausgegeben. In diesem Augenblick läßt dieselbe ein Bild von Delaroche stehen, welches Maria Antoinette im Tempelgefängnisse vorstellt; die unglückliche Fürstin ist hier äußerst ärmlich fast wie eine Frau aus dem Volke gekleidet, was gewiß dem edlen Faubourg die legitimsten Thränen entlocken wird. Eins der Haupt-Nührungswerke von Delaroche, welches die Königin Jeanne Grey vorstellt, wie sie im Begriff ist, ihr blondes Köpfchen auf den Block zu legen, ist noch nicht gestochen und soll nächstens ebenfalls erscheinen. Seine Maria Stuart ist auch noch nicht gestochen. Wo nicht das beste, doch gewiß das effectvollste, was Delaroche geliefert, ist sein Cromwell, welcher den Sargbedel aufhebt von der Leiche des enthaupteten Karl I., ein berühmtes Bild, worüber ich vor geraumer Zeit ausführlich berichtete. Auch der Kupferstich ist ein Meisterstück technischer Vollendung. Eine sonderbare Vorliebe, ja Idiosynkrasie bekundet Delaroche in der Wahl seiner Stoffe. Immer sind es hohe Personen, die entweder hingerichtet werden, oder wenigstens dem Henker verfallen. Herr Delaroche ist der Hofmaler aller geköpften Majestäten. Er kann sich dem Dienst solcher erlauchten Delinquenten niemals ganz entziehen, und sein Geist beschäftigt sich mit ihnen selbst bei Portraittirung von Potentaten, die auch ohne scharfrichterliche Beihülfe das Zeitliche segneten. So z. B. auf dem Gemälde seiner sterbenden Elisabeth von England sehen wir, wie die greise Königin sich verzweiflungsvoll auf dem Estrich wälzt, in dieser Todesstunde gequält von der Erinnerung an den Grafen Essex und Maria Stuart, deren blutige Schatten ihr stieres Auge zu erblicken scheint. Das Gemälde ist eine Zierde der Luxembourg-Gallerie, und ist nicht so schauerhaft banal oder banal schauerhaft, wie die andern erwähnten historischen Genrebilder, Lieblingsstücke der Bourgeoisie, der wackern, ehrsamten Bürgerleute, welche die Ueberwindung der Schwierigkeiten für die höchste Aufgabe der Kunst halten, das Grausige mit dem Tragischen verwechseln und sich gern erbauen an dem Anblick gefallener Größe, im süßen Bewußtsein, daß sie vor dergleichen Katastrophen gesichert sind in der bescheidenen Dunkelheit einer *arrière-boutique* der rue St. Denis.

Paris, den 28. December 1841.

Von der eben eröffneten Deputirtenkammer erwarte ich nicht viel Erquickliches. Da werden wir nichts sehen als lauter Kleingezänkte, Personenhaber, Unmacht, wo nicht gar endliche Stodung. In der That, eine Kammer muß compacte Parteimassen enthalten, sonst kann die ganze parlamentarische Maschine nicht fungiren. Wenn jeder Deputirte eine besondere, abweichende, isolirte Meinung zu Markte bringt, wird nie ein Votum gefällt werden, das man nur einigermaßen als Ausdruck eines Gesamtwillens betrachten könnte, und doch ist es die wesentlichste Bedingung des Repräsentativsystems, daß ein solcher Gesamtwille sich heurkunde. Wie die ganze französische Gesellschaft, so ist auch die Kammer in so viele Spaltungen und Splitter zerfallen, daß hier keine zwei Menschen mehr in ihren Ansichten ganz übereinstimmen. Betrachte ich in dieser politischen Beziehung die jetzigen Franzosen, so erinnere ich mich immer der Worte unseres wohlbekannten Adam Surowski, der den deutschen Patrioten jede Möglichkeit des Handelns absprach, weil unter zwölf Deutschen sich immer vierundzwanzig Parteien befänden: denn bei unserer Vielseitigkeit und Gewissenhaftigkeit im Denken habe jeder von uns auch die entgegengesetzte Ansicht mit allen Ueberzeugungsgründen in sich aufgenommen, und es befänden sich daher zwei Parteien in einer Person. Dasselbe ist jetzt bei den Franzosen der Fall. Wohin aber führt diese Zersplitterung, diese Auflösung aller Gedankenbände, dieser Particularismus, dieses Erlöschen alles Gemeingeistes, welches der moralische Tod eines Volks ist? — Der Cultus der materiellen Interessen, des Eigennuzes, des Geldes, hat diesen Zustand bereitet. Wird dieser lange währen, oder wird wohl plötzlich eine gewaltige Erscheinung, eine That des Zufalls oder ein Unglück, die Geister in Frankreich wieder verbinden? Gott verläßt keinen Deutschen, aber auch keinen Franzosen, er verläßt überhaupt kein Volk, und wenn ein Volk aus Ermüdung oder Faulheit einschläft, so bestellt er ihm seine künftigen Wecker, die, verborgen in irgend einer dunkeln Abgeschiedenheit, ihre Stunde erwarten, ihre aufrüttelnde Stunde. Wo wachen die Wecker? Ich habe manchmal barnach geforscht und geheimnißvoll deutete man alsdann — auf die Armee! Hier in der Armee, heißt es, gebe es noch ein gewaltiges Nationalbewußtsein; hier, unter der dreifarbigten Fahne, hätten sich jene Hochgefühle hingeschlüchtet, die der regierende Industrialismus vertreibe und verböhne; hier blühe noch die genügsame Bürgerthugend, die unerschrockene Liebe für Großthat und Ehre, die Flammefähigkeit der Begeisterung; während überall Zwietracht und Fäulniß, lebe hier noch das gesundeste Leben, zugleich ein angewohnter Gehorsam für die Autori-

tät, jedenfalls bewaffnete Einheit — es sei gar nicht unmöglich, daß eines frühen Morgens die Armee das jetzige Bourgeoisie-Regiment, dieses zweite Directorium, über den Haufen werfe und ihren achtzehnten Brumaire mache! — Also Soldatenwirthschaft wäre das Ende des Liebes, und die menschliche Gesellschaft bekäme wieder Einquartierung?

Die Verurtheilung des Herrn Dupoty durch die Pairskammer entsprang nicht bloß aus greisenhafter Furcht, sondern aus jenem Erbgruß gegen die Revolution, der im Herzen vieler edlen Pairs heimlich nistet. Denn das Personal der erlauchten Versammlung besteht nicht aus lauter frischgebackenen Leuten der Neuzeit; man werfe nur einen Blick auf die Liste der Männer, die das Urtheil gefällt, und man sieht mit Verwunderung, daß neben den Namen eines imperialistischen oder philippinischen Emporkömmlings immer zwei bis drei Namen des alten Regimes sich geltend machen. Die Träger dieser Namen bilden also natürlicherweise die Majorität; und da sitzen sie auf den Sammetbänken des Luxembourg, alte guillotinierte Menschen mit wieder angenähten Köpfen, wonach sie jedesmal ängstlich tasten, wenn draußen das Volk murmelt — Gespenster, die jeden Dahn haßen, und den gallischen am meisten, weil sie aus Erfahrung wissen, wie schnell sein Morgenschrei ihrem ganzen Spul ein Ende machen könnte — und es ist ein entseßliches Schauspiel, wenn diese unglücklichen Todten Gericht halten über Lebendige, über die jüngsten und verzweiflungsvollsten Kinder der Revolution, über jene verwahrlosten und enterbten Kinder, deren Elend eben so groß ist wie ihr Wahnsinn, über die Communisten!

40.

Paris, den 12. Januar 1842.

Wir lächeln über die armen Pappländer, die, wenn sie an Brustkrankheit leiden, ihre Heimath verlassen und nach St. Petersburg reisen, um dort die milde Luft eines südlichen Klimas zu genießen. Die algier'schen Beduinen, die sich hier befinden, dürften mit demselben Recht über manche unsrer Landsleute lächeln, die ihrer Gesundheit wegen den Winter lieber in Paris zubringen als in Deutschland, und sich einbilden, daß Frankreich ein warmes Land sei. Ich versichere Sie, es kann bei uns auf der Lüneburger Halbe nicht kälter sein als hier in diesem Augenblick, wo ich Ihnen mit froststettesten Fingern schreibe. Auch in der Provinz muß eine bittere Kälte herrschen. Die Deputirten, welche jetzt rudelweise anlangen, erzählen nur von Schnee, Glatteis und umgestürzten Dilligencen. Ihre Gesichter sind noch roth und verschnupft, ihr Gehirn eingefroren, ihre Gedanken neun Grab unter Ruß. Bei Gelegenheit der

Adresse werden sie aufstauen. Alles hat jetzt hier ein frostiges und kdes Ansehen. Nirgends Uebereinstimmung bei den wichtigsten Fragen, und beständiger Windwechsel. Was man gestern wollte, heute will mans nicht mehr, und Gott weiß, was man morgen begehren wird. Nichts als Haber und Mißtrauen, Schwanken und Zersplitterung. König Philipp hat die Marine seines macedonischen Namensgenossen, das „Trenne und Herrsche“ bis zum schädlichsten Uebermaaß ausgeübt. Die zu große Zertheilung erschwert wieder die Herrschaft, zumal die constitutionelle, und Guizot wird mit den Spaltungen und Zersäuerungen der Kammer seine liebe Noth haben. Guizot ist noch immer der Schutz und Hort des Bestehenden. Aber die sogenannten Freunde des Bestehenden, die Conservativen, sind dessen wenig eingedenk und sie haben bereits vergessen, daß noch vorigen Freitag in derselben Stunde à das Guizot und vivo Lamennais gerufen worden! Für den Mann der Ordnung, für den großen Ruhestifter war es in der That ein indirecter Triumph, daß man ihn herabwürdigte, um jenen schauerhaften Priester zu feiern, der den politischen Fanatismus mit dem religiösen vermählt und der Weltverwirrung die letzte Weihe ertheilt. Armer Guizot, armer Schulmeister, armer Rector Magnificus von Frankreich! ihr bringen sie ein Vereat, diese Studenten, die weit besser thäten, wenn sie keine Bücher studirten, worin so viel Belehrung enthalten, so viel Tieffinn, so viel Wink für das Glück der Menschheit! Nimm dich in Acht, sagte einst ein Demagoge zu einem großen Patrioten, wenn das Volk in Wahnsinn geräth, wird es dich zerreißen. Und dieser antwortete: nimm dich in Acht, denn dich wird das Volk zerreißen, wenn es wieder zur Vernunft kommt. Dasselbe hätten wohl vorigen Freitag Lamennais und Guizot zu einander sagen können. Jener tumultuarische Austritt sah bedenklicher aus als die Zeitungen meldeten. Diese hatten ein Interesse den Vorfall einigermaßen zu vertuschen, die ministeriellen sowohl als die Oppositionsblätter; letztere, weil jene Manifestation keinen sonderlichen Anklang im Volke fand. Das Volk sah ruhig zu und fror. Bei neun Grad Kälte ist kein Umsturz der Regierung in Paris zu befürchten. Im Winter gab es hier nie Emeuten. Seit der Bestürmung der Bastille bis auf die Revolte des Barbes hat das Volk immer seinen Unmuth bis zu den wärmeren Sommermonden verlagert, wo das Wetter schön war und man sich mit Vergnügen schlagen konnte—

41.

Paris, den 24. Januar 1842.

In der parlamentarischen Arena sah man dieser Tage wieder einen glänzenden Zweikampf von Guizot und Thiers, jener zwei Männer, deren Namen

in jedem Munde und deren unaufhörliche Besprechung nachgerade langweilig werden dürfte. Ich wundere mich, daß die Franzosen noch nicht darüber die Geduld verlieren, daß man seit Jahr und Tag, von Morgen bis Abend, beständig von diesen beiden Personen schwätzt. Aber im Grunde sind es ja nicht Personen, sondern Systeme, von denen hier die Rede ist, Systeme die überall zur Sprache kommen müssen, wo eine Staatseristenz von außen bedroht ist, überall, in China so gut wie in Frankreich. Nur daß hier Thiers und Guizot genannt wird, was dort, in China, Lin und Keschén heißt. Ersterer ist der chinesische Thiers und repräsentirt das kriegerische System, welches die heranbrohende Gefahr durch die Gewalt der Waffen, vielleicht auch nur durch schreckendes Waffengeräusch, abwehren wollte. Keschén hingegen ist der chinesische Guizot, er repräsentirt das Friedenssystem, und es wäre ihm vielleicht gelungen die rothhaarigen Barbaren durch fluge Nachgiebigkeit wieder aus dem Lande hinaus zu complimentiren, wenn die Thiers'sche Partei in Peking nicht die Oberhand gewonnen hätte. Armer Keschén! eben weil wir so fern vom Schauplatz, konnten wir ganz klar einsehen, wie sehr du Recht hattest, den Streitkräften des Mittelreichs zu misstrauen, und wie ehrlich du es mit deinem Kaiser meintest, der nicht so vernünftig wie Ludwig Philipp! Ich habe mich recht gefreut, als dieser Tage die Allgemeine Zeitung berichtete, daß der vortreffliche Keschén nicht entzwei gesagt worden; wie es früher hieß, sondern nur sein ungeheures Vermögen eingebüßt habe. Letzteres kann dem hiesigen Repräsentanten des Friedenssystems nimmermehr passieren; wenn er fällt, können nicht seine Reichthümer confiscirt werden — Guizot ist arm wie eine Kirchmaus. Und auch unser Lin ist arm, wie ich bereits öfter erwähnt habe; ich bin überzeugt, er schreibt seine Kaisergeschichte hauptsächlich des Geldes wegen. Welch ein Ruhm für Frankreich, daß die beiden Männer, die alle seine Macht verwalteten, zwei arme Mandarinen sind, die nur in ihrem Kopfe ihre Schätze tragen!

Die letzten Reden dieser beiden haben Sie gelesen und fanden vielleicht darin manche Belehrung über die Wirrnisse, welche eine unmittelbare Folge der orientalischen Frage. — Was in diesem Augenblick besonders merkwürdig, ist die Milde der Russen, wo von Erhaltung des türkischen Reichs die Rede. Der eigentliche Grund aber ist, daß sie factisch schon den größten Theil desselben besitzen. Die Türkei wird allmählich russisch ohne gewaltsame Occupation. Die Russen befolgen hier eine Methode, die ich nächstens einmal beleuchten werde. Es ist ihnen um die reelle Macht zu thun, nicht um den bloßen Schein derselben, nicht um die byzantinische Titulatur. Konstantinopel kann ihnen nicht entgehen, sie verschlingen es sobald es ihnen paßt. In diesem Augenblick aber paßt es ihnen noch nicht, und sie sprechen von der Türkei mit einer süßlichen, fast herrenhuthischen Friedfertigkeit. Sie mahnen mich an die Fabel

von dem Wolf, welcher, als er Hunger hatte, sich eines Schafes bemächtigte. Er fraß mit gieriger Hast dessen beide Vorderbeine, jedoch die Hinterbeine des Thierleins verschonte er und sprach: ich bin jetzt gesättigt, und diesem guten Schafe, das mich mit seinen Vorderbeinen gespeiset hat, lasse ich aus Pietät alle seine übrigen Beine und den ganzen Rest seines Leibes.

42.

Paris, den 7. Februar 1842.

„Wir tanzen hier auf einem Vulkan“ — aber wir tanzen. Was in dem Vulkan gährt, kocht und brauset, wollen wir heute nicht untersuchen, und nur wie man darauf tanzt, sei der Gegenstand unserer Betrachtung. Da müssen wir nun zunächst von der Academie Royale de Musique reden, wo noch immer jenes ehrwürdige Corps de Ballet existirt, das die choreographischen Uebersetzungen treulich bewahrt und als die Pairie des Tanzes zu betrachten ist. Wie jene andere, die im Luxembourg residirt, zählt auch diese Pairie unter ihrem Personal gar viele Perrücken und Mumien, über die ich mich nicht aussprechen will aus leicht begreiflicher Furcht. Das Mißgeschick des Hrn. Perré, des Géranten des Cidèle, der kürzlich zu sechs Monaten Carcer und 10,000 Franken verurtheilt worden, hat mich gewigigt. Nur von Carlotta Grisi will ich reden, die in der respectablen Versammlung der Rue Lepelletier gar wunderbarlich hervorstrahlt, wie eine Apfelsine unter Kartoffeln. Nächst dem glücklichen Stoff, der den Schriften eines deutschen Autors entlehnt, war es zumeist Carlotta Grisi, die dem Ballet „die Willis“ eine unerhörte Vogue verschaffte. Aber wie köstlich tanzt sie! Wenn man sie sieht, vergift man, daß Taglioni in Rußland und Elsler in Amerika ist, man vergift Amerika und Rußland selbst, ja die ganze Erde, und man schwebt mit ihr empor in die hängenden Zaubergärten jenes Geisterreichs, worin sie als Königin waltet. Ja, sie hat ganz den Charakter jener Elementargeister, die wir uns immer tanzend denken, und von deren gewaltigen Tanzweisen das Volk so viel Wunderliches fabelt. In der Sage von den Willis warb jene geheimnißvolle, rasende, mitunter menschenverderbliche Tanzlust, die den Elementargeistern eigen ist, auch auf die todtten Bräute übertragen; zu dem alltheibnischnüßigen übermüthigen Luftreiz des Rixen- und Elfenrhythums gesellten sich noch die melancholisch wollüstigen Schauer, das dunkelsüße Grausen des mittelalterlichen Gespensterglaubens.

Entspricht die Musik dem abenteuerlichen Stoffe jenes Ballets? War Hr. Adam, der die Musik geliefert, fähig Tanzweisen zu dichten, die, wie es in der Volks Sage heißt, die Bäume des Waldes zum Hüpfen und den Wasserfall zum Stillstehen zwingen? Hr. Adam war, soviel ich weiß, in Norwegen, aber ich

zweifle, ob ihm dort irgend ein runenkundiger Zauberer jene Strömarmelodie gelehrt, wovon man nur zehn Variationen aufzuspielen wagt; es giebt nämlich noch eine elfte Variation, die großes Unglück anrichten könnte: spielt man diese, so geräth die ganze Natur in Aufruhr, die Berge und Felsen fangen an zu tanzen, und die Häuser tanzen und drinnen tanzen Tisch und Stühle, der Großvater ergreift die Großmutter, der Hund ergreift die Katze zum Tanzen, selbst das Kind springt aus der Wiege und tanzt. Nein, solche gewalthätige Melodien hat Hr. Adam nicht von seiner nordischen Reise heimgebracht; aber was er geliefert, ist immer ehrenwerth, und er behauptet eine ausgezeichnete Stellung unter den Tonbildnern der französischen Schule.

Ich kann nicht umhin hier zu erwähnen, daß die christliche Kirche, die alle Künste in ihren Schooß aufgenommen und benutzt hat, dennoch mit der Tanzkunst nichts anzufangen wußte und sie verwarf und verdamnte. Die Tanzkunst erinnerte vielleicht allzusehr an den alten Tempeldienst der Heiden, sowohl der römischen Heiden als der germanischen und celtischen, deren Götter eben in jene elfenhaften Wesen übergingen, denen der Volksglaube, wie ich oben andeutete, eine wunderbare Tanzsucht zuschrieb. Ueberhaupt ward der böse Feind am Ende als der eigentliche Schuttpatron des Tanzes betrachtet, und in seiner frevelhaften Gemeinschaft tanzten die Hexen und Hexenmeister ihre nächtlichen Reigen. Der Tanz ist verflucht, sagt ein fromm bretonisches Volkslied, seit die Tochter der Herobias vor dem argen Könige tanzte, der ihr zu Gefallen Johannem tödten ließ. „Wenn du tanzen siehst, fügt der Sänger hinzu, so denke an das blutige Haupt des Täufers auf der Schüssel, und das höllische Gelüste wird deiner Seele nichts anhaben können!“ Wenn man über den Tanz in der Academie Royale de Musique etwas tiefer nachdenkt, so erscheint er als ein Versuch, diese irdische Kunst gewissermaßen zu christianisiren, und das französische Ballet riecht fast nach gallicanischer Kirche, wo nicht gar nach Jansenismus, wie alle Kunsterscheinungen des großen Zeitalters Ludwigs XIV. Das französische Ballet ist in dieser Beziehung ein wohlverwandtes Seitenstück zu der Racine'schen Tragödie und den Gärten von Le Nôtre. Es herrscht darin derselbe geregelte Zuschnitt, dasselbe Etikettenmaß, dieselbe höfliche Kühle, dasselbe gezierte Spröbdehün, dieselbe Keuschheit. In der That, die Form und das Wesen des französischen Ballets ist keusch, aber die Augen der Tänzerinnen machen zu den sitfamsten Was einen sehr lasterhaften Commentar, und ihr lieberliches Lächeln ist in beständigem Widerspruch mit ihren Füßen. Wir sehen das Entgegengesetzte bei den sogenannten Nationaltänzen, die mir deshalb tausendmal lieber sind als die Ballette der großen Oper. Die Nationaltänze sind oft allzu sinnlich, fast schlüpfzig in ihren Formen, z. B. die indischen, aber der heilige Ernst auf den Gesichtern der Tanzenden moralisirt diesen Tanz und erhebt ihn sogar zum Cultus. Der

große Bestris hat einst ein Wort gesagt, worüber bereits viel gelacht worden. In seiner pathetischen Weise sagte er nämlich zu einem seiner Jünger: „ein großer Tänzer muß tugendhaft sein.“ Sonderbar! der große Bestris liegt schon seit vierzig Jahren im Grab (er hat das Unglück des Hauses Bourbon, womit die Familie Bestris immer sehr befreundet war, nicht überleben können), und erst vorigen December, als ich der Eröffnungsfestung der Kammern beiwohnte und träumerisch mit meinen Gedanken überließ, kam mir der selige Bestris in den Sinn, und wie durch Inspiration begriff ich plötzlich die Bedeutung seines tiefsinnigen Wortes: „ein großer Tänzer muß tugendhaft sein!“

Von den diesjährigen Gesellschaftsbällen kann ich wenig berichten, da ich bis jetzt nur wenige Soirées mit meiner Gegenwart beehrt habe. Dieses ewige Einerlei fängt nachgerade an mich zu ennuyiren, und ich begreife nicht wie ein Mann es auf die Länge aushalten kann. Von Frauen begreife ich es sehr gut. Für diese ist der Puz, den sie ausframen können, das wesentlichste. Die Vorbereitungen zum Ball, die Wahl der Robe, das Ankleiden, das Frisirtwerden, das Probelaßeln vor dem Spiegel, kurz Hitterkaat und Gefallsucht sind ihnen die Hauptsache und gewähren ihnen die genugsamste Unterhaltung. Aber für uns Männer, die wir nur demokratisch schwarze Fräcke und Schuhe anziehen, (die entseßlichen Schuhe!) — für uns ist eine Soirée nur eine unerschöpfliche Quelle der Langeweile, vermischt mit einigen Gläsern Mandelmilch und Himbeersaft. Von der halben Musik will ich gar nicht reden. Was die Bälle der vornehmen Welt noch langweiliger macht als sie von Gott- und Rechtswegen sein dürften, ist die dort herrschende Mode, daß man nur zum Scheine tanzt, daß man die vorgeschriebenen Figuren nur gehend executirt, daß man ganz gleichgültig, fast verdrießlich die Füße bewegt. Keiner will mehr den andern amüsiren, und dieser Egoismus beurkundet sich auch im Tanze der heutigen Gesellschaft.

Die untern Classen, wie gerne sie auch die vornehme Welt nachäffen, haben sich dennoch nicht zu solchem selbstsüchtigen Scheintanz verstehen können; ihr Tanzen hat noch Realität, aber leider eine sehr bedauernswürdige. Ich weiß kaum wie ich die eigenthümliche Betrübniß ausdrücken soll, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an öffentlichen Belustigungsorten, namentlich zur Carnavalszeit, das tanzende Volk betrachte. Eine kreischende, schrillende, übertriebene Musik begleitet hier einen Tanz, der mehr oder weniger an den Cancan streift. Hier höre ich die Frage: was ist der Cancan? Heiliger Himmel, ich soll für die Allgemeine Zeitung eine Definition des Cancan geben! Wohl-an: der Cancan ist ein Tanz, der nie in ordentlicher Gesellschaft getanzt wird, sondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt, oder derjenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeigenten ergrißen und zur

That hinausgeschleppt wird. Ich weiß nicht, ob diese Definition hinlänglich belehrend, aber es ist auch gar nicht nöthig, daß man in Deutschland ganz genau erfahre, was der französische Cancan ist. Soviel wird schon aus jener Definition zu merken sein, daß die vom seligen Bektis angepriesene Tugend hier kein nothwendiges Requisite ist, und daß das französische Volk sogar beim Tanzen von der Polizei incommodirt wird. Ja, dieses letztere ist ein sehr sonderbarer Uebelstand, und jeder denkende Fremde muß sich darüber wundern, daß in den öffentlichen Tanzsälen bei jeder Quadrille mehre Polizeigagenten oder Communalgarbisten stehen, die mit finster catonischer Miene die tanzende Moralität bewachen. Es ist kaum begreiflich, wie das Volk unter solcher schmählichen Controle seine lachende Heiterkeit und Tanzlust behält. Dieser gallische Leichtsinns aber macht eben seine vergnügtesten Sprünge, wenn er in der Zwangsjacke steckt, und obgleich das strenge Polizeigefolge es verhütet, daß der Cancan in seiner cynischen Bestimmtheit getanzt wird, so wissen doch die Tänzer durch allerlei ironische Entschärfung und übertreibende Anstandsgeffen ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verschleierung erscheint alsdann noch unzüchtiger als die Nacktheit selbst. Meiner Ansicht nach ist es für die Sittlichkeit von keinem großen Nutzen, daß die Regierung mit so vielem Waffengepränge bei dem Tanze des Volks intervenirt; das Verbotene reizt eben am süßesten, und die raffinierte, nicht selten geistreiche Umgehung der Censur wirkt hier noch verderblicher als erlaubte Brutalität. Diese Bewachung der Volkstanz charakterisirt übrigens den hiesigen Zustand der Dinge und zeigt, wie weit es die Franzosen in der Freiheit gebracht haben.

Es sind aber nicht blos die geschlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariser Bastringuen der Gegenstand rathloser Länze sind. Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles dessen, was als das Edelste und Heiligste im Leben gilt, aber durch Schlaupöppe so oft ausgebeutet und durch Einfaltspinsel so oft lächerlich gemacht worden, daß das Volk nicht mehr wie sonst daran glauben kann. Ja, es verlor den Glauben an jenen Hochgeburten, wovon unsere politischen und literarischen Lartuffe so viel singen und sagen; und gar die Großsprecherien der Dönmacht verleiteten ihm so sehr alle idealen Dinge, daß es nichts anderes mehr darin sieht, als die hohle Phrase, als die sogenannte Blague, und wie diese trostlose Anschauungsweise durch Robert Macaire repräsentirt wird, so gibt sie sich doch auch kund in dem Tanz des Volks, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten ist. Wer von letzterem einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unaussprechlichen Länze, welche, eine getanzte Verflüchtigung, nicht blos die geschlechtlichen Beziehungen verspotten, sondern auch die bürgerlichen. Sondern auch alles was gut und schön ist, sondern auch jede Art von Begeisterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus.

mus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unsäglich Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volks an den öffentlichen Vergnügungsorten von Paris; und gar besonders ist dieß der Fall in den Carnevalstagen, wo der tolle Nummenschanz die dämonische Lust bis zum Ungeheuerlichen steigert. Fast ein Grauen wandelte mich an, als ich einem jener bunten Nachtfeste beiwohnte, die jetzt in der Opéra comique gegeben werden, und wo, nebenbei gesagt, weit prächtiger als auf den Bällen der großen Oper der laumelnde Spuk sich geberdet. Hier musicirt Beelzebub mit vollem Orchester, und das freche Hölle Feuer der Gasbeleuchtung zerreißt einem die Augen. Hier ist das verlorne Thal, wovon die Amme erzählt; hier tanzen die Unholden wie bei uns in der Walpurgisnacht, und manche ist darunter, die sehr hübsch, und bei aller Verworfenheit jene Grazie, die den verteuflten Französinen angeboren ist, nicht ganz verläugnen kann. Wenn aber gar die Galop-Ronde erschmettert, dann erreicht der satanische Spectakel seine unsinnigste Höhe, und es ist dann, als müsse die Saaldecke plagen und die ganze Sippschaft sich plötzlich emporschwingen auf Besenstielen, Pfengabeln, Kochlöffeln — „oben hinaus, nirgends an!“ — ein gefährlicher Moment für viele unserer Landsleute, die leider keine Hexenmeister sind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeiten muß, um nicht von dem wüthenden Heer fortgerissen zu werden.



I n t e z i a.

Berichte

über

Politik, Kunst und Volksleben.

Zweiter Theil.

•

Paris, Mitte April 1842.

Als ich vorigen Sommer an einem schönen Nachmittag in Gette anlangte, sah ich, wie eben längs dem Quai, vor welchem sich das mitelländische Meer ausbreitet, die Procession vorüberzog, und ich werde nie diesen Anblick vergessen. Voran schritten die Brüderschaften in ihren rothen, weißen oder schwarzen Gewanden, die Büsser mit übers Haupt gezogenen Kapuzen, worin zwei Löcher, woraus die Augen gespenstisch hervorlugten; in den Händen brennende Wachskerzen oder Kreuzfahnen. Dann kamen die verschiedenen Mönchsorden. Auch eine Menge Laien, Frauen und Männer, blass gebrochene Gestalten, die gläubig einherschwanten, mit rührend kummervollem Gesang. Ich war dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet, und ich kann nicht läugnen, daß jene Töne eine gewisse Behmuth, eine Art Heimweh in mir weckten. Was ich aber früher noch nie gesehen und was nachbarlich spanische Sitte zu sein schien, war die Truppe von Kindern, welche die Passion darstellten. Ein kleines Bübchen, costümiert wie man den Heiland abzubilden pflegt, die Dornenkrone auf dem Haupt, dessen schönes Goldhaar traurig lang herabwallte, leuchte gebückt einher unter der Last eines ungeheuer großen Holzkreuzes; auf der Stirn grell gemalte Blutstropfen, und Wundenmaale an den Händen und nackten Füßen. Zur Seite ging ihm ein ganz schwarz gekleidetes kleines Mädchen, welches, als schmerzreiche Mutter, mehre Schwerter mit vergoldeten Hefen an der Brust trug und fast in Thränen zerfloß — ein Bild tiefster Betrübniß. Andere kleine Knaben, die hinterdrein gingen, stellten die Apostel vor, darunter auch Judas, mit rothem Haar und einen Beutel in der Hand. Ein Paar Bübchen waren auch als römische Lanzenknechte behelmt und bewehrt und schlangen ihre Säbel. Mehre Kinder trugen Ordenshabit und Kirchenornat: kleine Kapuziner, kleine Jesuitchen, kleine Bischöfe mit Inful und Krummstab, allerliebste Könnehen, gewiß keines über sechs Jahre alt. Und sonderbar, es waren darunter auch einige Kinder als Amoretten gekleidet, mit seidenen Flügeln und goldenen Köchern, und in der unmittelbarsten Nähe des kleinen Heilands wackelten zwei noch viel kleinere, höchstens vierjährige Geschöpfchen in alfränkischer Schäfertracht, mit bebänderten Hüften und Stäben, zum Küssen niedlich, wie Marzipanpüppchen: sie repräsentirten wahrscheinlich die Hirten, die an der Krippe des Christkinds

gestanden. Sollte man es aber glauben, dieser Anblick erregte in der Seele des Zuschauers die ernstvoll andächtigsten Gefühle, und daß es kleine unschuldige Kinder waren, die das größte colossale Martyrium tragirten, wirkte um so rührender! Das war keine Nachäffung im historischen Großstil, keine schiefmälige Frommthuerei, keine Berliner Glaubenslüge: das war der naivste Ausdruck des tiefsinnigsten Gedankens, und die herablassend kindliche Form verhinderte eben, daß der Inhalt vernichtend auf unser Gemüth wirkte, oder sich selbst vernichtete. Dieser Inhalt ist ja von so ungeheurerlicher Schmerzengewalt und Erhabenheit, daß er die heroisch-grandioseste und pathetisch ausgereichteste Darstellungsart überragt und sprengt. Deshalb haben die größten Künstler sowohl in der Malerei als in der Musik die überschwänglichen Schrecknisse der Passion mit so viel Blumen als möglich verblüht und den blutigen Ernst durch spielende Zärtlichkeit gemildert — und so that auch Rossini, als er sein *Stabat Mater* componirte.

Letzteres, das *Stabat* von Rossini, war die hervorragende Merkwürdigkeit der hingediebnen Saison, die Besprechung desselben ist noch immer an der Tagesordnung, und eben die Klagen, die von norddeutschem Standpunkt aus gegen den großen Meister laut werden, beurkunden recht schlagend die Ursprünglichkeit und Tiefe seines Genius. Die Behandlung sei zu weltlich, zu sinnlich, zu spielend für den geistlichen Stoff, sie sei zu leicht, zu angenehm, zu unterhaltend — so stöhnen die Klagen einiger schweren, langweiligen Kritiker, die wenn auch nicht absichtlich eine übertriebene Spiritualität erheucheln, doch jedenfalls von der heiligen Musik sehr beschränkte, sehr irrige Begriffe sich angequält. Wie bei den Malern, so herrscht auch bei den Musikern eine ganz falsche Ansicht über die Behandlung christlicher Stoffe. Jene glauben, das wahrhaft Christliche müsse in subtilen mageren Contouren und so abgehärmt und farblos als möglich dargestellt werden; die Zeichnungen von Overbeck sind in dieser Beziehung ihr Ideal. Um dieser Verblendung durch eine Thatsache zu widersprechen, mache ich nur auf die Heiligenbilder der spanischen Schule aufmerksam; hier ist das Volle der Contouren und der Farbe vorherrschend, und es wird doch Niemand läugnen, daß diese spanischen Gemälde das ungeschwächteste Christenthum athmen und ihre Schöpfer gewiß nicht minder glaubenstrunken waren, als die berühmten Meister, die in Rom zum Katholicismus übergegangen sind, um mit unmittelbarer Inbrunst malen zu können. Nicht die äußere Dürre und Blässe ist ein Kennzeichen des wahrhaft Christlichen in der Kunst, sondern eine gewisse innere Ueberschwänglichkeit, die weder angelaut noch anstudirt werden kann in der Musik wie in der Malerei, und so finde ich auch das *Stabat* von Rossini wahrhaft christlicher als den Paulus, das Oratorium von Felix Mendelssohn-Bartholdy, das von den Gegnern Rossini's als ein Muster der Christenthümligkeit gerühmt wird.

Der Himmel bewahre mich, gegen einen so verdienstvollen Meister wie der Verfasser des Paulus hierdurch einen Tadel aussprechen zu wollen, und am allerwenigsten wird es dem Schreiber dieser Blätter in den Sinn kommen, an der Christlichkeit des erwähnten Oratoriums zu mäkeln, weil Felix Mendelssohn-Bartholdy von Geburt ein Jude ist. Aber ich kann doch nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß in dem Alter, wo Herr Mendelssohn in Berlin das Christenthum anfang (er wurde nämlich erst in seinem dreizehnten Jahr getauft), Rossini es bereits verlassen und sich ganz in die Weltlichkeit der Opernmusik gestürzt hatte. Jetzt, wo er diese wieder verließ und sich zurückträumte in seine katholischen Jugenderinnerungen, in die Zeiten, wo er im Dom zu Pesaro als Chorsänger mitsang, oder als Altoluth bei der Messe fungirte — jetzt, wo die alten Orgeltöne wieder in seinem Gedächtniß aufschwärmten und er die Feder ergriff, um ein Stabat zu schreiben: da brauchte er wahrlich den Geist des Christenthums nicht erst wissenschaftlich zu construiren, noch viel weniger Händel oder Sebastian Bach slavisch zu copiren; er brauchte nur die frühesten Kindheitsklänge wieder aus seinem Gemüth hervorzurufen und, wunderbar! so ernsthaft, so Schmerzenthief auch diese Klänge ertönen, so gewaltig sie auch das Gewaltigste ausseufzen und ausbluten, so behielten sie doch etwas Kindheitliches und mahnten mich an die Darstellung der Passion durch Kinder, die ich in Gethse gesehen. Ja, an diese kleine fromme Nummer mußte ich unwillkürlich denken, als ich der Aufführung des Stabat von Rossini zum erstenmal beiwohnte: das ungeheure erhabene Martyrium ward hier darge stellt, aber in den naivsten Jugendlauten, die furchtbaren Klagen der Mater Dolorosa ertönten, aber wie aus unschuldig kleiner Mädchenkehle, neben den Flören der schwärzesten Trauer rauschten die Flügel aller Amoretten der Anmuth, die Schrecknisse des Kreuztodes waren gemildert wie von tändelndem Schäferspiel, und das Gefühl der Unendlichkeit umwogte und umschloß das Ganze wie der blaue Himmel, der auf die Procession von Gethse herableuchtete, wie das blaue Meer, an dessen Ufer sie singend und klingend dahinzog! Das ist die ewige Goldseligkeit des Rossini, seine unverwundliche Milde, die kein Impresario und kein Marchand-de-Musique zu Grund ärgern konnte oder auch nur zu trüben vermochte! Wie schön, wie abgefeimt tückisch ihm auch oftmals mitgespielt wurde im Leben, so finden wir doch in seinen musicalischen Producten nicht eine Spur von Galle. Gleich jener Quelle Arethusa, die ihre ursprüngliche Süßigkeit bewahrte, obgleich sie die bitteren Gewässer des Meeres durchzog, so behielt auch das Herz Rossini's seine melodische Lieblichkeit und Süße, obgleich es aus allen Wermuthskelchen dieser Welt hinlänglich gekostet.

Wie gesagt, das Stabat des großen Maestro war dieses Jahr die vorherrschende musicalische Begebenheit. Ueber die erste tonangebende Execution

brauche ich nichts zu melden; genug, die Italiener sangen. Der Saal der italienischen Oper schien der Vorhof des Himmels; dort schluchzten heilige Nachtigallen und flossen die fashionabelsten Thränen. Auch die *France musicale* gab in ihren Concerten den größten Theil des Stabat, und wie sich von selbst versteht mit ungeheurem Beifall. In diesen Concerten hörten wir auch den Paulus des Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy, der durch diese Nachbarschaft eben unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und die Vergleichung mit Rossini von selber hervorrief. Bei dem großen Publicum gereichte diese Vergleichung keineswegs zum Vortheil unseres jungen Landmanns: es ist auch als vergliche man die Apenninen Italiens mit dem Tempower Berg bei Berlin. Aber der Tempower Berg hat darum nicht weniger Verdienste, und den Respect der großen Menge erwirbt er sich schon dadurch, daß er ein Kreuz auf seinem Gipfel trägt. „Unter diesem Zeichen wirst du siegen.“ Freilich nicht in Frankreich, dem Lande der Ungläubigkeit, wo Herr Mendelssohn immer Fiasco gemacht hat. Er war das geopferte Lamm der Saison, während Rossini der musikalische Löwe war, dessen süßes Gebrüll noch immer forttönt. Es heißt hier, Herr Felix Mendelssohn werde dieser Tage persönlich nach Paris kommen. So viel ist gewiß, durch hohe Verwendung und diplomatische Bemühungen ist Herr Leon Pillet dahin gebracht worden, ein Libretto von Scribe anfertigen zu lassen, das Herr Mendelssohn für die große Oper componiren soll. Wird unser junger Landmann sich diesem Geschäft mit Glück unterziehen? Ich weiß nicht. Seine künstlerische Begabung ist groß; doch hat sie sehr bedenkliche Grenzen und Lücken. Ich finde in talentlicher Beziehung eine große Aehnlichkeit zwischen Herrn Felix Mendelssohn und der Mademoiselle Rachel Felix, der tragischen Künstlerin. Eigenthümlich ist beiden ein großer, strenger, sehr ernsthafter Ernst, ein entschiedenes, beinahe zubringliches Anlehnen an classische Muster, die Feinste, geistreichste Berechnung, Verstandesschärfe und endlich der gänzliche Mangel an Naivetät. Gibt es aber in der Kunst eine geniale Ursprünglichkeit ohne Naivetät? Bis jetzt ist dieser Fall noch nicht vorgekommen.

44.

Paris, den 2. Juni 1842.

Die Académie des sciences morales et politiques hat sich nicht blamiren wollen, und in ihrer Sitzung vom 28. Mai prorogirte sie bis 1844 die Krönung des besten Examen critique de la philosophie allemande. Unter diesem Titel hatte sie nämlich eine Preisaufgabe angekündigt, deren Lösung nichts Geringeres beabsichtigte als eine beurtheilende Darstellung der deutschen

Philosophie von Kant bis auf die heutige Stunde, mit besonderer Berücksichtigung des ersteren, des großen Immanuel Kant, von dem die Franzosen so viel reden gehört, daß sie schier neugierig geworden. Einst wollte sogar Napoleon sich über die Kant'sche Philosophie unterrichten, und er beauftragte irgend einen französischen Gelehrten, ihm ein Resumé derselben zu liefern, welches aber auf einige Quartseiten zusammengedrängt sein müsse. Fürsten brauchen nur zu befehlen. Das Resumé ward unverzüglich und in vorgeschriebener Form angefertigt. Wie es aussah, weiß der liebe Himmel, und nur so viel ist mir bekannt, daß der Kaiser, nachdem er die wenigen Quartseiten aufmerksam durchgelesen, die Worte aussprach: „alles dieses hat keinen praktischen Werth, und die Welt wird wenig gefördert durch Menschen wie Kant, Cagliostro, Swedenborg und Philadelphia.“ — Die große Menge in Frankreich hält Kant noch immer für einen neblichten, wo nicht gar benebelten Schwärmer, und noch jüngst las ich in einem französischen Romane die Phrase: *le vague mystique de Kant*. Einer der größten Philosophen der Franzosen ist unstreitig Pierre Leroux, und dieser gestand mir vor sechs Jahren: erst aus der Allemagne von Henri Heine habe er die Einsicht gewonnen, daß die deutsche Philosophie nicht so mystisch und religiös sei wie man das französische Publicum bisher glauben machte, sondern im Gegentheil sehr kalt, fast frostig abstract und ungläubig bis zur Negation des Allerhöchsten.

In der erwähnten Sitzung der Academie gab uns Mignet, der *Secrétaire perpetuel*, eine *Notion historique* über das Leben und Wirken des verstorbenen Destutt de Tracy. Wie in allen seinen Erzeugnissen beurkundete Mignet auch hier sein schönes großes Darstellungstalent, seine bewunderungswürdige Kunst des Auffassens aller charakteristischen Zeitmomente und Lebensverhältnisse, seine heitere klare Verständlichkeit. Seine Rede über Destutt de Tracy ist bereits im Druck erschienen und es bedarf also hier keines ausführlichen Referats. Nur beiläufig will ich einige Bemerkungen hinwerfen, die sich mir besonders aufdrängten, während Mignet das schöne Leben jenes Edelmanns erzählte, der dem stolze Feudaladel entsprossen und während seiner Jugend ein wackerer Soldat war, aber dennoch mit großmüthigster Selbstverläugnung und Selbstaufopferung die Partei des Fortschrittes ergriff und ihr bis zum letzten Athemzug treu blieb. Derselbe Mann, der mit Lafayette in den achtziger Jahren für die Sache der Freiheit Gut und Blut einsetzte, fand sich mit dem alten Freunde wieder zusammen am 29. Juli 1830 bei den Barricaden von Paris, unverändert in seinen Gesinnungen; nur seine Augen waren erloschen, sein Herz war licht und jung geblieben. Der französische Adel hat sehr viele, erstaunlich viele solcher Erscheinungen hervorgebracht, und das Volk weiß es auch, und diese Edelleute, die seinen Interessen solche Ergebenheit bewiesen, nennt es *les bons nobles*. Mißtrauen gegen den Adel im Allgemei-

nen mag sich in revolutionairen Zeiten zwar als nützlich herausstellen, wird aber immer eine Ungerechtigkeit bleiben. In dieser Beziehung gewährt uns eine große Lehre das Leben eines Tracy, eines Rochefoucauld, eines d'Argenson, eines Lafayette und ähnlicher Ritter der Volksrechte.

Gerade, unbeugsam und schneidend, wie einst sein Schwert, war der Geist des Destutt de Tracy, als er sich später in jene materialistische Philosophie warf, die in Frankreich durch Condillac zur Herrschaft gelangte. Letzterer wagte nicht die letzten Consequenzen dieser Philosophie auszusprechen, und wie die meisten seiner Schule ließ er dem Geiste immer noch ein abgeschiedenes Winkelschen im Universalreiche der Materie. Destutt de Tracy aber hat dem Geiste auch dieses letzte Refugium aufgekündigt, und seltsam! zu derselben Zeit wo bei uns in Deutschland der Idealismus auf die Spitze getrieben und die Materie geläugnet wurde, erklimmte in Frankreich das materialistische Princip seinen höchsten Gipfel und man läugnete hier den Geist. Destutt de Tracy war sozusagen der Richte des Materialismus.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß Napoleon gegen die philosophische Coterie, wozu Tracy, Cabanis und Consorten gehörten, eine so besorgliche Abneigung hegte und sie mitunter sehr streng behandelte. Er nannte sie Ideologen und er empfand eine vage, schier abergläubische Furcht vor jener Ideologie, die doch nichts anderes war als der schäumende Aufguss der materialistischen Philosophie; diese hatte freilich die größte Umwälzung gefördert und die schauerlichsten Zerstörungskräfte offenbart, aber ihre Mission war vollbracht und also auch ihr Einfluß beendet. Bedrohlicher und gefährlicher war jene entgegengesetzte Doctrin, die unbeachtet in Deutschland emportauchte und späterhin so viel beitrug zum Sturz der französischen Gewaltherrschaft. Es ist merkwürdig, daß Napoleon auch in diesem Fall nur die Vergangenheit begriff und für die Zukunft weder Ohr noch Auge hatte. Er ahnte einen vererblichen Feind im Reich des Gedankens, aber er suchte diesen Feind unter alten Perücken, die noch vom Puder des achtzehnten Jahrhunderts stäubten; er suchte ihn unter französischen Greisen, statt unter der blonden Jugend der deutschen Hochschulen. Da war unser Vierfürst Herodes viel geschickter als er die gefährliche Brut in der Wiege verfolgte und den Kindermord befaß. Doch auch ihm fruchtete nicht viel die größere Pflückigkeit, die an dem Willen der Vorsehung zu Schanden wurde — seine Schergen kamen zu spät, das furchtbare Kind war nicht mehr in Bethlehem, ein treues Gelein trug es rettend nach Aegypten. Ja, Napoleon besaß Scharfblick nur für Auffassung der Gegenwart oder Würdigung der Vergangenheit, und er war stockblind für jede Erscheinung, worin sich die Zukunft ankündigte. Er stand auf dem Balcon seines Schlosses zu Saint-Cloud, als das erste Dampfschiff dort auf

der Seine vorüberfuhr, und er merkte nicht im mindesten die weltumgestaltende Bedeutung dieses Phänomens!

45.

Paris, den 20. Juni 1842.

In einem Lande, wo die Eitelkeit so viele eifrige Jünger zählt, wird die Zeit der Deputirtenwahl immer eine sehr bewegte sein. Da die Deputation aber nicht blos die Eigenliebe reizt, sondern auch zu den fettesten Aemtern und zu den einträglichsten Einflüssen führt; da hier also nicht blos der Ehrgeiz, sondern auch die Habsucht ins Spiel kommt; da es sich hier auch um jene materiellen Interessen handelt, denen unser Zeitalter so inbrünstig huldigt: so ist die Deputirtenwahl ein wahrer Wettlauf, ein Pferderennen, dessen Anblick für den fremden Zuschauer eher curios als erfreulich sein mag. Es sind nämlich nicht eben die schönsten und besten Pferde, die bei solchem Rennen zum Vorschein kommen, nicht die inwohnenden Tugenden der Stärke, des Vollbluts, der Ausdauer kommen hier in Anschlag, sondern nur die leichtfüßige Behendigkeit. Manches edle Roß, dem der feurigste Schlachtmuth aus den Nüstern schnaubt und Vernunft aus den Augen blizt, muß hier einem mageren Klepper nachsehen, der aber zu Triumphen auf dieser Bahn ganz besonders abgerichtet worden. Ueberstolze, störrige Gänle gerathen hier schon beim ersten Anlauf in ungeitiges Bäumen oder sie vergalopiren sich. Nur die dressirte Mittelmäßigkeit erreicht das Ziel. Daß ein Pegasus beim parlamentarischen Rennen kaum zugelassen wird und tausenderlei Ungunst zu erfahren hat, versteht sich von selbst; denn der Unglückselige hat Flügel und könnte sich einst höher emporschwingen als der Plafond des Palais Bourbon gestattet. Eine merkwürdige Erscheinung, daß unter den Wettrennern fast ein Duzend von arabischer, oder um noch deutlicher zu sprechen, von semitischer Race. Doch was geht das uns an! Uns interessirt nicht dieser mäkelnde Lärm, dieses Stampfen und Wiehern der Selbstsucht, dieses Getümmel der schäbigen Zwecke, die sich mit den brillantesten Farben geschmückt, das Geschrei der Stallknechte und der stäubende Mist — uns kümmert blos zu erfahren: werden die Wahlen zu Gunsten oder zum Nachtheil des Ministeriums ausfallen? Man kann hierüber noch nichts Bestimmtes melden. Und doch ist das Schicksal Frankreichs und vielleicht der ganzen Welt von der Frage abhängig, ob Guizot in der neuen Kammer die Majorität behalten wird oder nicht. Hiermit will ich keineswegs der Vermuthung Raum geben, als könnten unter den neuen Deputirten sich ganz gewaltige Eisenfresser aufthun und die Bewegung aufs höchste treiben. Nein, diese Ankömmlinge werden nur klingende Worte zu Markte bringen

und sich vor der That eben so bescheidenlich fürchten wie ihre Vorgänger; der entschiedenste Neuerer in der Kammer will nicht das Bestehende gewaltsam umstürzen, sondern nur die Befürchtungen der obern Mächte und die Hoffnungen der untern für sich selber ausbeuten. Aber die Verwirrungen, Verwicklungen und momentanen Nöthen, worin die Regierung in Folge dieses Treibens gerathen kann, geben den dunkeln Gewalten, die im Verborgenen lauern, das Signal zum Losbruch, und wie immer erwartet die Revolution eine parlamentarische Initiative. Das entseßliche Rab käme dann wieder in Bewegung, und wir sähen diesmal einen Antagonisten auftreten, welcher der schrecklichste sein dürfte von allen die bisher mit dem Bestehenden in die Schranken getreten. Dieser Antagonist bewahrt noch sein schreckliches Incognito und residirt wie ein blürftiger Prätendent in jenem Erdgeschoß der officiellen Gesellschaft, in jenen Katafomben, wo unter Lob und Verwufung das neue Leben keimt und knospet. Communismus ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft in allen ihren Consequenzen dem heutigen Bourgeoisie-Regimente entgegensetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf sein. Wie möchte er enden? Das wissen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt ist. Nur so viel wissen wir: der Communismus, obgleich er jetzt wenig besprochen wird und in verborgenen Dachstuben auf seinem elenden Strohlager hinlungert, so ist er doch der düst're Held, dem eine große wenn auch nur vorübergehende Rolle beschieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harret, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher diesen Acteur nie aus den Augen verlieren und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er sich zu seinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen sind vielleicht wichtiger als alle Mittheilungen über Wahlumtriebe Parteihader und Cabinetintriguen.

46.

Paris, den 12. Juli 1842.

Das Resultat der Wahlen werden Sie aus den Zeitungen ersehen. Hier in Paris braucht man nicht erst die Blätter darüber zu consultiren, es ist auf allen Gesichtern zu lesen. Gestern sah es hier sehr schwül aus und die Gemüther verriethen eine Aufregung, wie ich sie nur in großen Krisen bemerkt habe. Die alten wohlbekannten Sturmvögel rauschten wieder unsichtbar durch die Luft und die schläfrigsten Köpfe wurden plötzlich aufgeweckt aus der zweijährigen Ruhe. Ich gestehe daß ich selbst, angeweht von dem furchtbaren Flügel Schlag, ein gewaltiges Herzbeben empfand. Ich fürchte mich immer im ersten Anfang, wenn ich die Dämonen der Umwälzung entzögelt sehe; später-

hin bin ich sehr gefaßt und die tollsten Erscheinungen können mich weder beunruhigen noch überraschen, eben weil ich sie vorausgesehen. Was wäre das Ende dieser Bewegung, wozu Paris wieder wie immer das Signal gegeben? Es wäre der Krieg, der gräßlichste Zerstörungskrieg, der leider die beiden edelsten Völker der Civilisation in die Arena riefte zu beider Verderben; ich meine Deutschland und Frankreich. England, die große Wasserschlange, die immer in ihr ungeheures Wassernest zurückfrischen kann, und Rußland, das in seinen ungeheuren Höhlen, Steppen und Eisgebirgen ebenfalls die sichersten Verstecke hat, diese beiden können in einem gewöhnlichen politischen Kriege, selbst durch die entschiedensten Niederlagen, nicht ganz zu Grunde gerichtet werden: — aber Deutschland ist in solchen Fällen weit schlimmer bedroht, und gar Frankreich könnte in der kläglichsten Weise seine politische Existenz einbüßen. Doch das wäre nur der erste Act des großen Spectakelsstücks, gleichsam das Vorspiel. Der zweite Act ist der europäische, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede sein: nur Ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur Einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiösen Doctrinen der Vergangenheit in allen Ländern sich zu einem verzweiflungswollen Widerstand erheben, und wird etwa dieser Versuch den dritten Act bilden? Wird gar die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Costum und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieses Schauspiel schließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daß man der großen Wasserschlange am Ende das Haupt zertreten und dem Bären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird vielleicht alsdann nur Einen Hirten und Eine Heerde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenheerde! Wilde, düstere Zeiten bröhen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, daß die älteren Johanneischen Thiersymbole dagegen nur sanfte Läubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menschenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus Besorgniß über das eigene Schicksal. Die Zukunft riecht nach Dürren, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügelein. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaul zur Welt zu kommen.

47.

Paris, den 15. Juli 1842.

Meine dunkle Ahnung hat mich leider nicht getäuscht; die trübe Stimmung, die mich seit einigen Tagen fast beugte und mein Auge umflorte, war das Vorgefühl eines Unglücks. Nach dem jauchzenden Uebermuth von vorgestern ist gestern ein Schrecken, eine Bestürzung eingetreten, die unbeschreiblich, und die Pariser gelangen durch einen unvorhergesehenen Todesfall zur Erkenntniß, wie wenig die hiesigen Zustände gesichert und wie gefährlich jedes Rütteln. Und sie wollten doch nur ein Bißchen rütteln, keineswegs durch allzustarke Stöße das Staatsgebäude erschüttern. Wäre der Herzog von Orleans einige Tage früher gestorben, so hätte Paris keine zwölf Oppositionsdeputirten im Gegensatz zu zwei Conservativen gewählt, und nicht durch diesen ungeheuren Act die Bewegung wieder in Bewegung gesetzt. Dieser Todesfall stellt alles Bestehende in Frage, und es wird ein Glück sein, wenn die Anordnung der Regentschaft, für den Fall des Ablebens des jetzigen Königs, so bald als möglich und ohne Störnß von den Kammern berathen und beschlossen wird. Ich sage von den Kammern, denn das königliche Hausgesetz ist hier nicht ausreichend wie in andern Ländern. Die Discussionen über die Regentschaft werden daher die Kammern zunächst beschäftigen und den Leidenschaften Worte leihen. Und geht auch alles ruhig von statten, so steht uns doch ein provisorisches Interregnum bevor, das immer ein Mißgeschick und ein ganz besonders schlimmes Mißgeschick ist für ein Land, wo die Verhältnisse noch so wackelig sind und eben der Stabilität am meisten bedürfen. Der König soll in seinem Unglück die höchste Charakterstärke und Besonnenheit beweisen, obgleich er schon seit einigen Wochen sehr niedergeschlagen war. Sein Geist ward in der letzten Zeit durch sonderbare Ahnungen getrübt. Er soll unlängst an Thiers, vor dessen Abreise, einen Brief geschrieben haben, worin er sehr viel vom Sterben sprach, aber er dachte gewiß nur an den eigenen Tod. Der verstorbene Herzog von Orleans war allgemein geliebt, ja angebetet. Die Nachricht seines Todes traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel und Betrübniß herrscht unter allen Volksclassen. Um zwei Uhr gestern Nachmittag verbreitete sich auf der Börse, wo die Fonds gleich um drei Francs fielen, ein dumpfes Unglücksgerücht. Aber Niemand wollte recht daran glauben. Auch kam der Prinz erst um vier Uhr, und der Todesnachricht ward bis um diese Zeit von vielen Seiten widersprochen. Noch um fünf Uhr bezweifelte man sie. Als aber um sechs Uhr vor den Theatern ein weißer Papierstreif über die Comédienzettel geklebt und Meläche angekündigt wurde, da merkte jeder die schreckliche Wahrheit. Wie sie angeträngt kamen, die gepuderten Französinnen, und statt des geputzten Schan-

spiels nur die verschlossenen Thüren sahen und von dem Unglück hörten, das bei Neuilly, auf dem Weg, der le chemin de la révolte heißt, passiert war, da stürzten die Thränen aus manchen schönen Augen, da war nichts als ein Schluchzen und Jammern um den schönen Prinzen, der so hübsch und so jung dahin sank, eine theure ritterliche Gestalt, Franzose im liebenswürdigsten Sinne, in jeder Beziehung der nationalen Beklagniß würdig. Ja, er fiel in der Blüthe seines Lebens, ein heiterer heldenmüthiger Jüngling, und er verblutete so rein, so unbefleckt, so beglückt, gleichsam unter Blumen, wie einst Adonis! Wenn er nur nicht gleich nach seinem Tod in schlechten Versen und in noch schlechterer Lafaienprosa gefeiert wird! Doch das ist das Loos des Schönen hier auf Erden. Vielleicht während der wahrhafteste und stolze Schmerz das französische Volk erfüllt und nicht blos schöne Frauenthänen dem Hingeschiebenen fließen, sondern auch freie Männerthänen sein Andenken ehren, hält sich die officielle Trauer schon etwelche Zwiebeln vor die Nase, um betrüglisch zu flennen, und gar die Narrheit windet schwarze Flöre um die Glöckchen ihrer Kappe, und wir hören bald das tragikomische Geflingel. Besonders die larmoyante Faselhansflei, lauwarms Spüllicht der Sentimentalität, wird sich bei dieser Gelegenheit geltend machen. Vielleicht zu dieser Stunde schon leucht Laskite nach Neuilly und umarmt den König mit deutschester Rührung, und die ganze Opposition wischt sich das Wasser aus den Augen. Vielleicht schon in dieser Stunde besteigt Chateaubriand sein melancholisches Flügelroß, seine gefiederte Rosinante, und schreibt eine hohltönende Condolation an die Königin. Widerwärtige Weichlichkeit und Frage! und der Zwischenraum ist sehr klein, der hier das Erhabene vom Lächerlichen trennt. Wie gesagt, vor den Theatern auf den Boulevards erfuhr man gestern die Gewißheit des betrübten Ereignisses, und hier bildeten sich überall Gruppen um die Redner, welche die nähern Umstände mit mehr oder weniger Zuthat und Ausschmückung erzählten. Mancher alte Schwäger, der sonst nie Zuhörer findet, benutzte diese Gelegenheit, um ein aufmerksames Publicum um sich zu versammeln und die öffentliche Neugier im Interesse seiner Rhetorik auszubuten. Da stand ein Kerl vor den Variétés, der ganz besonders pathetisch declamirte, wie Therämen in der Phädra: il était sur son char u. s. w. Es hieß allgemein, indem der Prinz vom Wagen stürzte, sei sein Degen gebrochen und der obere Stumpf ihm in die Brust gedrungen. Ein Augenzeuge wollte wissen, daß er noch einige Worte gesprochen, aber in deutscher Sprache. Uebrigens herrschte gestern überall eine leidende Stille, und auch heute zeigt sich in Paris keine Spur von Unruhe.

Paris, den 19. Juli 1842.

Der verstorbene Herzog von Orleans bleibt fortwährend das Tagesgespräch. Noch nie hat das Ableben eines Menschen so allgemeine Trauer erregt. Es ist merkwürdig, daß in Frankreich, wo die Revolution noch nicht ausgegährt, die Liebe für einen Fürsten so tief wurzeln und sich so großartig manifestiren konnte. Nicht blos die Bourgeoise, die alle ihre Hoffnungen in den jungen Prinzen setzte, sondern auch die untern Volksklassen beklagen seinen Verlust. Als man das Juliusfest vertagte und auf der Place de la Concorde die großen Gerüste abbrach, die zur Illumination dienen sollten, war es ein herzerreißender Anblick, wie das Volk sich auf die niebergerissenen Balken und Bretter setzte und über den Tod des theuren Prinzen jammerte. Eine düstere Betrübniß lag auf allen Gesichtern und der Schmerz derjenigen, die kein Wort sprachen, war am beredsamsten. Da flossen die reblichsten Thränen und unter den Weinenden war gewiß mancher, der in der Tabagie mit seinem Republikanismus prahlte.

Aber für Frankreich ist der Tod des jungen Prinzen ein wirkliches Unglück, und er dürfte weniger Tugenden besessen haben als ihm nachgerühmt werden, so hätten doch die Franzosen hinlängliche Ursache zum Weinen, wenn sie an die Zukunft denken. Die Regentschaftsfrage beschäftigt schon alle Köpfe und leider nicht blos die geschriebten. Viel Unsinn wird bereits zu Markt gebracht. Auch die Arglist weiß hier eine Ideenverwirrung anzuzetteln, die sie zu ihren Parteiwecken auszubenten hofft, und die in jedem Fall sehr bedenkliche Folgen haben kann. Genießt der Herzog von Nemours wirklich die allerhöchste Ungnade des souverainen Volks, wie mit übertriebenem Eifer behauptet wird? Ich will nicht darüber urtheilen. Noch weniger will ich die Gründe seiner Ungnade untersuchen. Das Vornehme, Feine, Ablehnende, Patricierhafte in der Erscheinung des Prinzen ist wohl der eigentliche Anlagepunkt. Das Aussehen des Orleans war ebel, das Aussehen des Nemours ist abelig. Und selbst wenn das Aeußere dem Innern entspräche, wäre der Prinz deshalb nicht minder geeignet, einige Zeit als Gonsaloniere der Demokratie derselben die besten Dienste zu leisten, da dieses Amt, durch die Macht der Verhältnisse, ihm die größte Verläugnung der Privatgefühle geböte: denn sein verhaßtes Haupt stünde hier auf dem Spiele. Ich bin sogar überzeugt, die Interessen der Demokratie sind weit weniger gefährdet durch einen Regenten, dem man wenig traut und den man beständig controlirt, als durch einen jener Günstlinge des Volks, denen man sich mit Kinder Vorliebe hingiebt und die am Ende doch nur Menschen sind, wandelbare Geschöpfe, unterworfen den Veränderungen-

gesehen der Zeit und der eigenen Natur. Wie viele populäre Kronprinzen haben wir unbeliebt enden sehen! Wie grauenhaft widerwärtig zeigte sich das Volk in Bezug auf die ehemaligen Lieblinge! Die französische Geschichte ist besonders reich an betäubenden Beispielen. Mit welchem Freudenrauschen umfingelte das Volk den jungen Ludwig XIV. — mit thränenlosem Kaltfinn sah es den Greis begraben. Ludwig XV. hieß mit Recht *le bien-aimé* und mit wahrer Affenliebe huldigten ihm die Franzosen im Anfang; als er starb, lachte man und piff man Schelmenlieder: man freute sich über seinen Tod. Seinem Nachfolger Ludwig XVI. ging es noch schlimmer, und er, der als Kronprinz fast angebetet wurde und der im Beginn seiner Regierung für das Muster aller Vollkommenheit galt, er ward von seinem Volke persönlich mißhandelt und sein Leben ward sogar verkürzt, in der bekannten maffekäts-verbrecherischen Weise, auf der Place de la Concorde. Der letzte dieser Linie, Karl X., war nichts weniger als unpopulair, als er auf den Thron stieg, und das Volk begrüßte ihn damals mit unbeschreiblicher Begeisterung; einige Jahre später ward er zum Lande hinaus escortirt, und er starb den harten Tod des Grils. Der Solonische Spruch, daß man Niemand vor seinem Ende glücklich preisen möge, gilt ganz besonders von den Königen von Frankreich. Laßt uns daher den Tod des Herzogs von Orleans nicht deshalb beweinen, weil er vom Volke so sehr geliebt ward und demselben eine so schöne Zukunft versprach, sondern weil er als Mensch unsere Thränen verdiente. Laßt uns auch nicht so sehr jammern über die sogenannte ruhmlose Art, über das banal Zufällige seines Endes. Es ist besser, daß sein Haupt gegen einen harmlosen Stein zerschellte, als daß die Kugel eines Franzosen oder eines Deutschen ihm den Tod gab. Der Prinz hatte eine Vorahnung seines frühen Sterbens, meinte aber, daß er im Kriege oder in einer Emeute fallen würde. Bei seinem ritterlichen Muth, der jeder Gefahr trotzte, war dergleichen sehr wahrscheinlich. — Der königliche Dulder, Ludwig Philipp, benimmt sich mit einer Fassung, die jeden mit Ehrfurcht erfüllt. Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenlosem Kummer, aber sein Geist bleibt ungebeugt, und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth seiner Erhaltung tiefer gefühlt, als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von seinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!

49.

Paris, den 26. Juli 1842.

Die Thronrede ist kurz und einfach. Sie sagt das Wichtigste in der würdigsten Weise. Der König hat sie selbst verfaßt. Sein Schmerz zeigt sich in
Seine. VI.

einer puritanischen, ich möchte sagen republikanischen Prunklosigkeit. Er, der sonst so redselig, ist seitdem sehr wortfarg geworden. Das schweigende Empfangen in den Tuilleries vor einigen Tagen hatte etwas ungemein Erbsinniges, beinahe Geisterhaftes; ohne eine Silbe zu sprechen, gingen über tausend Menschen bei dem König vorüber, der stumm und leidend sie ansah. Es heißt daß in Notre-Dame das angekündigte Requiem nicht stattfinde; der König will bei dem Begräbniß seines Sohnes keine Musik; Musik erinnere allzusehr an Spiel und Fest. — Sein Wunsch, die Regentschaft auf seinen Sohn übertragen zu sehen und nicht auf seine Schwiegertochter, ist in der Adresse hinlänglich angedeutet. Dieser Wunsch wird wenig Widerrede finden, und Remours wird Regent, obgleich dieses Amt der schönen und geistreichen Herzogin gebührt, die, ein Muster von weiblicher Vollkommenheit, ihres verstorbenen Gemahles so würdig war. Gestern sagte man, der König werde seinen Enkel, den Grafen von Paris, in die Deputirtenkammer mitbringen. Viele wünschten es, und die Scene wäre gewiß sehr rührend gewesen. Aber der König vermeidet jetzt, wie gesagt, alles was an das Pathos der Feudalmonarchie erinnert. — Ueber Ludwig Philipps Abneigung gegen Weiberregentschaften sind viele Aeußerungen ins Publicum gedrungen. Der dümmste Mann, soll er gesagt haben, werde immer ein besserer Regent sein als die klügste Frau. Hat er deshalb dem Remours den Vorzug gegeben vor der klugen Felene?

50.

Paris, den 29. Juli 1842.

Der Gemeinderath von Paris hat beschlossen, das Elefantenmodell, das auf dem Bastillenplatz steht, nicht zu zerstören, wie man anfangs beabsichtigte, sondern zu einem Gusse in Erz zu benützen und das hervorgehende Monument am Eingange der Barrière du Trône aufzustellen. Ueber diesen Municipalschluß spricht das Volk der Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau fast eben so viel wie die höhern Classen über die Regentschaftsfrage. Jener colossale Elephant von Gyps, welcher schon zur Kaiserzeit aufgestellt ward, sollte später als Modell des Denkmals dienen, das man der Juliusrevolution auf dem Bastillenplätze zu widmen gedachte. Seitdem ward man andern Sinnes, und man errichtete zur Verherrlichung jenes glorreichen Ereignisses die große Juliussäule. Aber die Forträumung des Elefanten erregte große Besorgnisse. Es ging nämlich unter dem Volke das unheimliche Gerücht von einer ungeheuren Anzahl Ratten, die sich im Innern des Elefanten eingenistet hätten, und es sei zu befürchten, daß wenn man die große Gypsbestie niederreißt, eine Legion von kleinen aber sehr gefährlichen Schen-

salen zum Vorschein käme, die sich über die Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau verbreiten würden. Alle Unterröcke zitterten bei dem Gedanken an solche Gefahr, und sogar die Männer ergriff eine unheimliche Furcht vor der Invasion jener langgeschwänzten Gäste. Es wurden dem Magistrate die unterthänigsten Vorstellungen gemacht, und in Folge derselben vertagte man das Niederreißen des großen Gyps-Elephanten, der seitdem jahrelang auf dem Bastillenplätze ruhig stehen blieb. Sonderbares Land! wo trotz der allgemeinen Zerstörungssucht sich dennoch manche Dinge erhalten, da man allgemein die schlimmeren Dinge fürchtet, die an ihre Stelle treten könnten! Wie gern würden sie den Ludwig Philipp niederreißen, diesen großen klugen Elephanten, aber sie fürchten Se. Majestät den souverainen Rattenkönig, das tausendköpfige Ungeheum, das alsdann zur Regierung käme, und selbst die adeligen und geistlichen Feinde der Bourgeoise, die nicht eben mit Blindheit geschlagen sind, suchen aus diesem Grunde den Juliesthron zu erhalten; nur die ganz beschränkten, die Spieler und Falschspieler unter den Aristokraten und Clericalen, sind Pessimisten und speculiren auf die Republik oder vielmehr auf das Chaos, das unmittelbar nach der Republik eintreten dürfte.

Die Bourgeoise selbst ist ebenfalls vom Dämon des Zerstörens besessen, und wenn sie auch die Republik nicht eben fürchtet, so hat sie doch eine instinctmäßige Angst vor dem Communismus, vor jenen düstern Gesellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jetzigen Regiments hervorstürzen würden. Ja, vor einer Republik von der frühern Sorte, selbst vor ein Bißchen Robespierismus, hätte die französische Bourgeoise keine Furcht, und sie würde sich leicht mit dieser Regierungsform ausöhnen und ruhig auf die Wache ziehen und die Lullerien beschützen, gleichviel ob hier ein Ludwig Philipp oder ein Comité-bu-Salut-public residirt; denn die Bourgeoise will vor allem Ordnung und Schutz der bestehenden Eigenthumsrechte — Begehrnisse, die eine Republik eben so gut wie das Königthum gewähren kann. Aber diese Bourgeois ahnen, wie gesagt, instinctmäßig, daß die Republik heutzutage nicht mehr die Principien der neunziger Jahre vertreten möchte, sondern nur die Form wäre, worin sich eine neue, unerhörte Proletarierherrschaft mit allen Glaubenssätzen der Gütergemeinschaft geltend machen würde. Sie sind Conservative durch äußere Nothwendigkeit, nicht durch innern Trieb, und die Furcht ist hier die Stütze aller Dinge.

Wird diese Furcht noch auf lange Zeit vorhalten? Wird nicht eines frühen Morgens der nationale Leichtsinn die Köpfe ergreifen und selbst die Aengstlichen in den Strudel der Revolution fortreißen? Ich weiß es nicht, aber es ist möglich, und die Wahlergebnisse zu Paris sind sogar ein Merkmal, daß es wahrscheinlich ist. Die Franzosen haben ein kurzes Gedächtniß und vergessen sogar ihre gerechtesten Befürchtungen. Deshalb treten sie so oft auf als Ac-

teure, ja als Hauptacteurs, in der ungeheuern Tragödie, die der liebe Gott auf der Erde auführen läßt. Andere Völker erleben ihre große Bewegungsperiode, ihre Geschichte, nur in der Jugend, wenn sie nämlich ohne Erfahrung sich in die That stürzen; denn später, im reifern Alter, hält das Nachdenken und das Abwägen der Folgen die Völker wie die Individuen vom raschen Handeln zurück, und nur die äußere Noth, nicht die eigene Willensfreude, treibt diese Völker in die Arena der Weltgeschichte. Aber die Franzosen behalten immer den Leichtsinns der Jugend, und so viel sie auch gestern gethan und gelitten, sie denken heute nicht mehr daran, die Vergangenheit erlöscht in ihrem Gedächtniß, und der neue Morgen treibt sie zu neuem Thun und neuen Leiden. Sie wollen nicht alt werden und sie glauben sich vielleicht die Jugend selbst zu erhalten, wenn sie nicht ablassen von jugendlicher Beißbrung, jugendlicher Sorglosigkeit und jugendlicher Großmuth! Ja Großmuth, eine fast kindische Güte im Verzeihen, bildet einen Grundzug des Charakters der Franzosen; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß diese Tugend mit ihren Gebrechen aus demselben Born, der Vergesslichkeit, hervorquillt. Der Begriff „Verzeihen“ entspricht bei diesem Volke wirklich dem Worte „Vergessen“, dem Vergessen der Beleidigung. Wäre dies nicht der Fall, es gäbe täglich Mord und Mordschlag in Paris, wo bei jedem Schritte sich Menschen begegnen, zwischen denen eine Blutschuld existirt.

Diese charakteristische Gutmüthigkeit der Franzosen äußert sich in diesem Augenblick ganz besonders in Bezug auf Ludwig Philipp, und seine ärgsten Feinde im Volk, mit Ausnahme der Carlisten, offenbaren eine rührende Theilnahme an seinem häuslichen Unglück. Ich möchte behaupten, der König ist jetzt wieder populär. Als ich gestern vor Notre-Dame die Vorbereitungen zur Leichenseier betrachtete und dem Gespräch der Kurzsadden zuhörte, die dort versammelt standen, vernahm ich unter andern die naive Aeußerung: der König könne jetzt ruhig in Paris spazieren gehen und es werde Niemand auf ihn schießen. (Welche Popularität!) Der Tod des Herzogs von Orleans, der allgemein geliebt war, hat seinem Vater die störrigsten Herzen wiedergewonnen, und die Ehe zwischen König und Volk ist durch das gemeinschaftliche Unglück gleichsam aufs neue eingesegnet worden. Aber wie lange werden die schwarzen Blüthenwochen dauern

51.

Paris, den 17. September 1842.

Nach einer vierwöchentlichen Reise bin ich seit gestern wieder hier, und ich gestehe, das Herz jauchzte mir in der Brust, als der Postwagen über das ge-

liebe Pflaster der Boulevards dahinrollte, als ich den ersten Zugaben mit lächelnden Grifsettengeschictern vorüberfuhr, als ich das Glodengeläute der Cooverkäufer vernahm, als die goldselige civilisirte Luft von Paris mich wieder anwehte. Es wurde mir fast glücklich zu Muth, und den ersten Nationalgardisten, der mir begegnete, hätte ich amarmen Können; sein zahmes gutmüthiges Gesicht grüßte so wigig hervor unter der wilden rauhen Bärenmütze, und sein Bajonet hatte wirklich etwas Intelligentes, wodurch es sich von den Bajonetten anderer Corporationen so beruhigend unterscheidet. Warum aber war die Freude bei meiner Rückkehr nach Paris diesmal so überschwänglich, daß es mich fast bedünkte als beträte ich den süßen Boden der Heimath, als hörte ich wieder die Laute des Vaterlandes? Warum läßt Paris einen solchen Zauber auf Fremde, die in seinem Reichthum einige Jahre verlebt? Viele wadere Landeute, die hier sesshaft, behaupten, an keinem Ort der Welt könne der Deutsche sich heimischer fühlen als in Paris, und Frankreich selbst sei am Ende unserm Herzen nichts anderes als ein französisches Deutschland.

Aber diesmal ist meine Freude bei der Rückkehr doppelt groß: ich komme aus England. Ja, aus England, obgleich ich nicht den Canal durchschiffte. Ich verweilte nämlich während vier Wochen in Boulogne-sur-mer, und das ist bereits eine englische Stadt. Man sieht dort nichts als Engländer und hört dort nichts als Englisch von Morgens bis Abends, ach, sogar des Nachts, wenn man das Unglück hat, Wandnachbarn zu besitzen, die bis tief in die Nacht bei Thee und Grog politisiren! Während vier Wochen hörte ich nichts als jene Zischlaute des Egoismus, der sich in jeder Silbe, in jeder Betonung ausdrückt. Es ist gewiß eine schreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk das Verdammungsurtheil auszusprechen. Doch in Betreff der Engländer könnte mich der augenblickliche Unmuth zu vergleichen verleiten, und beim Anblick der Masse vergesse ich leicht die vielen wadern und edlen Männer, die sich durch Geist und Freiheitsliebe auszeichnen. Aber diese, namentlich die britischen Dichter, fachen immer desto greller ab von dem übrigen Volk, sie waren isolirte Martyrer ihrer nationalen Verhältnisse, und dann gehören große Genies nicht ihrem particulären Geburtslande, kaum gehören sie dieser Erde, der Schädelstätte ihres Lebens. Die Masse, die Stock-Engländer — Gott verzeih' mir die Sünde — sind mir in tiefster Seele zuwider, und manchmal betrachte ich sie gar nicht als meine Mitmenschen, sondern ich halte sie für leidige Automaten, für Maschinen, deren inwendige Triebfeder der Egoismus. Es will mich dann bedünken, als hörte ich das schnurrende Räderwerk, womit sie denken, fühlen, rechnen, verdauen und beten — ihr Beien, ihr mechanisches anglicanisches Kirchengehen mit dem vergoldeten Gebetbuch unterm Arm, ihre blöde langweilige Sonntagsfeier, ihr linksches Frömmeln ist mir am widerwärtigsten; ich bin fest überzeugt, ein fluchender Franzose ist ein angenehmeres

Schauspiel für die Gottheit, als ein betender Engländer! In andern Zeiten kommen diese Stock-Engländer mir vor wie ein über Eyn, und weit unhelmlicher als die bleichen Schatten der mitternächtlichen Geisterstunde sind mir jene vierschrötigen, rothbädigen Gespenster, die schwitzend im grellen Sonnenlicht umherwandeln. Dabei der totale Mangel an Höflichkeit. Mit ihren eckigen Gliedmaßen, mit ihren steifen Ellenbogen stoßen sie überall an, und ohne sich zu entschuldigen durch ein artiges Wort. Wie müssen diese rothhaarigen Barbaren, die blutiges Fleisch fressen, erst jenen Chinesen verhaßt sein, denen die Höflichkeit angeboren, und die, wie bekannt ist, zwei Drittel ihrer Tageszeit mit der Ausübung dieser Nationaltugend verfrachten und verbüßlingen!

Ich gestehe es, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede, und mein Urtheil, meine Abneigung, wurzelt vielleicht in den Besorgnissen ob der eigenen Wohlfahrt, ob der glücklichen Friedensruhe des deutschen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich tief begriffen habe, welcher schändliche Egoismus auch in ihrer Politik walhet, erfüllen mich diese Engländer mit einer grenzenlosen, grauenhaften Furcht. Ich hege den besten Respekt vor ihrer materiellen Obmacht; sie haben sehr viel von jener brutalen Energie, womit die Römer die Welt unterdrückt, aber sie vereinigen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthagos. Gegen erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die menschenfressenden Ränke jener Pankter der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt wo seine mercantillischen Interessen unterliegen: es giebt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken gerathen, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Waarenlager keinen Absatz mehr findet.

Wie wird England sich aus solcher Geschäftskrisis retten? Ich weiß nicht wie die Frage der Fabrikarbeiter gelöst werden kann; aber ich weiß, daß die Politik des modernen Karthagos nicht sehr wünschlich in ihren Mitteln ist. Ein europäischer Krieg wird dieser Selbstsucht vielleicht zuletzt als das geeignetste Mittel erscheinen, um dem innern Gebreite einige Ableitung nach außen zu bereiten. Die englische Oligarchie speculirt alsdann zunächst auf den Säckel des Mittelstandes, dessen Reichthum in der That colossal ist und zur Befriedigung und Beschwichtigung der unteren Classen hinlänglich ausgedehnt werden dürfte. Wie groß auch ihre Ausgaben für indische und chinesische Expeditionen, wie groß auch ihre finanzielle Noth, wird doch die englische Regierung jetzt den pecuniären Aufwand steigern, wenn es ihre Zwecke fördert. Je größer das heimische Deficit, desto reichlicher wird im Ausland das englische Gold ausgekreut werden: England ist ein Kaufmann, der sich in bankrotem Rußand befindet, und aus Verzweiflung ein Verschwenker wird, oder vielmehr

kein Geldopfer scheut um sich momentan zu halten. Und man kann mit Geld schon etwas anrichten auf dieser Erde, besonders seit jeder die Seligkeit hier unten sucht. Man hat keinen Begriff davon, wie England jährlich die ungeheuersten Summen ausgiebt bloß zur Besoldung seiner ausländischen Agenten, deren Instructionen alle für den Fall eines europäischen Krieges berechnet sind, und wie wieder diese englischen Agenten die heterogensten Talente, Tugenden und Laster im Ausland für ihre Zwecke zu gewinnen wissen.

Wenn wir dergleichen bedenken, wenn wir zur Einsicht gelangen, daß nicht an der Seine, aus Begeisterung für eine Idee und auf öffentlichem Marktplatz, die Ruhe Europas am furchtbarsten gekört werden dürfte, sondern an der Themse, in den verschwiegenen Gemächern des Foreign Office, in Folge des rohen Hungerschreies englischer Fabrikarbeiter; wenn wir dieses bedenken, so müssen wir dorthin manchmal unser Auge richten und nächst der Persönlichkeit der Regierenden auch die andrängende Noth der untern Classen beobachten. Diese gesteigerte Noth ist ein Gebreche, das die unwissenden Selbstherr durch Aderlässe zu heben glauben, aber ein solches Blutvergießen wird eine Verschlimmerung hervordringen. Nicht von Außen, durch die Lanzeite, nein, nur von Innen heraus, durch geistige Medicamente kann der sieche Staatskörper geheilt werden. Nur sociale Ideen könnten hier eine Rettung aus der verhängnißvollsten Noth herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Wersten Englands giebt es keine einzige große Idee; nichts als Dampfmaschinen und Hunger. Jetzt ist freilich der Aufbruch unterdrückt, aber durch öftere Ausbrüche kann es wohl dahin kommen, daß die englischen Fabrikarbeiter, die nur Baum- und Schafwolle zu verarbeiten wissen, sich auch ein Bißchen in Menschenfleisch versuchen und sich die nöthigen Handgriffe aneignen, und endlich dieses blutige Gewerbe ebenso muthvoll ausüben wie ihre Collegen die Duvriers zu Lyon und Paris, und dann dürfte es sich endlich ereignen, daß der Besieger Napoleons, der Feldmarschall Mylord Wellington, der jetzt wieder sein Oberschergen-Amte angetreten hat, mitten in London sein Waterloo fände. In gleicher Weise möchte leicht der Fall eintreten, daß seine Myrmidonen ihrem Meister den Gehorsam aufkündigten. Es zeigen sich jetzt schon sehr bedenkliche Symptome solcher Gesinnung bei dem englischen Militair, und in diesem Augenblick sitzen fünfzig Co'saten im Towergefängniß zu London, welche sich geweigert hatten, auf das Volk zu schießen. Es ist kaum glaublich, und es ist dennoch wahr, daß englische Nothbrüche nicht dem Befehl ihrer Officiere, sondern der Stimme der Menschlichkeit gehorchten und jener Peitsche vergaßen, welche die Krake mit neun Schwänzen (the cat of nine tails) heißt und mitten in der stolzen Hauptstadt der englischen Freiheit ihren Selbverwunden beständig bedroht — die Krake Großbritannien! Es ist herzzerreißend, wenn man liest wie die Weiber weinend den

Soldaten entgegenzutraten und ihnen zuriefen: wir brauchen keine Kugeln, wir brauchen Brod. Die Männer kreuzten ergebungsvoll die Arme und sprachen: den Hunger müßt ihr todtschießen, nicht uns, und unsere Kinder. Der gewöhnliche Schrei war: „Schießt nicht, wir sind ja alle Brüder!“

Solche Verufung auf die Fraternität mahnt mich an die französischen Communisten, bei denen ich ähnliche Redeweisen zuweilen vernahm. Diese Redeweisen, wie ich besonders in Lyon bemerkte, waren durchaus nicht auffallend oder stark gefärbt, weder pikant noch original; im Gegentheil, es waren die abgedroschensten, plattesten Gemeinplätze, welche der Trost der Communisten im Munde führte. Aber die Macht ihrer Propaganda besteht nicht sowohl in einem gut formulirten Prospectus von bestimmten Besklagnissen und bestimmten Forderungen, sondern in einem tiefwehmüthigen und fast sympathetisch wirkenden Ton, womit sie die banalsten Dinge äußern, z. B. „Wir sind alle Brüder“ u. s. w. Der Ton und allenfalls ein geheimer Händedruck bilden alsdann den Commentar zu diesen Worten und verleihen ihnen ihre weitererschütternde Bedeutung. Die französischen Communisten stehen überhaupt auf demselben Standpunkt mit den englischen Fabrikarbeitern, nur daß der Franzose mehr von einer Idee, der Engländer hingegen ganz und gar vom Hunger getrieben wird.

Der Aufruhr in England ist für den Augenblick gestillt, aber nur für den Augenblick; er ist blos vertagt, er wird mit jedesmal gesteigerter Macht aufs neue ausbrechen, und um so gefährlicher, da er immer die rechte Stunde abwarten kann. Wie aus vielen Anzeichen einleuchtet, ist der Widerstand der Fabrikarbeiter jetzt eben so praktisch organisiert wie einst der Widerstand der irischen Katholiken. Die Chartisten haben diese drohende Macht in ihr Interesse zu ziehen und einigermaßen zu discipliniren gewußt, und ihre Verbindung mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern ist vielleicht die wichtigste Erscheinung der Gegenwart. Diese Verbindung entstand auf sehr einfachem Wege, sie war eine natürliche, obgleich die Chartisten sich gern mit einem bestimmten Programm als eine rein politische Partei präsentieren, und die Fabrikarbeiter, wie ich schon oben erwähnt, nur arme Tagelöhner sind, die vor Hunger kaum sprechen können und, gleichgültig gegen alle Regierungsform, nur das liebe Brod verlangen. Aber das Wort meldet selten den innern Herzensgedanken einer Partei, es ist nur ein äußerliches Erkennungszeichen, gleichsam die gesprochene Cocarde; der Chartist, der sich auf die politische Frage zu beschränken vorgiebt, hegt Wünsche im Gemüthe, die mit den vagsten Gefühlen jener hungrigen Handwerker tief übereinstimmen, und diese können ihrerseits immerhin das Programm der Chartisten zu ihrem Selbstgeschrei wählen, ohne ihre Zwecke zu verabsäumen. Die Chartisten nämlich verlangen: erstens, daß das Parlament nur aus einer Kammer bestehe und durch alljährliche Wahlen

erneuert werde; zweitens, daß durch geheimes Votiren die Unabhängigkeit der Wähler sicher gestellt werde; endlich, daß jeder geborene Engländer, der ins Mannesalter getreten, Wähler und wählbar sei. Davon können wir noch immer nicht essen, sagten die nothleidenden Arbeiter, von Gesehbüchern ebenso wenig wie von Kochbüchern wird der Mensch satt, uns hungert. „Wartet nur, entgegnen die Chartisten, bis jetzt saßen im Parlament nur die Reichen, und diese sorgten nur für die Interessen ihrer eigenen Besitzthümer; durch das neue Wahlgesetz, durch die Charte, werden aber auch die Handwerker oder ihre Vertreter ins Parlament kommen, und da wird es sich wohl ausweisen, daß die Arbeit eben so gut wie jeder andere Besitz ein Eigenthumsrecht in Anspruch nehmen kann, und es einem Fabrikherrn ebenso wenig erlaubt sein dürfte, den Tagelohn des Arbeiters nach Willkür herabzusetzen, wie es ihm nicht erlaubt ist, das Mobiliar- oder Immobilienvermögen seines Nachbarn zu beeinträchtigen. Die Arbeit ist das Eigenthum des Volks, und die daraus entspringenden Eigenthumsrechte sollen durch das regenerirte Parlament sanctionirt und geschützt werden.“ Ein Schritt weiter und diese Leute sagen, die Arbeit sei das Recht des Volks; und da dieses Recht auch die Berechtigung zu einem unbedinglichen Arbeitslohn zur Folge hätte, so führt der Chartismus, wo nicht zur Gütergemeinschaft, doch gewiß zur Erschütterung der bisherigen Eigenthumsidee, des Grundpfeilers der heutigen Gesellschaft, und in jenen chartistischen Anfängen läge, in ihre Konsequenzen verfolgt, eine sociale Umwälzung, wogegen die französische Revolution als sehr zahn und bescheiden erscheinen dürfte.

Hier offenbart sich wieder die Hypokrisie und der praktische Sinn der Engländer, im Gegensatz zu den Franzosen: die Chartisten verbergen unter legalen Formen ihren Terrorismus, während die Communisten ihn freimüthig und unumwunden aussprechen. Letztere tragen freilich noch einige Ecken, die letzten Konsequenzen ihres Princips beim rechten Namen zu nennen, und discentirt man mit ihren Häuptlingen, so vertheidigen sich diese gegen den Vorwurf, als wollten sie das Eigenthum abschaffen, und sie behaupten dann, sie wollten im Gegentheil das Eigenthum auf eine breitere Basis etabliren, sie wollten ihm eine umfassendere Organisation verleihen. Du lieber Himmel, ich fürchte, das Eigenthum würde durch den Eifer solcher Organisatoren sehr in die Krümpe gehen, und es würde am Ende nichts als die breite Basis übrig bleiben. „Ich will dir die Wahrheit gestehen,“ sagte mir jüngst ein communistischer Freund, „das Eigenthum wird keineswegs abgeschafft werden, aber es bekommt eine neue Definition.“

Es ist nun diese Definition, die hier in Frankreich dem herrschenden Bürgerstande eine große Angst einflößt, und dieser Angst verdankt Ludwig Philipp seine ergebensten Anhänger, die eifrigsten Stützen seines Thrones. Je hef-

tiger die Stützen zittern, desto weniger schwankt der Thron, und der König braucht nichts zu fürchten, eben weil die Furcht ihm Sicherheit giebt. Auch Guizot erhält sich durch die Angst vor der neuen Definition, die er mit seiner scharfen Dialektik so meisterhaft bekämpft, und ich glaube nicht, daß er so bald unterliegt, obgleich die herrschende Partei der Bourgeoise, für die er so viel gethan und so viel thut, kein Herz für ihn hat. Warum lieben sie ihn nicht? Ich glaube, erstens weil sie ihn nicht verstehen, und zweitens weil man denjenigen, der unsere eignen Güter schützt, immer weit weniger liebt, als denjenigen, der uns fremde Güter verspricht. So war es einst in Athen, so ist es jetzt in Frankreich, so wird es in jeder Demokratie sein, wo das Wort frei ist und die Menschen leichtgläubig.

52.

Paris, den 4. December 1842.

Wird sich Guizot halten? Es hat mit einem französischen Ministerium ganz dieselbe Bewandniß wie mit der Liebe: man kann nie ein sicheres Urtheil fällen über seine Stärke und Dauer. Man glaubt zuweilen, das Ministerium wuzle unerschütterlich fest, und siehe! es stürzt den nächsten Tag durch einen geringen Windzug. Noch öfter glaubt man, das Ministerium wackle seinem Untergang entgegen, es könne sich nur noch wenige Wochen auf den Beinen halten, aber zu unserer Verwunderung zeigt es sich alsbald noch kräftiger als früher und überlebt alle diejenigen, die ihm schon die Leichenrede hielten. Vor vier Wochen, den 29. October, feierte das Guizot'sche Ministerium seinen dritten Geburtstag, es ist jetzt über zwei Jahre alt, und ich sehe nicht ein, warum es nicht länger leben sollte auf dieser schönen Erde, auf dem Boulevards-des-Capucins, wo grüne Bäume und gute Luft. Freilich, gar viele Ministerien sind dort schnell hingerafft worden, aber diese haben ihr frühes Ende immer selbst verschuldet: sie haben sich zu viel Bewegung gemacht. Ja, was bei uns andern die Gesundheit fördert, die Bewegung, das macht ein Ministerium todtkrank, und namentlich der erste März ist daran gestorben. Sie können nicht still sitzen, diese Leutchen. Der öftere Regierungswechsel in Frankreich ist nicht bloß eine Nachwirkung der Revolution, sondern auch ein Ergebnis des Rationalcharakters der Franzosen, denen das Handeln, die Thätigkeit, die Bewegung, ein eben so großes Bedürfnis ist, wie uns Deutschen das Tabakrauchen, das stille Denken und die Gemüthsruhe; gerade dadurch, daß die französischen Staatslenker so rührig sind und sich beständig etwas Neues zu schaffen machen, gerathen sie in halsbrechende Verwicklungen. Dies gilt nicht bloß von den Ministerien, sondern auch von den Dynastien, die im-

mer durch eigene Activität ihre Katastrophe beschleunigt haben. Ja, durch dieselbe fatale Ursache, durch die unermüdlige Activität, ist nicht blos Thiers gefallen, sondern auch der stärkere Napoleon, der bis an sein seliges Ende auf dem Throne geblieben wäre, wenn er nur die Kunst des Stillstehens, die bei uns den kleinen Kindern zuerst gelehrt wird, besessen hätte! Diese Kunst besitzt aber Herr Guizot in einem hohen Grade, er hält sich marmorn still, wie der Obelisk des Luxor, und wird deshalb sich länger erhalten als man glaubt. Er thut nichts, und das ist das Geheimniß seiner Erhaltung. Warum aber thut er nichts? Ich glaube zunächst, weil er wirklich eine gewisse germanische Gemüthsruhe besitzt und von der Sucht der Geschäftigkeit weniger geplagt wird als seine Landsleute. Oder thut er nichts, weil er so viel versteht? Je mehr wir wissen, je tiefer und umfassender unsre Einsichten sind, desto schwerer wird uns das Handeln, und wer alle Folgen jedes Schrittes immer voraussehe, der würde gewiß bald aller Bewegung entsagen und seine Hände nur dazu gebrauchen, um seine eigenen Füße zu binden. Das weiteste Wissen verdammt uns zur engsten Passivität.

Indessen — was auch das Schicksal des Ministeriums sein möge — laßt uns die letzten Tage des Jahres, das Gottlob seinem Ende naht, so resignirt als möglich ertragen! Wenn uns nur der Himmel nicht zum Schluß mit einem neuen Unglück heimsucht! Es war ein schlechtes Jahr, und wäre ich ein Leidenzpoet, ich würde mit meinen mßthönend poltrigsten Versen dem scheidenden Jahre ein Charivari bringen. In diesem schlechten schändlichen Jahre hat die Menschheit viel erduldet und sogar die Banquiers haben einige Verluste erlitten. Welch ein schreckliches Unglück war z. B. der Brand auf der Pariser Eisenbahn! Ich spreche nicht von dem verunglückten Sonntagepublicum, das bei dieser Gelegenheit gebraten oder gesotten wurde: ich spreche vielmehr von der überlebenden Sabbathcompagnie, deren Actien um so viele Procente gefallen sind und die jetzt dem Ausgang der Prozesse, die jene Katastrophe hervorgerufen, mit zitternder Besorgniß entgegensteht. Werden die Stifter der Compagnie den verwaisten oder verstümmelten Opfern ihrer Gewinnsucht einigen Schadenersatz gewähren müssen? Es wäre entsetzlich! Diese beklaugenswerthen Millionaire haben schon so viel eingebüßt, und der Profit von andern Unternehmungen mag in diesem Jahre das Deficit kaum decken. Dazu kommen noch andere Fatalitäten, über die man leicht den Verstand verlieren kann, und an der Börse versicherte man gestern, der Halbbanquier Lünseborn wolle zum Christenthum übergehn. Andern geht es besser, und wenn auch der rivo gauché gänzlich ins Stocken gerieth, könnten wir uns damit trösten, daß die rivo droité desto erfreulicher gedeiht. Auch die süßfranzösischen Eisenbahnen, so wie die jüngst concessionierten, machen gute Geschäfte, und wer gestern noch ein armes Lämpchen war, ist heute schon ein reicher Lump. Na-

mentlich der dünne und langnasige Herr * versichert: er habe „Grind“ mit der Borsehung zufrieden zu sein. Ja, während Ihr andern in philosophischen Speculationen Eure Zeit vertröbelt, speculirte und tröbelte dieser dünne Geist mit Eisenbahnactien, und einer seiner Gönner von der hohen Bank sagte mir jüngst: „Sehen Sie, das Reichthum war gar nichts und jetzt hat es Geld und es wird noch mehr Geld verdienen, und es hat sich all sein Lebtage nicht mit Philosophie abgegeben.“ Wie doch diese Pilze in allen Ländern und Zeiten dieselben gewesen! Mit besonderer Verachtung haben sie immer auf Schriftsteller herabgesehen, die sich mit jenen uneigennützigen Studien beschäftigen, die wir Philosophie nennen. Schon vor achtzehnhundert Jahren, wie Petron erzählt, ließ ein römischer Parvenu sich folgende Grabchrift setzen: „Hier ruht Straberius — er war anfangs gar nichts, er hinterließ jedoch dreihundert Millionen Sesterzien, er hat sich sein Lebtage nicht mit Philosophie abgegeben, folge seinem Beispiel und du wirst dich wohl befinden.“

Hier in Frankreich herrscht gegenwärtig die größte Ruhe. Ein abgematteter, schläfriger, gährender Friede. Es ist alles still, wie in einer verschneiten Winternacht. Nur ein leiser, monotoner Tropfenfall. Das sind die Zinsen, die fortlaufend hinabträufeln in die Capitalien, welche beständig anschwellen; man hört ordentlich wie sie wachsen, die Reichthümer der Reichen. Dazwischen das leise Schluchzen der Armuth. Manchmal auch klistrt etwas, wie ein Messer das gewetzt wird. Nachbarliche Tumulte klümmern uns sehr wenig, und nicht einmal das rasselnde Schildeheben in Barcelona hat uns hier aufgeführt. Der Nordspectakel, der im Studierzimmer der Mademoiselle Heinesfetter zu Brüssel vorfiel, hat uns schon weit mehr interessiert, und ganz besonders sind die Damen ungehalten über dieses deutsche Gemüth, das trotz eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich doch noch nicht gelernt hatte, wie man es anfängt, daß zwei gleichzeitige Anbieter sich nicht auf der Wahlstätte ihres Glücks begegnen. Die Nachrichten aus dem Osten erregten gleichfalls ein unzufriedenes Gemurmel im Volke, und der Kaiser von China hat sich eben so stark blamirt wie Mademoiselle Heinesfetter. Rugloses Blutvergießen, und die Blume der Mitte ist verloren. Die Engländer sind überrascht, so leichten Kaufs mit dem Bruder der Sonne fertig geworden zu sein, und sie berechnen schon, ob sie die jetzt überflüssigen Kriegerrüstungen im indischen Meere nicht gegen Japan richten sollen, um auch dieses Land zu brandschagen. An einem loyalen Vorwande zum Angriff wird es gewiß auch hier nicht fehlen. Sind es nicht Opiumfässer, so sind es die Schriften der englischen Missionsgesellschaft, die von der japanischen Sanitätscommission confiscirt worden. Vielleicht bespreche ich in einem spätern Briefe, wie England seine Kriegeszüge bemäntelt. Die Drohung, daß britische Großmuth uns nicht zu Hülfe kommen werde, wenn Deutschland einst wie Polen getheilt werden dürfte, erschreckt

nich nimmermehr. Erstens kann Deutschland nicht getheilt werden. Theile mal einer das Fürstenthum Liechtenstein oder Greiz-Schleiz! Und zweitens —

53.

Paris, den 31. December 1842.

Noch ein kleiner Fußtritt, und das alte böse Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit. Dieses Jahr war eine Satire auf Ludwig Philipp, auf Guizot, auf alle die sich so viele Mühe gegeben haben, den Frieden in Europa zu erhalten. Dieses Jahr ist eine Satire auf den Frieden selbst, denn im geruhlsamen Schooße desselben wurden wir mit Schrecknissen heimgesucht, wie sie der gefürchtete Krieg gewiß nicht schrecklicher hervorbringen konnte. Entsetzlicher Wonnemond, wo fast gleichzeitig in Frankreich, in Deutschland und Hayti die fürchterlichsten Trauerspiele aufgeführt wurden! Welches Zusammentreffen der unerhörtesten Unglücksfälle! Welcher boshafte Witz des Zufalls! Welche höllischen Ueberraschungen! Ich kann mir die Verwunderung denken, womit die Bewohner des Schattenreichs die neuen Ankömmlinge vom 6. Mai betrachteten, die gepuften Sonntagsgesichter, Studenten, Grisetten, junge Ehepaare, vergnügungsflüchtige Droguisen, Philister von allen Farben, die zu Versailles die Kunstwasser springen sahen und statt in Paris, wo schon die Mittagstafel für sie gedeckt war, plötzlich in der Unterwelt anlangten! Und zwar verstümmelt, gesotten und geschmort! Ist es der Krieg, der euch so schnöbe zugerichtet? „Ach nein, wir haben Frieden, und wir kommen eben von einer Spazierfahrt.“ Auch die gebratenen Spritzenleute und Lippenbrüder, die einige Tage später aus Hamburg ankamen, mußten nicht geringeres Erstaunen im Lande Pluto's erregen. Seid ihr die Opfer des Kriegsgottes? war gewiß die Frage, womit sie empfangen wurden. „Nein, unsre Republik hat Frieden mit der ganzen Welt, der Tempel des Janus war geschlossen, nur die Bacchushalle stand offen, und wir lebten im ruhigen Genuße unsrer spartanischen Mochturtlestuppen, als plötzlich das große Feuer entstand, worin wir umkamen.“ Und Eure berühmten Löschanstalten? „Die sind gerettet, nur ihr Ruhm ist verloren.“ Und die alten Herrlichen? „Die werden wie gepuderte Phönire aus der Asche hervorsteigen.“ Den folgenden Tag, während Hamburg noch loberte, entstand das Erdbeben zu Hayti, und die armen schwarzen Menschen wurden zu Tausenden ins Schattenreich hinabgeschleudert. Als sie bluttriefend anlangten, glaubte man gewiß dort unten, sie kämen aus einer Schlacht mit den Weißen, und sie seien von diesen gemegelt oder gar als revolirte Sklaven zu Tode gepeitscht worden. Nein, auch diesmal irrten sich die guten Leute am Styx. Nicht der Mensch, sondern die Natur hatte das große

Blutbad angerichtet auf jener Insel, wo die Sklaverei längst abgeschafft, wo die Verfassung eine republikanische ist, ohne verjüngende Reime, aber wurzelnd in ewigen Vernunftgesetzen; es herrscht dort Freiheit und Gleichheit, sogar schwarze Pressfreiheit. — Greiz-Schleiz ist keine solche Republik, kein so hitziger Boden wie Hayti, wo das Zuckerrohr, die Kaffeeplauder und die schwarze Pressfreiheit wächst, und also ein Erdbeben sehr leicht entstehen konnte; aber trotz des zahmen Kartoffelclimas, trotz der Censur, trotz der gebulbigen Verse, die eben declamirt oder gesungen wurden, ist den Greiz-Schleizern, während sie vergnügt und schaulustig im Theater saßen, plötzlich das Dach auf den Kopf gefallen, und ein Theil des verehrungswürdigen Publicums sah sich unerwartet in den Arcus geschleudert!

Ja, im sanftseligsten Stilleben, im Zustande des Friedens, häuften sich mehr Unheil und Elend, als jemals der Jörn Bellona's zusammentrompeten konnte. Und nicht blos zu Lande, sondern auch zu Wasser haben wir in diesem Jahr das Außerordentliche erduldet. Die zwei großen Schiffsbrüche an den Küsten von Südafrika und der Manche gehören zu den schauerhaftesten Capiteln in der Martyrsgeschichte der Menschheit. Wir haben keinen Krieg, aber der Frieden richtet uns hin, und gehen wir nicht plötzlich zu Grunde durch einen brutalen Zufall, so sterben wir doch allmählich an einem gewissen schleichenden Gift, an einer Aqua Tofana, welche uns in den Kelch des Lebens geträufelt worden, der Himmel weiß von welcher Hand!

Ich schreibe diese Zeilen in den letzten Stunden des schreibenden bösen Jahres. Das neue steht vor der Thüre. Möge es minder grausam sein als sein Vorgänger! Ich sende meinen wehmüthigsten Glückwunsch zum Neujahr über den Rhein. Ich wünsche den Dummen ein Bischen Verstand und den Verständigen ein Bischen Poesie. Den Frauen wünsche ich die schönsten Kleider und den Männern sehr viel Geduld. Den Reichen wünsche ich ein Herz und den Armen ein Stückchen Brod. Vor allem aber wünsche ich, daß wir in diesem neuen Jahr einander so wenig als möglich verleumben mögen.

54.

Paris, den 2. Februar 1843.

Worüber ich am meisten erlaune, das ist die Unfestigkeit dieser Franzosen, das geschickte Uebergehen oder vielmehr Ueberspringen von einer Beschäftigung in die andre, in eine ganz heterogene. Es ist dieses nicht blos eine Eigenschaft des leichten Naturells, sondern auch ein historisches Erwerbniß: sie haben sich im Laufe der Zeit ganz losgemacht von hemmenden Vorurtheilen und Geban-

terren. So geschah es, daß die Emigranten, die während der Revolution zu uns herüberströmten, den Wechsel der Verhältnisse so leicht ertrugen, und manche darunter, um das liebe Brod zu gewinnen, sich aus dem Stegreif ein Gewerbe zu schaffen wußten. Meine Mutter hat mir oft erzählt, wie ein französischer Marquis sich damals als Schuster in unsrer Stadt etablirte und die besten Damenschuhe verfertigte; er arbeitete mit Lust, pfiß die ergößlichsten Liebchen, und vergaß alle frühere Herrlichkeit. Ein deutscher Edelmann hätte unter denselben Umständen ebenfalls zum Schusterhandwerk seine Zuflucht genommen, aber er hätte sich gewiß nicht so heiter in sein ledernes Schicksal gefügt, und er würde sich jedenfalls auf männliche Stiefel gelegt haben, auf schwere Sporenstiefel, die an den alten Ritterstand erinnern. Als die Franzosen über den Rhein kamen, mußte unser Marquis seine Boutique verlassen, und er floh nach einer andern Stadt, ich glaube nach Cassel, wo er der beste Schneider wurde; ja, ohne Lehrjahre emigrierte er solchermaßen von einem Gewerbe zum andern, und erreichte darin gleich die Meisterschaft — was einem Deutschen unbegreiflich erscheinen dürfte, nicht blos einem Deutschen von Adel, sondern auch dem gewöhnlichsten Bürgerkind. Nach dem Sturze des Kaisers kam der gute Mann mit ergrauten Haaren aber unverändert jungem Herzen in die Heimath zurück, und schnitt ein so hochadeliges Gesicht und trug wieder so stolz die Nase, als hätte er niemals den Psriem oder die Nadel geführt. Es ist ein Irrthum, wenn man von den Emigranten behauptete, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen, im Gegentheil sie hatten alles vergessen was sie gelernt. Die Helden der Napoleonischen Kriegsperiode, als sie abgedankt oder auf halben Sold gesetzt wurden, warfen sich ebenfalls mit dem größten Geschick in die Gewerthätigkeit des Friedens, und jedesmal wenn ich in das Comptoir von Delloye trat, hatte ich meine liebe Verwunderung, wie der ehemalige Colonel jetzt als Buchhändler an seinem Pulie saß, umgeben von mehreren weißen Schnurrbärten, die ebenfalls als brave Soldaten unter dem Kaiser gefochten, jetzt aber bei ihrem alten Kameraden als Buchhalter oder Rechnungsführer, kurz als Commis dienten.

Aus einem Franzosen kann man alles machen, und jeder dünkt sich zu allem geschickt. Aus dem kümmerlichsten Bühnendichter entsteht plötzlich, wie durch einen Theatercoup, ein Minister, ein General, ein Kirchenlicht, ja ein Herrgott. Ein merkwürdiges Beispiel der Art bieten die Transformationen unsres lieben Charles Duveyrier, der einer der erleuchteten Dignitäre der Saint-Simonistischen Kirche war, und als diese aufgehoben wurde, von der geistlichen Bühne zur weltlichen überging. Dieser Charles Duveyrier saß in der Salle Laitbout auf der Bischofsbank, zur Seite des Vaters, nämlich Enfantin's; er zeichnete sich aus durch einen gotterleuchteten Prophetenton, und auch in der Stunde der Prüfung gab er als Martyrer Zeugniß für die neue Religion.

Von den Lustspielen Duveyriers wollen wir heute nicht reden, sondern von seinen politischen Broschüren, denn er hat die Theatercarrière wieder verlassen und sich auf das Feld der Politik begeben, und diese neue Umwandlung ist vielleicht nicht minder merkwürdig. Aus seiner Feder flossen die kleinen Schriften, die allwöchentlich unter dem Titel "lettres politiques" herauskommen. Die erste ist an den König gerichtet, die zweite an Guizot, die dritte an den Herzog von Nemours, die vierte an Thiers. Sie zeugen sämmtlich von vielem Geist. Es herrscht darin eine edle Gesinnung, ein lobenswerther Widerwille gegen barbarische Kriegsgelüste, eine schwärmerische Begeisterung für den Frieden. Von der Ausbeutung der Industrie erwartet Duveyrier das goldne Zeitalter. Der Messias wird nicht auf einem Esel, sondern auf einem Dampfwagen den segensreichen Einzug halten. Namentlich die Broschüre, die an Thiers gerichtet, oder vielmehr gegen ihn gerichtet, athmet diese Gesinnung. Von der Persönlichkeit des ehemaligen Conseilpräsidenten spricht der Verfasser mit hinlänglicher Ehrfurcht. Guizot gefällt ihm, aber Mols gefällt ihm besser. Dieser Hintergedanke dämmert überall durch.

Ob er mit Recht oder mit Unrecht irgend einem von den Dreien den Vorzug gibt, ist schwer zu bestimmen. Ich meinedtheils glaube nicht, daß einer besser als der andre, und ich bin der Meinung, daß jeder von ihnen als Minister immer dasselbe thun wird, was auch unter denselben Umständen der andre thäte. Der wahre Minister, dessen Gedanke überall zur That wird, der sowohl gouvernirt als regiert, ist der König, Ludwig Philipp, und die erwähnten drei Staatsmänner unterscheiden sich nur in der Art und Weise, wie sie sich mit der Vorherrschaft des königlichen Gedankens abfinden.

Herr Thiers sträubt sich im Anfang sehr barsch, macht die rebseligste Opposition, trompetet und trommelt, und thut doch am Ende was der König wollte. Nicht bloß seine revolutionären Gefühle, sondern auch seine staatsmännischen Ueberzeugungen sind im beständigen Widerspruch mit dem königlichen System: er fühlt und weiß, daß dieses System auf die Länge scheitern muß, und ich könnte die erstaunlichsten Aeußerungen Thiers' über die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände mittheilen. Er kennt zu gut seine Franzosen und zu gut die Geschichte der französischen Revolution, um sich dem Quietismus der siegreichen Bourgeoispartei ganz hingeben zu können, und an den Maulkorb zu glauben, den er selbst dem tausendköpfigen Ungeheuer angelegt hat; sein feines Ohr hört das innerliche Knurren, er hat sogar Furcht, einst von dem entzügelten Ungethüm zerrissen zu werden — und dennoch thut er was der König will.

Mit Herrn Guizot ist es ganz anders. Für ihn ist der Sieg der Bourgeoispartei eine vollendete Thatfache, un fait accompli, und er ist mit all seinen Fähigkeiten in den Dienst dieser neuen Macht getreten, deren Herrschaft er durch alle Künste des historischen und philosophischen Scharfsinns als ver-

nünftig, und folglich auch als berechtigt, zu fügen weiß. Das ist eben das Wesen eines Doctrinärs, daß er für alles was er thun will eine Doctrin findet. Er steht vielleicht mit seinen geheimsten Ueberzeugungen über dieser Doctrin, vielleicht auch drunter, was weiß ich? Er ist zu geistesbegabt und vielseitig wissend, als daß er nicht im Grunde ein Skeptiker wäre, und eine solche Skepsis verträgt sich mit dem Dienst, den er dem Systeme widmet, dem er sich einmal ergeben hat. Jetzt ist er der neue Diener der Bourgeoisieherrschafft, und hart wie ein Herzog von Alba wird er sie mit unerbittlicher Consequenz bis zum letzten Momente vertheidigen. Bei ihm ist kein Schwanken, kein Zagen, er weiß was er will, und was er will thut er. Fällt er im Kampfe, so wird ihn auch dieser Sturz nicht erschüttern, und er wird bloß die Achseln zucken. War doch das, wofür er kämpfte, ihm im Grunde gleichgültig. Siegt etwa einst die republikanische Partei, oder gar die der Communisten, so rathe ich diesen braven Leuten, den Guizot zum Minister zu nehmen, seine Intelligenz und seine Halskarrigkeit auszubenten, und sie werden besser dabei stehen, als wenn sie ihren erprobtesten Dummköpfen der Bürgertugend das Gouvernement in Händen geben. Ich möchte einen ähnlichen Rath den Henriciquisten ertheilen, für den unmöglichen Fall, daß sie einst wieder durch ein Rationalunglück, durch ein Strafgericht Gottes, in Besitz der officiellen Gewalt gerietzen; nehmt den Guizot zum Minister, und Ihr werdet Euch dreimal vierundzwanzig Stunden länger halten können, und ich fürchte, Herrn Guizot nicht unrecht zu thun, wenn ich die Meinung ausspreche, daß er so tief herabsteigen könnte, um Eure schlechte Sache durch seine Beredsamkeit und seine gouvemenentalen Talente zu unterstützen. Seid Ihr ihm doch eben so gleichgültig, wie die Spießbürger, für die er jetzt so großen Geistesaufwand macht in Wort und That, und wie das System des Königs, dem er mit stoischem Gleichmuth dient.

Herr Molé unterscheidet sich von diesen beiden dadurch, daß er erstens der eigentliche Staatsmann ist, dessen Persönlichkeit schon den Patrioter verräth, dem das Talent der Staatslenkung angeboren oder durch Familientraditionen anerzogen worden. Bei ihm ist keine Spur vom plebejischen Emporkömmling, wie bei Herrn Thiers, und noch weniger hat er die Ecken eines Schulmanns, wie Herr Guizot, und bei der Aristokratie der fremden Höfe mag er durch eine solche äußere Repräsentation und diplomatische Leichtigkeit die Genialität ersetzen, welche wir bei Herrn Thiers und Guizot finden. Er hat kein anderes System, als das des Königs, ist auch zu sehr Hofmann, um ein andres haben zu wollen, und das weiß der König, und er ist der Minister nach dem Herzen Ludwig Philipps. Ihr werdet sehen, jedesmal wenn man ihm die Wahl lassen wird, Herrn Guizot oder Herrn Thiers zum Premierminister zu nehmen, wird Ludwig Philipp immer wehmüthig antworten: Laßt mich Molé nehmen.

Molé, das ist er selber, und da doch einmal geschieht, was er will, so wäre es gar kein Unglück, wenn Molé wieder Minister würde.

Aber ein Glück wäre es auch nicht, denn das königliche System würde nach wie vor in Wirksamkeit bleiben, und wie sehr wir die edle Absicht des Königs hochschätzen, wie sehr wir ihm den besten Willen für das Glück Frankreichs zutrauen, so müssen wir doch bekennen, daß die Mittel zur Ausführung nicht die richtigen sind, daß das ganze System keinen Schuß Pulver taugt, wenn es nicht gar einst durch einen Schuß Pulver in die Luft springt. Ludwig Philipp will Frankreich regieren durch die Kammer, und er glaubt alles gewonnen zu haben, wenn er durch Begünstigung ihrer Glieder bei allen Regierungsvorschlägen die parlamentarische Majorität gewonnen. Aber sein Irrthum besteht darin, daß er Frankreich durch die Kammer repräsentirt glaubt. Dieses aber ist nicht der Fall, und er verkennet ganz die Interessen eines Volks, welche von denen der Kammer sehr verschieden sind, und von letzterer nicht sonderlich beachtet werden. Steigt seine Impopularität bis zu einem bedenklichen Punkte, so wird ihn schwerlich die Kammer reiten können, und es ist noch die Frage, ob jene begünstigte Bourgeoisie, für die er so viel thut, ihm im gefährlichen Augenblicke mit Enthusiasmus zu Hülfe eilen wird.

Unser Unglück ist, sagte mir jüngst ein Habitus der Tuilerien, daß unsre Gegner, indem sie uns schwächer glauben als wir sind, uns nicht fürchten, und daß unsre Freunde, die zuweilen schmollen, uns eine größere Stärke zumuthen, als wir in der Wirklichkeit besitzen.

55.

Paris, den 25. März 1843.

Die Langeweile, welche die classische Tragödie der Franzosen ausbünstet, hat Niemand besser begriffen, als jene gute Bürgersfrau unter Ludwig XV., die zu ihren Kindern sagte: beneidet nicht den Adel und vergeht ihm seinen Hochmuth, er muß ja doch als Strafe des Himmels jeden Abend im Théâtre français sich zu Lobe langweilen. Das alte Regime hat aufgehört, und das Scepter ist in die Hände der Bourgeoisie gerathen; aber diese neuen Herrscher müssen ebenfalls sehr viele alte Sünden abzubüßen haben, und der Unmuth der Götter trifft sie noch unleidlicher als ihre Vorgänger im Reiche: denn nicht blos, daß ihnen Mademoiselle Rachel die moderige Peste des antiken Schlaftrunks jeden Abend credenzt, müssen sie jetzt sogar den Abhub unserer romantischen Rübe, versüßtes Sauerkraut, die Burggrafen von Victor Hugo, verschlucken! Ich will kein Wort verlieren über den Werth dieses unverdaulichen Nachwerks, das mit allen möglichen Präntensionen auftritt, na-

mentlich mit historischem, obgleich alles Wissen Victor Hugo's über Zeit und Ort, wo sein Stück spielt, lebendig aus der französischen Uebersetzung von Schreiber's Handbuch für Rheinreisende geschöpft ist. Hat der Mann, der vor einem Jahr in öffentlicher Academie zu sagen wagte, daß es mit dem deutschen Genius ein Ende habe (*la pensée allemande est rentrée dans l'ombre*), hat dieser größte Adler der Dichtkunst diesmal wirklich die Zeitgenossenschaft so allmächtig überflügelt? Wahrlich keineswegs. Sein Werk zeugt weder von poetischer Fülle noch Harmonie, weder von Begeisterung noch Geistesfreiheit, es enthält keinen Funken Genialität, sondern nichts als gespreizte Unnatur und bunte Declamation. Edige Holzfiguren, überladen mit geschmacklosem Glitterstaub, bewegt durch sichtbare Drähte, ein unheimliches Puppenspiel, eine grasse, krampfhaftige Nachäffung des Lebens; durch und durch erlogene Leidenschaft. Nichts ist mir fataler als diese Hugo'sche Leidenschaft, die sich so glühend geberdet, äußerlich so prächtig auflodert, und doch inwendig so armselig nüchtern und frostig ist. Diese kalte Passion, die uns in so flammenden Redensarten aufgetischt wird, erinnert mich immer an das gebratene Eis, das die Chinesen so künstlich zu bereiten wissen, indem sie kleine Stückchen Gefrorenes, eingewickelt in einen dünnen Teig, einige Minuten über Feuer halten: ein antihetischer Lederbissen, den man schnell verschlucken muß, und wobei man Lippe und Zunge verbrennt, den Magen aber erkältet.

Aber die herrschende Bourgeoise muß ihrer Sünden wegen nicht bloß alte classische Tragödien und Trilogien, die nicht classisch sind, ausstehen, sondern die himmlischen Mächte haben ihr einen noch schauderhaftern Kunstgenuß beschert, nämlich jenes Pianoforte, dem man jetzt nirgend mehr ausweichen kann, das man in allen Häusern erklingen hört, in jeder Gesellschaft, Tag und Nacht. Ja, Pianoforte heißt das Marterinstrument, womit die jetzige vornehme Gesellschaft noch ganz besonders torquirt und gezüchtigt wird für alle ihre Usurpationen. Wenn nur nicht der Unschuldige mit leiden müßte! Diese ewige Clavierpielerei ist nicht mehr zu ertragen! (Ach! meine Wandnachbarinnen, junge Töchter Albions, spielen in diesem Augenblick ein brillantes Morceau für zwei linke Hände.) Diese grellen Klimpertöne ohne natürliches Verhalten, diese herzlosen Schwirrklänge, dieses erzprosaische Schollern und Vidern, dieses Forteplano tödtet all unser Denken und Fühlen, und wir werden dumm, abgestumpft, blödsinnig. Dieses Ueberhandnehmen des Clavierpielens und gar die Triumphzüge der Claviervirtuosen sind charakteristisch für unsere Zeit und zeugen ganz eigentlich von dem Sieg des Maschinenwesens über den Geist. Die technische Fertigkeit, die Präcision eines Automaten, das Identificiren mit dem befaiteten Folge, die tönende Instrumentwerdung des Menschen, wird jetzt als das Höchste gepriesen und gefeiert. Wie Deutschredenschaaren kommen die Claviervirtuosen jeden Winters

nach Paris, weniger um Geld zu erwerben als vielmehr um sich hier einen Namen zu machen, der ihnen in andern Ländern desto reichlicher eine pecuniäre Ernte verschafft. Paris dient ihnen als eine Art Annoncenpflanz, wo ihr Ruhm in colossalen Leitern zu lesen, denn es ist die Pariser Presse, welche ihn der gläubigen Welt verkündet, und jene Virtuosen verkehren sich mit der größten Virtuosität auf die Ausbeutung der Journale und der Journalisten. Sie wissen auch dem Harthörigsten schon beizukommen, denn Menschen sind immer Menschen, sind empfänglich für Schmeichelei, spielen auch gern eine Protec-torrolle, und eine Hand wäscht die andere; die unreinere ist aber selten die des Journalisten; und selbst der feile Lobhübler ist zugleich ein betrogener Tropf, den man zur Hälfte mit Liebkosungen bezahlt. Man spricht von der Käuflichkeit der Presse; man irrt sich sehr. Im Gegentheil, die Presse ist gewöhnlich düpirt, und dies gilt ganz besonders in Beziehung auf die berühmten Virtuosen. Berühmt sind sie eigentlich alle, nämlich in den Reclamen, die sie höchstselbst oder durch einen Bruder oder durch ihre Frau Mutter zum Druck befördern. Es ist kaum glaublich, wie demüthig sie in den Zeitungsburau um die geringste Lobspende betteln, wie sie sich krümmen und winden. Als ich noch bei dem Director der Gazette musicale in großer Gunst stand — (ach! ich habe sie durch jugendlichen Leichtsinns verscherzt) — konnte ich so recht mit eignen Augen ansehen, wie ihm jene Berühmten unterthänig zu Füßen lagen und vor ihm krochen und wedelten, um in seinem Journale ein Bißchen gelobt zu werden; und von unsern hochgefeierten Virtuosen, die wie siegreiche Fürsten in allen Hauptstädten Europas sich huldigen lassen, könnte man wohl in Berangers Weise sagen, daß auf ihren Lorbeerkrönen noch der Staub von Moriz Schlesingers Stiefeln sichtbar ist. Wie diese Leute auf unsre Leichtgläubigkeit speculiren, davon hat man keinen Begriff, wenn man nicht hier an Ort und Stelle die Betriebsamkeit ansieht. In den Bureaux der erwähnten musikalischen Zeitung begegnete ich einmal einem zerlumpten alten Mann, der sich als den Vater eines berühmten Virtuosen ankündigte und die Redactoren des Journals bat, eine Reclame abzudrucken, worin einige edle Züge aus dem Kunstleben seines Sohnes zur Kenntniß des Publicums gebracht wurden. Der Berühmte hatte nämlich irgendwo in Südfrankreich mit colossalem Beifall ein Concert gegeben und mit dem Ertrag eine dem Einsturz drohende altgothische Kirche unterstügt; ein andermal hatte er für eine überschwemmte Wittwe gespielt, oder auch für einen hiebzugsfähigen Schulmeister, der seine einzige Kuh verloren, u. s. w. Im längern Gespräche mit dem Vater jenes Wohlthäters der Menschheit gestand der Alte ganz natü., daß sein Herr Sohn fortlich nicht so viel für ihn thue, wie er wohl vermöchte, und daß er ihn manchmal sogar ein klein Bißchen darben lasse. Ich möchte dem Berühmten anrathen, auch einmal für die hauffälligen Hosen seines alten Vaters ein Concert zu geben.

Wenn man diese Misere eingesehen, kann man wahrlich den schwedischen Studenten nicht mehr grollen, die sich etwas allzustark gegen den Unfug der Virtuosenvergötterung ausgesprochen und dem berühmten Ole Bull bei seiner Ankunft in Upsala die bekannte Ovation bereiteten. Der Gefeierte glaubte schon, man würde ihm die Pferde ausspannen, machte sich schon gefaßt auf Fackelzug und Blumenkränze, als er eine ganz unerwartete Tracht Ehrenprügel bekam, eine wahrhaft nordische Surprise.

Die Matadoren der diesjährigen Saison waren die Herren Sivori und Dreysschod. Ersterer ist ein Geiger, und als solchen stelle ich ihn über leutern, den furchtbaren Clavierschläger. Bei den Violinisten ist überhaupt die Virtuosität nicht ganz und gar Resultat mechanischer Fingerfertigkeit und bloßer Technik, wie bei den Pianisten. Die Violine ist ein Instrument, welches fast menschliche Launen hat und mit der Stimmung des Spielers sozusagen in einem sympathetischen Rapport steht: das geringste Mißbehagen, die leiseste Gemüthserschütterung, ein Gefühlshauch, findet hier einen unmittelbaren Wiederhall, und das kommt wohl daher, weil die Violine so ganz nahe an unsre Brust gebrückt, auch unser Herzklopfen vernimmt. Dies ist jedoch nur bei Künstlern der Fall, die wirklich ein Herz in der Brust tragen, welches klopft, die überhaupt eine Seele haben. Je nüchterner und herzloser der Violinspieler, desto gleichförmiger wird immer seine Execution sein, und er kann auf den Gehorsam seiner Fiedel rechnen, zu jeder Stunde, an jedem Orte. Aber diese gepriesene Sicherheit ist doch nur das Ergebniß einer geistigen Beschränktheit, und eben die größten Meister waren es, deren Spiel nicht selten abhängig gewesen von äußern und innern Einflüssen. Ich habe Niemand besser, aber auch zu Zeiten Niemand schlechter spielen gehört als Paganini, und dasselbe kann ich von Ernst rühmen. Dieser letztere, Ernst, vielleicht der größte Violinspieler unsrer Tage, gleicht dem Paganini auch in seinen Gebrechen, wie in seiner Genialität. Ernst's Abwesenheit ward hier diesen Winter sehr bedauert. Signor Sivori war ein sehr matter Ersatz, doch wir haben ihn mit großem Vergnügen gehört. Da er in Genua geboren ist und vielleicht als Kind in den engen Straßen seiner Vaterstadt, wo man sich nicht ausweichen kann, dem Paganini zuweilen begegnete, hat man ihn hier für einen Schüler desselben proclamirt. Nein, Paganini hatte nie einen Schüler, konnte keinen haben, denn das Beste, was er wußte, das, was das Höchste in der Kunst ist, das läßt sich weder lehren noch lernen.

Was ist in der Kunst das Höchste? Das, was auch in allen andern Manifestationen des Lebens das Höchste ist: die selbst bewußte Freiheit des Geistes. Nicht bloß ein Musikstück, das in der Fülle jenes Selbstbewußtseins componirt worden, sondern auch der bloße Vortrag desselben kann als das künstlerisch Höchste betrachtet werden, wenn uns daraus jener wundersame Unendlichkeits-

hauch antwort, der unmittelbar bekundet, daß der Ereculant mit dem Componisten auf derselben freien Geisteshöhe steht, daß er ebenfalls ein Freier ist. Ja, dieses Selbstbewußtsein der Freiheit in der Kunst offenbart sich ganz besonders durch die Behandlung, durch die Form, in keinem Falle durch den Stoff, und wir können im Gegentheil behaupten, daß die Künstler, welche die Freiheit selbst und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, gewöhnlich von beschränktem, gefesseltem Geiste, wirklich Unfreie sind. Diese Bemerkung bewährt sich heutigen Tages ganz besonders in der deutschen Dichtkunst, wo wir mit Schrecken sehen, daß die zügellos tropigten Freiheitfänger, beim Licht betrachtet, meist nur bornirte Naturen sind, Philister, deren Jopf unter der rothen Mütze hervorlauscht, Eintagsfliegen, von denen Goethe sagen würde:

Matte Fliegen! Wie sie rasen!

Wie sie sumsend überfied

Ihren kleinen Fliegenbret

Träufeln auf Tyrannennasen!

Die wahrhaft großen Dichter haben immer die großen Interessen ihrer Zeit anders aufgefaßt als in gereimten Zeitungsartikeln, und sie haben sich wenig darum bekümmert, wenn die knechtische Menge, deren Rohheit sie anwidert, ihnen den Vorwurf des Aristokratismus machte.

56.

Paris, 26. März 1843.

Als die merkwürdigsten Erscheinungen der heurigen Saison habe ich die Herren Sivori und Dreyschock genannt. Letzterer hat den größten Beifall geerntet, und ich referire getreulich, daß ihn die öffentliche Meinung für einen der größten Claviervirtuoson proclamirt und den gefeiertsten derselben gleichgestellt hat. Er macht einen höllischen Spectakel. Man glaubt nicht einen Pianisten Dreyschock, sondern drei Schock Pianisten zu hören. Da an dem Abend seines Concertes der Wind südwestlich war, so konnten Sie vielleicht in Augsburg die gewaltigen Klänge vernehmen; in solcher Entfernung ist ihre Wirkung gewiß eine angenehme. Hier jedoch, im Departement de la Seine, berstet uns leicht das Trommelfell, wenn dieser Clavierschläger loswettert. Häng' dich, Franz Liszt, du bist ein gewöhnlicher Windgöze in Vergleichung mit diesem Donnergott, der wie Birkenreiser die Stürme zusammenbindet und damit das Meer stäupft. Die ältern Pianisten treten immer mehr in den Schatten, und diese armen, abgelebten Invaliden des Ruhmes müssen jetzt hart dafür leiden, daß sie in ihrer Jugend überschätzt worden. Nur Kalkbrenner hält sich noch ein Bischen. Er ist diesen Winter öffentlich aufgetreten,

in dem Concerte einer Schülerin; auf seinen Lippen glänzt noch immer jenes einbalsamirte Räscheln, welches wir jüngst auch bei einem ägyptischen Pharaonen bemerkt haben, als dessen Mumie in dem hiesigen Museum abgewickelt wurde. Nach einer mehr als fünfundsiebenzigjährigen Abwesenheit hat Herr Kalkbrenner auch jüngst den Schauplatz seiner frühesten Erfolge, nämlich London, wieder besucht und dort den größten Beifall eingeerntet. Das Beste ist, daß er mit hellem Halse hierher zurückgekehrt, und wir jetzt wohl nicht mehr an die geheime Sage glauben dürfen, als habe Herr Kalkbrenner England so lange gemieden wegen der dortigen ungesunden Geseßgebung, die das galante Vergehen der Bigamie mit dem Strange bestrafe. Wir können daher annehmen, daß jene Sage ein Märchen war, denn es ist eine Thatsache, daß Herr Kalkbrenner zurückgekehrt ist zu seinen hiesigen Verehrern, zu den schönen Fortepianos, die er in Compagnie mit Herrn Pleyel fabricirt, zu seinen Schülerinnen, die sich alle zu seinen Meisterinnen im französischen Sinne des Wortes ausbilden, zu seiner Gemälbefammlung, welche, wie er behauptet, kein Fürst bezahlen könne, zu seinem hoffnungsvollen Sohne, welcher in der Bescheidenheit bereits seinen Vater übertrifft, und zu der braven Fischhändlerin, die ihm den famosen Lürbot überließ, den der Oberkoch des Fürsten von Benevent, Talleyrand Perigord, ehemaligen Bischof von Autun, für seinen Herrn bereits bestellt hatte. — Die Poissarde sträubte sich lange, dem berühmten Pianisten, der incognito auf den Fischmarkt gegangen war, den besagten Lürbot zu überlassen, doch als ersterer seine Karte hervorzog, sie auf den leßtern niederlegte und die arme Frau den Namen Kalkbrenner las, befohl sie auf der Stelle, den Fisch nach seiner Wohnung zu bringen, und sie war lange nicht zu bewegen, irgend eine Zahlung anzunehmen, hinlänglich bezahlt, wie sie sei, durch die große Ehre. Deutsche Stodfische ärgern sich über eine solche Fischgeschichte, weil sie selbst nicht im Stande sind, ihr Selbstbewußtsein in solcher brillanten Weise geltend zu machen, und weil sie Herrn Kalkbrenner überdies beneiden ob seinem eleganten äußern Auftreten, ob seinem feinen geschmiegelten Wesen, ob seiner Glätte und Süßlichkeit, ob der ganzen marzipanen Erscheinung, die jedoch für den ruhigen Beobachter durch manche unwillkürliche Berlinismen der niedrigsten Classe einen etwas schäßigen Beisatz hat, so daß Koreff eben so wispig als richtig von dem Manne sagen konnte: Er sieht aus wie ein Bonbon, der in den Dreck gefallen.

Ein Zeitgenosse des Herrn Kalkbrenner ist Herr Piris, und obgleich er von untergeordneterem Range, wollen wir doch hier als Curiosität seiner erwähnen. Aber ist Herr Piris wirklich noch am Leben? Er selber behauptet es, und beruft sich dabei auf das Zeugniß des Herrn Cina, des berühmten Dabegastes von Boulogne, den man nicht mit dem Berg Sinai verwechseln darf. Wir wollen diesem braven Wellenbändiger Glauben schenken, obgleich manche

Wisse Zungen sogar versichern, Herr Piris habe nie existirt. Rein, letzterer ist ein Mensch, der wirklich lebt; ich sage Mensch, obgleich ein Zoologe ihm einen geschwänzteren Namen ertheilen würde. Herr Piris kam nach Paris schon zur Zeit der Invasion, in dem Augenblick, wo der belvederische Apoll den Römern wieder ausgeliefert wurde und Paris verlassen mußte. Die Acquisition des Herrn Piris sollte den Franzosen einigen Ersatz bieten. Er spielte Clavier, componirte auch sehr lieblich, und seine musikalischen Stüchchen wurden ganz besonders geschätzt von den Vogelhändlern, welche Canarienvögel auf Drehorgeln zum Gesange abrichten. Diesen gelben Dingen brauchte man eine Composition des Herrn Piris nur einmal vorzuleiern, und sie begriffen sie auf der Stelle, und zwitscherten sie nach, daß es eine Freude war und jedermann applaudirte: Pirissime! Seitdem die ältern Bourbonen vom Schauplatz abgetreten, wird nicht mehr Pirissime gerufen; die neuen Sangvögel verlangen neue Melodien. Durch seine äußere Erscheinung, die physische, macht sich Herr Piris noch einigermaßen geltend; er hat nämlich die größte Nase in der musikalischen Welt, und um diese Specialität recht auffallend bemerkbar zu machen, zeigt er sich oft in Gesellschaft eines Romanzencomponisten, der gar keine Nase hat und deswegen jüngst den Orden der Ehrenlegion erhalten hat, denn gewiß nicht seiner Musik wegen ist Herr Panferon solchermaßen decorirt worden. Man sagt, daß derselbe auch zum Director der großen Oper ernannt werden solle, weil er nämlich der einzige Mensch sei, von dem nicht zu befürchten stehe, daß ihn der Maestro Giacomo Meyerbeer an der Nase herumziehen werde.

Herr Herz gehört wie Kallbrenner und Piris zu den Nummen; er glänzt nur noch durch seinen schönen Concertsaal, er ist längst todt und hat kürzlich auch geheirathet. Zu den hier ansässigen Clavierspielern, die jetzt am meisten Glück machen, gehören Halle und Eduard Wolf, doch nur von letztem wollen wir besonders Notiz nehmen, da er sich zugleich als Componist auszeichnet. Eduard Wolf ist fruchtbar und voller Verve. Stephan Heller ist mehr Componist als Virtuose, obgleich er auch wegen seines Clavierspiels sehr geehrt wird. Seine musikalischen Erzeugnisse tragen alle den Stempel eines ausgezeichneten Talentcs, und er gehört schon jetzt zu den großen Meistern. Er ist ein wahrer Künstler, ohne Affectation, ohne Uebertreibung; romantischer Sinn in classischer Form. Thalberg ist schon seit zwei Monaten in Paris, will aber selbst kein Concert geben; nur im Concerte eines seiner Freunde wird er diese Woche öffentlich spielen. Dieser Künstler unterscheidet sich vortheilhaft von seinen Claviercollegen, ich möchte fast sagen durch sein musikalisches Betragen. Wie im Leben, so auch in seiner Kunst bekundet Thalberg den angeborenen Tact, sein Vortrag ist so gentlemanlike, so wohlhabend, so anständig, so ganz ohne Grimasse, so ganz ohne forcirtcs Genialthum, so ganz

ohne jene renommtrende Bengelei, welche die innere Verzagniß schlecht verhehlt. Die gesunden Weiber lieben ihn. Die kränklichen Frauen sind ihm nicht minder hold, obgleich er nicht durch epileptische Anfälle auf dem Clavier ihr Mitleid in Anspruch nimmt, obgleich er nicht auf ihre überreizt zarten Nerven speculirt, obgleich er sie weder elektrisirt noch galvanisirt; negative, aber schöne Eigenschaften. Es giebt nur einen, den ich ihm vorzöge, das ist Chopin, der aber viel mehr Componist als Virtuose ist. Bei Chopin vergesse ich ganz die Meisterschaft des Clavierspiels, und versinke in die süßen Abgründe seiner Musik, in die schmerzliche Lieblichkeit seiner eben so tiefen wie zarten Schöpfungen. Chopin ist der große gentile Londächter, den man eigentlich nur in Gesellschaft von Mozart oder Beethoven oder Rossini nennen sollte.

In den sogenannten lyrischen Theatern hat es diesen Winter nicht an Novitäten gefehlt. Die Buffos gaben uns Don Pasquale, ein neues Opus von Signor Donizetti. Auch diesem Italiener fehlt es nicht an Erfolg, sein Talent ist groß, aber noch größer ist seine Fruchtbarkeit, worin er nur den Kaninchen nachsteht. In der Opéra-comique sahen wir *La part du diable*, Text von Scribe, Musik von Auber; Dichter und Componist passen hier gut zusammen, sie sind sich auffallend ähnlich in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln. Beide haben viel Esprit, viel Grazie, viel Erfindung, sogar Leidenschaft; dem einen fehlt nur die Poesie, wie dem andern nur die Musik fehlt. Das Werk findet sein Publicum und macht immer ein volles Haus.

In der Académie royale de musique, der großen Oper, gab man dieser Lage Karl VI., Text von Casimir Delavigne, Musik von Halevy. Auch hier bemerkten wir zwischen dem Dichter und Componisten eine wohlverwandte Ähnlichkeit. Sie haben beide durch gewissenhaftes edles Streben ihre natürliche Begabung zu steigern gewußt und mehr durch die äußere Zucht der Schule als durch innere Ursprünglichkeit sich herangebildet. Deshalb sind sie auch beide nie ganz dem Schlechten verfallen, wie es dem Originalgenie zuweilen begegnet; sie leisteten immer etwas Erquickliches, etwas Schönes, etwas Respectables, Academisches, Classisches. Beide sind dabei gleich edle Naturen, würdige Gestalten, und in einer Zeit wo das Gold sich geizig versteckt, wollen wir an dem cursirenden Silber nicht geringschätzend mäkeln. Der fliegende Holländer von Diez ist seitdem traurig gescheitert; ich habe diese Oper nicht gehört, nur das Libretto kam mir zu Gesicht, und mit Widerwillen sah ich, wie die schöne Fabel, die ein bekannter deutscher Schriftsteller (H. Heine) fast ganz mündgerecht für die Bühne erfunden, in dem französischen Text verhunzt worden.

Als gewissenhafter Berichterstatter muß ich erwähnen, daß unter den deutschen Landsleuten, die hier anwesend, sich auch der vortreffliche Meister Konzepts. VI.

rabin Kreuzer befindet. Konrabin Kreuzer ist hier zu bedeutendem Ansehen gelangt durch das Nachtlager von Granada, das die deutsche Truppe, verhungerten Andenkens, gegeben hat. Mir ist der verehrte Meister schon seit meinen frühesten Jugendtagen bekannt, wo mich seine Liebercompositionen entzückten; noch heute tönen sie mir im Gemüthe, wie singende Wälder mit schluchzenden Nachtigallen und blühender Frühlingsluft. Herr Kreuzer sagt mir, daß er für die Opéra-comique ein Libretto in Musik setzen wird. Möge es ihm gelingen, auf diesem gefährlichen Pfad nicht zu straucheln, und von den abgefeimten Roués der Pariser Komödiantenwelt nicht hinters Licht geführt zu werden, wie so manchen Deutschen vor ihm geschehen, die sogar den Vorzug hatten, weniger Talent als Herr Kreuzer zu besitzen, und jedenfalls leichtfüßiger als letzterer auf dem glatten Boden von Paris sich zu bewegen wußten. Welche traurigen Erfahrungen mußte Herr Richard Wagner machen, der endlich der Sprache der Vernunft und des Ragens gehorchend, das gefährliche Project, auf der französischen Bühne Fuß zu fassen, klüglich aufgab und nach dem deutschen Kartoffelland zurückflatterte. Vortheilhafter ausgerüstet im materiellen und industriösen Sinne ist der alte Dessauer, welcher, wie er behauptet, im Auftrage der Opéra-comique-Direction eine Oper componirt. Den Text liefert ihm Herr Scribe, dem vorher ein hiesiges Banquierhaus Bürgschaft leistet, daß bei etwaigem Durchfall des alten Dessauer ihm, dem berühmten Librettosabrikanten, eine namhafte Summe als Abtrittsgeld oder Debit ausbezahlt werde. Er hat in der That Recht sich vorzusehen, da der alte Dessauer, wie er uns täglich vorwimmert, an der Melancholie leidet. Aber wer ist der alte Dessauer? Es kann doch nicht der alte Dessauer sein, der im siebenjährigen Kriege so viele Lorbeern gewonnen und dessen Marsch so berühmt geworden, und dessen Statue im Berliner Schlossgarten stand und seitdem umgefallen ist? Nein, theurer Leser! Der Dessauer, von welchem wir reden, hat nie Lorbeeren gewonnen, er schrieb auch keine berühmten Märsche, und es ist ihm auch keine Statue gesetzt worden, welche umgefallen. Er ist nicht der preussische alte Dessauer, und dieser Name ist nur ein nom de guerre oder vielleicht ein Spitzname, den man ihm ertheilt hat, ob seinem ältlichen kagenbuddlicht gekrümmten und benauten Aussehen. Er ist ein alter Jüngling, der sich schlecht conservirt. Er ist nicht aus Dessau, im Gegentheil er ist aus Prag, wo er im israelitischen Quartier zwei große reinliche Häuser besitzt; auch in Wien soll er ein Haus besitzen und sonstig sehr vermögend sein. Er hat also nicht nöthig zu componiren, wie die alte Rossini sagen würde. Aber aus Vorliebe für die Kunst vernachlässigte er seine Handlungsgeschäfte, trieb Musik und componirte frühzeitig eine Oper, welche durch edle Beharrlichkeit zur Aufführung gelangte und ansehnlich Vorstellungen erlebte. So wie in Prag suchte der alte Dessauer auch in Wien

seine Talente geltend zu machen, doch die Clique, welche für Mozart, Beethoven und Schubert schwärmt, ließ ihn nicht aufkommen; man verstand ihn nicht, was schon wegen seiner laubermäulichen Mundart und einer gewissen näselnden Aussprache des Deutschen, die an faule Eier erinnert, sehr erklärlich. Vielleicht auch verstand man ihn und eben deswegen wollte man nichts von ihm wissen. Dabei litt er an Hämorrhoiden, auch Harnbeschwerden, und er bekam, wie er sich ausdrückt, die Melancholik. Um sich zu erheitern, ging er nach Paris, und hier gewann er die Gunst des berühmten Herrn Moriz Schlesinger, der seine Liedercompositionen in Verlag nahm; als Honorar erhielt er von demselben eine goldene Uhr. Als der alte Dessauer sich nach einiger Zeit zu seinem Gönner begab und ihm anzeigte, daß die Uhr nicht gehe, erwiderte derselbe: „Gehen? Habe ich gesagt, daß sie gehen wird? Gehen Ihre Compositionen? Es geht mir mit Ihren Compositionen, wie es Ihnen mit meiner Uhr geht. Sie gehen nicht.“ So sprach der Musikantenbeherrscher Moriz Schlesinger, indem er den Stragen seiner Cravatte in die Höhe zupfte und am Halse herumhaspelte, als werbe ihm die Binde plötzlich zu enge, wie er zu thun pflegt wenn er in Leidenschaft geräth; denn gleich allen großen Männern ist er sehr leidenschaftlich. Dieses unheimliche Zupfen und Haspeln am Halse soll oft den bedenklichsten Ausbrüchen des Zornes vorausgehen, und der arme alte Dessauer wurde dadurch so alterirt, daß er an jenem Tage stärker als je die Melancholik bekam. Der edle Gönner that ihm Unrecht. Es ist nicht seine Schuld, daß die Liedercompositionen nicht gehen; er hat alles gethan, um sie zum Gehen zu bringen; er ist deswegen von Morgen bis Abend auf den Beinen gewesen, und er läuft jedem nach, der im Stande wäre, durch irgend eine Zeitungsreclame seine Lieder zum Gehen zu bringen. Er ist eine Klette an dem Rocke jedes Journalisten und sammelt uns beständig vor von seiner Melancholik und wie ein Brosämchen des Lobes sein krankes Gemüth erheitern könne. Wenig begüterte Feuilletonisten, die an kleinen Journalen arbeiten, sucht er in einer andern Weise zu fördern, indem er ihnen z. B. erzählt, daß er jüngst dem Redacteur eines Blattes im Café de Paris ein Frühstück gegeben habe, welches ihm fünfundvierzig Francs und zehn Sous gekostet; er trägt auch wirklich die Rechnung, die carte payante, jenes Desjenners beständig in der Hosentasche, um sie zur Beglaubigung vorzuzeigen. Ja, der jornige Schlesinger thut dem alten Dessauer Unrecht, wenn er meint, daß derselbe nicht alle Mittel anwende, um die Compositionen zum Gehen zu bringen. Nicht bloß die männlichen sondern auch die weiblichen Gänsefedern sucht der Herrnsche zu solchem Zwecke in Bewegung zu setzen. Er hat sogar eine alte vaterländische Gans gefunden, die aus Mitleid einige Lobreclamen im sentimental flauesten Deutsch-Französisch für ihn geschrieben, und gleichsam durch gedruckten Balsam seine Melancholik zu lindern gesucht hat. Wir

müssen die brave Person um so mehr rühmen, da nur reine Menschenliebe, Philanthropie, im Spiele, und der alte Dessauer schwerlich durch sein schönes Gesicht die Frauen zu besessen vermöchte. Ueber dieses Gesicht sind die Meinungen verschieden; die Einen sagen, es sei ein Vomitiv, die Andern sagen, es sei ein Laxativ. So viel ist gewiß, bei seinem Anblick beklemmt mich immer ein fatales Dilemma, und ich weiß alsdann nicht, für welche von beiden Ansichten ich mich entscheiden soll. Der alte Dessauer hat dem hiesigen Publicum zeigen wollen, daß sein Gesicht nicht, wie man sagte, das fatalste von der Welt sei. Er hat in dieser Absicht einen jüngern Bruder erpress von Prag hierher kommen lassen, und dieser schöne Jüngling, der wie ein Adonis des Grindes aussieht, begleitet ihn jetzt überall in Paris. —

Entschuldige, theurer Leser, wenn ich dich von solchen Schmeißfliegen unterhalte; aber ihr zudringliches Gesumse kann den Gedulbigsten am Ende dahin bringen, daß er zur Fliegenklatsche greift. Und dann auch wollte ich hier zeigen, welche Mistkäfer von unsern biebern Musikverlegern als deutsche Nachtigallen, als Nachfolger, ja als Nebenbuhler von Schubert gepriesen werden. Die Popularität Schuberts ist sehr groß in Paris, und sein Name wird in der unverschämtesten Weise ausgebeutet. Der miserabelste Liederhund erscheint hier unter dem fingirten Namen Camille Schubert, und die Franzosen, die gewiß nicht wissen, daß der Vorname des echten Musikers Franz ist, lassen sich solchermaßen täuschen. Armer Schubert! Und welche Texte werden seiner Musik untergeschoben! Es sind namentlich die von Schubert componirten Lieder von Heinrich Heine, welche hier am beliebtesten sind, aber die Texte sind so entsetzlich übersezt, daß der Dichter herzlich froh war, als er erfuhr, wie wenig die Musikverleger sich ein Gewissen daraus machen, den wahren Autor verschweigend, den Namen eines obsuren französischen Paroliers auf das Titelblatt jener Lieder zu setzen. Es geschah vielleicht auch aus Piffigkeit, um nicht an droits d'auteur zu erinnern. Hier in Frankreich gekatten diese dem Dichter eines componirten Liebes immer die Hälfte des Honorars. Wäre diese Mode in Deutschland eingeführt, so würde ein Dichter, dessen Buch der Lieder seit zwanzig Jahren von allen deutschen Musikhändlern ausgebeutet wird, wenigstens von diesen Leuten einmal ein Wort des Dankes erhalten haben. — Es ist ihm aber von den vielen hundert Compositionen seiner Lieder, die in Deutschland erschienen, nicht ein einziges Freieremplar geschickt worden! Möge auch einmal für Deutschland die Stunde schlagen, wo das geistige Eigenthum des Schriftstellers eben so ernsthaft anerkannt werde, wie das baumwollene Eigenthum des Nachmügensfabrikanten. Dichter werden aber bei uns als Nachtigallen betrachtet, denen nur die Luft angehöre; sie sind rechtlos, wahrhaft vogelfrei!

Ich will diesen Artikel mit einer guten Handlung beschließen. Wie ich

Höre, soll sich Herr Schindler in Köln, wo er Musikdirector ist, sehr darüber grämen, daß ich in einem meiner Saisonberichte sehr wegwerfend von seiner weißen Cravatte gesprochen, und von ihm selbst behauptet habe, auf seiner Visitenkarte sei unter seinem Namen der Zusatz *ami de Beethoven* zu lesen gewesen. Letzteres stellt er in Abrede; was die Cravatte betrifft, so hat es damit ganz seine Richtigkeit, und ich habe nie ein fürchterlich weißeres und steiferes Ungeheuer gesehen; doch in Betreff der Karte muß ich aus Menschenliebe gestehen, daß ich selber daran zweifle, ob jene Worte wirklich darauf gestanden. Ich habe die Geschichte nicht erfunden, aber vielleicht mit zu großer Zuverlässigkeit geglaubt, wie es denn bei allem in der Welt mehr auf die Wahrscheinlichkeit als auf die Wahrheit selbst ankommt. Erstere beweist, daß man den Mann einer solchen Narrheit fähig hielt, und bietet uns das Raß seines wirklichen Wesens, während ein wahres Factum an und für sich nur eine Zufälligkeit ohne charakteristische Bedeutung sein kann. Ich habe die erwähnte Karte nicht gesehen; dagegen sah ich dieser Tage mit leiblich eignen Augen die Visitenkarte eines schlechten italienischen Sängers, der unter seinem Namen die Worte *noveu de Mr. Rubini* hatte drucken lassen.

57.

Paris, den 5. Mai 1843.

Die eigentliche Politik lebt jetzt zurückgezogen in ihrem Hotel auf dem Boulevard des Capucins. Industrielle und artistische Fragen sind unterdessen an der Tagesordnung, und man streitet jetzt, ob das Zuckerrohr oder die Kunkelrübe begünstigt werden solle, ob es besser sei, die Nordseisenbahn einer Compagnie zu überlassen oder sie ganz auf Kosten des Staates auszubauen, ob das classische System in der Poesie durch den Success von *Lucrezia* wieder auf die Beine kommen werde; die Namen, die man in diesem Augenblick am häufigsten nennt, sind Rothschild und Ponsard.

Die Untersuchung über die Wahlen bildet ein kleines Intermezzo in der Kammer. Der voluminöse Bericht über diese betrübsame Angelegenheit enthält sehr wunderliche Details. Der Verfasser ist ein gewisser Langer, den ich vor zwölf Jahren als einen äußerst ungeschickten Arzt bei seinem einzigen Patienten antraf, und der seitdem zum Besten der Menschheit den Vesculapstab an den Nagel gehängt hat. Sobald die Enquête beseitigt, beginnen die Debatten über die Zuckerfrage, bei welcher Gelegenheit Herr von Lamartine die Interessen des Colonialhandels und der französischen Marine gegen den kleinen Krämersinn vertreten wird. Die Gegner des Zuckerrohrs sind entweder betheiligte Industrielle, die das Heil Frankreichs nur vom Standpunkt ihres

Bude beurtheilen, oder es sind alte abgelebte Bonapartisten, die an der Runkelrube, der Lieblingsibee des Kaisers, mit einer gewissen Pietät festhalten. Diese Greise, die seit 1814 geistig stehen geblieben, bilden immer ein wehmüthig komisches Seltenstüch zu unsern überrheinischen alten Deutschhütlern, und wie diese einst für die deutsche Eiche und den Eichelaffe, so schwärmen jene für die Gloiro und den Runkelrübenzucker. Aber die Zeit rollt rasch vorwärts, unaufhaltsam, auf rauchenden Dampfwagen, und die abgenutzten Pelben der Vergangenheit, die alten Stelzfüsse abgeschlossener Nationalität, die Invaliden und Incurabeln, werden wir bald aus den Augen verlieren.

Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnen, wovon die eine nach Orleans, die andere nach Rouen führt, verursacht hier eine Erschütterung, die jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem socialen Isolirschemel steht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo einer dem andern den elektrischen Schlag mittheilt. Während aber die große Menge verbucht und betäubt die äußere Erscheinung der großest Bewegungsmächte anstarrt, erfährt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, daß unsre ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muß unsern Vätern zu Muth gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch ihre ersten Schüsse ankündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt schickte. Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereigniß, das der Menschheit einen neuen Umschwung giebt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsre Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen. Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum geistdet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu tödten! In vierthalb Stunden reist man jetzt nach Orleans, in eben so vielen Stunden nach Rouen. Was wird das erst geben, wenn die Linien nach Belgien und Deutschland ausgeführt und mit den dortigen Bahnen verbunden sein werden! Wir ist als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duf der deutschen Linden; vor meiner Thür brandet die Nordsee.

Es haben sich nicht bloß für die Ausführung der Nordseisenbahn, sondern auch für die Anlage vieler andern Linien große Gesellschaften gebildet, die das

Publicum in gedruckten Circularen zur Theilnahme auffordern. Jede versendet einen Prospectus, an dessen Spitze in großen Zahlen das Capital paratirt, das die Kosten der Unternehmung decken wird. Es beträgt immer einige fünfzig bis hundert, ja sogar mehrere hundert Millionen Francs; es werden, sobald die zur Subscription limitirte Zeit verfloßen, keine Subscribenten mehr angenommen; auch wird bemerkt, daß im Fall die Summe des limitirten Gesellschaftscapitals vor jenem Termin erreicht ist, niemand mehr zur Subscription zugelassen werden kann. Ebenfalls mit colossalen Buchstaben stehen obenangebrucht die Namen der Personen, die das comité de surveillance der Societät bilden; es sind nicht blos Namen von Finanziers, Banquiers, Receveurs-generaux, Ufinen-Inhabern und Fabrikanten, sondern auch Namen von hohen Staatsbeamten, Prinzen, Herzögen, Marquis, Grafen, die zwar meist unbekannt, aber mit ihrer officiellen und feudalistischen Titulatur gar prachtvoll klingen, so daß man glaubt, die Trompetenstöße zu vernehmen, womit Bajazzo auf dem Balcon einer Marktbude das verehrungswürdige Publicum zum Hereintreten einladet. On ne paie qu'en entrant. Wer traute nicht einem solchen comité de surveillance, das aber keineswegs, wie viele glauben, eine solidarische Garantie versprochen haben will und keine feste Stütze ist, sondern als Kariatyde figurirt. Ich bemerkte einem meiner Freunde meine Verwunderung, daß unter den Mitgliedern der Comités sich auch Marine-Officiere befänden, ja daß ich auf vielen Prospectus-Circularen als Präsidenten der Societät die Namen von Admirälen gedruckt sähe. So z. B. sähe ich den Namen des Admirals Rosamel, nach welchem sogar die ganze Gesellschaft und sogar ihre Actien genannt werden. Mein Freund, der sehr lachlustig, meinte, eine solche Beigefellung von See-Officieren sei eine sehr kluge Vorsichtsmaßregel der respectiven Gesellschaften, für den Fall, daß sie mit der Justiz in eine fatale Collision kämen, und von einer Jury zu den Galeeren verurtheilt würden; die Mitglieder der Gesellschaft hätten alsdann immer einen Admiral bei sich, was ihnen zu Toulon oder Brest, wo es viel zu rudern giebt, von Nutzen sein möchte. Mein Freund irrt sich. Jene Leute haben nicht zu befürchten, in Toulon oder in Brest ans Ruder zu kommen; das Ruder, das ihren Händen einst anheimfällt oder zum Theil schon anheimgefallen, gehört einer ganz andern Dertlichkeit, es ist das Staatsruder, dessen sich die herrschende Gelbaristokratie täglich mehr und mehr bemächtigt. Jene Leute werden bald nicht sowohl das comité de surveillance der Eisenbahn-Societät, sondern auch das comité de surveillance unserer ganzen bürgerlichen Gesellschaft bilden, und sie werden es sein, die uns nach Toulon oder Brest schicken. Das Haus Rothschild, welches die Concession der Nordbahn soumissionirt und sie aller Wahrscheinlichkeit nach erhalten wird, bildet keine eigentliche Societät, und jede Betheiligung, die jenes Haus einzelnen Personen

gewährt, ist eine Vergünstigung, ja, um mich ganz bestimmt auszudrücken, sie ist ein Geldgeschenk, das Herr von Rothschild seinen Freunden angedeihen läßt. Die eventuellen Actien, die sogenannten Promessen des Hauses Rothschild, stehen nämlich schon mehrer hundert Franken über pari, und wer daher solche Actien al pari von dem Baron James de Rothschild begehrt, bettelt im wahren Sinne des Wortes. Aber die ganze Welt bettelt jetzt bei ihm, es regnet Bettelbriefe, und da die Vornehmsten mit dem würdigen Beispiel vorangehen, ist jetzt das Betteln keine Schande mehr. Herr von Rothschild ist daher der Held des Tages, und er spielt überhaupt in der Geschichte unsrer heutigen Misere eine so große Rolle, daß ich ihn oft und so ernsthaft als möglich besprechen muß. Er ist in der That eine merkwürdige Person. Ich kann seine finanzielle Fähigkeit nicht beurtheilen, aber nach Resultaten zu schließen muß sie sehr groß sein. Eine eigenthümliche Capacität ist bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Instinct, womit er die Capacitäten anderer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurtheilen, doch herauszufinden versteht. Man hat ihn ob solcher Begabung mit Ludwig XIV. verglichen; und wirklich im Gegensatz zu seinen Herren Collegen, die sich gern mit einem Generalsstab von Rittelmäßigkeit umgeben, sahen wir Hrn. James von Rothschild immer in intimster Verbindung mit den Notabilitäten jeder Disciplin: wenn ihm auch das Fach ganz unbekannt war, so wußte er doch immer wer darin der beste Mann. Er versteht vielleicht keine Note Musil, aber Rossini war beständig sein Hausfreund. Ary Scheffer ist sein Hofmaler; Cardene war sein Koch. Hr. von Rothschild weiß sicher kein Wort Griechisch, aber der Hellenist Letronne ist der Gelehrte, den er am meisten auszeichnet. Sein Leibarzt war der geniale Dupuytren, und es herrschte zwischen beiden die brüderlichste Zuneigung. Den Werth eines Cremieur, des großen Juristen, dem eine große Zukunft bevorsteht, hat Hr. v. Rothschild schon früher begriffen, und er fand in ihm seinen treuen Anwalt. In gleicher Weise hat er die politischen Fähigkeiten Ludwig Philipps gleich von Anfang gewürdigt, und er stand immer auf vertrautem Fuße mit diesem Großmeister der Staatskunst. Den Emile Pereire, den Pontifer Maximus der Eisenbahnen, hat Hr. v. Rothschild ganz eigentlich entdeckt, er machte denselben gleich zu seinem ersten Ingenieur, und durch ihn gründete er die Eisenbahn nach Versailles. Die Poesie, sowohl die französischen wie die deutsche, ist ebenfalls in der Gunst des Hrn. v. Rothschild sehr würdig vertreten, doch will es mich bedünken, als ob hier nur eine lebenswürdige Courtoisie im Spiele, und als ob der Herr Baron für unsre heutigen Dichter nicht so schwärmerisch begeistert sei wie für die großen Todten, z. B. für Homer, Sophokles, Dante, Cervantes, Shakespeare, Goethe, lauter verstorbene Poeten, verklärte Genien, die geläutert von allen irdischen Schläfen, jeder Erdennoth entrückt sind und keine Nordeisenbahnactien verlangen.

In diesem Augenblick ist der Stern Rothschild im Zenith seines Glanzes. Ich weiß nicht, ob ich mir nicht einen Mangel an Devotion zu Schulden kommen lasse, indem ich Hrn. v. Rothschild nur einen Stern nannte. Doch er wird mir nicht darob großen, wie jener Andre, Ludwig XIV., der einst über einen armen Dichter in Zorn gerieth, weil er die Impertinenz hatte, ihn mit einem Stern zu vergleichen, ihn, der gewohnt war, die Sonne genannt zu werden, und auch diesen Himmelskörper als sein officiellcs Sinnbild angenommen.

Ich will heute, um ganz sicher zu gehen, Hrn. v. Rothschild dennoch mit der Sonne vergleichen, erstens kostet es mir nichts und dann wahrhaftig ich kann es mit gutem Fug in diesem Augenblick, wo jeder ihm huldigt um von seinen goldnen Strahlen gewärmt zu werden. — Unter uns gesagt, diese Fävor der Verehrung ist für die arme Sonne keine geringe Plage, und sie hat keine Ruhe vor ihren Anbetern, worunter manche gehören, die wahrlich nicht werth sind, von der Sonne beschienen zu werden; diese Pharisäer psalmodiren am lautesten ihr Lob und Preis, und der arme Baron wird von ihnen so moralisch torquirt und abgehezt, daß man ein Mitleid mit ihm haben möchte. Ich glaube überhaupt, das Geld ist für ihn mehr ein Unglück als ein Glück; hätte er ein hartes Naturell, so würde er weniger Ungemach aussehn, aber ein gutmüthiger, sanfter Mensch, wie er ist, muß er viel leiden von dem Anbrang des vielen Glends, das er lindern soll, von den Ansprüchen, die man beständig an ihn macht, und von dem Unbath, der jeder seiner Wohlthaten auf dem Fuße folgt. Ueberreichthum ist vielleicht schwerer zu ertragen als Armuth. Jedem, der sich in großer Geldnoth befindet, rathe ich zu Herrn v. Rothschild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daß er etwas Erkleckliches bekömmet), sondern um sich durch den Anblick jenes Geld-Glends zu trösten. Der arme Teufel, der zu wenig hat, und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, daß es einen Menschen giebt, der noch weit mehr gequält ist, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in seine kosmopolitische Riesentasche geflossen, und weil er eine solche Last mit sich herumschleppen muß, während rings um ihn her der große Haufen von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt. Und welche schreckliche und gefährliche Hände! — Wie geht es Ihnen? frug einst ein deutscher Dichter den Herrn Baron. „Ich bin verrückt,“ erwiderte dieser. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen, sagte der Dichter, glaube ich es nicht. Der Baron fiel ihm aber seufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal das Geld zum Fenster hinauswerfe.“

Wie unglücklich sind doch die Reichen in diesem Leben — und nach dem Tode kommen sie nicht einmal in den Himmel! „Ein Rameel wird eher durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme“ — dieses

Wort des göttlichen Communisten ist ein furchtbares Anathema und zeugt von seinem bitterm Haß gegen die Börse und haut finances von Jerusalem. Es wimmelt in der Welt von Philanthropen, es giebt Thierquälergesellschaften, und man thut wirklich sehr viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar nichts. Statt Preisfragen über Seidencultur, Stallfütterung und Kant'sche Philosophie aufzugeben, sollten unsre gelehrten Societäten einen bedeutenden Preis aussetzen zur Lösung der Frage: wie man ein Kameel durch ein Nadelöhr fädeln könne? Ehe diese große Kameelfrage gelöst ist und die Reichen eine Aussicht gewinnen, ins Himmelreich zu kommen, wird auch für die Armen kein durchgreifendes Heil begründet. Die Reichen würden weniger hartherzig sein, wenn sie nicht blos auf Erden Glück angewiesen wären und nicht die Armen beneiden müßten, die einst dort oben in Floribus sich des ewigen Lebens gaudiren. Sie sagen: warum sollen wir hier auf Erden für das Lumpengesindel etwas thun, da es ihm doch einst besser geht als uns, und wir jedenfalls nach dem Tode nicht mit demselben zusammentreffen? Wüßten die Reichen, daß sie dort oben wieder in aller Ewigkeit mit uns gemeinsam haufen müssen, so würden sie sich gewiß hier auf Erden etwas geniren und sich hüthen, uns gar zu sehr zu mißhandeln. Laßt uns daher vor allem die große Kameelfrage lösen.

Darüberhinz sind die Reichen, das ist wahr. Sie sind es sogar gegen ihre ehemaligen Kollegen, wenn sie etwas heruntergekommen sind. Da bin ich jüngst dem armen August Leo begegnet, und das Herz blutete mir beim Anblick des Mannes, der ehemals mit den Häuptern der Börse, mit der Aristokratie der Speculanten, so intim verbunden und sogar selbst ein Stück Banquier war. Aber sagt mir doch, Ihr hochmögenden Herren, was hat Euch der arme Leo gethan, daß Ihr ihn so schnöde ausgestoßen habt aus der Gemeinde? — ich meine nicht aus der jüdischen, ich meine aus der Finanz-Gemeinde. Ja, der Armste genießt seit einiger Zeit die Ungunst seiner Genossen in so hohem Grade, daß man ihn von allen verdienstlichen Unternehmungen, d. h. von allen Unternehmungen, woran etwas verdient wird, wie einen Mißessüchtigen ausschließt. Auch von dem letzten Emprunt hat man ihm nichts zustießen lassen, und auf Bethelligung bei neuen Eisenbahn-Entreprisen muß er gänzlich verzichten, seitdem er bei der Versailler Eisenbahn der rivo gauche eine so klägliche Schlappe erlitten, und seine Leute in so schreckliche Verluste hineingerechnet hat. Keiner will mehr etwas von ihm wissen, jeder stößt ihn zurück, und sogar sein einziger Freund, (der, beiläufig gesagt, ihn nie ausstehen konnte), sogar sein Jonathan, der Stockjobber Läusebors, verläßt ihn und läuft jetzt beständig hinter dem Baron Mellenburg einher, und kriecht demselben fast zwischen die Rodschöße hinein. — Beiläufig bemerke ich ebenfalls, daß genannter Baron Mellenburg, einer unserer eifrigsten Agioteure und Indu-

früellen, keineswegs ein Israelite ist, wie man gewöhnlich glaubt, weil man ihn mit Abraham Meslenburg verwechselt, oder weil man ihn immer unter den Starken Israels sieht, unter den Creti und Pleiti der Börse, wo sie sich um ihn versammeln; denn sie lieben ihn sehr. Diese Leute sind keine religiösen Fanatiker, wie man sieht, und ihr Unmuth gegen den armen Leo ist daher keinen intoleranten Ursachen beizumessen; sie groffen ihm nicht wegen seiner Abtrünnigkeit von der schönen jüdischen Religion, und sie zuckten nur mittelbig die Achsel über die schlechten Religions-Wechsel-Geschäfte des armen Leo, der in dem protestantischen Bethaus der rue des billets jetzt das Amt eines Marguilliers versteht — das ist gewiß ein bedeutendes Ehrenamt, aber ein Mann wie August Leo wäre mit der Zeit auch in der Synagoge zu großen Würden emporgestiegen, man hätte vielleicht bei Beschneidungsfeierlichkeiten das Kind, dem die Vorhaut abgeschnitten wird, oder das Messerchen, womit solches geschieht, seinen Händen anvertraut, oder man hätte ihn auch bei Lesung der Thora mit den kostspieligsten Tageswürden überhäuft, ja, da er sehr musikalisch ist und gar für Kirchenmusik so viel Sinn besitzt, wäre ihm vielleicht am Neujahrsfeste der jüdischen Kirche das Blasen mit dem Schofar, dem heiligen Horne, zu Theil worden. Nein, er ist nicht das Opfer eines religiösen oder moralischen Unwillens starrköpfiger Pharisäer, es sind nicht Fehler des Herzens, welche dem armen Leo zur Last gelegt werden, sondern Rechnungsfehler und verlorene Millionen verzeiht selbst kein Christ. Aber habt doch endlich Erbarmen mit dem armen Gefallenen, mit der gesunkenen Größe, nehmt ihn wieder auf in Gnaden, laßt ihn wieder Theil nehmen an einem guten Geschäfte, gönnt ihm einmal wieder einen kleinen Profit, woran sich sein gebrochenes Herz erlade, dato obolum Belisario — gebt einen Obolus einem Belisar, der zwar kein großer Feldherr aber blind gewesen und nie im Leben irgend einem Bedürftigen einen Obolus gegeben hat!

Auch patriotische Gründe giebt es, welche die Erhaltung des armen Leo wünschenswerth machen. Gefränktes Selbstgefühl und die großen Verluste nöthigen, wie ich höre, den einst so wohlhabenden Mann, das sehr theure Paris zu verlassen und sich auf das Land zurückzuziehen, wo er wie Cincinatus seinen selbstgepflanzten Kohl verspeisen oder wie einst Nebukadnezar auf seinen eigenen Wiesen grasen kann. Das wäre nun ein großer Verlust für die deutsche Landsmannschaft. Denn alle deutsche Reisende zweiten und dritten Ranges, die hierher nach Paris kamen, fanden im Hause des Herrn Leo eine gastliche Aufnahme, und manche, die in der frostigen Franzosenwelt ein Unbehagen empfanden, konnten sich mit ihrem deutschen Herzen hierher flüchten und mit gleichgesinnten Gemüthern wieder heimisch fühlen. An kalten Winterabenden fanden sie hier eine warme Tasse Thee, etwas homöopathisch zubereitet, aber nicht ganz ohne Zucker. Sie sahen hier Herrn von Humboldt,

nämlich in *officio* an der Wand hängend, als *Lochvogel*. Hier sahen sie den *Nasenstern in Natura*. Auch eine deutsche Gräfin fand man hier. Es zeigten sich hier auch die vornehmsten Diplomaten von *Krähwinkel*, nebst ihren *kräh- und schiefwinklichten Gemahlinnen*. Hier hörte man mitunter sehr ausgezeichnete *Clavierspieler* und *Geiger*, neuangekommene *Virtuosen*, die von *Seelenverkäufern* an das Haus *Leo* empfohlen worden und sich in seinen *Soirées* musikalisch ausbeuten ließen. Es waren die holden Klänge der *Muttersprache*, sogar der *Großmuttersprache*, welche hier den Deutschen begrüßten. Hier ward die *Mundart* des *Hamburger Dreckwalls* am reinsten gesprochen, und wer diese klassischen Laute vernahm, dem ward zu Muth, als räche er wieder die *Twieten* des *Mönkebammes*. Wenn aber gar die *Adeleide* von *Beethoven* gesungen wurde, flossen hier die *sentimentalsten Thränen*! Ja, jenes Haus war eine *Dase*, eine sehr aasige *Dase* deutscher *Gemüthlichkeit* in der *Sandwüste* der *französischen Verstandswelt*, es war eine *Lauderhütte* des *traulichsten Cancans*, wo man *rubbelte* wie an den *Ufern* des *Maine*, wo man *klengelte* wie im *Wetschilde* der *hil'gen Stadt Cöln*, wo dem *vaterländischen Klatsch* manchmal auch zur *Erfrischung* ein *Gläschen Bier* beigelegt ward — deutsches *Perz*, was verlangtst du mehr? Es wäre *Jammerschade*, wenn diese *Klatschbude* geschlossen würde.

58.

Paris, den 6. Mai 1843.

Die kostbare Zeit wird leichtsinnig verzettelt. Ich sage die kostbare Zeit, und ich verstehe darunter die *Friedensjahre*, die uns durch die *Regierung Ludwig Philipps* verbürgt sind. An dem *Lebensfaden* desselben hängen die *Ruhe* *Frankreichs*, und der Mann ist alt, und unerbittlich ist die *Schere* der *Parze*. Statt diese Zeit zu benutzen und den *Knäuel* der *inneren und äußern Mißverständnisse* zu entwirren, sucht man die *Verwickelungen* und *Schwierigkeiten* noch zu steigern. Nichts als *geschminkte Komödie*, und *Künste* hinter den *Coulissen*. Durch dieses *Kleintreiben* kann *Frankreich* wirklich an den *Rand* des *Abgrunds* geraten. Die *Wetterfahnen* verlassen sich auf ihr berühmtes *Talent* der *Vielseltigkeit* in der *Bewegung*; sie fürchten nicht die *ärgsten Stürme*, da sie immer verstanden, sich nach jedem *Lufzug* zu drehen. Ja, der *Wind* kann Euch nicht brechen, denn Ihr seid noch *beweglicher* wie der *Wind*. Aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr trotz *Eurer windigen Versatilität* dennoch *kläglich* aus *Eurer Höhe* *herabpurzelt*, wenn der *Thurm* *niederstürzt*, auf dessen *Spitze* Ihr *gestellt* seid! *Fallen* müßt Ihr mit *Frankreich*, und dieser *Thurm* ist *untergraben*, und im *Norden* hausen sehr *böswillige Wettermacher*. Die

Schamanen an der Rewa sind in diesem Augenblick nicht in der Ekstase des Sturmbeschwörens; aber hier hängt doch alles von Laune ab, von der absoluten Laune erhabenster Willkür. Wie gesagt, mit dem Ableben Ludwig Philipps verschwindet alle Bürgschaft der Ruhe; dieser größere Herrenmeister hält die Stürme gebunden durch seine geduldige Klugheit. Wer ruhig schlafen will, muß in seinem Nachgebet den König von Frankreich allen Schutzengeln des Lebens empfehlen.

Guzot wird sich noch geraume Zeit halten, was gewiß wünschenswerth, da eine ministerielle Krisis immer mit unvorhergesehenen Fatalitäten verbunden ist. Ein Ministerwechsel ist bei den veränderungslüchtigen Franzosen vielleicht ein Surrogat für den periodischen Dynastienwechsel. Aber diese Umwälzungen im Personal der höchsten Staatsbeamten sind darum nicht minder ein Unglück für ein Land, das mehr als jedes andere der Stabilität bedürftig ist. Wegen ihrer precären Stellung können die Minister sich in keine weitausgreifende Pläne einlassen, und der nackte Erhaltungstrieb absorbiert alle ihre Kräfte. Ihr schlimmstes Mißgeschick ist nicht sowohl ihre Abhängigkeit vom königlichen Willen, der meistens verständig und heilsam ist, sondern ihre Abhängigkeit von den sogenannten Conservativen, jenen constitutionellen Janitscharen, welche hier nach Laune die Minister absetzen und einsetzen. Erregt einer derselben ihre Ungnade, so versammeln sie sich in ihren parlamentarischen Ordas, und pauken los auf ihre Kessel. Die Ungnade dieser Leute entspringt aber gewöhnlich aus wirklichen Suppentessel-Interessen: sie sind es nämlich, welche in Frankreich eigentlich regieren, indem kein Minister ihnen etwas verweigern darf, keinerlei Amt oder Vergünstigung, weder ein Consulat für den ältesten Sohn ihres Herrn Schwagers, noch ein Tabaksprivilegium für die Wittwe ihres Portiers. Es ist unrichtig, wenn man von dem Regiment der Bourgeoisie im Allgemeinen spricht, man sollte nur von dem Regimente der conservativen Deputirten reden; diese sind es, welche das jetzige Frankreich ausbeuten, in ihrem Privatinteresse, wie einst der Geburtsadel. Letzterer ist von der conservativen Partei keineswegs bestimmt gesondert, und wir begegnen manchen alten Namen unter den parlamentarischen Tagesherrschern. Der Name Conservative ist aber eigentlich ebenfalls keine richtige Bezeichnung, da es gewiß nicht allen, die wir solchermaßen benamens, um die Conservation der politischen Zustände zu thun ist, und manche daran sehr gern ein Bißchen rütteln möchten; ebenso wie es in der Opposition sehr viele Männer gibt, die das Bestehende um alles in der Welt willen nicht umstürzen möchten, und gar besonders vor dem Krieg eine Todescheu hegen. Die meisten jener Oppositionsmänner wollen nur ihre Partei ans Regiment bringen, um dieses, gleich den Conservativen, in ihrem Privatinteresse auszubeuten. Die Principien sind auf beiden Seiten nur Lösungsworte ohne Bedeutung; es handelt sich im

Grunde nur darum, welche von beiden Parteien die materiellen Vortheile der Herrschaft erwerbe. In dieser Beziehung haben wir hier denselben Kampf, der sich jenseits des Canals, unter den Namen Whigs und Tories, seit zwei Jahrhunderten hinschleppt.

Die englische constitutionelle Regierungsform war, wie männiglich bekannt, das große Muster, wonach sich das jetzige französische parlamentarische Gemeinwesen gebildet; namentlich die Doctrinaire haben dieses Vorbild bis zur Uebanterte nachzuäffen gesucht, und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß die allzugroße Nachgiebigkeit, womit das heutige Ministerium die Usurpationen der Conservativen erduldet und sich von denselben ausbeuten läßt, am Ende aus einer gelehrten Gründlichkeit hervorginge, die ihr reiches, durch mühsame Studien erworbenes Wissen getreulichst documentiren möchte. Der 29. October, d. h. der Herr Professor, den die Opposition mit jenem Monatsdatum bezeichnet, kennt das Räuberwerk der englischen Staatsmaschine besser als irgend jemand, und wenn er glaubt, daß eine solche Maschine auch diesseits des Canals nicht anders fungiren könne, als durch die unsittlichen Mittel, in deren Anwendung Walpole ein Meister und Robert Peel keineswegs ein Stümper war, so ist eine solche Ansicht gewiß sehr zu beklagen, aber wir können ihr nicht mit hinlänglicher Gelehrsamkeit und Geschicktskenntniß widersprechen. Wir müssen sagen, die Maschine selbst taugt nichts; aber fehlt uns dieser Muth, so können wir den dirigirenden Maschinenmeister keiner allzu herben Kritik unterwerfen. Und wozu nützte am Ende diese Kritik? Was hülfte es, in Augsburg zu rügen, wenn an der Seine gesündigt wird? Die Opposition eines Ausländers in ausländischen Blättern, wo es sich um Gebreche der innern Verwaltung Frankreichs handelt, wäre eine Robomontade, die eben so ungeziemend wie närrisch. Nicht die innere Administration, sondern nur Acte der Politik, die auch auf unser eignes Vaterland einen Einfluß üben könnten, soll ein Correspondent besprechen. Ich werde daher die jetzige Corruption, das Bestechungssystem, womit meine Collegen in deutschen Zeitungen so viele Colonnen anfüllen, weder in Frage stellen noch rechtfertigen. Was geht das uns an, wer in Frankreich die besten Aemter, die fettesten Sinecuren, die prachtvollsten Orden erschleicht oder an sich reißt? Was kümmert es uns, ob es ein Schnapphahn der Rechten oder ein Schnapphahn der Linken ist, der die goldenen Gebärme des Budgets einsteckt? Wir haben nur dafür zu sorgen, daß wir uns selbst in der respectiven Heimath von unsern heimischen Tories oder Whigs durch kein Aemtchen, durch keinen Titel, durch kein Bändchen, erkaufen lassen, wenn es gilt, für die Interessen des deutschen Volks zu reden oder zu stimmen! Warum sollen wir jetzt über den Splitter, den wir in französischen Augen bemerkt, so viel Zeter schreien, wenn wir uns über den Balken in den blauen Augen unsrer deutschen Behörden entweder gar nicht oder

sehr kecklaut äußern dürfen? Wer könnte übrigens in Deutschland beurtheilen, ob der Franzose, dem das französische Ministerium eine Stelle oder Gunst gewährt, dieselbe verdienter- oder unverbienter Weise empfing? Die Aemterjägererei wird nicht aufhören unter einem Ministerium Thiers oder Barrot, wenn Guizot fällt. Kämen gar die Republikaner ans Ruder, so würde die Corruption sich mehr im Gewande der Hypochrise zeigen, statt daß sie jetzt ohne Schminke, schier natu cynisch auftritt. Die Partei wird immer den Männern der Partei die große Schüssel vorsehen. Einen entsetzlich grauenhaften Anblick böte uns gewiß die Stunde, „wo sich das Laster erbricht und die Tugend zu Tische setzt!“ Mit welcher Wolsföglie würden die armen Hungerleider der Tugend nach der langen Fastenzeit sich über die guten Speisen herfürzen! Wie mancher Cato würde sich bei dieser Gelegenheit den Magen verderben! Wehe den Verräthern, die sich satt gegessen und sogar Rebhühner und Trüffeln gegessen und Champagner getrunken während unsrer jetzigen Zeit der Verderbniß, der Bestechung, der Guizot'schen Corruption!

Ich will nicht untersuchen, von welcher Beschaffenheit diese sogenannte Guizot'sche Corruption ist, und welche Vellagnisse die verletzten Interessen anführen. Muß der große Puritaner wirklich seiner Selbsterhaltung wegen zu dem anglikanischen Bestechungssystem seine Zuflucht nehmen, so ist er gewiß sehr zu bedauern; eine Vestalin, welche einer maison de tolérance vorstehen müßte, befände sich gewiß in keiner minder unpassenden Lage. Vielleicht besticht ihn selbst der Gedanke, daß von seiner Selbsterhaltung auch der Fortbestand des ganzen jetzigen gesellschaftlichen Zustandes von Frankreich abhängig sei. Das Zusammenbrechen desselben ist für ihn der Beginn aller möglichen Schrecknisse. Guizot ist der Mann des geregelten Fortschrittes, und er sieht die theuern, bluttheuern Erworbenheiten der Revolution jetzt mehr als je gefährdet durch ein düster heranziehendes Weltgewitter. Er möchte gleichsam Zeit gewinnen, um die Garben der Ernte unter Dach zu bringen. In der That, die Fortbauer jener Friedensperiode, wo die gereiften Früchte eingescheuert werden können, ist unser erstes Bedürfniß. Die Saat der liberalen Principien ist erst grünlich abstract emporgeschossen, und das muß erst ruhig einwachsen in die concret knorrigte Wirklichkeit. Die Freiheit, die bisher nur hie und da Mensch geworden, muß auch in die Massen selbst, in die untersten Schichten der Gesellschaft, übergehen und Volk werden. Diese Volkwerdung der Freiheit, dieser geheimnißvolle Proceß, der, wie jede Geburt, wie jede Frucht, als nothwendige Bedingniß Zeit und Ruhe begehrt, ist gewiß nicht minder wichtig, als es jene Verkündigung der Principien war, womit sich unsre Vorgänger beschäftigt haben. Das Wort wird Fleisch, und das Fleisch blutet. Wir haben eine geringere Arbeit, aber größeres Leid als unsre Vorgänger, welche glaubten, alles sei glücklich zu Ende gebracht, nach-

dem die heiligen Freiheits- und Gleichheitsgesetze feierlich proclamirt und auf hundert Schlachtfeldern sanctionirt worden. Ach! das ist noch jetzt der leidige Irrthum so vieler Revolutionsmänner, welche sich einbilden, die Hauptsache sei, daß ein Fegen Freiheit mehr oder weniger abgerissen werde von dem Purpurmantel der regierenden Macht; sie sind zufrieden, wenn nur die Drabbonnanz, die irgend ein demokratisches Grundgesetz promulgirt, recht hübsch, schwarz auf weiß, abgedruckt steht im Moniteur. Da erinnere ich mich, als ich vor zwölf Jahren den alten Lafayette besuchte, drückte derselbe mir beim Fortgehen ein Papier in die Hand, und er hatte dabei ganz die überzeugte Miene eines Wunderdoctors, der uns ein Universalelixir überreicht. Es war die bekannte Erklärung der Menschenrechte, die der Alte vor sechszig Jahren aus Amerika mitgebracht und noch immer als die Panacee betrachtete, womit man die ganze Welt radical curiren könne. Nein, mit dem bloßen Recept ist dem Kranken noch nicht geholfen, obgleich jenes unerlässlich ist: er bedarf auch der Tausendmischerlei des Apothekers, der Sorgfalt der Wärterin, er bedarf der Ruhe, er bedarf der Zeit.

Retrospective Aufklärung.

(August 1854.)

Als ich in obigem Berichte, vielleicht etwas zu beschaulich indifferent aber mit gutem Gewissen, ganz ohne heuchlerische Tugendgrämelei, über die sogenannte Guizot'sche Corruption schrieb, kam es mir wahrlich nicht in den Sinn, daß ich selber, fünf Jahre später, als Theilnehmer einer solchen Corruption angeklagt werden sollte! Die Zeit war sehr gut gewählt, und die Verleumdung hatte freien Spielraum, in der Sturm- und Drangperiode vom Februar 1848, wo alle politischen Leidenschaften, plötzlich entzügelt, ihren rasenden Weidwang begannen. Es herrschte überall eine Verblendung, wie sie nur bei den Heren auf dem Blockberg oder bei dem Jakobinismus in seinen rohesten Schreckenstagen vorgekommen. Es gab wieder unzählige Clubs, wo von den schmutzigsten Lippen der unbescholtenste Leumund angepöckelt ward; die Mauern aller Gebäude waren mit Schmähungen, Denunciationen, Auf- ruhrpredigten, Drohungen, Invectiven, in Versen und in Prosa, besudelt; eine schmierige Mordbrandliteratur. Sogar Blanqui, der incarnirte Terrorismus und der bravste Kerl unter der Sonne, ward damals der gemeinsten Angeberei und eines Einverständnisses mit der Polizei bezüchtigt. — Keine honeste Person vertheidigte sich mehr. Wer einen schönen Mantel besaß, ver- hüllte darin das Antlitz. In der ersten Revolution mußte der Name Pitt

dazu dienen, die besten Patrioten als verkaufte Verräther zu besetzen — Danton, Robespierre, ja sogar Marat, denuncirte man als besoldet von Pitt. Der Pitt der Februarrevolution hieß Guizot, und den lächerlichsten Verdächtigungen mußte der Name Guizot Vorschub leisten. Erregte man den Reiz eines jener Tageshelden, die schwach von Geist waren, aber lange in Sainte-Pelagie oder gar auf dem Mont-Saint-Nichel gefessen, so konnte man darauf rechnen, nächstens in seinem Club als ein Helfershelfer Guizots, als ein feiler Söldner des Guizot'schen Bestechungssystems angeklagt zu werden. Es gab damals keine Guillotine, womit man die Köpfe abschneid, aber man hatte eine Guizotine erfunden, womit man und die Ehre abschneid. Auch der Name des Schreibers dieser Blätter entging nicht der Verunglimpfung in jener Tollzeit, und ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung entblödete sich nicht, in einem anonymen Artikel von den unwürdigen Stipulationen zu sprechen, wodurch ich für eine namhafte Summe meine literarische Thätigkeit den gouvernementalen Bedürfnissen des Ministeriums Guizot verkauft hätte.

Ich enthalte mich jeder Beleuchtung der Person jenes fürchterlichen Anklägers, dessen rauhe Jugend durch die herrschende Corruption so sehr in Paraisisch gerathen; ich will diesem muthigen Ritter nicht das Visir seiner Anonymität abreißen, und nur beiläufig bemerkte ich, daß er kein Deutscher, sondern ein Italiener ist, der, in Jesuitenschulen erzogen, seiner Erziehung treu blieb, und zu dieser Stunde in den Bureaux der österreichischen Gesandtschaft zu Paris eine kleine Anstellung genießt. Ich bin tolerant, gestatte jedem sein Handwerk zu treiben, wir können nicht alle ehrliche Leute sein, es muß Rüuze von allen Farben geben, und wenn ich mir etwa eine Rüze gestatte, so ist es nur die raffinirte Treulosigkeit, womit mein ultramontaner Brutus sich auf die Autorität eines französischen Flugblattes berief, das, der Tagesleiden schaft dienend, nicht rein von Entstellungen und Mißdeutungen jeder Art war, aber in Bezug auf mich selbst sich auch kein Wort zu Schulden kommen ließ, welches obige Bezichtigung rechtfertigen konnte. Wie es kam, daß die sonst so behutsame Allgemeine Zeitung ein Opfer solcher Mystification wurde, will ich später andeuten.. Ich begnüge mich hier, auf die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 23. Mai 1848, Außerordentliche Beilage, zu verweisen, wo ich in einer öffentlichen Erklärung über die saubere Insinuation ganz unumwunden, nicht der geringsten Zweideutigkeit Raum lassend, mich aussprach. Ich unterdrückte alle verschämten Gefühle der Eitelkeit, und in öffentlicher Allgemeinen Zeitung machte ich das traurige Geständniß, daß auch mich am Ende die schreckliche Krankheit des Erils, die Armuth, heimgesucht hatte, und daß auch ich meine Zuflucht nehmen mußte zu jenem „großen Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Primath mehr oder minder

glorreich compromittirt hatten, und an dem gaslichen Herde Frankreichs eine Freisstätte suchten.“

Dieses waren meine nackten Worte in der besagten Erklärung, ich nannte die Sache bei ihrem betrüblichsten Namen. Obgleich ich wohl andeuten konnte, daß die Hülfsgelder, welche mir als eine „*allocution annuelle d'une pension de secours*“ zuerkannt worden, auch wohl als eine hohe Anerkennung meiner literarischen Reputation gelten mochten, wie man mir mit der zartesten Courtoisie notificirt hatte, so setzte ich doch jene Pension unbedingt auf Rechnung der Rationalgroßmuth, der politischen Bruderliebe, welche sich hier ebenso rührend schön kund gab, wie es die englische Barmherzigkeit jemals gethan haben mag. Es gab hochfahrende Gesellen unter meinen Erit-Collegen, welche jede Unterstützung nur Subvention nannten; bettelstolze Ritter, welche alle Verpflichtung haßten, nannten sie ein Darlehn, welches sie später wohlverzinst den Franzosen zurückzahlen würden—ich jedoch demüthigte mich vor der Nothwendigkeit, und gab der Sache ihren wahren Namen. In der erwähnten Erklärung hatte ich hinzugesetzt: „Ich nahm solche Hülfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdecrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht blos meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im Voraus mit Interdict belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht.“

Ja, „ohne Urtheil und Recht.“ — Ich glaube mit Fug solchermaßen ein Verfahren bezeichnen zu dürfen, das unerhört war in den Annalen absurder Gewaltthätigkeit. Durch ein Decret meiner heimischen Regierung wurden nicht blos alle Schriften verboten, die ich bisher geschrieben, sondern auch die künftigen, alle Schriften, welche ich hinführo schreiben würde; mein Gehirn wurde confiscirt, und meinem armen unschuldigen Magen sollten durch dieses Interdict alle Lebensmittel abgeschnitten werden. Zugleich sollte auch mein Name ganz ausgerottet werden aus dem Gedächtniß der Menschen, und an alle Censoren meiner Heimath erging die strenge Verordnung, daß sie sowohl in Tagesblättern, wie in Broschüren und Büchern jede Stelle streichen sollten, wo von mir die Rede sei, gleichviel ob günstig oder nachtheilig. Kurzsichtige Thoren! solche Beschlüsse und Verordnungen waren ohnmächtig gegen einen Autor, dessen geistige Interessen siegreich aus allen Verfolgungen hervorgingen, wenn auch seine zeitlichen Finanzen sehr gründlich zu Grunde gerichtet wurden, so daß ich noch heute die Nachwirkung der kleinlichen Rüden verspüre. Aber verhungert bin ich nicht, obgleich ich in jener Zeit von der bleichen Sorge hart genug bedrängt ward. Das Leben in Paris ist so kostspielig, besonders

wenn man hier verheirathet ist, und keine Kinder hat. Lepiere, diese lieben, kleinen Puppen vertreiben dem Gatten und zumal der Gattin die Zeit, und da brauchen sie keine Zerstreuung außer dem Hause zu suchen, wo dergleichen so theuer. Und dann habe ich nie die Kunst gelernt, wie man die Hungrigen mit bloßen Worten abspeißt, um so mehr da mir die Natur ein so wohlhabendes Aeußere verliehen, daß niemand an meine Dürftigkeit geglaubt hätte. Die Nothleidenden, die bisher meine Hülfe reichlich genossen, lachten, wenn ich sagte, daß ich künftig selber darben müsse. War ich nicht der Verwandte aller möglichen Millionäre? Hatte nicht der Generalissimus aller Millionäre, hatte nicht dieser Millionärissimus mich seinen Freund genannt, seinen Freund? Ich konnte nie meinen Klienten begreiflich machen, daß der große Millionärissimus mich eben deshalb seinen Freund nenne, weil ich kein Geld von ihm begehre; verlangte ich Geld von ihm, so hätte ja gleich die Freundschaft ein Ende! Die Zeiten von David und Jonathan, von Drestes und Pylades seien vorüber. Meine armen, hilfsbedürftigen Dummköpfe glaubten, daß man so leicht etwas von den Reichen erhalten könne. Sie haben nicht, wie ich, gesehen, mit welchen schrecklichen eisernen Schlössern und Stangen ihre großen Geldkisten verwahrt sind. Nur von Leuten, welche selbst wenig haben, läßt sich allenfalls etwas erborgen, denn erstens sind ihre Kisten nicht von Eisen, und dann wollen sie reicher scheinen als sie sind.

Ja, zu meinen sonderbaren Mißgeschicken gehörte auch, daß nie jemand an meine eignen Geldkisten glauben wollte. In der Magna Charta, welche, wie uns Cervantes berichtet, der Gott Apollo den Poeten octroyirt hat, lautet freilich der erste Paragraph: „Wenn ein Poet versichert, daß er kein Geld habe, solle man ihm auf sein bloßes Wort glauben, und seinen Eidswur verlangen“ — ach! ich berief mich vergebens auf dieses Vorrecht meines Poetenstandes. So geschah es auch, daß die Verleumdung leichtes Spiel hatte, als sie die Motive, welche mich bewogen, die in Rede stehende Pension anzunehmen, nicht den natürlichsten Noth und Befugnissen zuschrieb. Ich erinnere mich, als damals mehre meiner Landeute, darunter der entschiedenste und geistreichste, Dr. Marx, zu mir kamen, um ihren Unwillen über den verleumderischen Artikel der Allgemeinen Zeitung auszusprechen, riefen sie mir, kein Wort darauf zu antworten, indem sie selbst bereits in deutschen Blättern sich dahin geäußert hätten, daß ich die empfangene Pension gewiß nur in der Absicht angenommen, um meine ärmern Parteigenossen thätiger unterstützen zu können. Solches sagten mir sowohl der ehemalige Herausgeber der Neuen Rheinischen Zeitung, als auch die Freunde, welche seinen Generalstab bildeten; ich aber dankte für die liebevolle Theilnahme, und ich versicherte diesen Freunden, daß sie sich geirrt, daß ich gewöhnlich jene Pension sehr gut für mich selbst brauchen konnte, und daß ich dem böswilligen anonymen Artikel der Allgemeinen Zeitung nicht

indirect durch meine Freunde, sondern direct mit eigener Namensunterschrift entgegenzutreten müsse.

Bei dieser Gelegenheit will ich auch erwähnen, daß die Redaction des französischen Flugblattes, die *Revue Retrospective*, auf welches sich der Correspondent der Allgemeinen Zeitung berief, ihren Unwillen über eine solche Citation, in einer bestimmten Abwehr bezeugen wollte, die übrigens ganz überflüssig gewesen wäre, da der flüchtigste Anblick auf jenes französische Blatt hinlänglich darthut, daß dasselbe an jeder Verunglimpfung meines Namens unschuldig; doch die Existenz jenes Blattes, welches in zwanglosen Lieferungen erschien, war sehr ephemer, und es ward von dem tollen Tagesstrudel verschlungen, bevor es die projectirte Abwehr bringen konnte. Der Redacteur an obel jener retrospectiven *Revue* war der Buchhändler Paulin, ein wackerer ehrlicher Mann, der sich mir seit zwei Decennien immer sehr theilnehmend und dienstwillig erwiesen; durch Geschäftsbezüge und gemeinschaftliche intime Freunde hatten wir Gelegenheit, uns wechselseitig hochschätzen und achten zu lernen. Paulin war der Associé meines Freundes Dubochet, er liebte wie einen Bruder meinen vielberühmten Freund Mignet und er vergöttert Thiers, welcher, unter uns gesagt, die *Revue Retrospective* heimlich patronisirte; jedenfalls ward sie von Personen seiner Coterie gestiftet und geleitet, und diesen Personen konnte es wohl nicht in den Sinn kommen, einen Mann zu verunglimpfen, von welchem sie wußten, daß ihr Gönner ihn mit seiner besondern Vorliebe beehrte.

Die Redaction der Allgemeinen Zeitung hatte in keinem Fall jenes französische Blatt gekannt, ehe sie den saubern Corruptions-Artikel druckte. In der That, der flüchtigste Anblick hätte ihr die abgefeimte Arglist ihres Correspondenten entdeckt. Diese bestand darin, daß er mir eine Solidarität mit Personen aufstufte, die von mir gewiß eben so entfernt und eben so verschieden waren, wie ein Chesterkäse vom Monde. Um zu zeigen, wie das Guizot'sche Ministerium nicht bloß durch Aemtervertheilung, sondern auch durch baare Geldspenden sein Corruptionsystem übte, hatte die erwähnte französische *Revue* das Budget, Einnahme und Ausgabe des Departements dem Guizot vorkand, abgedruckt, und hier sahen wir allerdings jedes Jahr die ungeheuersten Summen verzeichnet für ungenannte Ausgaben, und das anklagende Blatt hatte gedroht, in spätern Nummern die Personen namhaft zu machen, in deren Säcke jene Schätze gestossen. Durch das plötzliche Eingehen des Blattes kam die Drohung nicht zur Ausführung, was uns sehr leid war, da jeder alsdann sehen konnte, wie wir bei solcher geheimen Munificenz, welche direct vom Minister oder seinem Secrétaire ausging und eine Gratification für bestimmte Dienste war, niemals theilhaftig gewesen. Von solchen sogenannten dons du ministre, den wirklichen Geheimfonds, sind sehr zu unterscheiden die Pensionen, womit der Minister sein Budget schon belastet vorfindet, zu Gunsten

bestimmter Personen, denen jährlich bestimmte Summen als Unterstützung zuerkannt worden. Es war eine sehr ungroßmüthige, ich möchte sagen eine sehr unfranzösische Handlung, daß das retrospective Flugblatt, nachdem es in Bausch und Bogen die verschiedenen Gesandtschaftsgehälter und Gesandtschaftsausgaben angegeben, auch die Namen der Personen druckte, welche Unterstützungspensionen genossen, und wir müssen solches um so mehr tadeln, da hier nicht blos in Dürftigkeit gesunkene Männer des höchsten Ranges vorlamen, sondern auch große Damen, die ihre gefallene Größe gern unter einigen Puzflittern verkargen, und jetzt mit Kummer ihr vornehmes Elend enthüllt sahen. Von zarterem Lacte geleitet, wird der Deutsche dem unartigen Beispiel der Franzosen nicht folgen, und wir verschweigen hier die Nomenclatur der hochabligen und durchlauchtigen Frauen, die wir auf der Liste der Pensionsfonds im Departemente Guizot's verzeichnet fanden. Unter den Männern, welche auf derselben Liste mit jährlichen Unterstützungssummen genannt waren, sahen wir Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und St. Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generalen und Ex-Ministern, von Priestern sogar, gleichsam eine Aristokratie der Armuth bildend, während auf den Listen der Cassen andrer Departemente minder brillante arme Teufel paradirten. Der deutsche Poet brauchte sich wahrlich seiner Genossenschaft nicht zu schämen, und er befand sich in Gesellschaften von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks, deren Schicksal erschütternd. Nicht neben meinem Namen auf der erwähnten Pensionsliste, in derselben Rubrik und in derselben Kategorie, fand ich den Namen eines Mannes, der einst ein Reich beherrschte größer als die Monarchie des Abasverus, der da König war von Haube bis Kusch, von Indien bis an die Mohren, über hundert und sieben und zwanzig Länder; — es war Godoi, der Prince de la Paix, der unumschränkte Günstling Ferdinands VII. und seiner Gattin, die sich in seine Nase verliebt hatte — Nie sah ich eine umfangreichere, kurfürstlichere Purpurnase, und ihre Füllung mit Schnupftabak muß gewiß dem armen Godoi mehr gekostet haben, als sein französisches Jahrgehalt betrug. Ein anderer Name, den ich neben dem meinigen erblickte, und der mich mit Rührung und Ehrfurcht erfüllte, war der meines Freundes und Schicksalsgenossen, des eben so glorreichen wie unglücklichen Augustin Thierry, des größten Geschichtschreibers unserer Zeit. Aber anstatt neben solchen respectablen Leuten meinen Namen zu nennen, wußte der ehrliche Correspondent der Allgemeinen Zeitung aus den erwähnten Budgetlisten, wo freilich auch pensionirte diplomatische Agenten verzeichnet standen, just zwei Namen der deutschen Landmannschaft herauszuklauben, welche Personen gehörten, die gewiß besser sein mochten als ihr Ruf, aber jedenfalls dem meinigen schaden mußten, wenn

man mich damals mit ihnen zusammenstellte. Der Eine war ein deutscher Gelehrter aus Göttingen, ein Legationsrath, der von jeher der Sündenbock der liberalen Partei gewesen, und das Talent besaß, durch eine zur Schau getragene diplomatische Geheimthuerei für das Schlimmste zu gelten. Begabt mit einem Schatz von Kenntnissen und einem eisernen Fleiße, war er für viele Cabinette ein sehr brauchbarer Arbeiter gewesen, und so arbeitete er später gleichfalls in der Kanzlei Guizots, welcher ihn auch mit verschiedenen Missionen betraute, und diese Dienste rechtfertigten seine Besoldung, die sehr bescheiden war. Die Stellung des andern Landsmanns, mit welchem der ehrliche Corruptionscorrespondent mich zusammen nannte, hatte mit der meinigen eben so wenig Analogie, wie die des ersteren: er war ein Schwabe, der bisher als unbescholtener Spießbürger in Stuttgart lebte, aber jetzt in einem fatal zweideutigen Lichte erschien, als man sah, daß er auf dem Budget Guizots mit einer Pension verzeichnet stand, die fast eben so groß war wie das Jahrgelalt, das aus derselben Casse der Oberst Gustavsohn, Erbkönig von Schweden, bezog; ja sie war drei oder viermal so groß, wie die auf demselben Guizot'schen Budget eingezeichneten Pensionen des Baron von Edstein und des Hrn. Capesigue, welche beide, nebenbei gesagt, seit undenklicher Zeit Correspondenten der Allgemeinen Zeitung sind. Der Schwabe konnte in der That seine fabelhaft große Pension durch kein notorisches Verdienst rechtfertigen, er lebte nicht als Verfolger in Paris, sondern wie gesagt, in Stuttgart als ein stiller Unterthan des Königs von Württemberg, er war kein großer Dichter, er war kein Lumen der Wissenschaft, kein Astronom, kein berühmter Staatsmann, kein Heros der Kunst, er war überhaupt kein Heros, im Gegentheil er war sehr unkriegertisch, und als er einst die Redaction der Allgemeinen Zeitung beleidigt hatte, und diese letztere spornstreichs von Augsburg nach Stuttgart reiste, um den Mann auf Pistolen herauszufordern: — da wollte der gute Schwabe kein Bruderkblut vergießen (denn die Redaction der Allgemeinen Zeitung ist von Geburt eine Schwäbin), und er lehnte das Pistolenbuel noch aus dem ganz besondern Sanitätsgrunde ab, weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne und sein Bauch nur an gedachte Schaletkugeln und schwäbische Knödeln gewöhnt sei.

Corsen, nordamerikanische Indianer und Schwaben verzeihen nie; und auf diese schwäbische Vendetta rechnete der Jesuitenjüngling, als er seinen corrupten Corruptionsartikel der Allgemeinen Zeitung einschickte; und die Redaction derselben ermangelte nicht, brühwarm eine Pariser Correspondenz abzufragen, welche den guten Leumund des unerschossenen schwäbischen Landsmanns den unheimlichsten und schändlichsten Hypothesen und Conjecturen überlieferte. Die Redaction der Allgemeinen Zeitung konnte ihre Unparteilichkeit bei der Aufnahme dieses Artikels um so glänzender zur Schau stellen, da darin einer ihrer befreundeten Correspondenten nicht minder bedenklich bloß-

gestellt war. Ich weiß nicht, ob sie der Meinung gewesen, daß sie mir durch den Abdruck schmählicher aber haltloser Beschuldigungen einen Dienst erweise, indem sie mir dadurch Gelegenheit böte, jedem unwürdigen Gerede, jeder im Rebel schleichenden Insinuation mit einer bestimmten Erklärung entgegen zu treten — Genug, die Redaction der Allgemeinen Zeitung druckte den eingesandten Corruptionsartikel, doch sie begleitete denselben mit einer Note, worin sie in Bezug auf meine Pension die Bemerkung machte, „daß ich dieselbe in keinem Falle für das, was ich schrieb, sondern nur für das was ich nicht schrieb, empfangen haben könne.“

Ach, diese gewiß wohlgemeinte, aber wegen ihrer allzuweisen Abfassung sehr verunglückte Ehrenrettungsnote war ein wahres Pavé, ein Pflasterstein, wie die französischen Journalisten in ihrer Coteriesprache eine ungeschickte Vertheidigung nennen, welche den Vertheidigten todtschlägt, wie es der Bär in der Fabel that, als er von der Stirn des schlafenden Freundes eine Schmeißfliege verschleugen wollte, und mit dem Quaderstein, den er auf sie schleuderte, auch das Hirn des Schüßlings zerschmetterte.

Das ausburgische Pavé mußte mich empfindlicher verletzen, als der Correspondenzartikel der armseligen Schmeißfliege, und in der Erklärung, die ich damals, wie oben erwähnt, in der Allgemeinen Zeitung drucken ließ, sagte ich darüber folgende Worte: „Die Redaction der Allgemeinen Zeitung begleitet „jene Correspondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung aus- „spricht, daß ich nicht für das was ich schrieb jene Unterstützung empfangen „haben möge, sondern für das was ich nicht schrieb. Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung, die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was „sie von mir druckte, als vielmehr durch das was sie nicht druckte, hin- „länglich Gelegenheit hatte, zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller „bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt — besagte Redaction hätte „mich wohl mit jener *levis nota* verschonen können.“

Zeit, Ort und Umstände erlaubten damals keine weitem Erörterungen, doch heute, wo alle Rücksichten erloschen, ist es mir erlaubt, noch viel thatsächlicher darzuthun, daß ich weder für das was ich schrieb, noch für das was ich nicht schrieb, vom Ministerium Guizot besochen sein konnte. Für Menschen, die mit dem Leben abgeschlossen, haben solche retrospective Rechtfertigungen einen sonderbar wehmüthigen Reiz, und ich überlasse mich demselben mit träumerischer Indolenz. Es ist mir zu Sinne, als ob ich einem Längstverstorbenen eine fromme Genugthuung verschaffe; jedenfalls stehen hier am rechten Plage die folgenden Erläuterungen über französische Zustände zur Zeit des Ministeriums Guizot.

Das Ministerium vom 29. November 1840 sollte man eigentlich nicht das Ministerium Guizot, sondern vielmehr das Ministerium Soult nennen, da

lehterer Präsident des Ministerconfeils war. Aber Soult war nur beffen Titularoberhaupt, ungefähr wie der jedesmalige König von Hannover immer den Titel eines Rectors der Universität Georgia-Augusta führt, während Se. Magnificenz, der zeitliche Prorector zu Göttingen, die wirkliche Rectoratsgewalt ausübt. Troß der officiellen Nachvollkommenheit Soult's war von ihm nie die Rede; nur daß zuweilen die liberalen Blätter, wenn sie mit ihm zufrieden waren, ihn den Sieger von Toulouse nannten; hatte er aber ihr Mißfallen erregt, so verhöhnten sie ihn, freif und fest behauptend, daß er die Schlacht bei Toulouse nicht gewonnen habe. Man sprach nur von Guizot, und dieser stand während mehren Jahren im Zenith seiner Popularität bei der Bourgeoisie, die von der Kriegslust seines Vorgängers ins Bodethorn gefagt worden; es versteht sich von selbst, daß der Nachfolger von Thiers noch größere Sympathie jenseits des Rheins erregte. Wir Deutschen konnten dem Thiers nicht vergeißen, daß er uns aus dem Schlaf getrommelt, aus unserm gemüthlichen Pfanzenschlaf, und wir rieben uns die Augen und riefen: Vivat Guizot! Besonders die Gelehrten sangen das Lob desselben, in Vinbar'schen Hymnen, wo auch die Prosodie, das antike Silbenmaß, treu nachgeahmt war, und ein hier durchreisender deutscher Professor der Philologie versicherte mir, daß Guizot eben so groß sei wie Thiersch. Ja, eben so groß wie mein lieber, menschenfreundlicher Freund Thiersch, der Verfasser der besten griechischen Grammatik! Auch die deutsche Presse schwärmte für Guizot, und nicht blos die zahmen Blätter, sondern auch die wilden, und diese Begeisterung dauerte sehr lange; ich erinnere mich, noch kurz vor dem Sturz des vielgefeierten Lieblings der Deutschen, fand ich im radicalsten deutschen Journal, in der Speyerer Zeitung, eine Apologie Guizot's aus der Feder eines jener Tyrannenfreßer, deren Tomahawf und Scalpirmesser keine Barmherzigkeit jemals kannte. Die Begeisterung für Guizot ward in der Allgemeinen Zeitung fürnehmlich vertreten von meinem Collegen mit dem Venuszeichen und von meinem Collegen mit dem Pfeil; ersterer schwang das Weihrauchfaß mit sacerdotaler Weihe, lehterer bewahrte selbst in der Ekstase seine Süße und Zierlichkeit: beide hielten aus bis zur Katastrophe.

Was mich betrifft, so hatte ich, seitdem ich mich ernsthaft mit französischer Literatur beschäftigt, die ausgezeichneten Verdienste Guizot's immer erkannt und begriffen, und meine Schriften zeugen von meiner frühen Verehrung des weltberühmten Mannes. Ich liebte mehr seinen Nebenbuhler Thiers, aber nur seiner Persönlichkeit wegen, nicht ob seiner Geistesrichtung, die eine bornirt nationale ist, so daß er fast ein französischer Altdeutscher zu nennen wäre, während Guizot's kosmopolitische Anschauungsweise meiner eignen Denkungsart näher stand. Ich liebte vielleicht in ersterem manche Fehler, deren man mich selber zieh, während die Tugenden des andern beinahe abstoßend auf

mich wirkten. Erstern mußte ich oft tabeln, doch geschah es mit Widerstreben; wenn mir Legterer Lob abzwang, so ertheilte ich es gewiß erst nach strenger Prüfung. Wahrlich nur mit unabhängiger Wahrheitsliebe besprach ich den Mann, welcher damals den Mittelpunkt aller Besprechungen bildete, und ich referirte immer getreu was ich hörte. Es war für mich eine Ehrensache die Berichte, worin ich den Charakter und die gouvernementalen Ideen (nicht die administrativen Acte) des großen Staatsmannes am wärmsten würdigte, hier in diesem Buche ganz unverändert abzu drucken, obgleich dadurch manche Wiederholungen entstehen mußten. Der geneigte Leser wird bemerken, diese Besprechungen gehen nicht weiter als bis gegen Ende des Jahres 1843, wo ich überhaupt aufhörte, politische Artikel für die Allgemeine Zeitung zu schreiben, und mich darauf beschränkte, dem Redacteur derselben in unserer Privatscorrespondenz manchmal freundschaftliche Mittheilungen zu machen; nur dann und wann veröffentlichte ich einen Artikel über Wissenschaft und schöne Künste.

Das ist nun das Schweigen, das Nicht schreiben, wovon die Allgemeine Zeitung spricht, und das mir als ein Verlaß meiner Redefreiheit ange deutet werden sollte. Sag nicht viel näher die Annahme, daß ich um jene Zeit in meinem Glauben an Guizot schwankend, überhaupt an ihm irre geworden sein mochte? Ja, das war der Fall, doch im März 1848 geziemte mir kein solches Geständniß. Das erlaubten damals weder Pietät noch Anstand. Ich mußte mich darauf beschränken, der treulosen Insinuation, welche mein plötzliches Versinken der Besetzung zuschrieb, in der erwähnten Erklärung bloß das rein Factische meines Verhältnisses zum Guizot'schen Ministerio entgegenzustellen. Ich wiederhole hier diese Thatfachen. Vor dem 29. November 1840, wo Herr Guizot das Ministerium übernahm, hatte ich nie die Ehre gehabt, denselben zu sehen. Erst einen Monat später machte ich ihm einen Besuch, um ihm dafür zu danken, daß die Comptabilität seines Departements von ihm die Weisung erhalten hatte, mir auch unter dem neuen Ministerium meine jährliche Unterstützungspension nach wie vor in monatlichen Terminen ausbezahlen. Jener Besuch war der erste und zugleich der letzte, den ich in diesem Leben dem illustren Manne abstattete. In der Unterredung, womit er mich beehrte, sprach er mit Tiefsinn und Wärme seine Hochschätzung für Deutschland aus, und diese Anerkennung meines Vaterlandes, so wie auch die schmeichelhaften Worte, welche er mir über meine eignen literarischen Erzeugnisse sagte, waren die einzige Münze, mit welcher er mich bestochen hat. Nie fiel es ihm ein, irgend einen Dienst von mir zu verlangen. Und am allerwenigsten mochte es dem stolzen Manne, der nach Impopularität lechzte, in den Sinn kommen, eine kümmerliche Lobspende in der französischen Presse oder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung von mir zu verlangen, von mir,

der ihm bisher ganz fremd war, während weit gravitätischere und also zuverlässigere Leute, wie der Baron von Castein oder der Historiograph Capesigue, welche beide, wie oben bemerkt, ebenfalls Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung waren, mit Herrn Guizot in vieljährigem gesellschaftlichen Verkehr gestanden, und gewiß ein delicates Vertrauen verdient hätten. Seit der erwähnten Unterredung habe ich Herrn Guizot nie wieder gesehen; nie sah ich seinen Secrétaire, oder sonst jemand, der in seinem Bureau arbeitete. Nur zufällig erfuhr ich einst, daß Herr Guizot von transsylvanischen Gesandtschaften oft und dringend angegangen worden, mich aus Paris zu entfernen. Nicht ohne Lachen konnte ich dann an die ärgerlichen Gesichter denken, welche jene Reclamanten geschnitten haben mochten, als sie entdeckten, daß der Minister, von welchem sie meine Ausweisung verlangt, mich obendrein durch ein Jahrgehalt unterstützte. Wie wenig derselbe wünschte, dieses edle Verfahren devulgirt zu sehen, begriff ich ohne besondern Wink, und discrete Freunde, denen ich nichts verhehlen kann, theilten meine Schadenfreude.

Für diese Belustigung und die Großmuth, womit er mich behandelt, war ich Herrn Guizot gewiß zu großem Dank verpflichtet. Doch als ich in meinem Glauben an seine Standhaftigkeit gegen königliche Zumuthungen irre ward, als ich ihn vom Willen Ludwig Philipp's allzu verderblich beherrscht sah, und den großen, entsetzlichen Irrthum dieses autokratischen Starrwillens, dieses unheilvollen Eigensinns begriff: da würde wahrlich nicht der psychische Zwang der Dankbarkeit mein Wort gefesselt haben, ich hätte gewiß mit ehrfurchtsvoller Betrübnis die Mißgriffe gerügt, wodurch das allzumachgiebige Ministerium, oder vielmehr der bekehrte König, das Land und die Welt dem Untergange entgegenführte. Aber es knielten meine Feder auch brutale physische Hindernisse, und diese reelle Ursache meines Schweigens, meines Nichtschreibens, kann ich erst heute öffentlich enthüllen.

Ja, im Jult ich auch das Gelüste empfunden hätte, in der Allgemeinen Zeitung gegen das unselbige Regierungssystem Ludwig Philipps nur eine Säbe drucken zu lassen, so wäre mir solches unmöglich gewesen, aus dem ganz einfachen Grunde: weil der kluge König schon vor dem 29. November gegen einen solchen verbrecherischen Correspondenten-Einfall, gegen ein solches Attentat, seine Maßregeln genommen, indem er höchstselbst geruhte, den damaligen Censor der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg nicht bloß zum Ritter, sondern sogar zum Officier der französischen Ehrenlegion zu ernennen. So groß auch meine Vorliebe für den seligen König war, so fand doch der Augsburger Censor, daß ich nicht genug liebte, und er strich jedes mißliebige Wort, und sehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt. Aber kurz nach der Februarrevolution, wo mein armer Ludwig Philipp ins Exil gewandert war, erlaubte mir weder die Pietät noch der Anstand

die Veröffentlichung einer solchen Thatsache, selbst im Fall der Augsburger Censor ihr sein Imprimatur verliehen hätte.

Ein anderes, ähnliches Geständniß gestattete damals nicht die Censur des Herzens, die noch weit ängstlicher als die der Allgemeinen Zeitung. Nein, kurz nach dem Sturze Guizot's durfte ich nicht öffentlich eingestehen, daß ich vorher auch aus Furcht schwieg. Ich mußte mir nämlich Anno 1844 gestehen, daß wenn Herr Guizot von meiner Correspondenz erführe und die darin enthaltene Kritik ihm einigermaßen mißfiel, der leidenschaftliche Mann wohl fähig gewesen wäre, die Gefühle der Großmuth überwindend, dem unbequemen Kritiker in einer sehr summarischen Weise das Handwerk zu legen. Mit der Ausweisung des Correspondenten aus Paris hätte auch seine Pariser Correspondenz nothwendigerweise ein Ende gehabt. In der That, Se. Magnificenz hatte die Fesseln der Gewalt in Händen, er konnte mir zu jeder Zeit das *consilium abeundi* ertheilen, und ich mußte dann auf der Stelle den Rangzschnüren. Seine Pöbelle in blauer Uniform mit citronengelben Aufschlägen hätten mich bald meinen Pariser Studien entrißen und bis an jene Pfähle begleitet, „die wie das Zebra sind gestreift,“ wo mich andere Pöbelle mit noch viel fataleren Livres und germanisch ungeschliffenen Manieren in Empfang genommen hätten, um mir die Honours des Vaterlandes zu machen —

Aber unglücklicher Poet, warst du nicht durch deine französische Naturalisation hinlänglich geschützt gegen solche Ministerwillkür?

Ach, die Beantwortung dieser Frage entreizt mir ein Geständniß, das vielleicht die Klugheit geböte zu verschweigen. Aber die Klugheit und ich, wir haben schon lange nicht mehr aus derselben Kumppe gegessen — und ich will heute rücksichtslos bekennen, daß ich mich nie in Frankreich naturalisiren ließ, und meine Naturalisation, die für eine notorische Thatsache gilt, dennoch nur ein deutsches Märchen ist. Ich weiß nicht, welcher müßige oder listige Kopf dasselbe erfunden. Mehrere Landsleute wollten freilich aus authentischer Quelle diese Naturalisation erschnüffelt haben; sie referirten darüber in deutschen Blättern, und ich unterstützte den irrigen Glauben durch Schweigen. Meine lieben literarischen und politischen Gegner in der Heimath, und manche sehr einflußreiche intime Feinde hier in Paris, wurden dadurch irre geleitet, und glaubten, ich sei durch ein französisches Bürgerrecht gegen mancherlei Verationen und Nachsationen geschützt, womit der Fremde, der hier einer exceptionellen Jurisdiction unterworfen ist, so leicht heimgesucht werden kann. Durch diesen wohlthätigen Irrthum entging ich mancher Böswilligkeit und auch mancher Ausbeutung von Industriellen, die in geschäftlichen Constricten ihre Bevorrechtung benutzten hätten. Eben so widerwärtig wie kostspielig wird auf die Länge in Paris der Zustand des Fremden, der nicht naturalisirt ist. Man wird geprellt und geärgert, und zumeist eben von naturalisirten Ausländern,

die am schätzigsten darauf erpicht sind, ihre erworbenen Befugnisse zu mißbrauchen. Aus mißmuthiger Fürsorge erfüllte ich einst die Formalitäten, die zu nichts verpflichten und uns doch in den Stand setzen, nöthigen Falls die Rechte der Naturalisation ohne Zögerniß zu erlangen. Aber ich begte immer eine unheimliche Echn vor dem definitiven Act. Durch dieses Bedenken, durch diese tiefeingewurzelte Abneigung gegen die Naturalisation, gerieth ich in eine falsche Stellung, die ich als die Ursache aller meiner Nöthen, Kümernisse und Fehlgriffe während meinem drei und zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris betrachten muß. Das Einkommen eines guten Amtes hätte hier meinen kostspieligen Haushalt und die Bedürfnisse einer nicht sowohl launischen als vielmehr menschlich freien Lebensweise hinreichend gedeckt — aber ohne vorhergehende Naturalisation war mir der Staatsdienst verschlossen. Hohe Würden und fette Sinecuren stellten mir meine Freunde lockend genug in Aussicht, und es fehlte nicht an Beispielen von Ausländern, die in Frankreich die glänzendsten Stufen der Macht und der Ehre erstiegen — Und ich darf es sagen, ich hätte weniger als andere mit einheimischer Scheelsucht zu lämpfen gehabt, denn nie hatte ein Deutscher in so hohem Grade wie ich die Sympathie der Franzosen gewonnen, sowohl in der literarischen Welt als auch in der hohen Gesellschaft, und nicht als Gönner, sondern als Kamerad pflegte der Vornehmste meinen Umgang. Der ritterliche Prinz, der dem Throne am nächsten stand, und nicht bloß ein ausgezeichnete Feldherr und Staatsmann war, sondern auch das „Buch der Lieder“ im Original las, hätte mich gar zu gern in französischen Diensten gesehen, und sein Einfluß wäre groß genug gewesen, um mich in solcher Laufbahn zu fördern. Ich vergesse nicht die Liebenswürdigkeit, womit einst im Garten des Schlosses einer fürstlichen Freundin der große Geschichtschreiber der französischen Revolution und des Empires, welcher damals der allgewaltige Präsident des Conseils war, meinen Arm ergriff, und mit mir spazieren gehend, lange und lebhaft in mich brang, daß ich ihm sagen möchte, was mein Herz begehre, und daß er sich anheischig mache, mir Alles zu verschaffen. — Im Ohr klingt mir noch jetzt der schmeichlerische Klang seiner Stimme, in der Nase prickelt mir noch der Duft des großen blühenden Magnoliabaums, dem wir vorübergingen, und der mit seinen alabasterweißen vornehmen Blumen in die blauen Lüfte emporragte, so prachtvoll, so stolz wie damals, in den Tagen seines Glückes, das Herz des deutschen Dichters!

Ja, ich habe das Wort genannt. Es war der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun sollte, was nur halbweg als ein Losfagen vom Vater-

lande erscheinen mochte. Auch im Gemüthe des Aufgeklärtesten nistet immer ein kleines Alträuschen des alten Aberglaubens, das sich nicht ausbannen läßt; man spricht nicht gern davon, aber es treibt in den geheimsten Schlupfwinkeln unsrer Seele sein unkluges Wesen. Die Ehe, welche ich mit unserer lieben Frau Germania, der blonden Bärenhäuterin, geführt, war nie eine glückliche gewesen. Ich erinnere mich wohl noch einiger schönen Mondscheinächte, wo sie mich zärtlich preßte an ihren großen Brüsten mit den tugendhaften Zügen — doch diese sentimentalischen Nächte lassen sich zählen, und gegen Morgen trat immer eine verdrüsslich gähnende Kühle ein, und begann das Reisen ohne Ende. Auch lebten wir zuletzt getrennt von Tisch und Bett. Aber bis zu einer eigentlichen Scheidung sollte es nicht kommen. Ich habe es nie übers Herz bringen können, mich ganz loszusagen von meinem Hauskreuz. Jede Abtrünnigkeit ist mir verhaßt, und ich hätte mich von keiner deutschen Kappe loszusagen mögen, nicht von einem deutschen Hund, wie unausstehlich mir auch seine Flöhe und Treue. Das kleinste Ferkelchen meiner Heimath kann sich in dieser Beziehung nicht über mich beklagen. Unter den vornehmen und geistreichen Sauen von Perigord, welche die Trüffeln erfunden und sich damit mästen, verläugnete ich nicht die bescheidenen Grünzlinge, die daheim im Teutoburger Wald nur mit der Frucht der vaterländischen Eiche sich agzen aus schlichtem Holzrog, wie einst ihre frommen Vorfahren, zur Zeit als Arminius den Varus schlug. Ich habe auch nicht eine Borste meines Deutschtums, keine einzige Schelle an meiner deutschen Kappe eingebüßt, und ich habe noch immer das Recht, daran die schwarz-roth-goldene Cocarde zu heften. Ich darf noch immer zu Raschmann sagen: „Wir deutsche Esel!“ Hätte ich mich in Frankreich naturalisiren lassen, würde mir Raschmann antworten können: „Nur Ich bin ein deutscher Esel, du aber bist es nicht mehr“ — und er schlage dabel einen verhöhnenden Purzelbaum, der mir das Herz bräche. Nein, solcher Schmach habe ich mich nicht ausgesetzt. Die Naturalisation mag für andere Leute passen; ein versoffener Advokat aus Zweibrücken, ein Strohkopf mit einer eisernen Stirn und einer kupfernen Nase, mag immerhin, um ein Schulmeisteramt zu erschnappen, ein Vaterland aufgeben, das nichts von ihm weiß und nie etwas von ihm erfahren wird — aber dasselbe geziemt sich nicht für einen deutschen Dichter, welcher die schönsten deutschen Lieder gedichtet hat. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisirter Franzose. — Ich käme mir selber vor wie eine jener Mißgeburten mit zwei Köpfen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich geniren, wenn ich dächte, der eine Kopf singe auf einmal an, im französischen Trutbahnpathos die unnatürlichsten Alexandriner zu scandiren, während der andere in den angeborenen wahren Naturmetren der deutschen Sprache seine

Gefühle ergöffe. Und ach! unaussprechlich sind mir, wie die Metrik, so die Verse der Franzosen, dieser parfümirte Quark — kaum ertrage ich ihre ganz geruchlosen besseren Dichter. — Wenn ich jene sogenannte *poésie lyrique* der Franzosen betrachte, erkenne ich erst ganz die Herrlichkeit der deutschen Dichtkunst, und ich könnte mir alsdann wohl etwas darauf einbilden, daß ich mich rühmen darf, in diesem Gebiete meine Lorbeeren errungen zu haben. — Wir wollen auch kein Blatt davon aufgeben, und der Steinmetz, der unsre letzte Schlafstätte mit einer Inschrift zu verzieren hat, soll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: Hier ruht ein deutscher Dichter.

59.

Paris, den 7. Mai 1843.

Die Gemäldeausstellung erregt dieses Jahr ungewöhnliches Interesse, aber es ist mir unmöglich, über die gepriesenen Vorzüglichkeiten dieses Salons nur ein halbweg vernünftiges Urtheil zu fällen. Bis jetzt empfand ich nur ein Mißbehagen sonder Gleichen, wenn ich die Gemächer des Louvre durchwandelte. Diese tollen Farben, die alle zu gleicher Zeit auf mich losstürzen, dieser bunte Wahnsinn, der mich von allen Seiten angrinzt, diese Anarchie an goldenen Rahmen, macht auf mich einen peinlichen, fatalen Eindruck. Ich quäle mich vergebens, dieses Chaos im Geiste zu ordnen und den Gedanken der Zeit darin zu entlocken, oder auch nur den verwandtschaftlichen Charakterzug, wodurch diese Gemälde sich als Producte unsrer Gegenwart kundgeben. Alle Werke einer und derselben Periode haben nämlich einen solchen Charakterzug, das Malerzeichen des Zeitgeistes. J. B. auf der Leinwand des Watteau, oder des Boucher, oder des Banloo, spiegelt sich ab das grazilste gepuderte Schäferspiel, die geschminkte, tändelnde Leerheit, das süßliche Reifrothglück des herrschenden Pompadourthums: überall hellfarbig behandelte Strümpfe, nirgends ein Schwert. In entgegengesetzter Weise sind die Gemälde des David und seiner Schüler nur das farbige Echo der republikanischen Jugendperiode, die in den imperialistischen Kriegsruhm überschlägt, und wir sehen hier eine forcirte Begeisterung für das marmorne Robell, einen abstracten frostigen Verstandesrausch, die Zeichnung correct, streng, schroff, die Farbe trüb, hart, unverdaulich: Spartanersuppen. Was wird sich aber unsern Nachkommen, wenn sie einst die Gemälde der heutigen Maler betrachten, als die zeitliche Signatur offenbaren? Durch welche gemeinsame Eigenthümlichkeiten werden sich diese Bilder gleich beim ersten Blick als Erzeugnisse aus unsrer gegenwärtigen Periode ausweisen? Hat vielleicht der Geist der Bour-

große, der Industrialismus, der jetzt das ganze sociale Leben Frankreichs durchbringt, auch schon in den zeichnenden Künsten sich bergeshalt geltend gemacht, daß allen heutigen Gemälden das Wappen dieser neuen Herrschaft aufgedrückt ist? Besonders die Heiligenbilder, woran die diesjährige Ausstellung so reich ist, erregen in mir eine solche Vermuthung. Da hängt im langen Saal eine Geißelung, deren Hauptfigur, mit ihrer leidenden Miene, dem Director einer verunglückten Actiengesellschaft ähnlich sieht, der vor seinen Actionären steht und Rechnung ablegen soll; ja letztere sind auch auf dem Bilde zu sehen, und zwar in der Gestalt von Senkern und Pharisäern, die gegen den Ecce homo schredlich erboßt sind und an ihren Aktien sehr viel Geld verloren zu haben scheinen. Der Maler soll in der Hauptfigur seinen Oheim portraittirt haben. Die Gesichter auf den eigentlich historischen Bildern, welche bedürfnisse und mittelalterliche Geschichten darstellen, erinnern ebenfalls an Aramluden, Börsenspeculation, Mercantilismus, Spießbürgerlichkeit. Da ist ein Wilhelm der Eroberer zu sehen, dem man nur eine Bärenmähne aufzusetzen brauchte, und er verwandelte sich in einen Nationalgarbisten, der mit musterhaftem Eifer die Wache bezieht, seine Wechsel pünktlich bezahlt, seine Gattin ehrt und gewiß das Ehrenlegionskreuz verdient. Aber gar die Portraits! Die meisten haben einen so pecuniären, eigennützigen, verdrossenen Ausbruch, den ich mir nur dadurch erkläre, daß das lebendige Original in den Stunden der Sitzung immer an das Geld dachte, welches ihm das Portrait kosten werde, während der Maler beständig die Zeit bebauerte, die er mit dem jämmerlichen Lohndienst vergeuden mußte.

Unter den Heiligenbildern, welche von der Mühe zeugen, die sich die Franzosen geben, recht religiös zu thun, bemerkte ich eine Samaritanerin am Brunnen. Obgleich der Heiland dem feindseligen Stamme der Juden angehört, läßt sie dennoch an ihm Barmherzigkeit. Sie bietet dem Durstigen ihren Wasserkrug, und während er trinkt, betrachtet sie ihn mit einem sonderbaren Seitenblick, der ungemein pfffig und mich an die geschickte Antwort erinnerte, welche einst eine kluge Tochter Schwabens dem Herrn Superintendenten gab, als dieser die Schuljugend im Religionsunterricht examinierte. Er frug nämlich, woran das Weib aus Samaria erkannt hatte, daß Jesus ein Jude war? An der Beschneidung — antwortete keck die kleine Schwäbin.

Das merkwürdigste Heiligenbild des Salons ist von Horaz Vernet, dem einzigen großen Meister, welcher dies Jahr ein Bild zur Ausstellung geliefert. Das Sujet ist sehr versänglich, und wir müssen, wo nicht die Wahl, doch gewiß die Auffassung desselben bestimmt tabeln. Dieses Sujet, der Bibel entlehnt, ist die Geschichte Suda's und seiner Schwiegertochter Thamar. Nach unsern modernen Begriffen und Gefühlen erscheinen uns beide Personen in einem sehr unsittlichen Lichte. Jedoch nach der Ansicht des Alterthums, wo

die höchste Aufgabe des Weibes darin bestand, daß sie Kinder gebat, daß sie den Stamm ihres Mannes fortpflanzte — (zumal nach der althebräischen Denkweise, wo der nächste Anverwandte die Wittwe eines Verstorbenen heirathen mußte, wenn derselbe kinderlos starb, nicht blos damit durch solche posthume Nachkommenschaft die Familiengüter, sondern damit auch das Andenken der Todten, ihr Fortleben in den Spätergebornen, gleichsam ihre irdische Unsterblichkeit gesichert werde) — nach solcher antiken Anschauungsweise war die Handlung der Thamar eine höchst sittliche, fromme, gottgefällige That, natürl. schön und fast so heroisch wie die That der Judith, die unsern heutigen Patriotismusgefühlen schon etwas näher steht. Was ihren Schwiegervater Juda betrifft, so vindiciren wir für ihn eben keinen Lorbeer, aber wir behaupten, daß er in keinem Falle eine Sünde beging. Denn erstens war die Beiwohnung eines Weibes, das er an der Landstraße fand, für den Hebräer der Vorzeit eben so wenig eine unerlaubte Handlung, wie der Genuß einer Frucht, die er von einem Baume an der Straße abgebrochen hätte, um seinen Durst zu löschen; und es war gewiß ein heißer Tag im heißen Mesopotamien, und der arme Erzwater Juda lechzte nach einer Erfrischung. Und dann trägt seine Handlung ganz den Stempel des göttlichen Willens, sie war eine providentielle: ohne jenen großen Durst hätte Thamar kein Kind bekommen; dieses Kind aber wurde der Ahnherr Davids, welcher als König über Juda und Israel herrschte, und es ward also zugleich auch der Stammvater jenes noch größern Königs mit der Dornenkrone, den jetzt die ganze Welt verehrt, Jesus von Nazareth.

Was die Auffassung des Sufets betrifft, so will ich, ohne mich in einen allzu homiletischen Label einzulassen, dieselbe mit wenigen Worten beschreiben. Thamar, die schöne Person, sitzt an der Landstraße und offenbart bei dieser Gelegenheit ihre lüppigsten Reize. Fuß, Bein, Knie u. s. w. sind von einer Vollenbung, die an Poesie gränzt. Der Busen quillt hervor aus dem knappen Gewand, blühend, duftig, verlockend, wie die verbotene Frucht im Garten Eden. Mit der rechten Hand, die ebenfalls entzückend trefflich gemalt ist, hält sich die Schöne einen Zipfel ihres weißen Gewandes vors Gesicht, so daß nur die Stirn und die Augen sichtbar. Diese großen schwarzen Augen sind verführerisch wie die Stimme der glatten Satansmuhme. Das Weib ist zu gleicher Zeit Apfel und Schlange, und wir dürfen den armen Juda nicht bewegen verdammen, daß er ihr die verlangten Pfänder, Stab, Ring und Gürtel sehr hastig hinreicht. Sie hat, um dieselben in Empfang zu nehmen, die linke Hand ausgestreckt, während sie, wie gesagt, mit der rechten das Gesicht verhüllt. Diese doppelte Bewegung der Hände ist von einer Wahrheit, wie sie die Kunst nur in ihren glücklichsten Momenten hervorbringt. Es ist hier eine Naturtreue, die zauberhaft wirkt. Dem Juda gab der Maler eine be-

gehörliche Physiognomie, die eher an einen Jann als an einen Patriarchen erinnern dürfte, und seine ganze Bekleidung besteht in jener weißen wollenen Decke, die seit der Eroberung Algiers auf so vielen Bildern eine so große Rolle spielt. Seit die Franzosen mit dem Orient in unmittelbare Bekanntschaft getreten, geben ihre Maler auch dem Helden der Bibel ein wahrhaftes morgenländisches Costüm. Das frühere traditionelle Idealcostüm ist in der That etwas abgenutzt durch dreihundertjährigen Gebrauch, und am allerwenigsten wäre es passend, nach dem Beispiel der Venetianer, die alten Hebräer in einer modernen Lagesracht zu verummnen. Auch Landschaft und Thiere des Morgenlandes behandeln seitdem die Franzosen mit größerer Treue in ihren Historienbildern, und dem Rameel, welches sich auf dem Gemälde des Horaz Vernet befindet, sieht man es wohl an, daß der Maler es unmittelbar nach der Natur copirt und nicht, wie ein deutscher Maler, aus der Tiefe seines Gemüths geschöpft hat. Ein deutscher Maler hätte vielleicht hier, in der Kopfbildung des Rameels, das Sinnige, das Vorweltliche, ja das Altestamentalische hervortreten lassen. Aber der Franzose hat nur eben ein Rameel gemalt wie Gott es erschaffen hat, ein oberflächliches Rameel, woran kein einziges symbolisches Haar ist, und welches, sein Haupt hervorstreckend über die Schulter des Juba, mit der größten Gleichgültigkeit dem verhänglichen Handel zuschaut. Diese Gleichgültigkeit, dieser Indifferentismus, ist ein Grundzug des in Rede stehenden Gemäldes, und auch in dieser Beziehung trägt dasselbe das Gepräge unsrer Periode. Der Maler tauchte seinen Pinsel weder in die ägende Böswilligkeit Voltair'scher Satire, noch in die lieberlichen Schmutztöpfe von Parny und Consorten; ihn leitet weder Polemik noch Immoralität; die Bibel gilt ihm so viel wie jedes andere Buch, er betrachtet dasselbe mit echter Toleranz, er hat gar kein Vorurtheil mehr gegen dieses Buch, er findet es sogar hübsch und amüsant, und er verschmäht es nicht, dem selben seine Sujets zu entleihen. In dieser Weise malte er Juth, Rebekka am Brunnen, Abraham und Hagar, und so malte er auch Juba und Thamar, ein vortreffliches Gemälde, das wegen seiner localartigen Auffassung ein sehr passendes Altarbild wäre für die pariser neue Kirche von Notre-Dame-de-Lorette, im Lorettenquartier.

Horaz Vernet gilt bei der Menge für den größten Maler Frankreichs, und ich möchte dieser Ansicht nicht widersprechen. Jedenfalls ist er der nationalste der französischen Maler, und er überragt sie alle durch das fruchtbare Können, durch die dämonische Ueberschwänglichkeit, durch die ewig blühende Selbstverjüngung seiner Schöpferkraft. Das Malen ist ihm angeboren wie dem Seidenwurm das Spinnen, wie dem Vogel das Singen, und seine Werke erscheinen wie Ergebnisse der Nothwendigkeit. Kein Stil, aber Natur. Fruchtbarkeit die aus Lächerliche grenzt. Eine Caricatur hat den Horaz Vernet dar-

gestellt, wie er auf einem hohen Kofse, mit einem Pinsel in der Hand, vor einer ungeheuer lang angespannten Leinwand hinreitet und im Galop malt; sobald er ans Ende der Leinwand anlangt, ist auch das Gemälde fertig. Welche Menge von colossalen Schlachtfüden hat er in der jüngsten Zeit für Versailles geliefert! In der That, mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen, besitzt wohl kein deutscher Fürst so viel Soldaten, wie deren Horaz Vernet schon gemalt hat! Wenn die fromme Sage wahr ist, daß am Tage der Auferstehung jeden Menschen auch seine Werke nach der Stätte des Gerichtes begleiten, so wird gewiß Horaz Vernet am jüngsten Tage in Begleitung von einigen Hunderttausend Mann Fußvolf und Cavalerie im Thale Josaphat anlangen. Wie fürchtbar auch die Richter sein mögen, die dorten sitzen werden, um die Lebenden und Tobten zu richten, so glaube ich doch nicht, daß sie den Horaz Vernet ob der Angebührlichkeit, womit er Juba und Thamar behandelte, zum ewigen Feuer verdammen werden. Ich glaube es nicht. Denn erstens, das Gemälde ist so vortreflich gemalt, daß man schon deshalb den Beklagten freisprechen müßte. Zweitens ist der Horaz Vernet ein Genie, und dem Genie sind Dinge erlaubt, die den gewöhnlichen Sündern verboten sind. Und endlich, wer an der Spitze von einigen 100,000 Soldaten anmarschirt kommt, dem wird ebenfalls viel verziehen, selbst wenn er zufälligerweise kein Genie wäre.

60.

Paris, den 1. Juni 1843.

Der Kampf gegen die Universität, der von clericaler Seite noch immer fortgesetzt wird, so wie auch die entschiedene Gegenwehr, wobei sich besonders Michelet und Quinet hervorthaten, beschäftigt noch immer das große Publicum. Vielleicht wird dieses Interesse bald wieder verdrängt von irgend einer neuen Tagesfrage; aber der Zwist selbst wird so bald nicht geschlichtet sein, denn er wurzelt in einem Zwiespalt, der Jahrhunderte alt ist, und vielleicht als der letzte Grund aller Umwälzungen im französischen Staatsleben betrachtet werden dürfte. Es handelt sich hier weder um Jesuiten noch um Freiheit des Unterrichts; beides sind nur Lösungsworte, sie sind keineswegs der Ausdruck dessen, was die kriegsführenden Parteien denken und wollen. Etwas ganz anderes, als man zu gestehen wagt, wo nicht gar das Gegentheil der innern Ueberzeugung, wird auf beiden Seiten ausgesprochen. Man schlägt manchmal auf den Sack und meint den Esel, heißt das altdeutsche Sprichwort. Wir hegen eine zu gute Meinung von dem Verstande der Universitätsprofessoren, als daß wir annehmen dürften, sie polemisirten im vollsten Ernste gegen

den tohlen Ritter Ignaz von Loyola und seine Grabesgenossen. Wir schenken hingegen dem Liberalismus der Gegner zu wenig Glauben, als daß wir ihre radicalen Grundsätze in Betreff der Lehrfreiheit, ihre eifrige Anpreisung der Freiheit des Unterrichts, für baare Münze nehmen möchten. Das öffentliche Selbstgeschrei ist hier im Widerspruch mit dem geheimen Gedanken. Gelehrte List und fromme Lüge. Die wahre Bedeutung dieser Zwiste ist nichts anderes als die uralte Opposition zwischen Philosophie und Religion, zwischen Vernunftserkenntniß und Offenbarungsglauben, eine Opposition, die, von den Männern der Wissenschaft geleitet, sowohl im Adel wie in der Bürgerschaft beständig gährte, und in den neunziger Jahren den Sieg errocht. Ja bei einigen überlebenden Acteurs der französischen Staatstragödie, bei den Politikern von tiefster Erinnerung, erlauchte ich nicht selten das Bekenntniß, daß die ganze französische Revolution zuletzt doch nur durch den Haß gegen die Kirche entstanden sei, und daß man den Thron zertrümmerte, weil er den Altar schützte. Die constitutionelle Monarchie hätte sich, ihrer Meinung nach, schon unter Ludwig XVI. festsetzen können; aber man fürchtete, daß der strenggläubige König der neuen Verfassung nicht treu bleiben könne aus frommen Gewissensscrupeln, man fürchtete, daß ihm seine religiösen Ueberzeugungen höher gelten würden, als seine irdischen Interessen — und Ludwig XVI. ward das Opfer dieser Furcht, dieses Argwohns, dieses Verachtes! Il était suspect; das war in jener Schreckenszeit ein Verbrechen, worauf die Todesstrafe stand.

Obgleich Napoleon die Kirche in Frankreich wieder herstellte und begünstigte, so galt doch sein eiserner Willensstolz für eine hinknäckliche Bürgschaft, daß die Geistlichkeit unter seiner Regierung sich nicht allzusehr überhaben oder gar zur Herrschaft emporschwingen würde: er hielt sie eben so sehr im Zaum wie uns andre, und seine Grenatierre, welche mit blankem Gewehr neben der Procession einher marschirten, schienen weniger die Ehrengarde als vielmehr die Gefangenschaftsescorte der Religion zu sein. Der gewaltige Imperator wollte allein regieren, wollte auch mit dem Himmel seine Gewalt nicht theilen, das wußte jeder. Im Beginn der Restauration wurden schon die Geächter länger, und die Männer der Wissenschaft fühlten wieder ein geheimes Grauen. Aber Ludwig XVIII. war ein Mann ohne religiöses Bewußtsein, ein Wapling, der sehr viel war, schlochte lateinische Verse machte, und ganz Leberpasteten aß; das beruhigte das Publicum. Man wußte, daß er Arzene und Haupt nicht gefährden werde, um den Himmel zu gewinnen, und je weniger man ihn als Mensch achtete, desto größeres Vertrauen schloß er ein als König von Frankreich: seine Irdischkeit war eine Garantie, diese schloß ihn selbst vor dem Verdacht, den schwarzen Erbschein zu begünstigen, und wäre er am Leben geblieben, so hätten die Franzosen keine neue Revolution gemacht. Diese machten sie

unter der Regierung Karls X., eines Königs, der persönlich die höchste Achtung verdiente, und von dem man im voraus überzeugt war, daß er, dem Heile seiner Seele alle Erbgüter opfernd, mit ritterlichem Muth bis zum letzten Athemzuge für die Kirche kämpfen werde, gegen Satan und die revolutionären Heiden. Man fürzte ihn vom Thron, eben weil man ihn für einen ehlen, gewissenhaften ehrlichen Mann hielt. Ja, er war es, eben so wie Ludwig XVI., aber 1830 wäre der bloße Verdacht ebenfalls hinreichend gewesen, um Karl X. dem Untergang zu widmen. Dieser Verdacht ist auch der wahre Grund, weshalb sein Enkel in Frankreich keine Zukunft hat: man weiß, daß ihn die Geistlichkeit erzogen, und das Volk nannte ihn immer le petit jésuite.

Es ist ein wahres Glück für die Juliodynastie, daß sie durch Zufall und Zeitumstände diesem tödtlichen Verdachte entgangen ist. Der Vater Ludwig Philipps war wenigstens kein Brömmeler; das gesehen selbst seine ärgsten Verleumder. Er gestattete dem Sohne die freie Ausbildung seines Geistes, und dieser hat mit der Immensität die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts eingefogen. Auch lautet der Refrain aller legitimistischen Klagen, daß der jetzige König nicht gottesfürchtig genug sei, daß er immer ein liberaler Freigeist gewesen, und daß er sogar seine Kinder in Unglauben heranwachsen lasse. In der That, seine Söhne sind ganz die Söhne des neuen Frankreichs, in dessen öffentlichen Kollegien sie ihren Unterricht genossen. Der verstorbene Herzog von Orleans war der Stolz der jungen Generation, die mit ihm in die Schule gegangen und wahrhaftig viel gelernt hatte. Der Umstand, daß die Mutter des Kronprinzen von Frankreich eine Französin, ist von unabsehbarer Wichtigkeit. Der Verdacht der Bigotterie, der der ältern Dynastie so fatal geworden, wird die Orleans nicht treffen.

Der Kampf gegen die Kirche wird nichtobestoweniger seine große politische Bedeutung behalten. Wie gewaltig auch die Macht des Clerus in der letzten Zeit emporschlüpfte, wie bedeutend auch seine Stellung in der Gesellschaft, wie sehr er auch gehohlet, so sind doch die Gegner immer gerüthet ihm die Stirne zu bieten, und wenn bei nächstlichem Ueberfall den Liberalismus sein „Büchse heraus!“ ruft, kommen gleich an allen Fenstern die Richter zum Vorschein, und Jung und Alt rennt heran mit allen möglichen Schlägern. So nicht gar mit den Pfilen des Jakobinismus. Der Clerus will, wie er es immer wollte, in Frankreich zur Oberherrschaft kommen, und wir sind unparteiisch genug, um seine geheimen und öffentlichen Bestrebungen nicht dem kleinen Lächer des Ehrgeizes, sondern den uneigennützigsten Besorgnissen für das Seelenheil des Volkes zuzuschreiben. Die Erziehung der Jugend ist ein Mittel, wodurch der heilige Zweck am klügsten befördert wird, auch ist auf diesem Wege schon das Unglaubliche geschehen, und der Clerus mußte nothwendigerweise mit der

Aufugnissen der Universität in Collision gerathen. Um die Oberaufsicht des vom Staat organisirten liberalen Unterrichts zu vernichten, suchte man die revolutionairen Antipathien gegen Privilegien jeder Art ins Interesse zu ziehen, und die Männer, welche, gelangten sie zur Herrschaft, nicht einmal die Freiheit des Denkens erlauben würden, schwärmen jetzt mit begeisterten Phrasen für Lehrfreiheit, und klagen über Geistesmonopol. Der Kampf mit der Universität war also kein zufälliges Scharmügel, und mußte früh oder spät ausbrechen; der Widerstand war ebenfalls ein Act der Nothwendigkeit, und obgleich wider Willen und Lust, mußte dennoch die Universität den Fehdehandschuh aufnehmen. Aber selbst den gemäßigtesten stieg bald das kochende Blut der Leidenschaft zu Häupten, und es war Michelet, der weiche, mondscheinsanfte Michelet, welcher plötzlich wild wurde und im öffentlichen Auditorium des College-de-France die Worte ausrief: „Um Euch fortzujagen, haben wir eine Dynastie gestürzt, und ist es nöthig, so werden wir noch sechs Dynastien umstürzen, um Euch fortzujagen!“ — Daß eben Menschen wie Michelet und sein wahlverwandter Freund Edgar Quinet als die heftigsten Kämpen aufgetreten gegen die Clerisei, ist eine merkwürdige Erscheinung, die ich mir nie träumen ließ, als ich zuerst die Schriften dieser Männer las, Schriften, die auf jeder Seite Zeugniß geben von tiefster Sympathie für das Christenthum. Ich erinnere mich einer rührenden Stelle der französischen Geschichte von Michelet, wo der Verfasser von der Liebesangst spricht, die ihn ergreife, wenn er den Verfall der Kirche zu besprechen habe: es sei ihm dann zu Muth, wie damals, als er seine alte Mutter pflegte, die auf ihrem Krankenbette sich durchgelegen hatte, so daß er nur mit aller ersinnlichen Schonung ihren wunden Leib zu berühren wage. Es zeugt gewiß nicht von jener Klugheit, die man sonst als Jesuitismus bezeichnet hat, daß man Leute wie Michelet und Quinet zum zornigsten Widerstand aufstachelte. Der Ernst möchte uns schier verlassen, indem wir diesen Mißgriff hervorheben, zumal in Bezug auf Michelet. Dieser Michelet ist ein geborner Spiritualist, Niemand hegt einen tiefern Abscheu vor der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, vor dem Materialismus, vor der Frivolität, vor jenen Voltairianern, deren Name noch immer Legion ist, und mit denen er sich jetzt dennoch verbündete. Er hat sogar zur Logik seine Zuflucht nehmen müssen! Dantes Schicksal für einen Mann, der sich nur in den Fabelwäldern der Romantik heimisch fühlt, der sich am liebsten auf mystisch blauen Gefühls- wogen schaukelt, und sich ungern mit Gedanken abgiebt, die nicht symbolisch verumtelt! Ueber seine Sucht der Symbolik, über sein beständiges Hin- weisen auf das Symbolische, habe ich im Quartier Latin zuweilen sehr anmu- thig scherzen hören, und Michelet heißt dort Monsieur Symbole. Die Vor- herrschaft der Phantasie und des Gemüthes übt aber einen gewaltigen Reiz auf die studirende Jugend, und ich habe mehrmals vergebens versucht, bei

Monsieur Symbole im Collège-de-France zu hospitiren; ich fand den Hörsaal immer überfüllt von Studenten, die mit Begeisterung sich um den Gefeierten drängten. Seine Wahrheitsliebe und strenge Redlichkeit ist vielleicht ebenfalls der Grund, warum man ihn so ehrt und liebt. Als Schriftsteller behauptet Michelet den ersten Rang. Seine Sprache ist die holdseligste, die man sich denken kann, und alle Edelsteine der Poesie glänzen in seiner Darstellung. Soll ich einen Tadel aussprechen, so möchte ich zunächst den Mangel an Dialektik und Ordnung bedauern: wir begegnen hier einer bis zur Frage gesteigerten Abenteuerlichkeit, einem berauschten Uebermaß, wo das Erhabene überschlägt ins Scurille und das Sinnige ins Lappische. Ist er ein großer Historiker? Verdiene er neben Thiers, Mignet, Guizot und Thierry, diesen ewigen Sternen, genannt zu werden? Ja, er verdient es, obgleich er die Geschichte in einer ganz andern Weise schreibt. Soll der Historiker, nachdem er geforscht und gedacht, uns die Vorfahren und ihr Treiben, die That der Zeit zur Anschauung bringen; soll er durch die Zaubergewalt des Wortes die todtte Vergangenheit aus dem Grabe beschwören, daß sie lebendig vor unsre Seele tritt — ist dieses die Aufgabe, so können wir versichern, daß Michelet sie vollständig löst. Mein großer Lehrer, der selige Hegel, sagte mir einst: wenn man die Träume aufgeschrieben hätte, welche die Menschen während einer bestimmten Periode geträumt haben, so würde einem aus der Lectüre dieser gesammelten Träume ein ganz richtiges Bild vom Geiste jener Periode aufsteigen. Michelets französische Geschichte ist eine solche Collection von Träumen, ein solches Traumbuch: das ganze träumende Mittelalter schaut daraus hervor mit seinen tiefen leidenden Augen, mit dem gespenstigen Lächeln, und wir erschrecken fast ob der grellen Wahrheit der Farbe und Gestalt. In der That, für die Schilderung jener somnambulen Zeit paßte eben ein somnambuler Geschichtsschreiber, wie Michelet.

In derselben Weise wie gegen Michelet, hat gegen Quinet sowohl die clericale Partei als auch die Regierung ein höchst unkluges Verfahren eingeschlagen. Daß erstere, die Männer der Liebe und des Friedens, sich in ihrem frommen Eifer weder klug noch sanftmüthig zeigen würden, setzt mich nicht in Verwunderung. Aber eine Regierung, an deren Spitze ein Mann der Wissenschaft, hätte sich doch milder und vernünftiger benehmen können. Ist der Geist Guizots ermüdet von den Tageskämpfen? Oder hätten wir uns in ihm geirrt, als wir ihn für den Kämpen hielten, der die Eroberungen des menschlichen Geistes gegen Lug und Clerisei am standhaftesten verteidigen würde? Als er, nach dem Sturz von Thiers, aus Ruher kam, schwärmten für ihn alle Schulmeister Germanias, und wir machten Chorus mit dem aufgeklärten Gelehrtenstand. Diese Hosanna-Tage sind vorüber, und es ergreift uns eine Verzagniß, ein Zweifel, ein Mißmuth, der nicht auszusprechen weiß, was er

nur dunkel empfindet und ahndet, und der sich endlich in ein grämliches Stillschweigen versenkt. Da wir wirklich nicht recht wissen was wir sagen sollen, da wir an dem alten Meister irre geworden, so dürfte es wohl am ratsamsten sein, von andern Dingen zu schwagen als von der Tagespolitik im gelangweilten, schläfrigen und gähnennden Frankreich. — Nur über das Verfahren gegen Edgar Quinet wollen wir noch unsere unmaßgebliche Rüge aussprechen. Wie den Michelet, hätte man auch den Edgar Quinet nicht so schöne reizen dürfen, daß auch dieser jetzt, ganz seinem innersten Naturell zuwider, getrieben ward, das Christkind mit sammt dem Bube auszuschütten und in die Reihen jener Cohorten zu treten, welche die äußerste Linke der revolutionären Armada bilden. Spiritualisten sind alles fähig, wenn man sie rasend macht, und sie können alsdann sogar in den nüchtern vernünftigsten Rationalismus überschnappen. Wer weiß, ob nicht Michelet und Quinet am Ende die crassesten Jakobiner werden, die tollsten Vernunftianbieter, fanatische Nachfreuler von Robespierre und Marat.

Michelet und Quinet sind nicht bloß gute Kameraden, getreue Waffenbrüder, sondern auch wahlverwandte Geistesgenossen. Dieselben Sympathien, dieselben Antipathien. Nur ist das Gemüth des einen weicher, ich möchte sagen indischer; der andere hat hingegen in seinem Wesen etwas Derbes, etwas Gothisches. Michelet mahnt mich an die großblumig starkgewürzten Riesengebichte des Mahabharata; Quinet erinnert vielmehr an die eben so ungeheuerlichen, aber schrofferen und felsenhafteren Lieder der Edda. Quinet ist eine nordische Natur, man kann sagen eine deutsche, sie hat ganz den deutschen Charakter, im guten wie im üblen Sinne; Deutschlands Odem weht in allen seinen Schriften. Wenn ich den Hassever oder andre Quinet'sche Poesien lese, wird mir ganz heimathlich zu Muth, ich glaube die vaterländischen Nachtigallen zu vernehmen, ich rieche den Duft der Gelbeiglein, wohlbekannte Glockentöne summen mir ums Haupt, auch die wohlbekannten Schellenkappen höre ich klingeln: deutschen Tieffinn, deutschen Denkerschmerz, deutsche Gemüthlichkeit, deutsche Raikäser, mitunter sogar ein Bißchen deutsche Langeweile finde ich in den Schriften unseres Edgar Quinet. Ja, er ist der unsrige, er ist ein Deutscher, eine gute deutsche Haut, obgleich er sich in jüngster Zeit als ein wüthender Germanenfresser geberdete. Die rauhe, etwas täppische Weise, womit er in der „Revue des deux Mondes“ gegen uns loszog, war nichts weniger als französisch, und eben an dem tüchtigen Faustschlag und der echten Grobheit erkannten wir den Landsmann. Edgar ist ganz ein Deutscher, nicht bloß dem Geiste, sondern auch der äußern Erscheinung nach, und wer ihm auf den Straßen von Paris begegnet, hält ihn gewiß für irgend einen Halle'schen Theologen, der eben durchs Examen gefallen, und um sich zu erholen nach Frankreich gebämmert. Eine kräftige, vierschrötige, ungekammte

Gestalt. Ein liebes, ehrliches, wehmüthiges Gesicht. Grauer, schlottriger Oberrock, den Jung-Stilling genäht zu haben scheint. Stiefel, die vielleicht einst Jakob Böhme besohlte.

Quinet hat lange Zeit jenseits des Rheines gelebt, namentlich in Heidelberg, wo er studirte und sich täglich in Kreuzers Symbolik berauschte. Er durchwanderte ganz Deutschland zu Fuß, besah alle unsere gothischen Ruinen und schmollte dort mit den ausgezeichnetsten Gespenstern. Im teutoburger Walde, wo Hermann den Varus schlug, hat er westphälischen Schinken mit Pumpernickel gegessen; auf dem Sonnenstein gab er seine Karte ab. Ob er auch zu Mölln Eulenspiegels Grab besuchte, kann ich nicht behaupten. Was ich aber ganz bestimmt weiß, das ist: es gibt jetzt in der ganzen Welt keine drei Dichter, die so viel Phantasie, Ideenreichtum und Genialität besitzen wie Edgar Quinet.

61.

Paris, 21. Juni 1843.

Alle Jahre besuche ich regelmäßig die feierliche Sitzung in der Rotunde des Palais Mazarin, wo man sich stundenlang vorher einfinden muß um Platz zu finden, unter der Elite der Geistesaristokratie, wozu glücklicherweise die schönsten Damen gehören. Nach langem Warten kommen endlich durch eine Seitenthür die Herren Académiker, die Mehrzahl aus Leuten bestehend, die sehr alt oder wenigstens nicht sehr gesund sind; Schönheit darf hier nicht gesucht werden. Sie setzen sich auf ihre langen, harten Holzbänke; man spricht zwar von den Fauteuils der Académie, aber diese existiren nicht in der Wirklichkeit und sind nur eine Fiction. Die Sitzung beginnt mit einer langen, langweiligen Rede über die Jahreszeiten und die eingegangenen Preisschriften, die der temporäre Präsident zu halten pflegt. Hierauf erhebt sich der Secretair, der perpetuelle, dessen Amt ein ewiges ist, wie das Königthum. Die Secretaire der Académie und Ludwig Philipp sind Personen, die nicht durch Minister- und Kammerlaune abgesetzt werden können. Leider ist Ludwig Philipp schon hochbejahrt, und wir wissen noch nicht, ob sein Nachfolger uns mit gleichem Talent die schöne Friedensruhe erhalten wird. Aber Mignet ist noch jung, oder, was noch besser, er ist der Typus der Jugendlichkeit selbst, er bleibt verschont von der Hand der Zeit, die uns andern die Haare weiß färbt, wo nicht gar ausrauft, und die Stirne so häßlich fältelt: der schöne Mignet trägt noch seine goldlockige Frisur wie vor zwölf Jahren, und sein Antlitz ist noch immer blühend wie das der Olympier. Sobald der Perpetuelle auf die Rednerbühne getreten, nimmt er seine Vognette und beäugelt das Publicum.

„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh, es fehlt kein theures Haupt.“

Darauf betrachtet er auch die um ihn her sitzenden Collegen, und wenn ich boshaft wäre, würde ich seinen Blick ganz eigen commentiren. Er kommt mir in solchen Momenten immer vor wie einhirt, der seine Heerde mustert. Sie gehören ihm ja alle, ihm, dem Perpetuellen, der sie alle überleben und sie früh oder spät in seinen *Précis historiques* sichern und balsamiren wird. Er scheint eines Jeden Gesundheitszustand zu prüfen, um sich zu der künftigen Rede vorbereiten zu können. Der alte Ballanche sieht sehr krank aus, und Mignet schüttelt den Kopf. Da jener arme Mann gar kein Leben gelebt und auf dieser Erde gar nichts anderes gethan hat, als daß er zu den Füßen von Madame Recamier saß und Bücher schrieb, die niemand liest und jeder lobt, so wird Mignet wirklich seine Noth haben, ihm in seinem *Précis historique* eine menschliche Seite abzugewinnen, und ihn genießbar zu machen.

In der heutigen Sitzung war der verstorbene Daunou der Gegenstand, den Mignet behandelte. Zu meiner Schande gestehe ich, daß letzterer mir ungreiflich wenig bekannt war, daß ich nur mit Mühe einige seiner Lebensmomente in meinem Gedächtnisse wiederfand. Auch bei Anderen, besonders bei der jüngeren Generation, begegnete ich einer großen Unwissenheit in Bezug auf Daunou. Und dennoch hatte dieser Mann während einem halben Jahrhundert an dem großen Rad gedreht, und dennoch hatte er unter der Republik und dem Kaiserthume die wichtigsten Aemter bekleidet, und dennoch war er bis an sein Lebensende ein tabelloser Verfechter der Menschenheitsrechte, ein unbeugsamer Kämpfer gegen Geistes knechtschaft, einer jener hohen Organisatoren der Freiheit, die gut sprachen, aber noch besser handelten, und das schöne Wort in die heilsame That umschufen. Warum aber ist er trotz aller seiner Verdienste, trotz seiner rastlosen politischen und literarischen Thätigkeit dennoch nicht berühmt geworden? Warum glüht in unsrer Erinnerung sein Name nicht so farbig wie die Namen so mancher seiner Collegen, die eine minder bedeutende Rolle gespielt? Was fehlte ihm um zur Berühmtheit zu gelangen? Ich will es mit einem Worte sagen: die Leidenschaft. Nur durch irgend eine Manifestation der Leidenschaft werden die Menschen auf dieser Erde berühmt. Hier genügt eine einzige Handlung, ein einziges Wort, aber sie müssen das leidenschaftliche Gepräge tragen. Ja, sogar die zufällige Begegnung mit großen Ereignissen der Leidenschaft gewährt unsterblichen Nachruhm. Der selige Daunou war aber ein stiller Mönch, der den klösterlichen Frieden im Gemüthe trug, während alle Stürme der Revolution um ihn her raseten, der sein Tagewerk vollbrachte ruhig und furchtlos, unter Robespierre wie unter Napoleon, und der eben so bescheiden starb, wie er bescheiden lebte. Ich will nicht sagen,

daß seine Seele nicht glühte, aber es war eine Gluth ohne Flamme, ohne Geprassel, ohne Spectafel.

Trog dem scheinlosen Leben des Mannes wußte Mignet doch Interesse für diesen stillen Helben zu erregen, und da dieser das höchste Lob verdiente, konnte es ihm auch in reichem Maße gezollt werden. Aber wäre auch Daunou keineswegs ein so rühmendwerther Mensch gewesen, hätte er gar zu jenen charakterlosen Fröschen gehört, deren so mancher im Sumpf (Marais) des Conventes saß und schweisgarn fortlebte, während die Bessern sich um den Kopf sprachen, ja er hätte sogar ein Lump sein können, so würde ihn dennoch der Weihrauchfessel des officiellen Lobes sattfam eingequalmt haben. Obgleich Mignet seine Neben Précis historiques nennt, so sind sie doch noch immer die alten Eloges, und es sind noch dieselben Complimente aus der Zeit Ludwigs XIV., nur daß sie jetzt nicht mehr in gepuderten Allongeperrücken stecken, sondern sehr modern frisiert sind. Und der jetzige Secrétaire perpetuel der Académie ist einer der größten Friseure unsrer Zeit, und besitzt den rechten Schick für dieses edle Gewerbe. Selbst wenn an einem Menschen kein einziges gutes Haar ist, weiß er ihm doch einige Päckchen des Lobes anzukräuseln und den Kahlkopf unter dem Loupet der Phrase zu verbergen. Wie glücklich sind doch diese französischen Académiker! Da sitzen sie im süßesten Seelenfrieden auf ihren sichern Bänken, und sie können ruhig sterben, denn sie wissen, wie bedenklich auch ihre Handlungen gewesen, so wird sie doch der gute Mignet nach ihrem Tode rühmen und preisen. Unter den Palmen seines Wortes, die ewig grün wie die seiner Uniform, eingeatmet von dem Geplätscher der oratorischen Antithesen, lagern sie hier in der Académie wie in einer kühlen Dase. Die Karawane der Menschheit aber schreitet ihnen zuweilen vorüber, ohne daß sie es merkten, oder etwas anders vernahmen als das Geflingel der Kameele.

Angang.

Communismus, Philosophie und Clerisfei.

1.

Paris, den 15. Juni 1843.

Hätte ich zur Zeit des Kaisers Nero in Rom privatisirt und etwa für die Oberpostamtzeitung von Böhmen oder für die unofficialle Staatszeitung von Abdera die Correspondenz besorgt, so würden meine Collegen nicht selten darüber gescherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiserin-Mutter gar nichts zu berichten wisse, daß ich nicht einmal von den glänzenden Dinern rede, womit der jüdische König Agrippa das diplomatische Corps zu Rom jeden Samstag regalire, und daß ich hingegen beständig von jenen Galiläern spräche, von jenem obsuren Häuflein, das, meistens aus Sklaven und alten Weibern bestehend, in Kämpfen und Visionen sein blödsinniges Leben verträume und sogar von den Juden desavouirt werde. Meine wohlunterrichteten Collegen hätten gewiß ganz besonders ironisch über mich gelächelt, wenn ich vielleicht von dem Hofeste des Cäsars, wobei Se. Majestät Höchstselt die Guitarre spielte, nichts Wichtigeres zu berichten wußte, als daß einige jener Galiläer mit Pech bestrichen und angezündet wurden, und selbhergestalt die Gärten des goldenen Palastes erleuchteten. Es war in der That eine sehr bedeutsame Illumination, und es war ein grausamer, echt römischer Witz, daß die sogenannten Obscuranten als Lichter dienen mußten bei der Feier der antiken Lebenslust. Aber dieser Witz ist zu Schanden geworden, jene Menschenfackeln streuten Funken umher, wodurch die alte Römerwelt mit all ihrer morschen Herrlichkeit in Flammen aufging: die Zahl jenes obsuren Häufleins ward Legion, im Kampfe mit ihr mußten die Legionen Cäsars die Waffen strecken, und das ganze Reich, die Herrschaft zu Wasser und zu Lande, gehört jetzt den Galiläern.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, hier in homiletische Betrachtungen überzugehen, ich habe nur durch ein Beispiel zeigen wollen, in welcher siegreichen Weise eine spätere Zukunft jene Vorneigung rechtfertigen dürfte, womit ich in meinen Berichten sehr oft von einer kleinen Gemeinde gesprochen, die, der Ecclesia pressa des ersten Jahrhunderts sehr ähnlich, in der Gegenwart verachtet und verfolgt wird, und doch eine Propaganda auf den Beinen hat, deren Glaubenseifer und düsterer Zerstörungswille ebenfalls an galiläische Anfänge erinnert. Ich spreche wieder von den Communisten, der einzigen Partei in Frankreich, die eine entschlossene Beachtung verdient. Ich würde für die Trümmer des Saint-Simonismus, dessen Befenner, unter seltsamen Aushängeschildern, noch immer am Leben sind, so wie auch für die Fourrieristen, die noch frisch und rührig wirken, dieselbe Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; aber diese ehrenwerthen Männer bewegt doch nur das Wort, die sociale Frage als Frage, der überlieferte Begriff, und sie werden nicht getrieben von dämonischer Nothwendigkeit, sie sind nicht die prädestinirten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt. Früh oder spät wird die zerstreute Familie Saint-Simons und der ganze Generalsstab der Fourrieristen zu dem wachsenden Heere des Communismus übergehen, und, dem rohen Bedürfnisse das gestaltende Wort leihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter übernehmen.

Eine solche Rolle spielt bereits Pierre Leroux, den wir vor elf Jahren in der Salle-Taitbout als einen der Bischöfe des Saint-Simonismus kennen lernten. Ein vortrefflicher Mann, der nur den Fehler hatte, für seinen damaligen Stand viel zu trübsinnig zu sein. Auch hat ihm Enfantin das sarcastische Lob ertheilt: „Das ist der tugendhafteste Mensch nach den Begriffen der Vergangenheit.“ Seine Tugend hat allerdings etwas vom alten Sauerteig der Entsagungsperiode, etwas verschollenen Stoisches, das in unsrer Zeit ein fast befremdlicher Anachronismus ist, und gar den heitern Richtungen einer pantheistischen Genussreligion gegenüber, als eine honorable Lächerlichkeit erscheinen mußte. Auch warb es diesem traurigen Vogel am Ende sehr unbehaglich in dem glänzenden Gitterkorb, worin so viele Goldfasanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten, und Pierre Leroux war der erste, der gegen die Doctrin von der neuen Sittlichkeit protestirte und sich mit einem fanatischen Anathema von der frühlich bunten Genossenschaft zurückzog. Hierauf unternahm er, in Gemeinschaft mit Hyppolyt Carnot, die neuere Revue encyclopédique und die Artikel, die er darin schrieb, so wie auch sein Buch De l'humanité bilden den Uebergang zu den Doctrinen, die er jetzt, seit einem Jahre, in der Revue indépendante niederlegte. Wie es jetzt mit der großen Encyclopädie aussieht, woran Leroux und der vortreffliche Reynauld am thätigsten wirken, darüber kann ich nichts Bestimmtes sagen. So viel darf ich behaupten.

ten, daß dieses Werk eine würdige Fortsetzung seines Vorgängers ist, jenes colossalen Pamphlets in dreißig Quartbänden, worin Diderot das Wissen seines Jahrhunderts resumirte. In einem besondern Abdruck erschienen die Artikel, welche Leroux in seiner Encyclopädie gegen den Cousin'schen Ectecticismus oder Ectectismus, wie die Franzosen das Unbing nennen, geschrieben hat. Cousin ist überhaupt das schwarze Thier, der Sündenbock, gegen welchen Pierre Leroux seit undenklicher Zeit polemisirt, und diese Polemik ist bei ihm zur Monomanie geworden. In den Decemberheften der *Revue indépendante* erreicht sie ihren rasend gefährlichsten und scandalösesten Gipfel. Cousin wird hier nicht bloß wegen seiner eigenen Denkweise angegriffen, sondern auch bössartiger Handlungen beschuldigt. Diesmal läßt sich die Tugend vom Winde der Leidenschaft am weitesten fortreißen, und geräth aufs hohe Meer der Verleumdung. Nein, wir wissen es aus guter Quelle, daß Cousin zufälligerweise ganz unschuldig ist an den unverzeihlichsten Modificirungen, welche die posthume Schrift seines Schülers Jouffroi erlitten; wir wissen es nämlich nicht aus dem Munde seiner Anhänger, sondern seiner Gegner, die sich darüber beklagen, daß Cousin aus ängstlicher Schonung der Universitätsinteressen die Publication der Jouffroi'schen Schrift widerrathen und verbrießlich seine Beihülfe verweigert habe. Sonderbare Wiebergeburt derselben Erscheinungen, wie wir sie bereits vor zwanzig Jahren in Berlin erlebt! Diesmal begreifen wir sie besser, und wenn auch unsre persönlichen Sympathien nicht für Cousin sind, so wollen wir doch unparteiisch gestehen, daß ihn die radicale Partei mit demselben Unrecht und mit derselben Beschränktheit verlästerte, die wir uns selbst einst in Bezug auf den großen Hegel zu Schulden kommen ließen. Auch dieser wollte gern, daß seine Philosophie im schützenden Schatten der Staatsgewalt ruhig gedeihe und mit dem Glauben der Kirche in keinen Kampf gerieth, ehe sie hinlänglich ausgewachsen und stark, — und der Mann, dessen Geist am klarsten und dessen Doctrin am liberalsten war, sprach sie dennoch in so trüb scholastischer, verclausulirter Form aus, daß nicht bloß die religiöse, sondern auch die politische Partei der Vergangenheit in ihm einen Verbündeten zu besitzen glaubte. Nur die Eingeweihten lächelten ob solchem Irrthum, und erst heute verstehen wir dieses Lächeln; damals waren wir jung und thöricht und ungebildig, und wir eiferten gegen Hegel, wie jüngst die äußerste Linke in Frankreich gegen Cousin eiferte. Nur daß bei diesem die äußerste Rechte sich nicht täuschen läßt durch die Vorsichtsmaßregeln des Ausdrucks; die römisch-katholisch-apostolische Clerisei zeigt sich hier weit scharfsichtiger als die königlich-preussisch-protestantische; sie weiß ganz bestimmt, daß die Philosophie ihr schlimmster Feind ist, sie weiß, daß dieser Feind sie aus der Sorbonne verdrängt hat, und um diese Festung wieder zu erobern, unternahm sie gegen Cousin einen Vertilgungskrieg, und sie führt ihn mit jener geweihten

Lactif, wo der Zweck die Mittel heiligt. So wird Cousin von zwei entgegengesetzten Seiten angegriffen, und während die ganze Glaubensarmee mit fliegenden Kreuzfahnen, unter Anführung des Erzbischofs von Chartres, gegen ihn vorrückt, stürmen auf ihn los auch die Sansculotten des Gedankens, brave Herzen, schwache Köpfe, mit Pierre Leroux an ihrer Spitze. In diesem Kampfe sind alle unsre Siegeswünsche für Cousin; denn, wenn auch die Bevorrechtung der Universität ihre Uebelstände hat, so verhindert sie doch, daß der ganze Unterricht in die Hände jener Leute fällt, die immer mit unerbittlicher Grausamkeit die Männer der Wissenschaft und des Fortschrittes verfolgten, und so lange Cousin in der Sorbonne wohnt, wird wenigstens dort nicht wie ehemals der Scheiterhaufen als letztes Argument, als ultima ratio, in der Tagespolitik angewendet werden. Ja, er wohnt dort als Gonfaloniere der Gedankenfreiheit, und das Banner derselben weht über dem sonst so verrufenen Obscurantenneste der Sorbonne. Was uns für Cousin noch besonders stimmt, ist die liebevolle Persiflage, womit man die Beschuldigungen des Pierre Leroux auszubenten wußte. Die Arglist hatte sich diesmal hinter die Tugend versteckt, und Cousin wird wegen einer Handlung angeklagt, für die, hätte er sie wirklich begangen, ihm nur Lob, volles orthodoxes Lob von der clericalen Partei gesendet werden müßte: Jansenisten ebensowohl wie Jesuiten predigten ja immer den Grundsatz, daß man um jeden Preis das öffentliche Aergerniß zu verhindern suche. Nur das öffentliche Aergerniß sei die Sünde, und nur diese solle man vermeiden, sagte gar salbungsvoll der fromme Mann, den Molire kanonisiert hat. Aber nein, Cousin darf sich keiner so erbaulichen That rühmen, wie man sie ihm zuschreibt; dergleichen liegt vielmehr im Charakter seiner Gegner, die von jeher, um den Scandal zu hintertreiben oder schwache Seelen vor Zweifel zu bewahren, es nicht verschmähten, Bücher zu verstümmeln, oder ganz umzuändern, oder zu vernichten, oder ganz neue Schriften unter erborgten Namen zu schmieden, so daß die kostbarsten Denkmale und Urkunden der Vorzeit theils gänzlich untergegangen, theils verfälscht sind. Nein, der heilige Eifer des Büchercastrens und gar der fromme Betrug der Interpolationen gehört nicht zu den Gewohnheiten der Philosophen.

Und Victor Cousin ist ein Philosoph, in der ganzen deutschen Bedeutung des Wortes. Pierre Leroux ist es nur im Sinne der Franzosen, die unter Philosophie vielmehr allgemeine Untersuchungen über gesellschaftliche Fragen verstehen. In der That, Victor Cousin ist ein deutscher Philosoph, der sich mehr mit dem menschlichen Geiste, als mit den Bedürfnissen der Menschheit beschäftigt, und durch das Nachdenken über das große Ego in einen gewissen Egoismus gerathen. Die Liebhaberei für den Gedanken an und für sich absorbirte bei ihm alle Seelenkräfte, aber der Gedanke selbst interessirte ihn zunächst wegen der schönen Form, und in der Metaphysik ergötzte ihn am Ende

nur die Dialektik: von dem Uebersetzer des Plato könnte man, das banale Wort umkehrend, gewissermaßen behaupten, er liebe den Plato mehr als die Wahrheit. Hier unterscheidet sich Cousin von den deutschen Philosophen: wie den letzteren, ist auch ihm das Denken letzter Zweck des Denkens, aber zu solcher philosophischer Absichtslosigkeit gesellt sich bei ihm auch ein gewisser artistischer Indifferentismus. Wie sehr muß nun dieser Mann einem Pierre Leroux verhaßt sein, der weit mehr ein Freund der Menschen als der Gedanken ist, dessen Gedanken alle einen Hintergedanken haben, nämlich das Interesse der Menschheit, und der als geborener Ikonoklast keinen Sinn hat für künstlerische Freude an der Form! In solcher geistigen Verschiedenheit liegen genug Gründe des Grolls, und man hätte nicht nöthig gehabt, die Feindschaft des Leroux gegen Cousin aus persönlichen Motiven, aus geringfügigen Vorfällen des Tageslebens zu erklären. Ein Bißchen unschuldige Privatmalice mag mit unterlaufen; denn die Tugend, wie erhaben sie auch das Haupt in den Wolken trägt und nur in Himmelsbetrachtungen verloren scheint, so bewahrt sie doch im getreusamsten Gedächtnisse jeden kleinen Nabelstich, den man ihr jemals versetzt hat.

Rein, der leidenschaftliche Grimm, die Berserkerwuth des Pierre Leroux gegen Victor Cousin, ist ein Ergebniß der Geistesdifferenz dieser beiden Männer. Es sind Naturen, die sich nothwendigerweise abstoßen. Nur in der Ohnmacht kommen sie einander wieder nahe, und die gleiche Schwäche der Fundamente verleiht den entgegengesetzten Doctrinen eine gewisse Aehnlichkeit. Der Eclleticismus von Cousin ist eine feindrühtige Hängebrücke zwischen dem schottisch-plumpen Empirismus und der deutsch-abstracten Idealität, eine Brücke, die höchstens dem leichtfüßigen Bedürfnisse einiger Spaziergänger genügen mag, aber kläglich einbrechen würde, wollte die Menschheit mit ihrem schweren Herzensgepäck und ihren trampelnden Schlachtrossen darüber hinmarschiren. Leroux ist ein Pontifex Maximus in einem höhern, aber noch weit unpraktischern Stile, er will eine colossale Brücke bauen, die, aus einem einzigen Bogen bestehend, auf zwei Pfeilern ruhen soll, wovon der eine aus dem materialistischen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andere aus dem geträumten Mondschein der Zukunft verfertigt worden, und diesem zweiten Pfeiler giebt er zur Basis irgend einen noch unentdeckten Stern in der Milchstraße. Sobald dieses Riesentwerk fertig sein wird, wollen wir darüber referiren. Bis jetzt läßt sich von dem eigentlichen System des Leroux nichts Bestimmtes sagen, er giebt bis jetzt nur Materialien, zerstreute Bausteine. Auch fehlt es ihm durchaus an Methode, ein Mangel, der den Franzosen eigenthümlich ist, mit wenigen Ausnahmen, worunter besonders Charles de Remusat genannt werden muß, der in seinen *Essais de Philosophie* (ein kostbares Meisterbuch!) die Bedeutung der Methode begriffen und für ihre Anwendung ein großes

Talent offenbart hat. Leroux ist gewiß ein größerer Producent im Denken, aber es fehlt ihm hier, wie gesagt, die Methode. Er hat bloß die Ideen, und in dieser Hinsicht ist ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit Joseph Schelling nicht abzuspüren, nur daß alle seine Ideen das befreiende Heil der Menschheit betreffen, und er, weit entfernt, die alte Religion mit der Philosophie zu flüchten, vielmehr die Philosophie mit dem Gewande einer neuen Religion beschenkt. Unter den deutschen Philosophen ist es Krause, mit dem Leroux die meiste Verwandtschaft hat. Sein Gott ist ebenfalls nicht außerweltlich, sondern er ist ein Insaße dieser Welt, behält aber dennoch eine gewisse Persönlichkeit, die ihn sehr gut kleidet. An der immortalité de l'âme glaubt Leroux beständig, ohne davon satt zu werden; es ist dies nichts als ein perfectionirtes Wiederkühlen der ältern Perfectibilitätslehre. Weil er sich gut aufgeführt in diesem Leben, hofft Leroux, daß er in einer spätern Existenz zu noch größerer Vollkommenheit gelangen werde; Gott stehe alsdann Cousin bei, wenn derselbe nicht unterdessen ebenfalls Fortschritte gemacht hat!

Pierre Leroux mag wohl jetzt fünfzig Jahr alt sein, wenigstens sieht er danach aus; vielleicht ist er jünger. Körperlich ist er nicht von der Natur allzu verschwenderisch begünstigt worden. Eine untersezte, stämmige, vierfährige Gestalt, die keineswegs durch die Traditionen der vornehmen Welt einige Grazie gewonnen. Leroux ist ein Kind des Volks, war in seiner Jugend Buchdrucker, und er trägt noch heute in seiner äußern Erscheinung die Spuren des Proletariats. Wahrscheinlich mit Absicht hat er den gewöhnlichen Firnis verschmäht, und wenn er irgend einer Koketterie fähig ist, so besteht diese vielleicht in dem hartnäckigen Beharren bei der rohen Ursprünglichkeit. Es giebt Menschen, welche nie Handschuhe tragen, weil sie kleine weiße Hände haben, woran man die höhere Race erkennt; Pierre Leroux trägt ebenfalls keine Handschuhe, aber sicherlich aus ganz andern Gründen. Er ist ein ascetischer Entsagungsmensch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold, und die Natur hat ihm die Tugend erleichtert. Wir wollen aber den Abel seiner Gesinnung, den Eifer, womit er dem Gedanken alle niederen Interessen opferte, überhaupt seine hohe Uneigennützigkeit, als nicht minder verdienstlich anerkennen, und noch weniger wollen wir den rohen Diamanten deswegen herabsetzen, weil er keine glänzende Geschliffenheit besitzt und sogar in trübes Blei gefaßt ist. — Pierre Leroux ist ein Mann, und mit der Männlichkeit des Charakters verbindet er, was selten ist, einen Geist, der sich zu den höchsten Speculationen empor-schwingt, und ein Herz, welches sich versenken kann in die Abgründe des Volksmerzes. Er ist nicht bloß ein denkender, sondern auch ein fühlender Philosoph, und sein ganzes Leben und Streben ist der Verbesserung des moralischen und materiellen Zustandes der untern Classen gewidmet. Er, der gestählte Ringer, der die härtesten Schläge des Schicksals ertrüge, ohne zu

zwinfern, und der wie Saint-Simon und Fourier zuweisen in der bittersten Noth und Entbehrung darbt, ohne sich sonderlich zu beklagen: er ist nicht im Stande, die Kümmernisse seiner Mitmenschen ruhig zu ertragen, seine harte Augenwimper feuchtet sich beim Anblick fremden Elends, und die Ausbrüche seines Mitleids sind alsdann stürmisch, rasend, nicht selten ungerecht.

Ich habe mich eben einer indiscreten Hinweisung auf Armuth schuldig gemacht. Aber ich konnte doch nicht umhin, dergleichen zu erwähnen; diese Armuth ist charakteristisch und zeigt uns, wie der vortreffliche Mann die Leiden des Volks nicht bloß mit dem Verstande erfaßt, sondern auch leiblich mitgelitten hat, und wie seine Gedanken in der schrecklichsten Realität wurzeln. Das gibt seinen Worten ein pulsirendes Lebensblut und einen Zauber, der stärker als die Macht des Talenten. — Ja, Pierre Leroux ist arm, wie Saint-Simon und Fourier es waren, und die providencielle Armuth dieser großen Socialisten war es, wodurch die Welt bereichert wurde, bereichert mit einem Schätze von Gedanken, die uns neue Welten des Genusses und des Glückes eröffnen. In welcher gräßlichen Armuth Saint-Simon seine letzten Jahre verbrachte, ist allgemein bekannt; während er sich mit der leidenden Menschheit, dem großen Patienten, beschäftigte und Heilmittel ersann für dessen achtzehnhundertjähriges Gebreche, erkrankte er selbst zuweilen vor Misere, und er fristete sein Dasein nur durch Betteln. Auch Fourier mußte zu den Almosen der Freunde seine Zuflucht nehmen, und wie oft sah ich ihn, in seinem grauen, abgeschabten Rocke, längs den Pfeilern des Palais-Royal hastig dahinschreiten, die beiden Rocktaschen schwer belastet, so daß aus der einen der Hals einer Flasche und aus der andern ein langes Brod hervorguckten. Einer meiner Freunde, der ihn mir zuerst zeigte, machte mich aufmerksam auf die Dürftigkeit des Mannes, der seine Getränke beim Weinschant und sein Brod beim Bäcker selber holen mußte. Wie kommt es, frug ich, daß solche Männer, solche Wohltäter des Menschengeschlechts, in Frankreich darben müssen? Freilich, erwiderte mein Freund sarcastisch lächelnd, das macht dem gepriesenen Lande der Intelligenz keine sonderliche Ehre, und das würde gewiß nicht bei uns in Deutschland passiren: die Regierung würde bei uns die Leute von solchen Grundfägen gleich unter ihre besondere Obhut nehmen und ihnen lebenslänglich freie Kost und Wohnung geben.

Ja, Armuth ist das Loos der großen Menschheits Helfer, der heilenden Denker in Frankreich, aber diese Armuth ist bei ihnen nicht bloß ein Antrieb zu tieferer Forschung und ein stärkendes Stahlbad der Geisteskräfte, sondern sie ist auch eine empfehlende Annonce für ihre Lehre, und in dieser Beziehung gleichfalls von providenzieller Bedeutsamkeit. In Deutschland wird der Mangel an irdischen Gütern sehr gemüthlich entschuldigt, und besonders das Genie darf bei uns darben und verhungern, ohne eben verachtet zu werden. In England

Seine. VI.

Ist man schon minder tolerant, das Verdienst eines Mannes wird dort nur nach seinem Einkommen abgeschätzt, und "how much is he worth?" heißt buchstäblich: wie viel Geld besitzt er, wie viel verdient er? Ich habe mit eigenen Ohren angehört, wie in Florenz ein dicker Engländer ganz ernsthaft einen Franciscanermönch fragte: wie viel es ihm jährlich einbringe, daß er so baarfüßig und mit einem dicken Strick um den Leib herumgehe? In Frankreich ist es anders, und wie gewaltig auch die Gewinnsucht des Industrialismus um sich greift, so ist doch die Armuth bei ausgezeichneten Personen ein wahrer Ehrentitel, und ich möchte schier behaupten, daß der Reichtum, einen unehrlichen Verdacht begründend, gewissermaßen mit einem geheimen Makel, mit einer *levis nota*, die sonst vortrefflichsten Leute befaßt. Das mag wohl daher entstehen, weil man bei so vielen die unsaubern Quellen kennt, woraus die großen Reichtümer geflossen. Ein Dichter sagte: „daß der erste König ein glücklicher Soldat war!“ — in Betreff der Stifter unserer heutigen Finanz-Dynastien dürfen wir vielleicht das prosaische Wort aussprechen: daß der erste Banquier ein glücklicher Spitzbube gewesen. Der Cultus des Reichtums ist zwar in Frankreich so allgemein wie in andern Ländern, aber es ist ein Cultus ohne heiligen Respekt: die Franzosen tanzen ebenfalls um das goldene Kalb, aber ihr Tanzen ist zugleich Spott, Persiflage, Selbstverhöhnung, eine Art Cancan. Es ist dieses eine merkwürdige Erscheinung, erklärbar theils aus der generösen Natur der Franzosen, theils auch aus ihrer Geschichte. Unter dem alten Regime galt nur die Geburt, nur die Ahnenzahl gab Ansehen, und die Ehre war eine Frucht des Stammbaums. Unter der Republik gelangte die Tugend zur Herrschaft, die Armuth ward eine Würde, und wie vor Angst, so auch vor Scham, verkroch sich das Geld. Aus jener Periode stammen die vielen dicken Sousstücke, die ernsthaften Kupfermünzen mit den Symbolen der Freiheit, so wie auch die Traditionen von pecuniärer Uneigennützigkeit, die wir noch heutigen Tages bei den höchsten Staatsverwaltern Frankreichs antreffen. Zur Zeit des Kaiserthums florirte nur der militairische Ruhm, eine neue Ehre ward gestiftet, die der Ehrenlegion, deren Großmeister, der siegreiche Imperator, mit Verachtung herabschaute auf die rechnende Krämergilbe, auf die Lieferanten, die Schmuggler, die Stockjobbers, die glücklichen Spitzbuben. Während der Restauration intriguirte der Reichtum gegen die Gespenster des alten Regimes, die wieder aus Ruher gekommen und deren Insolenz täglich mehr wuchs: das beleidigte, ehrgeizige Geld wurde Demagoge, liebäugelte herablassend mit den Kurzsackern, und als die Sullussonne die Gemüther erhitzte, ward der Adelfönig Karl X. vom Throne herabgeschmissen. Der Bürgerkönig Ludwig Philipp stieg hinauf, er, der Repräsentant des Geldes, das jetzt herrscht, aber in der öffentlichen Meinung zu gleicher Zeit von der besiegten Partei der Vergangenheit und der getäuschten

Partei der Zukunft frondirt wird. Ja, das adelshümliche Faubourg Saint-Germain und die proletarischen Faubourgs Saint-Antoine und Saint-Marceau überbieten sich in der Verhöhnung der geldstolzen Emporkömmlinge und wie sich von selbst versteht, die alten Republikaner mit ihrem Tugendpathos und die Bonapartisten mit pathetischen Helbentiraben stimmen ein in diesen herabwürdigenden Ton. Erwägt man diese zusammenwirkenden Gräfte, so wird es begreiflich, warum dem Reichen jetzt in der öffentlichen Meinung eine fast übertriebene Geringschätzung zu Theil wird, während jeder nach Reichtum lechzt.

Ich möchte, auf das Thema zurückkommend, womit ich diesen Artikel begonnen, hier ganz besonders andeuten, wie es für den Communismus ein unberechenbar günstiger Umstand ist, daß der Feind, den er bekämpft, bei all' seiner Macht dennoch in sich selber keinen moralischen Halt besitz. Die heutige Gesellschaft vertheidigt sich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälke zusammenstürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.

2.

Paris, den 8. Juli 1843.

In China sind sogar die Kutscher höflich. Wenn sie in einer engen Straße mit ihren Fuhrwerken etwas hart an einander stoßen und Deichseln und Räder sich verwickeln, erheben sie keineswegs ein Schimpfen und Fluchen wie die Kutscher bei uns zu Lande, sondern sie steigen ruhig von ihrem Sitz herunter, machen eine Anzahl Knixe und Bücklinge, sagen sich diverse Schmeicheleien, bemühen sich hernach, gemeinschaftlich ihre Wagen in das gehörige Geleise zu bringen, und wenn alles wieder in Ordnung ist, machen sie nochmals verschiedene Bücklinge und Knixe, sagen sich ein respectives Lebewohl und fahren von dannen. Aber nicht bloß unsre Kutscher, sondern auch unsre Gelehrten sollten sich hieran ein Beispiel nehmen. Wenn diese Herren mit einander in Collision gerathen, machen sie sehr wenig Complimente, und suchen sich keineswegs hülfreich zu verständigen, sondern sie fluchen und schimpfen alsdann wie die Kutscher des Occidentis. Und dieses klägliche Schauspiel gewähren uns zumeist Theologen und Philosophen, obgleich erstere auf das Dogma der Demuth und Barmherzigkeit besonders angewiesen sind, und letztere in der Schule der Vernunft zunächst Geduld und Gelassenheit erlernt haben sollten. Die Fehde zwischen der Universität und den Ultramontanen hat diesen Frühling bereits mit einer Flora von Grobheiten und Schmähreden bereichert, die

selbst auf unsern deutschen Rißbeeten nicht kostbarer gedeihen könnte. Das wuchert, das sproßt, das blüht in unerhörter Pracht. Wir haben weder Lust noch Beruf, hier zu botanisiren. Der Duft mancher Giftblumen könnte uns betäubend zu Kopf steigen, und uns verhinbern, mit kühler Unparteilichkeit den Werth beider Parteien und die politische Bedeutung und Bedeutsamkeit des Kampfes zu würdigen. Sobald die Leidenschaften ein Wischen verduftet sind, wollen wir solche Würdigung versuchen. So viel können wir schon heute sagen: das Recht ist auf beiden Seiten, und die Personen werden getrieben von der fatalsten Nothwendigkeit. Der größte Theil der Katholischen, weise und gemäßigt, verdammt zwar das unzeitige Schilderheben ihrer Parteinossen, aber diese gehorchen dem Befehl ihres Gewissens, ihrem höchsten Glaubensgesetz, dem *compelle intrare*, sie thun ihre Schuligkeit, und sie verdienen daher unsre Achtung. Wir kennen sie nicht, wir haben kein Urtheil über ihre Person, und wir sind nicht berechtigt, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln . . .

Diese Leute sind nicht eben meine Lieblinge, aber aufrichtig gestanden, trotz ihrem düstern, blutrünstigen Zelotismus sind sie mir lieber als die toleranten Amphibien des Glaubens und des Wissens, als jene Kunstgläubigen, die ihre erschlafften Seelen durch fromme Musik und Heiligenbilder kigeln lassen, und gar als jene Religionsbilletanten, die für die Kirche schwärmen, ohne ihren Dogmen einen strengen Gehorsam zu widmen, die mit den heiligen Symbolen nur liebäugeln, aber keine ernsthafte Ehe eingehen wollen, und die man hier *catholiques marrons* nennt. Letztere füllen jetzt unsre fashionablen Kirchen, z. B. *Sainte-Madeleine*, oder *Notre-Dame-de-Lorette*, jene heiligen *Bouvoirs*, wo der süßlichste Rococogeschmack herrscht, ein Weichkessel, der nach Lavendel duftet, reichgepolsterte Bestühle, rosige Beleuchtung und schwachtende Gesänge, überall Blumen und tändelnde Engel, kokette Andacht, die sich fächert mit *Eventails* von *Boucher* und *Watteau* — *Pompabourchrisenthum*.

Ebenso unrecht wie unrichtig ist die Benennung Jesuiten, womit man hier die Gegner der Universität zu bezeichnen pflegt. Erstens giebt es gar keine Jesuiten mehr in dem Sinne, den man mit jenem Namen verknüpft. Aber wie es oben in der Diplomatie Leute giebt, die jedesmal, wenn die Fluthzeit der Revolution eintritt, das gleichzeitige Veranbranden so vieler brausenden Wellen für das Werk eines *Comité directeur* in Paris erklären: so giebt es Tribunen hier unten, die, wenn die Ebbe beginnt, wenn die revolutionairen Springsfluthen sich wieder verlaufen, diese Erscheinung den Intriguen der Jesuiten zuschreiben, und sich ernsthaft einbilden, es residire ein Jesuitengeneral in Rom, welcher durch seine verummten Schergen die Reaction der ganzen Welt leite. Nein, es existirt kein solcher Jesuitengeneral in Rom, wie auch in Paris kein *Comité directeur* existirt; das sind Märchen für große Kin-

der, hohle Schreckpanze, moderner Aberglaube. Oder ist es eine bloße Kriegslüge, daß man die Gegner der Universität für Jesuiten erklärt? Es giebt in der That hier zu Lande keinen Namen, der weniger populair wäre. Man hat im vorigen Jahrhundert gegen diesen Orden so gründlich polemisirt, daß noch eine geraume Zeit vergehen dürfte, ehe man ein mildes, unparteiisches Urtheil über ihn fällen wird. Es will mich bedünken, als habe man die Jesuiten nicht selten ein Bißchen jesuitisch behandelt, und als seien die Verleumdungen, die sie sich zu Schulden kommen ließen, ihnen manchmal mit zu großen Zinsen zurückgezahlt worden. Man könnte auf die Väter der Gesellschaft Jesu das Wort anwenden, welches Napoleon über Robespierre aussprach: Sie sind hingerichtet worden, nicht gerichtet. Aber der Tag wird kommen, wo man auch ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre Verdienste anerkennen wird. Schon jetzt müssen wir eingestehen, daß sie durch ihre Missionsanstalten die Gesittung der Welt, die Civilisation unberechenbar gefördert, daß sie ein heilsames Gegengift gewesen gegen die lebenverpestenden Miasmen von Port-Royal, daß sogar ihre vielgescholtene Accomodationslehre noch das einzige Mittel war, wodurch die Kirche über die moderne, freihelustige und genußsüchtige Menschheit ihre Oberherrschaft bewahren konnte. *Mangez un boeuf et soyez chrétiens*, sagten die Jesuiten zu dem Reichthum, dem in der Charwoche nach einem Stückchen Rindfleisch gelüftete; aber ihre Nachgiebigkeit lag nur in der Noth des Momentes, und sie hätten später, so bald ihre Macht befestigt, die fleischfressenden Völker wieder zu den magersten Fastenspeisen zurückgelenkt. Laxe Doctrinen für die empörte Gegenwart, eiserne Ketten für die unterjochte Zukunft. Sie waren so klug!

Aber alle Klugheit hilft nichts gegen den Tod. Sie liegen längst im Grabe. Es giebt freilich Leute in schwarzen Mänteln und mit ungeheuern, dreieckig aufgeträumten Filzhüten, aber das sind keine echten Jesuiten. Wie manchmal ein zahmes Schaf sich in ein Wolfesfell des Radicalismus verummmt, aus Eitelkeit, oder Eigennutz, oder Schabernack, so steckt im Fuchspelz des Jesuitismus manchmal nur ein beschränktes Grauchen. — Ja, sie sind todt. Die Väter der Gesellschaft Jesu haben in den Sacristeien nur ihre Garderobe zurückgelassen, nicht ihren Geist. Dieser spukt an andern Orten, und manche Champions der Universität, die ihn so eifrig exorciren, sind vielleicht davon beseffen, ohne es zu merken. Ich sage dieses nicht in Bezug auf die Herren Michelet und Quinet, die ehrlichsten und wahrhaftigsten Seelen, sondern ich habe hier im Auge zunächst den wohlbestallten Minister des öffentlichen Unterrichts, den Rector der Universität, den Herrn Villemain. Seiner Magnificenz zweideutiges Treiben berührt mich immer widerwärtig. Ich kann leider nur dem Esprit und dem Stile dieses Mannes meine Achtung zollen. Nebenbei gesagt, wir sehen hier, daß der berühmte Ausspruch von Buffon: „le style,

c'est l'homme," grundfalsch ist. Der Stil des Herrn Villemain ist schön, edel, wohlgewachsen und reinlich. — Auch Victor Cousin kann ich nicht ganz verschonen mit dem Vorwurf des Jesuitismus. Der Himmel weiß, daß ich geneigt bin, Herrn Cousins Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß ich den Glanz seines Geistes gern anerkenne: aber die Worte, womit er jüngst in der Academie die Uebersetzung Spinoza's ankündigte, zeugen weder von Muth noch von Wahrheitsliebe. Cousin hat gewiß die Interessen der Philosophie unendlich gefördert, indem er den Spinoza dem denkenden Frankreich zugänglich machte, aber er hätte zugleich ehrlich gestehen sollen, daß er dadurch der Kirche keinen großen Dienst geleistet. Im Gegentheil sagte er, der Spinoza sei von einem seiner Schüler, einem Jüngling der Ecole normale, übersezt worden, um ihn mit einer Widerlegung zu begleiten, und während die Priesterpartei die Universität so heftig angreife, sei es doch eben diese arme, unschuldige, verkehrte Universität, welche den Spinoza widerlege, den gefährlichen Spinoza, jenen Erbfeind des Glaubens, der mit einer Feder aus den schwarzen Flügeln Satans seine beiden Bücher geschrieben! Wen betrügt man hier? ruft Figaro. Es war in der Académie des sciences morales et politiques, wo Cousin in solcher Weise die französische Uebersetzung des Spinoza ankündigte; sie ist außerordentlich gelungen, während die gerühmte Widerlegung so schwach und dürftig ist, daß sie in Deutschland für ein Werk der Ironie gelten würde.

3.

Paris, den 20. Juli 1843.

Jedes Volk hat seinen Nationalfehler, und wir Deutschen haben den unsrigen, nämlich jene berühmte Langsamkeit, wir wissen es sehr gut, wir haben Blei in den Stiefeln, sogar in den Pantoffeln. Aber was nützt den Franzosen alle Geschwindigkeit, all ihr stinkes anstelliges Wesen, wenn sie eben so schnell vergessen, was sie gethan? Sie haben kein Gedächtniß, und das ist ihr größtes Unglück. Die Frucht jeder That und jeder Unthat geht hier verloren durch Bergeßlichkeit. Jeden Tag müssen sie den Kreislauf ihrer Geschichte wieder durchlaufen, ihr Leben wieder von vorne anfangen, ihre Kämpfe aufs neue durchkämpfen und morgen hat der Sieger vergessen daß er gesiegt hatte, und der Ueberwundene hat eben so leichtsinnig seine Niederlage und ihre heilsamen Lehren vergessen. Wer hat im Julius 1830 die große Schlacht gewonnen? Wer hat sie verloren? Wenigstens in dem großen Hospital, wo, um mich eines Ausdrucks von Mignet zu bedienen, jede gestürzte Macht ihre Blessuren untergebracht hat, hätte man sich dessen erinnern sollen! Diese ein-

zige Bemerkung erlauben wir uns in Beziehung auf die Debatten, die in der Pairskammer über den Secundarunterricht stattgefunden, und wo die clericale Partei nur scheinbar unterlag. In der That triumphirte sie, und es war schon ein hinlänglicher Triumph, daß sie als organisirte Partei ans Tageslicht trat. Wir sind weit entfernt, dieses kühne Auftreten zu tabeln, und es mißfällt uns weit weniger, als jene schlottrige Halbheit, welche die Gegner sich zu Schulden kommen ließen. Wie kläglich zeigte sich hier Herr Willemain, der kleine Rhetor, der winbige Bel-Esprit, dieser abgestandene Voltairianer, der sich ein Bisshen an den Kirchenvätern gerieben, um einen gewissen ernsthaften Anstrich zu gewinnen, und der von einer Unwissenheit beseelt war, die ans Erhabene grenzte! Es ist mir unbegreiflich, daß ihm Herr Guizot nicht auf der Stelle den Laufpaß gegeben, denn diesem großen Gelehrten mußte jene schülerhafte Verlegenheit, jener Mangel an den dürftigsten Vorkenntnissen, jene wissenschaftliche Nullität, noch weit empfindlicher mißfallen, als irgend ein politischer Fehler! Um die Schwäche und Inhaltlosigkeit seines Collegen einigermaßen zu bedecken, mußte Guizot mehrmals das Wort ergreifen; aber alles, was er sagte, war matt, farblos und unerquicklich. Er würde gewiß bessere Dinge vorgebracht haben, wenn er nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sondern Minister des Unterrichts gewesen wäre, und für die besondern Interessen dieses Departements eine Lanze gebrochen hätte. Ja, er würde sich für die Gegenpartei noch weit gefährlicher erwiesen haben, wenn er ganz ohne weltliche Macht, nur mit seiner geistigen Macht bewaffnet, wenn er als bloßer Professor für die Besugnisse der Philosophie in die Schranken getreten wäre! In einer solchen günstigern Lage war Victor Cousin, und ihm gebührt vorzugsweise die Ehre des Tages. Cousin ist nicht, wie jüngst ziemlich griesgrämig behauptet worden, ein philosophischer Dilettant, sondern er ist vielmehr ein großer Philosoph, er ist hier Haussohn der Philosophie, und als diese angegriffen wurde von ihren unversöhnlichsten Feinden, mußte unser Victor Cousin seine oratio pro domo halten. Und er sprach gut, ja vortrefflich, mit Ueberzeugung. Es ist für uns immer ein kostbares Schauspiel, wenn die friedliebendsten Männer, die durchaus von keiner Streitlust beseelt sind, durch die innern Bedingungen ihrer Existenz, durch die Macht der Ereignisse, durch ihre Geschichte, ihre Stellung, ihre Natur, kurz durch eine unabweisliche Fatalität, gezwungen werden, zu kämpfen. Ein solcher Kämpfer, ein solcher Gladiator der Nothwendigkeit war Cousin, als ein unphilosophischer Minister des Unterrichts die Interessen der Philosophie nicht zu vertheidigen vermochte. Keiner wußte besser als Victor Cousin, daß es sich hier um keine neue Sache handelte, daß sein Wort wenig beitragen würde zur Schlichtung des alten Streits, und daß da kein definitiver Sieg zu erwarten sei. Ein solches Bewußtsein übt immer einen dämpfenden Einfluß, und alles Brillantfeuer des

Geistes konnte auch hier die innere Trauer über die Fruchtlosigkeit aller Anstrengungen keineswegs verbergen. Selbst bei den Begnern haben Cousins Neben einen ehrenden Eindruck hervorgebracht, und die Feindschaft, die sie ihm widmen, ist ebenfalls eine Anerkennung. Den Villmain verachten sie, den Cousin aber fürchten sie. Sie fürchten ihn nicht wegen seiner Gesinnung, nicht wegen seines Charakters, nicht wegen seiner individuellen Vorzüge oder Fehler, sondern sie fürchten in ihm die deutsche Philosophie. Du lieber Himmel! man erzeigt hier unserer deutschen Philosophie und unserm Cousin allzu große Ehre. Obgleich letzterer ein geborner Dialektiker ist, obgleich er zugleich für Form die größte Begabung besitzt, obgleich er bei seiner philosophischen Specialität auch noch von großem Kunstsinne unterstützt wird, so ist er doch noch sehr weit davon entfernt, die deutsche Philosophie so gründlich tief in ihrem Wesen zu erfassen, daß er ihre Systeme in einer klaren, allgemein verständlichen Sprache formuliren könnte, wie es nöthig wäre für die Franzosen, die nicht wie wir die Geduld besitzen, ein abstractes Idiom zu studiren. Was sich aber nicht in gutem Französisch sagen läßt, ist nicht gefährlich für Frankreich. Die Section der Sciences morales et politiques der französischen Academie hat bekanntlich eine Darstellung der deutschen Philosophie seit Kant zu einer Preisfrage gewählt, und Cousin, der hier als Hauptdirigent zu betrachten ist, suchte vielleicht fremde Kräfte, wo seine eignen nicht ausreichten. Aber auch andere haben die Aufgabe nicht gelöst, und in der jüngsten feierlichen Sitzung der Academie ward uns angekündigt, daß auch dies Jahr keine Preischrift über die deutsche Philosophie gekrönt werden könne.

Gefängnisreform und Strafgesetzgebung.

(Paris, Juli 1843.)

Nachdem der Gesetzesvorschlag über die Gefängnisreform während vier Wochen in der Deputirtenkammer debattirt worden, ist derselbe endlich mit sehr unwesentlichen Abänderungen und durch eine bedeutende Majorität angenommen worden. Damit wir es gleich von vorn herein sagen, nur der Minister des Innern, der eigentliche Schöpfer jenes Gesetzesvorschlags, war der Einzige, der mit festen Füßen auf der Höhe der Frage stand, der bestimmt wußte, was er wollte und einen Triumph der Ueberlegenheit feierte. Dem Rapporteur, Herrn von Tocqueville, gebührt das Lob, daß er mit Festigkeit seine Gedanken durchfocht; er ist ein Mann von Kopf, der wenig Herz hat und bis zum Gefrierpunkt die Argumente seiner Logik verfolgt; auch haben seine Neben einen

gewissen frostigen Glanz, wie geschnittenen Eis. Was Herrn Tocqueville jedoch an Gemüth fehlt, das hat sein Freund, Mr. de Beaumont, in liebevollster Fülle, und diese beiden Unzertrennlichen, die wir immer gepaart sehen, auf ihren Reisen, in ihren Publicationen, in der Deputirtenkammer, ergänzen sich aufs Beste. Der eine, der scharfe Denker, und der andere, der milde Gemüthsmensch, gehören beisammen, wie das Essigfläschchen und das Oelfläschchen. — Aber die Opposition, wie vague, wie gehaltlos, wie schwach, wie ohnmächtig zeigte sie sich bei dieser Gelegenheit! Sie wußte nicht was sie wollte, sie mußte das Bedürfniß der Reform eingestehen, konnte nichts Positives vorschlagen, war beständig im Widerspruch mit sich selber und opponirte hier, wie gewöhnlich, aus blöder Gewohnheit des Oppositionsmetiers. Und dennoch würde sie, um letztem zu genügen, leichtes Spiel gehabt haben, wenn sie sich auf das hohe Pferd der Idee gesetzt hätte, auf irgend eine generöse Rosinante der Theorienwelt, statt auf ebener Erde den zufälligen Rissen und Schwächen des ministeriellen Systems nachzukriechen und im Detail zu philantiren ohne das Ganze erschüttern zu können. Nicht einmal unser unvergleichlicher Don Alphonso de la Martine, der ingeniose Junker, zeigte sich hier in seiner idealen Ritterlichkeit. Und doch war die Gelegenheit günstig, und er hätte hier die höchsten und wichtigsten Menschheitsfragen besprechen können, mit olymperschütternden Worten; er konnte hier feuerspeiende Berge reden und mit einem Ocean von Weltuntergangsepöpie die Kammer überschwemmen. Aber nein, der edle Sibalgo war hier ganz entblößt von seinem schönen Wahnsinn und sprach so vernünftig wie die nüchternsten seiner Collegen.

Ja, nur auf dem Felde der Idee hätte die Opposition, wo nicht sich behaupten, doch wenigstens glänzen können. Bei solcher Gelegenheit hätte eine deutsche Opposition ihre gelehrtesten Vorbeeren erfodeten. Denn die Gefängnißstrafe ist ja enthalten in jener allgemeinen Frage über die Bedeutung der Strafe überhaupt, und hier treten uns die großen Theorien entgegen, die wir heute nur in flüchtigster Kürze erwähnen wollen, um für die Würdigung des neuen Gefängnißgesetzes einen deutschen Standpunkt zu gewinnen.

Wir sehen hier zunächst die sogenannte Vergeltungstheorie, das alte harte Gesetz der Urzeit, jenes Jus Talionis, das wir noch bei dem alttestamentarischen Moses in schauerlichster Natvetät vorfinden: Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Mit dem Martyriode des großen Versöhners fand auch diese Idee der Sühne ihren Abschluß, und wir können behaupten, der milde Christus habe dem antiken Gesetze auch hier persönlich Genüge gethan und dasselbe auch für die übrige Menschheit aufgehoben. Sonderbar! während hier die Religion im Fortschritt erscheint, ist es die Philosophie, welche stationair geblieben, und die Strafrechtstheorie unserer Philosophen von Kant bis auf Hegel ist trotz aller Verschiedenheit des Ausdrucks noch immer das alte

Jus Talionis. Selbst unser Hegel wußte nichts Besseres anzugeben, und er vermochte nur die rohe Anschauungsweise einigermaßen zu spiritualisiren, ja bis zur Poesie zu erheben. Bei ihm ist die Strafe das Recht des Verbrechers; nämlich indem dieser das Verbrechen begeht, gewinnt er ein unveräußerliches Recht auf die adäquate Bestrafung; letztere ist gleichsam das objective Verbrechen. Das Princip der Sühne ist hier bei Hegel ganz dasselbe wie bei Moses, nur daß dieser den antiken Begriff der Fatalität in der Brust trug, Hegel aber immer von dem modernen Begriff der Freiheit bewegt wird: sein Verbrecher ist ein freier Mensch, das Verbrechen selbst ist ein Act der Freiheit, und es muß ihm dafür sein Recht geschehen. Hierüber nur ein Wort. Wir sind dem altacerdotalen Standpunkt entwachsen, und es widerstrebt uns zu glauben, daß, wenn der Einzelne eine Unthat begangen, die Gesellschaft in Corpore gezwungen sei, dieselbe Unthat zu begehen, sie feierlich zu wiederholen. Für den modernen Standpunkt, wie wir ihn bei Hegel finden, ist jedoch unser socialer Zustand noch zu niedrig; denn Hegel setzt immer eine absolute Freiheit voraus, von der wir noch sehr entfernt sind und vielleicht noch eine gute Weile entfernt bleiben werden.

Unsere zweite große Straftheorie ist die der Abschreckung. Diese ist weder religiös, noch philosophisch, sie ist rein absurd. Hier wird einem Menschen, der ein Verbrechen beging, Pein angethan, damit ein dritter dadurch abgeschreckt werde, ein ähnliches Verbrechen zu begehen. Es ist das höchste Unrecht, daß Jemand leiden soll zum Heile eines Andern, und diese Theorie mahnte mich immer an die armen souffre-douleurs, die ehemals mit den kleinen Prinzen erzogen wurden und jedesmal durchgepeitscht wurden, wenn ihr erlauchter Camerab irgend einen Fehler begangen. Diese nüchterne und frivole Abschreckungstheorie borgt von der sacerdotalen Theorie gleichsam ihre Pompes funebres, auch sie errichtet auf öffentlichem Markt ein Castrum doloris, um die Zuschauer anzulocken und zu verblüffen. Der Staat ist hier ein Charlatan, nur mit dem Unterschied, daß der gewöhnliche Charlatan dir versichert, er reiße die Zähne aus ohne Schmerzen zu verursachen, während jener im Gegentheil durch seine schauerlichen Apparate mit weit größern Schmerzen droht, als vielleicht der arme Patient wirklich zu ertragen hat. Diese blutige Charlatanerie hat mich immer angewidert.

Soll ich hier die sogenannte Theorie vom physischen Zwang, die zu meiner Zeit in Göttingen und in der umliegenden Gegend zum Vorschein gekommen, als eine besondere Theorie erwähnen? Nein, sie ist nichts als der alte Abschreckungsfaulerkeig, neu umgeknetet. Ich habe mal einen ganzen Winter hindurch den Lefurg Hannovers, den traurigen Hofrath Bauer, darüber schwätzen gehört, in seiner leichtesten Prosa. Diese Tortur erbulbete ich ebenfalls

aus physischem Zwang, denn der Schwäger war Examinator meiner Facultät, und ich wollte damals Doctor Juris werden.

Die dritte große Strafstheorie ist die, wobei die moralische Verbesserung des Verbrechers in Betracht kommt. Die wahre Heimath dieser Theorie ist China, wo alle Autorität von der väterlichen Gewalt abgeleitet wird. Jeder Verbrecher ist dort ein ungezogenes Kind, das der Vater zu bessern sucht, und zwar durch den Bambus. Diese patriarchalische, gemüthliche Ansicht hat in neuerer Zeit ganz besonders in Preußen ihre Verehrer gefunden, die sie auch in die Gesetzgebung einzuführen suchten. Bei solcher chinesischen Bambustheorie drängt sich uns zunächst das Bedenken auf, daß alle Verbesserung nichts helfen dürfte, wenn nicht vorher die Verbesserer gebessert würden. In China scheint das Staatsoberhaupt dergleichen Einrede dunkel zu fühlen, und wenn im Reiche der Mitte irgend ein ungeheures Verbrechen begangen wird, legt sich der Kaiser, der Himmelssohn, selber eine harte Buße auf, wähnend, daß er selber durch irgend eine Sünde ein solches Landesunglück verschuldet haben müsse. Wir würden es mit großem Vergnügen sehen, wenn unser heimischer Pietismus auf solche fromme Irrthümer gerathe, und sich zum Heil des Staates wirklich kasteien wolle. In China gehört es zur Consequenz der patriarchalischen Ansicht, daß es neben den Bestrafungen auch gesetliche Belohnungen gibt, daß man für gute Handlungen irgend einen Ehrenknopf mit oder ohne Schleife bekommt, wie man für schlechte Handlungen die gehörige Tracht Schläge empfängt, so daß, um mich philosophisch auszudrücken, der Bambus die Belohnung des Lasters und der Orden die Strafe der Tugend ist. Die Partisane der körperlichen Züchtigung haben jüngst in den Rheinprovinzen einen Widerstand gefunden, der aus einer Empfindungsweise hervorgegangen, die nicht sehr original ist und leider als ein Ueberbleibsel der französischen Fremdherrschaft betrachtet werden dürfte.

Wir haben noch eine vierte große Strafstheorie, die wir kaum noch eine solche nennen können, da der Begriff „Strafe“ hier ganz verschwindet. Man nennt sie die Präventionstheorie, weil hier die Verhütung der Verbrechen das leitende Princip ist. Die eifrigsten Vertreter dieser Ansicht sind zunächst die Radikalen aller socialistischen Schulen. Als der Entschiedenste muß hier der Engländer Owen genannt werden, der kein Recht der Bestrafung anerkennt, so lange die Ursache der Verbrechen, die socialen Uebel, nicht fortgeräumt worden. So denken auch die Communisten, die materialistischen eben so wohl wie die spiritualistischen, welche lektorn ihre Abneigung gegen das herkömmliche Criminalrecht, das sie das alttestamentalische Rachegesetz nennen, durch evangelische Texte beschönigen. Die Juristen dürfen ebenfalls consequenterweise kein Strafrecht anerkennen, da nach ihrer Lehre die Verbrechen nur durch ausgeartete Leidenschaften entstehen und ihr Staat sich eben die Aufgabe gestellt

hat, durch eine neue Organisation der menschlichen Leidenschaften ihre Ausartung zu verhüten. Die Saint-Simonisten hatten freilich weit höhere Begriffe von der Unendlichkeit des menschlichen Gemüthes, als daß sie sich auf einen geregelten und numerirten Schematismus der Leidenschaften, wie wir ihn bei Fourier finden, eingelassen hätten. Jedoch auch sie hielten das Verbrechen nicht blos für ein Resultat gesellschaftlicher Mißstände, sondern auch einer fehlerhaften Erziehung, und von den besser geleiteten, wohlerzogenen erwarteten sie eine vollständige Regeneration, das Weltreich der Liebe, wo alle Traditionen der Sünde in Vergessenheit gerathen und die Idee eines Strafrechts als eine Blasphemie erscheinen würde.

Minder schwärmerische und sogar sehr practische Naturen haben sich ebenfalls für die Präventionstheorie entschieden, insofern sie von der Volkserziehung die Abnahme der Verbrechen erwarteten. Sie haben noch ganz besondere staatsökonomische Vorschläge gemacht, die dahin zielen, den Verbrecher vor seinen eigenen bösen Ansehtungen zu schützen, in derselben Weise wie die Gesellschaft vor der Unthat selbst hinreichend bewahrt wird. Hier stehen wir auf dem positiven Boden der Präventionslehre. Der Staat wird hier gleichsam eine große Polizeianstalt, im edelsten und würdigsten Sinne, wo dem bösen Gelüste jeder Antrieb entzogen wird, wo man nicht durch Ausstellungen von Lederbissen und Puzwaaren einen armen Schlucker zum Diebstahl und die arme Gefallsucht zur Prostitution reizt, wo keine diebischen Emporkömmlinge, keine Roberi-Macaires der hohen Finanz, keine Menschenfleischhändler, keine glücklichen Falunken ihren unverschämten Luxus öffentlich zur Schau geben dürfen, kurz wo das demoralisirende böse Beispiel unterdrückt wird. Kommen trotz aller Vorkehrungsmaßregeln dennoch Verbrechen zum Vorschein, so sucht man die Verbrecher unschädlich zu machen; und sie werden entweder eingesperrt oder, wenn sie der Ruhe der Gesellschaft gar zu gefährlich sind, ein Viechen hingerichtet. Die Regierung, als Mandatarin der Gesellschaft, verhängt hier keine Pein als Strafe, sondern als Nothwehr, und der höhere oder geringere Grad dieser Pein wird nur von dem Grade des Bedürfnisses der socialen Selbstvertheidigung bestimmt. Nur von diesem Gesichtspunkte aus, sind wir für die Todesstrafe, oder vielmehr für die Tödtung großer Bösewichter, welche die Polizei aus dem Wege schaffen muß, wie sie tolle Hunde todt schlägt.

Wenn man aufmerksam das Exposé des motifs liest, womit der französische Minister des Innern seinen Gesetzentwurf in Betreff der Gefängnißreform einleitete, so ist es augenscheinlich, wie hier die zuletzt bezeichnete Ansicht den Grundgedanken bildet, und wie das sogenannte Repressiv-Princip der Franzosen im Grunde nur die Praxis unserer Präventionstheorie ist.

Im Princip sind also unsere Ansichten ganz übereinstimmend mit denen der französischen Regierung. Aber unsere Gefühle sträuben sich gegen die Mit-

tel, wodurch die gute Absicht erreicht werden soll. Auch halten wir sie für Frankreich ganz ungeeignet. In diesem Lande der Sociabilität wäre die Absperzung in Zellen, die pennsylvanische Methode, eine unerhörte Grausamkeit, und das französische Volk ist zu großmüthig, als daß es je um solchen Preis seine gesellschaftliche Ruhe erkaufen möchte. Ich bin daher überzeugt, selbst nachdem die Kammern eingewilligt, kommt das entsehlliche unmenschliche, ja unnatürliche Cellulargefängnißwesen nicht in Ausführung, und die vielen Millionen, welche die nöthigen Bauten kosten, sind gottlob verlorenes Geld. Diese Burgverließe des neuen Bürgeritterthums wird das Volk eben so unwillig niederreißen, wie es einst die adelige Bastille zerstörte. So furchtbar und düster dieselbe von Außen gewesen sein mochte, so war sie doch gewiß nur ein heiteres Kiosk, ein sonniges Gartenhaus, im Vergleich mit jenen kleinen, schweigenden amerikanischen Höllen, die nur ein blödsinniger Pietist ersinnen, und nur ein herzloser Krämer, der für sein Eigenthum zittert, billigen konnte. Der gute fromme Bürger soll hinfüro ruhiger schlafen können — das will die Regierung mit löblichem Eifer bewirken. Aber warum sollen sie nicht etwas weniger schlafen? — Bessere Leute müssen jetzt wachend die Nächte verbringen. Und dann, haben sie nicht den lieben Gott, um sie zu schützen, sie, die frommen? — Oder zweifeln sie an diesem Schutz, sie, die frommen?

Aus den Pyrenäen.

1.

Barèges, den 26. Juli 1846.

Seit Menschengedenken gab es kein solches Zuströmen nach den Heilquellen von Barèges, wie dieses Jahr. Das kleine Dorf, das aus etwa sechzig Häusern und einigen Dugend Nothbaracken besteht, kann die kranke Menge nicht mehr fassen; Spätkömmlinge fanden kaum ein kümmerliches Obdach für eine Nacht, und mußten leidend umkehren. Die meisten Gäste sind französische Militairs, die in Afrika sehr viele Verbeeren, Lungenstiche und Rheumatismen eingernnet haben. Einige alte Officiere aus der Kaiserzeit keuchen hier ebenfalls umher, und suchen in der Badewanne die glorreichen Erinnerungen zu vergessen, die sie bei jedem Witterungswechsel so verbrießlich jucken. Auch ein deutscher Dichter befindet sich hier, der manches auszubaden haben mag, aber bis jetzt keineswegs seines Verstandes verlustig und noch viel weniger in ein Irrenhaus eingesperrt worden ist, wie ein Berliner Correspondent in der hochlöblichen Leipziger Allgemeinen Zeitung berichtet hat. Freilich, wir können uns irren, seine. VI.

Heinrich Heine ist vielleicht verrückter als er selbst weiß; aber mit Gewißheit dürfen wir versichern, daß man ihn hier, in-dem anarchischen Frankreich, noch immer auf freien Füßen herumgehen läßt, was ihm wahrscheinlich zu Berlin wo die geistige Sanitätspolizei strenger gehandhabt wird, nicht gestattet werden möchte. Wie dem auch sei, fromme Gemüther an der Spree mögen sich trösten, wenn auch nicht der Geist, so ist doch der Leib des Dichters hinlänglich belastet von lähmenden Gebrechen, und auf der Reise von Paris hierher ward sein Siechthum so unheimlich, daß er unsern von Bagudre de Vigorre den Wagen verlassen und sich auf einem Lehnstuhl über das Gebirge tragen lassen mußte. Er hatte bei dieser erhabenen Fahrt manche erfreuliche Lichtblicke, nie hat ihn Sonnenglanz und Waldgrün inniger bezaubert, und die großen Felsenköpfe, wie steinerne Riesenköpfe, sahen ihn an mit fabelhaftem Mitleid. Die Hautes Pyrénées sind wunderbar schön. Besonders seelenerquickend ist die Musik der Bergwasser, die wie ein volles Orchester in den rauschenden Thalflüssen, den sogenannten Gaves, hinabstürzen. Gar lieblich ist dabei das Geklingel der Lämmerheerden, zumal wenn sie in großer Anzahl wie jauchzend von den Bergeshängen heruntergesprungen kommen, voran die langwolligen Muttersehe und davor gehörnten Widder, welche große Glocken an den Hälften tragen, und nebenherlaufend der junge Hirt, der sie nach dem Thaldorfe zur Schur führt, und bei dieser Gelegenheit auch die Liebste besuchen will. Einige Tage später ist das Geklingel minder heiter, denn es hat unterdessen gewittert, aschgraue Nebelwolken hängen tief herab, und mit seinen geschornen, fröstelnd nackten Lämmern steigt der junge Hirt melancholisch wieder hinauf in seine Alpeneinsamkeit; er ist ganz eingewickelt in seinen braunen, reichgeflakten Basisenmantel, und das Scheiden von Ihr war vielleicht bitter.

Ein solcher Anblick mahnt mich aufs lebhafteste an das Meisterwerk von Decamps, welches der diesjährige Salon besaß, und das von so Vielen, ja von dem kunstverständigsten Franzosen, Theophile Gautier, mit hartem Unrecht getadelt ward. Der Hirt auf jenem Gemälde, der in seiner zerlumpten Majestät wie ein wahrer Bettelkönig aussieht, und an seiner Brust unter den Fellen des Mantels, ein armes Schäfchen vor dem Regenguß zu schützen sucht, die stumpfsinnig trübten Wetterwolken mit ihren feuchten Grimassen, der zottigbäugliche Schäferhund — alles ist auf jenem Bilde so naturwahr, so pyrenäengetreu gemalt, so ganz ohne sentimentalcn Anstrich und ohne süßliche Veridealisirung, daß einem hier das Talent des Decamps fast erschreckend, in seiner naivsten Nacktheit, offenbar wird.

Die Pyrenäen werden jetzt von vielen französischen Malern mit großem Glück ausgebeutet, besonders wegen der hiesigen pittoresken Volkstrachten, und die Leistungen von Leleux, die unser feintreffender Pfeil-College immer so schön gewürdigt verdienen das gespendete Lob; auch bei diesem Maler ist

Wahrheit der Natur, aber ohne ihre Bescheidenheit, sie tritt schier allzu fest hervor und sie artet aus in Virtuosität. Die Kleidung der Bergbewohner, der Bearnaisen, der Basken und der Grenzspanier, ist in der That so eigenthümlich und kasselleisfähig, wie es ein junger Enthusiast von der Pinselgilbe, der den banalen Tract verabscheut, nur irgend verlangen kann; besonders pittoresk ist die Kopfbedeckung der Weiber, die scharlachrothe, bis an die Hüften über den schwarzen Leibrock herabhängende Kapuze. Einen überaus künstlichen Anblick gewähren verartig costümirte Ziegenhirtinnen, wenn sie, auf hochgesattelten Maulthierern sitzend, den alterthümlichen Spinnstock unterm Arm, mit ihren gehörnten schwarzen Jöglingen über die äußersten Spitzen der Berge einherreiten, und der abenteuerliche Zug sich in den reinsten Contouren abzeichnet an dem sonnigblauen Himmelsgrund.

Das Gebäude, worin sich die Bade-Anstalt von Bardès befindet, bildet einen schauerhaften Contrast mit den umgebenden Naturschönheiten, und sein mürrisches Aeußere entspricht vollkommen den innern Räumen: unheimlich finstere Zellen, gleich Grabgewölben, mit gar zu schmalen steinernen Baderwannen, eine Art provisorischer Särge, worin man alle Tage eine Stunde lang sich üben kann im Stilleliegen mit ausgestreckten Beinen und gekreuzten Armen, eine nützliche Vorübung für Lebensabiturienten. Das beklagenswertheste Gebrechen zu Bardès ist der Wassermangel; die Heilquellen strömen nämlich nicht in hinlänglicher Fülle. Eine traurige Abhülfe in dieser Beziehung gewähren die sogenannten Piscinen, ziemlich enge Wasserbehälter, worin sich ein Duzend, auch wohl anderthalb Duzend Menschen gleichzeitig baden, in aufrechter Stellung. Hier giebt es Berührungen, die selten angenehm sind, und bei dieser Gelegenheit begreift man in ihrem ganzen Tiefsinne die Worte des toleranten Ungars, der sich den Schnurrbart strich und zu seinem Cameraden sagte: „Mir ist ganz gleich was der Mensch ist, ob er Christ oder Jude, republikanisch oder kaiserlich, Türke oder Preuße, wenn nur der Mensch gesund ist.“

2.

Bardès, den 7. August 1846.

Ueber die therapeutische Bedeutung der hiesigen Bäder wage ich nicht, mich mit Bestimmtheit auszusprechen. Es läßt sich vielleicht überhaupt nichts bestimmtes darüber sagen. Man kann das Wasser einer Quelle chemisch zersetzen und genau angeben, wie viel Schwefel, Salz oder Butter darin enthalten ist, aber niemand wird es wagen, selbst in bestimmten Fällen, die Wirkung dieses Wassers für ein ganz probates, untrügliches Heilmittel zu

erklären; denn diese Wirkung ist ganz abhängig von der individuellen Leibesbeschaffenheit des Kranken, und das Bad, das bei gleichen Krankheitsymptomen dem einen fruchtet, übt auf den andern nicht den mindesten, wo nicht gar den schädlichsten Einfluß. In der Weise, wie z. B. der Magnetismus, enthalten auch die Heilquellen eine Kraft, die hinlänglich constatirt aber keineswegs determinirt ist, deren Grenzen und auch geheimste Natur den Forschern bis jetzt unbekannt geblieben, so daß der Arzt dieselben nur versuchsweise, wo alle andern Mittel fehlschlagen, als Medicament anzuwenden pflegt. Wenn der Sohn Aesculaps gar nicht mehr weiß, was er mit dem Patienten anfangen soll, dann schickt er uns ins Bad mit einem langen Consultationszettel, der nichts anderes ist, als ein offener Empfehlungsbrief an den Zufall!

Die Lebensmittel sind hier sehr schlecht, aber desto theurer. Frühstück und Mittagessen werden den Gästen in hohen Körben und von ziemlich flebrigen Mägden aufs Zimmer getragen, ganz wie in Göttingen. Hätten wir nur hier ebenfalls den jugendlich-academischen Appetit, womit wir einst die gelehrtesten Kalbsbraten Georgia Augusta's zermalmt! Das Leben selbst ist hier so langweilig wie an den blumigen Ufern der Leine. Doch kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß wir zwei sehr hübsche Bälle genossen, wo die Tänzer alle ohne Krücken erschienen. Es fehlte dabei nicht an einigen Töchtern Albions, die sich durch Schönheit und linkisches Wesen auszeichneten; sie tanzten als ritten sie auf Eseln. Unter den Französinen glänzte die Tochter des berühmten Cellarius, die — welche Ehre für das kleine Bardes — hier eigenfösig die Polka tanzte. Auch mehre junge Tanznixe der Pariser großen Oper, welche man Ratten nennt, unter andern die silberfüßige Mademoiselle Pelhomme, wirbelten hier ihre Entrechats, und ich dachte bei diesem Anblick wieder lebhaft an mein liebes Paris, wo ich es vor lauter Tanz und Musik am Ende nicht mehr aushalten konnte, und wohin das Herz sich jetzt dennoch wieder zurücksehnt. Wunderbar närrischer Zauber! Vor lauter Plaisir und Belustigung wird Paris zuletzt so ermüdend, so erdrückend, so überlastig, alle Freuden sind dort mit so erschöpfender Anstrengung verbunden, daß man jauchzend froh ist, wenn man dieser Galerie des Vergnügens einmal entspringen kann — und kaum ist man einige Monate von dort entfernt, so kann eine einzige Walzermelodie oder der bloße Schatten eines Tänzerinnenbeins in unserm Gemüthe das sehnüchtigste Heimweh nach Paris erwecken! Das geschieht aber nur den bemoosten Häuptern dieses süßen Bagnos, nicht den jungen Burschen unsrer Landsmannschaft, die nach einem kurzen Semesteraufenthalt in Paris gar kläglich bejammern, daß es dort nicht so gemüthlich still sei wie jenseits des Rheins, wo das Zellsystem des einsamen Nachdenkens eingeföhrt ist, daß man sich dort nicht ruhig sammeln könne wie etwa zu Magdeburg oder Spandau, daß das sitzliche Bewußtsein

sich dort verliere im Geräusch der Genußwellen die sich überstürzen, daß die Zerstreuung dort zu groß sei — ja, sie ist wirklich zu groß in Paris, denn während wir uns dort zerstreuen, zerstreut sich auch unser Geld!

Ach, das Geld! Es weiß sich sogar hier in Vardèges zu zerstreuen, so langweilig auch dieses Heilneß. Es übersteigt alle Begriffe, wie theuer der hiesige Aufenthalt! er kostet mehr als das Doppelte, was man in andern Badeorten ausgiebt. Und welche Habsucht bei diesen Gebirgsbewohnern, die man als eine Art Naturkinder, als Reste einer Unschuldsrace zu preisen pflegt! Sie huldigen dem Geld mit einer Inbrunst, die an Fanatismus grenzt, und das ist ihr eigentlicher Nationalcultus. Aber ist das Geld jetzt nicht der Gott der ganzen Welt, ein allmächtiger Gott, den selbst der verstockteste Atheist keine drei Tage lang verläugnen könnte? Denn ohne seine göttliche Hülfe würde ihm der Bäcker nicht den kleinsten Semmel verabfolgen lassen.

Dieser Tage, bei der großen Hitze, kamen ganze Schwärme von Engländern nach Vardèges; rothgesunde, beefsteakgemästete Gesichter, die mit der bleichen Gemeinde der Badegäste schier beleidigend contrastirten. Der bedeutendste dieser Ankömmlinge ist ein enorm reiches und leidlich bekanntes Parlamentsglied von der toryistischen Clique. Dieser Gentleman scheint die Franzosen nicht zu lieben, aber hingegen uns Deutsche mit der größten Zuneigung zu beehren. Er rühmte besonders unsre Redlichkeit und Treue. Auch wolle er zu Paris, wo er den Winter zu verbringen gedenke, sich keine französischen Bedienten, sondern nur deutsche anschaffen. Ich dankte ihm für das Zutrauen, das er uns schenke, und empfahl ihm einige Landsleute von der historischen Schule.

Zu den hiesigen Badegästen rechnen wir auch, wie männiglich bekannt ist, den Prinzen von Nemours, der einige Stunden von hier, zu Lüz, mit seiner Familie wohnt, aber täglich hierher fährt, um sein Bad zu nehmen. Als er das erstemal in dieser Absicht nach Vardèges kam, saß er in einer offenen Kalesche, obgleich das miserabelste Nebelwetter an jenem Tage herrschte; ich schloß daraus, daß er sehr gesund sein müsse, und jedenfalls keinen Schnupfen scheue. Sein erster Besuch galt dem hiesigen Militairhospital, wo er leutselig mit den kranken Soldaten sprach, sich nach ihren Wunden erkundigte, auch nach ihrer Dienstzeit u. s. w. Eine solche Demonstration, obgleich sie nur ein altes Trompeterstückchen ist, womit schon so viele erlauchte Personen ihre Virtuosität beurlundet haben, verfehlt doch nie ihre Wirkung, und als der Fürst bei der Badeankunft anlangte, wo das neugierige Publicum ihn erwartete, war er bereits ziemlich populair. Nichtsdestoweniger ist der Herzog von Nemours nicht so beliebt, wie sein verstorbener Bruder, dessen Eigenschaften sich mit mehr Offenheit kund gaben. Dieser herrliche Mensch, oder besser gesagt dieses herrliche Menschengedicht, welches Ferdinand Orleans

hieß, war gleichsam in einem populären, allgemein faßlichen Stil gebichtet, während der Nemours in einer für die große Menge minder leicht zugänglichen Kunstform sich zurückzieht. Beide Prinzen bildeten immer einen merkwürdigen Gegensatz in ihrer äußern Erscheinung. Die des Orleans war nonchalant ritterlich; der andere hat vielmehr etwas von feiner Patricier-Art. Ersterer war ganz ein junger französischer Officier, übersprudelnd von leichtsinnigster Bravour, ganz die Sorte, die gegen Festungsmauern und Frauenherzen mit gleicher Lust Sturm läuft. Es heißt, der Nemours sei ein guter Soldat, vom Kaltblütigsten Muths, aber nicht sehr kriegerisch. Er wird daher, wenn er zur Regentschaft gelangt, sich nicht so leicht von der Trompete Belona's verlocken lassen, wie sein Bruder dessen fähig war; was uns sehr lieb ist, da wir wohl ahnen, welches theure Land der Kriegsschauplatz sein würde, und welches naive Volk am Ende die Kriegskosten bezahlen müßte. Nur eins möchte ich gern wissen, ob nämlich der Herzog von Nemours auch so viel Gebuld besitzt wie sein glorreicher Vater, der durch diese Eigenschaft, die allen seinen französischen Gegnern fehlt, unermüßlich gesiegt und dem schönen Frankreich und der Welt den Frieden erhalten hat.

36.

Bardges, den 29. Mai 1846.

Der Herzog von Nemours hat auch Gebuld. Daß er diese Cardinaltugend besitzt, bemerkte ich an der Gelassenheit, womit er jede Verzögerung erträgt, wenn sein Bad bereitet wird. Er erinnert keineswegs an seinen Großvater und dessen *J'ai failli attendre!* Der Herzog von Nemours versteht zu warten und als eine ebenfalls gute Eigenschaft bemerkte ich an ihm, daß er andere nicht lange warten läßt. Ich bin sein Nachfolger (nämlich in der Badewanne) und muß ihm das Lob ertheilen, daß er dieselbe so pünktlich verläßt, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, dem hier seine Stunde bis auf die Minute zugemessen ist. Er kommt alle Tage hieher, gewöhnlich in einem offenen Wagen, selber die Pferde lenkend, während neben ihm ein verdrießlich müßiges Kutschergeßicht und hinter ihm sein corpulenter deutscher Kammerdiener sitzt. Sehr oft, wenn das Wetter schön, läuft der Fürst neben dem Wagen her, die ganze Strecke von Lüz bis Bardges, wie er denn überhaupt Leibesübungen sehr zu lieben scheint. Er macht auch mit seiner Gemahlin, die eine der schönsten Frauen ist, sehr häufige Ausflüge nach merkwürdigen Gebirgsbrütern. So kam er mit ihr jüngst hieher, um den Pic du Midi zu bestreigen, und während die Fürstin mit ihrer Gesellschaftsdame in Palankinen den Berg

hinaufgetragen ward, eilte der junge Fürst ihnen voraus, um auf der Koppe eine Weile einsam und ungestört jene colossalen Naturschönheiten zu betrachten, die unsere Seele so idealisch emporheben aus der niedern Werelttagswelt. Als jedoch der Prinz auf die Spitze des Berges gelangte, erblickte er dort steif-aufgepflanzt — drei Genbarmen! Nun giebt es aber wahrlich nichts auf der Welt, was ernüchternder und abkühlender wirken mag, als das positive Geseftafelgesicht eines Genbarmen und das schauerhafte Citronengelb seines Bandeliers. Alle schwärmerischen Gefühle werden uns da gleichsam in der Brust arretirt, *au nom de la loi*. Ich mußte wehmüthig lachen, als man mir erzählte, wie dämisch verbrießlich der Remours ausgesehen, als er bemerkte, welche Sürprise der servile Dienstfeifer des Präfecten ihm auf dem Gipfel des Pic du Midi bereitet hatte.

Hier in Bardges wird es täglich langweilliger. Das Unleibliche ist eigentlich nicht der Mangel an gesellschaftlichen Zerstreuungen, sondern vielmehr, daß man auch die Vortheile der Einsamkeit entbehrt, indem hier beständig ein Schreien und Lärmen, das kein stilles Hinträumen erlaubt, und uns jeden Augenblick aus unsern Gedanken aufschreckt. Ein gresles, nervenzerreißendes Knallen mit der Peitsche, die hiesige Nationalmusik, hört man vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht. Wenn nun gar das schlechte Wetter eintritt und die Berge schlaftrunken ihre Nebelkappen über die Ohren ziehen, dann dehnen sich hier die Stunden zu ennüyanten Ewigkeiten. Die leidhaftige Göttin der Langeweile, das Haupt gekühlt in eine bleierne Kapuze und Klopstocks Messias in der Hand, wandelt dann durch die Straße von Bardges, und wen sie angähnt, dem versichert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmuth! Es geht so weit, daß ich aus Verzweiflung die Gesellschaft unsers Gönners, des englischen Parlamentsgliebes, nicht mehr zu vermeiden suche. Er zollt noch immer die gerechteste Anerkennung unsern Haustugenden und sittlichen Vorzügen. Doch will es mich bedünken, als liebe er uns weniger enthusiastisch, seitdem ich in unsern Gesprächen die Aeußerung fallen ließ, daß die Deutschen jetzt ein großes Gellüste empfänden nach dem Besitz einer Marine, daß wir zu allen Schiffen unserer künftigen Flotte schon die Namen erfonnen, daß die Patrioten in den Zwangsprytaneen, statt der bisherigen Wolle, jetzt nur Linnen zu Segeltüchern spinnen wollen, und daß die Eichen im Teutoburger Walde, die seit der Niederlage des Varus geschlafen, endlich erwacht seien und sich zu freiwilligen Mastbäumen erbotten haben. Dem edlen Briten mißfiel sehr diese Mittheilung, und er meinte: wir Deutschen thäten besser, wenn wir den Ausbau des Kölner Doms, des großen Glaubenswerks unsrer Väter, mit unzersplitterten Kräften betrieben.

Jedesmal wenn ich mit Engländern über meine Heimath rede, bemerkte ich mit tiefster Beschämung, daß der Haß, den sie gegen die Franzosen hegen, für

dieses Volk weit ehrenvoller ist, als die impertinente Liebe, die sie uns Deutschen angeheissen lassen, und die wir immer irgend einer Lacune unsrer weltlichen Macht oder unsrer Intelligenz verdanken: sie lieben uns wegen unsrer maritimen Unmacht, wobei keine Handelsconcurrentz zu besorgen steht; sie lieben uns wegen unsrer politischen Naivetät, die sie im Fall eines Krieges mit Frankreich in alter Weise auszubenten hoffen. — —

Musikalische Saison von 1844.

Erster Bericht.

Paris, den 25. April 1844.

A tout seigneur tout honneur. Wir beginnen heute mit Berlioz, dessen erstes Concert die musikalische Saison eröffnete und gleichsam als Ouvertüre derselben zu betrachten war. Die mehr oder minder neuen Stücke, die hier dem Publikum vorgetragen wurden, fanden den gebührenden Applaus, und selbst die trügsten Gemüther wurden fortgerissen von der Gewalt des Genius, der sich in allen Schöpfungen des großen Meisters bekundet. Hier ist ein Flügelschlag, der keinen gewöhnlichen Sangesvogel verräth, das ist eine colossale Nachtigall, ein Sprosser von Adlersgröße, wie es deren in der Umwelt gegeben haben soll. Ja, die Berliozische Musik überhaupt hat für mich etwas urweltliches, wo nicht gar antediluvianisches, und sie mahnt mich an untergegangene Thiergattungen, an fabelhafte Königthümer und Sünden, an aufgethürmte Unmöglichkeiten: an Babylon, an die hängenden Gärten der Semiramis, an Ninive, an die Wunderwerke von Mizraim, wie wir dergleichen erblicken auf den Gemälden des Engländers Martin. In der That, wenn wir uns nach einer Analogie in der Malerkunst umsehen, so finden wir die wohlverwandteste Ähnlichkeit zwischen Berlioz und dem tollen Briten: derselbe Sinn für das Ungeheuerliche, für das Riesenhafte, für materielle Unermesslichkeit. Bei dem einen die grellen Schatten- und Licht-Effecte, bei dem andern kreischende Instrumentirung; bei dem einen wenig Melodie, bei dem andern wenig Farbe, bei beiden wenig Schönheit und gar kein Gemüth. Ihre Werke sind weder antik noch romantisch, sie erinnern weder an Griechenland noch an das katholische Mittelalter, sondern sie mahnen weit höher hinauf an die assyrisch-babylonisch-ägyptische Architectur-Periode und an die massenhafte Passion, die sich darin ausdrückte.

Welch ein ordentlicher moderner Mensch ist dagegen unser Felix Mendelssohn-Bartholdy, der hochgefeierte Landsmann, den wir heute zunächst wegen der Symphonie erwähnen, die im Concertsaale des Conservatoires von ihm

gegeben worden. Dem thätigen Eifer seiner hiesigen Freunde und Gönner verdanken wir diesen Genuß. Obgleich diese Symphonie Mendelssohns im Conservatoire sehr frohlich aufgenommen wurde, verdient sie dennoch die Anerkennung aller wahrhaft Kunstverständigen. Sie ist von echter Schönheit, und gehört zu Mendelssohns besten Arbeiten. Wie aber kommt es, daß dem so verdienten und hochbegabten Künstler, seit der Aufführung des Paulus, den man dem hiesigen Publicum auferlegte, dennoch kein Lorbeerfranz auf französischem Boden hervorbühen will? Wie kommt es, daß hier alle Bemühungen scheitern, und daß das letzte Verzweigungsmittel des Odeontheaters, die Aufführung der Chöre zur Antigone, ebenfalls nur ein flüchtiges Resultat hervorbrachte? Mendelssohn bietet uns immer Gelegenheit, über die höchsten Probleme der Aesthetik nachzudenken. Namentlich werden wir bei ihm immer an die große Frage erinnert: was ist der Unterschied zwischen Kunst und Lüge? Wir bewundern bei diesem Meister zumeist sein großes Talent für Form, für Stilistik, seine Begabung sich das Außerordentlichste anzueignen, seine reizend schöne Faktur, sein feines Obecchsenohr, seine zarten Fühlhörner und seine ernsthafte, ich möchte fast sagen passionirte Indifferenz. Suchen wir in einer Schwesterkunst nach einer analogen Erscheinung, so finden wir sie diesmal in der Dichtkunst, und sie heißt Ludwig Tieck. Auch dieser Meister wußte immer das Vorzüglichste zu reproduciren, sei es schreibend, oder vorlesend, er verstand sogar das Nathe zu machen, und er hat doch nie etwas geschaffen was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihrem Herzen. Dem begabteren Mendelssohn würde es schon eher gelingen, etwas ewig bleibendes zu schaffen, aber nicht auf dem Boden, wo zunächst Wahrheit und Leidenschaft verlangt wird, nämlich auf der Bühne; auch Ludwig Tieck, trotz seinem hitzigsten Gelüste, konnte es nie zu einer dramatischen Leistung bringen.

Außer der Mendelssohn'schen Symphonie hörten wir im Conservatoire mit großem Interesse eine Symphonie des seligen Mozart, und eine nicht minder talentvolle Composition von Händel. Sie wurden mit großem Beifall aufgenommen.

Unser vortrefflicher Landsmann Ferdinand Filler genießt unter den wahrhaft Kunstverständigen ein zu großes Ansehen, als daß wir nicht, so groß auch die Namen sind, die wir eben genannt, den seinigen hier unter den Componisten erwähnen dürften, deren Arbeiten im Conservatoire die verdiente Anerkennung fanden. Filler ist mehr ein denkender als ein fühlender Musiker, und man wirft ihm noch obendrein eine zu große Gelehrsamkeit vor. Geist und Wissenschaft mögen wohl manchmal in den Compositionen dieses Doctrinaires etwas kühlend wirken, jedenfalls aber sind sie immer anmuthig, reizend und schön. Von schiefmälliger Excentricität ist hier keine Spur, Filler besitzt eine artistische Wahlverwandtschaft mit seinem Landsmann Wolfgang Goethe. Auch Filler

ward geboren zu Frankfurt, wo ich, bei meiner letzten Durchreise, sein väterliches Haus sah; es ist genannt „zum grünen Frosch,“ und das Abbild eines Frosches ist über der Hausthüre zu sehen. Hillers Compositionen erinnern aber nie an solch' unmusikalische Bestie, sondern nur an Nachtigallen, Lerchen und sonstiges Frühlingsgevägel.

An concertgebenden Pianisten hat es auch dieses Jahr nicht gefehlt. Namentlich die Ideen des Merzen waren in dieser Beziehung sehr bedenkliche Tage. Das alles klinkert drauf los und will gehört sein, und sei es auch nur zum Schein, um jenseits der Barrière von Paris sich als große Celebrität geberden zu dürfen. Den erbettelten oder erschlichenen Fegen Feuilletonlob wissen die Kunstjünger, zumal in Deutschland, gehörig auszubenten, und in den dortigen Reclamen heißt es dann, das berühmte Genie, der große Rudolph W. sei angekommen, der Nebenbuhler von Liszt und Thalberg, der Clavierheros, der in Paris so großes Aufsehen erregt habe und sogar von dem Kritiker Jules Janin gelobt worden, Hosanna! Wer nun eine solche arme Fliege zufällig in Paris gesehen hat, und überhaupt weiß, wie wenig hier von noch weit bedeutendern Personagen Notiz genommen wird, findet die Leichtgläubigkeit des Publicums sehr ergötlich, und die plumpe Unverschämtheit der Virtuosen sehr ekelhaft. Das Gebrechen aber liegt tiefer, nämlich in dem Zustand unsrer Tagespresse, und dieser ist wieder nur ein Ergebnis fatalerer Zustände. Ich muß immer darauf zurückkommen, daß es nur drei Pianisten giebt, die eine ernste Beachtung verdienen, nämlich: Chopin, der holdselige Ländlicher, der aber leider auch diesen Winter sehr krank und wenig sichtbar war; dann Thalberg, der musikalische Gentleman, der am Ende gar nicht nöthig hätte, Clavier zu spielen, um überall als eine schöne Erscheinung begrüßt zu werden, und der sein Talent auch wirklich nur als eine Apanage zu betrachten scheint; und dann unser Liszt, der trotz aller Verkehrtheiten und verlegenden Eiden dennoch unser theurer Liszt bleibt, und in diesem Augenblick wieder die schöne Welt von Paris in Aufregung gesetzt. Ja, er ist hier, der große Agitator, unser Franz Liszt, der irrende Ritter aller möglichen Orden, (mit Ausnahme der französischen Ehrenlegion, die Ludwig Philipp keinem Virtuosen geben will); er ist hier der hohenzollern-hechingensche Hofrath, der Doctor der Philosophie und Wunderdoctor der Musik, der wieder auferstandene Rattenfänger von Hameln, der neue Faust, dem immer ein Pudel in der Gestalt Belloni's folgt, der geabelte und dennoch edle Franz Liszt! Er ist hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen seines Saitenspiels beim Kölner Dombau die Steine in Bewegung setzte, daß sie sich zusammensfügten, wie einst die Mauern von Theben! Er ist hier, der moderne Homer, den Deutschland, Ungarn und Frankreich, die drei größten Länder, als Landeskind reclamiren, während der Sänger der Ilias nur von sieben kleinen Provinzialstädten in Anspruch ge-

nommen war! Er ist hier, der Attila, die Geißel Gottes aller Erarb'schen Pianos, die schon bei der Nachricht seines Kommens erzitterten und die nun wieder unter seiner Hand zucken, bluten und wimmern, daß die Thierquälergesellschaft sich ihrer annehmen sollte! Er ist hier, das tolle, schöne, häßliche, räthselhafte, fatale und mitunter sehr kindische Kind seiner Zeit, der gigantische Zwerg, der rasende Roland mit dem ungarischen Ehrensäbel, der geniale Hans Narr, dessen Wahnsinn uns selber den Sinn verwirrt, und dem wir in jedem Fall den loyalen Dienst erweisen, daß wir die große Furor, die er hier erregt, zur öffentlichen Kunde bringen. Wir constatiren unumwunden die Thatsache des ungeheuern Success; wie wir diese Thatsache nach unserm Privatbedürfnis ausbeuten und ob wir überhaupt unsern Privatbeifall dem gefeierten Virtuosen zollen oder versagen, mag demselben gewiß gleichgültig sein, da unsre Stimme nur die eines Einzelnen und unsre Autorität in der Tonkunst nicht von sonderlicher Bedeutung ist.

Wenn ich früherhin von dem Schwinbel hörte, der in Deutschland und namentlich in Berlin ausbrach, als sich Liszt dort zeigte, suchte ich mittheilend die Achsel und dachte: das stille sabbathliche Deutschland will die Gelegenheit nicht versäumen, um sich ein Bißchen erlaubte Bewegung zu machen, es will die schlaftrunkenen Glieder ein wenig rütteln, und meine Abderiten an der Spree figeln sich gern in einen gegebenen Enthusiasmus hinein, und Einer declamirt dem Andern nach: „Amor, Beherrscher der Menschen und der Götter!“ Es ist ihnen, dachte ich, bei dem Spectakel um den Spectakel selbst zu thun, um den Spectakel an sich, gleichviel wie dessen Veranlassung heiße, Georg Herwegh, Franz Liszt oder Fanny Elßler; wird Herwegh verboten, so hält man sich an Liszt, der unverfänglich und uncompromittirend. So dachte ich, so erklärte ich mir die Lisztomanie, und ich nahm sie für ein Merkmal des politisch unfreien Zustandes jenseit des Rheines. Aber ich habe mich doch geirrt, und das merkte ich vorige Woche im italienischen Opernhaus, wo Liszt sein erstes Concert gab und zwar vor einer Versammlung, die man wohl die Blüthe der hiesigen Gesellschaft nennen konnte. Jedenfalls waren es wachende Pariser, Menschen, die mit den höchsten Erscheinungen der Gegenwart vertraut, die mehr oder minder lange mitgelebt hatten das große Drama der Zeit, darunter so viele Jubaliden aller Kunstgenüsse, die müdesten Männer der That, Frauen die ebenfalls sehr müde, indem sie den ganzen Winter hindurch die Polka getanzt, eine Unzahl beschäftigter und blasirter Gemüther — das war wahrlich kein deutsch-sentimentales, berlinisch anempfindelndes Publicum, vor welchem Liszt spielte, ganz allein, oder vielmehr nur begleitet von seinem Genius. Und dennoch, wie gewaltig, wie erschütternd wirkte schon seine bloße Erscheinung! Wie ungestüm war der Beifall, der ihm entgegenklatzte! Auch Bouquets wurden ihm zu Füßen geworfen! Es war ein erhabener

Anblick, wie der Triumphator mit Seelenruhe die Blumensträuße auf sich regnen ließ, und endlich, graziöse lächelnd, eine rothe Camelia, die er aus einem solchen Bouquet hervorzog, an seine Brust steckte. Und dieses that er in Gegenwart einiger jungen Soldaten, die eben aus Afrika gekommen, wo sie keine Blumen, sondern bleierne Kugeln auf sich regnen sahen und ihre Brust mit den rothen Camelias des eignen Heldenbluts geziert ward, ohne daß man hier oder dort davon besonders Notiz nahm. Sonderbar! dachte ich, diese Pariser, die den Napoleon gesehen, der eine Schlacht nach der andern liefern mußte, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, diese jubeln jetzt unserm Franz Liszt! Und welcher Jubel! Eine wahre Verrücktheit, wie sie unerhört in den Annalen der Furore! Was ist aber der Grund dieser Erscheinung? Die Lösung der Frage gehört vielleicht eher in die Pathologie als in die Aesthetik. Ein Arzt, dessen Specialität weibliche Krankheiten sind, und den ich über den Zauber befragte, den unser Liszt auf sein Publicum ausübt, lächelte äußerst sonderbar und sprach da allerlei von Magnetismus, Galvanismus, Electricität, von der Contagion in einem schwülen, mit unzähligen Wachskerzen und einigen hundert parfümirten und schwigenden Menschen angefüllten Saale, von Histrionalepilepsie, von den Phänomen des Rikels, von musikalischen Canthariden und andern scabrosen Dingen, welche, glaub' ich, Bezug haben auf die Mysterien der bona dea. Vielleicht aber liegt die Lösung der Frage nicht so abenteuerlich tief, sondern auf einer sehr prosaischen Oberfläche. Es will mich manchmal bedünken, die ganze Hererei ließe sich dadurch erklären, daß niemand auf dieser Welt seine Success, oder vielmehr die *mise en scene* derselben so gut zu organisiren weiß, wie unser Franz Liszt. In dieser Kunst ist er ein Genie, ein Philadelphia, ein Bosko, ja ein Meyerbeer. Die vornehmsten Personen dienen ihm als Compres, und seine Nichtenthusiasten sind musterhaft dressirt. Knallende Champagnerflaschen und der Ruf von verschwenderischer Freigebigkeit, ausposaunt durch die glaubwürdigsten Journale, lockt Recruten in jeder Stadt. Nichtsdestoweniger mag es der Fall sein, daß unser Franz Liszt wirklich von Natur sehr spendabel und frei wäre von Gelbeiz, einem schädigen Laster, das so vielen Virtuosen anklebt, namentlich den Italienern, und das wir sogar bei dem flötensüßigen Rubini finden, von dessen Filz eine in jeder Beziehung sehr spaßhafte Anekdote erzählt wird. Der berühmte Sänger hatte nämlich in Verbindung mit Franz Liszt eine Kunstreise auf gemeinschaftliche Kosten unternommen, und der Profit der Concerte, die man in verschiedenen Städten geben wollte, sollte getheilt werden. Der große Pianist, der überall den Generalintendanten seiner Berühmtheit, den schon erwähnten Signor Belloni, mit sich herumführt, übertrug demselben bei dieser Gelegenheit alles Geschäftliche. Als der Signor Belloni aber nach beendigter Geschäftsführung seine Rechnung eingab, bemerkte Rubini mit

Entstehen, daß unter den gemeinsamen Ausgaben auch eine bedeutende Summe für Lorbeerkränze, Blumenbouquets, Lobgedichte und sonstige Ovationskosten angesetzt war. Der naive Sänger hatte sich eingebildet, daß man ihm seiner schönen Stimme wegen solche Beifallszeichen zugeschnitten, er gerieth jetzt in großen Zorn, und wollte durchaus nicht die Bouquets bezahlen, worin sich vielleicht die kostbarsten Camellias befanden. Wär' ich ein Musiker, dieser Zwist böte mir das beste Süßet einer komischen Oper.

Aber ach! laßt uns die Huldigungen, welche die berühmten Virtuosen ein-
ernnten, nicht allzu genau untersuchen. Ist doch der Tag ihrer eiteln Berühmt-
heit sehr kurz, und die Stunde schlägt bald, wo der Titane der Tonkunst
vielleicht zu einem Stadtmusikus von sehr untergeordneter Natur zusammen-
schrumpft, der in seinem Kaffeehause den Stammgästen erzählt und auf seine
Ehre versichert, wie man ihm einst Blumenbouquets mit den schönsten Came-
lias zugeschleudert, und wie sogar einmal zwei ungarische Gräfinnen, um sein
Schnupftuch zu erhaschen, sich selbst zur Erde geschmissen und blutig gerauft
haben! Die Eintags-Reputation der Virtuosen verblüht und verhaßt, öde,
spurlos, wie der Wind eines Kameeles in der Wüste.

Der Uebergang vom Löwen zum Kaninchen ist etwas schroff. Dennoch darf
ich hier jene zahmeren Clavierspieler nicht unbeachtet lassen, die in der dies-
jährigen Saison sich ausgezeichnet. Wir können nicht Alle große Propheten
sein, und es muß auch kleine Propheten geben, wovon zwölf auf ein Duzend
gehen. Als den größten unter den Kleinen nennen wir hier Theodor Döhler.
Sein Spiel ist nett, hübsch, artig, empfindsam, und er hat eine ganz eigen-
thümliche Manier, mit der wagerecht ausgestreckten Hand bloß durch die ge-
bogenen Fingerspitzen die Tasten anzuschlagen. Nach Döhler verdient Falke
unter den kleinen Propheten eine besondere Erwähnung; er ist ein Habakuk
von eben so bescheidenem wie wahrem Verdienst. Ich kann nicht umhin, hier
auch des Herrn Schab zu erwähnen, der unter den Clavierspielern vielleicht
denselben Rang einnimmt, den wir dem Jonas unter den Propheten einräu-
men; möge ihn nie ein Walfisch verschlucken!

Als gewissenhafter Berichterstatter, der nicht bloß von neuen Opern und
Concerten, sondern auch von allen andern Katastrophen der musikalischen Welt
zu berichten hat, muß ich auch von den vielen Verheirathungen reden, die darin
zum Ausbruch gekommen, oder auszubrechen drohen. Ich rede von wirklichen,
lebenelänglichen höchst anständigen Heirathen, nicht von dem wilden Ehe-
Dilettantismus, der des Maitres mit der dreifarbigten Schärpe und des Sergens
der Kirche entbehrt. Chacun sucht jetzt seine Chaconne. Die Herrn Künstler
tänzeln einher auf Freierrfüßen und trällern Hymeneen. Die Violine ver-
schwägert sich mit der Flöte; die Hornmusik wird nicht ausbleiben. Einer der
drei berühmtesten Pianisten vermählte sich unlängst mit der Tochter des in
Seine. VI.

jeder Hinsicht größten Bassisten der italienischen Oper; die Dame ist schön, anmuthig und geistreich. Vor einigen Tagen erfuhren wir, daß noch ein anderer ausgezeichnete Pianist aus Warschau in den heiligen Ehestand trete, daß auch er sich hinauswage auf jenes hohe Meer, für welches noch kein Compaß erfunden worden. Immerhin, kühner Segler, stoß ab vom Lande, und möge kein Sturm dein Ruder brechen! Jetzt heißt es sogar, daß der größte Violinist, den Breslau nach Paris geschickt, sich hier verheirathet, daß auch dieser Fiebelkundige seines ruhigen Junggesellenthums überdrüssig geworden, und das furchtbare, unbekannte Jenseits versuchen wolle. Wir leben in einer heldenmüthigen Periode. Dieser Tage verlobte sich ein ebenfalls berühmter Virtuos. Er hat wie Theseus eine schöne Ariadne gefunden, die ihn durch das Labyrinth dieses Lebens leiten wird; an einem Garnknäuel fehlt es ihr nicht, denn sie ist eine Nähterin.

Die Violinisten sind in Amerika, und wir erhielten die ergößlichsten Nachrichten über die Triumphzüge von Die Bull, dem Lafayette des Puffs, dem Reclamenheld beider Welten. Der Entrepreneur seiner Successes ließ ihn zu Philadelphia arretiren, um ihn zu zwingen, die in Rechnung gestellten Ovationskosten zu berichtigen. Der Gefeierte zahlte, und man kann jetzt nicht mehr sagen, daß der blonde Normanne, der geniale Geiger, seinen Ruhm jemandem schuldig sei. Hier in Paris hörten wir unterdessen den Savori; Porzia würde sagen: da ihn der liebe Gott für einen Mann ausgibt, so will ich ihn dafür nehmen. Ein andermal überwinde ich vielleicht mein Mißbehagen, um über dieses geigenbe Brehmpulver zu referiren. Alexander Batta hat auch dieses Jahr ein schönes Concert gegeben; er weint noch immer auf dem großen Violoncello seine kleinen Kinderthränen. Bei dieser Gelegenheit könnte ich auch Herrn Semmelman loben; er hat es nöthig.

Ernst war hier. Der wollte aber aus Laune kein Concert geben; er gefällt sich darin, bloß bei Freunden zu spielen. Dieser Künstler wird hier geliebt und geachtet. Er verdient es. Er ist der wahre Nachfolger Paganini's, er erbt die bezaubernde Geige, womit der Genuesser die Steine, ja sogar die Klöße zu rühren wußte. Paganini, der uns mit leisem Bogenstrich jetzt zu den sonnigsten Höhen führte, jetzt in grauenvolle Tiefen blicken ließ, besaß freilich eine weit dämonischere Kraft; aber seine Schatten und Lichter waren mitunter zu grell, die Contraste zu schneidend, und seine grandiosesten Naturlaute mußten oft als künstlerische Mißgriffe betrachtet werden. Ernst ist harmonischer, und die weichen Tinten sind bei ihm vorherrschend. Dennoch hat er eine Vorliebe für das Phantastische, auch für das Barocke, wo nicht gar für das Scurri-le, und viele seiner Compositionen erinnern mich immer an die Märchenkomödien des Goggi, an die abenteuerlichsten Maskenspiele, an „venetianischen Carneval.“ Das Musikstück, das unter diesem Namen bekannt ist,

und unverfchämterweise von Sivori gecapert ward, ist ein allerliebster Capriccio von Ernst. Dieser Liebhaber des Phantastischen kann, wenn er will, auch rein poetisch sein, und ich habe jüngst eine Nocturne von ihm gehört, die wie aufgelöst war in Schönheit. Man glaubte sich entrückt in eine italienische Mondnacht, mit stillen Cypressenalleen, schimmernd weißen Statuen und träumerisch plätschernden Springbrunnen. Ernst hat, wie bekannt ist, in Hannover seine Entlassung genommen, und ist nicht mehr königlich hannoverscher Concertmeister. Das war auch kein passender Platz für ihn. Er wäre weit eher geeignet, am Hofe irgend einer Feenkönigin, wie z. B. der Frau Morgane, die Kamtermusik zu leiten; hier fände er ein Auditorium, das ihn am besten verstünde, und darunter manche hohe Herrschaften, die ebenso kunstsinzig wie fabelhaft, z. B. den König Artus, Dietrich von Bern, Ogier den Dänen u. a. Und welche Damen würden ihm hier applaudiren! Die blonden Hannoveranerinnen mögen gewiß hübsch sein, aber sie sind doch nur Seidenschuuden in Vergleichung mit einer Fee Melior, mit der Dame Abonde, mit der Königin Genoveva, der schönen Melusine und andern berühmten Frauenpersonen, die sich am Hofe der Königin Morgane in Avalun aufhalten. An diesem Hofe (an keinem andern) hoffen wir einst dem vortrefflichen Künstler zu begegnen, denn auch uns hat man dort eine vortheilhafte Anstellung versprochen.

Zweiter Bericht.

Paris, den 1. Mai 1844.

Die Academie-royale-de-Musique, die sogenannte große Oper, befindet sich bekanntlich in der Rue Lepelletier, ungefähr in der Mitte, der Restauration von Paolo Broggi gerade gegenüber. Broggi ist der Name eines Italieners, der einst der Koch von Rossini war. Als letzterer voriges Jahr nach Paris kam, besuchte er auch die Trattoria seines ehemaligen Dieners, und nachdem er dort gespeist, blieb er vor der Thüre lange Zeit stehen, in tiefem Nachdenken das große Operngebäude betrachtend. Eine Thräne trat in sein Auge, und als jemand ihn frug, weshalb er so wehmüthig bewegt erscheine, gab der große Maestro zur Antwort: Paolo habe ihm sein Leibgericht, Ravioli mit Parmesankäse, zubereitet wie ehemals, aber er sei nicht im Stande gewesen, die Hälfte der Portion zu verzehren, und auch diese drückte ihn jetzt; er, der ehemals den Magen eines Straußes besessen, könne heutzutage kaum so viel vertragen wie eine verliebte Turteltaube.

Wir lassen dahingestellt sein, in wie weit der alte Spottvogel seinen indisciplinirten Trager mystificirt hat, und begnügen uns heute, jedem Musikfreunde

zu ratthen, bei Broggt eine Portion Ravioli zu essen, und nachher ebenfalls einen Augenblick vor der Thüre der Restauration verweilend das Haus der großen Oper zu betrachten. Es zeichnet sich nicht aus durch brillanten Luxus, es hat vielmehr das Aeußere eines sehr anständigen Pferdestalles, und das Dach ist platt. Auf diesem Dach stehen acht große Statuen, welche Musen vorstellen. Eine neunte fehlt, und ach! das ist eben die Muse der Musik. Ueber die Abwesenheit dieser sehr achtungswerthen Muse sind die sonderbarsten Auslegungen im Schwange. Prosaische Leute sagen, ein Sturmwind habe sie vom Dache heruntergeworfen. Poetischere Gemüther behaupten dagegen, die arme Polyhymnia habe sich selbst hinabgestürzt, in einem Anfall von Verzweiflung über das miserable Singen von Monsieur Duprez. Das ist immer möglich; die zerbrochene Glasstimme von Duprez ist so mißtönend geworden, daß es kein Mensch, viel weniger eine Muse, aushalten kann, dergleichen anzuhören. Wenn das noch länger dauert, werden auch die andern Töchter der Mnemosyne sich vom Dach stürzen, und es wird bald gefährlich sein, des Abends über die Rue Lepelletier zu gehen. Von der schlechten Musik, die hier in der großen Oper seit einiger Zeit grassirt, will ich gar nicht reden. Donizetti ist in diesem Augenblick noch der beste, der Achilles. Man kann sich also leicht eine Vorstellung machen von den geringern Helden. Wie ich höre, hat auch jener Achilles sich in sein Zelt zurückgezogen; er boudirt, Gott weiß warum! und er ließ der Direction melden, daß er die versprochenen fünf und zwanzig Opern nicht liefern werde, da er gesonnen sei, sich auszuruhen. Welche Prahlerei! Wenn eine Windmühle dergleichen sagte, würden wir nicht weniger lachen. Entweder hat sie Wind und dreht sich, oder sie hat keinen Wind und steht still. Hr. Donizetti hat aber hier einen rührigen Vetter, Signor Accursi, der beständig für ihn Wind macht.

Der jüngste Kunstgenuß, den uns die Academie de Musique gegeben, ist der Lazzarone von Halevy. Dieses Werk hat ein trauriges Schicksal gehabt, es fiel durch mit Pauken und Trompeten. Ueber den Werth enthalte ich mich jeder Aeußerung; ich constatire bloß sein schreckliches Ende.

Jedesmal wenn in der Academie de Musique oder bei den Buffos eine Oper durchfällt oder sonst ein ausgezeichnetes Fiasco gemacht wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blassem Gesicht und kohlschwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erscheinung immer ein musikalisches Unglück bedeutet. Die Italiener, sobald sie derselben ansichtig, strecken häufig den Zeige- und Mittelfinger aus und sagen, das sei der Settatore. Die leichtsinnigen Franzosen aber, die nicht einmal einen Aberglauben haben, zucken bloß die Achsel und nennen jene Gestalt Monsieur Spontini. Es ist in der That unser ehemaliger Generaldirector der berliner großen Oper, der Componist der Vestalin und des Ferdinand Cortes, zweier Prachtwerke, die noch

lange fortblühen werden im Gedächtnisse der Menschen, die man noch lange bewundern wird, während der Verfasser selbst alle Bewunderung eingebüßt und nur noch ein welkes Gespenst ist, das neidisch umherspukt und sich ärgert über das Leben der Lebendigen. Er kann sich nicht darüber trösten, daß er längst todt ist und sein Herrscherstab übergegangen in die Hände Meyerbeers. Dieser, behauptet der Verstorbene, habe ihn verdrängt aus seinem Berlin, das er immer so sehr geliebt; und wer aus Mitleid für ehemalige Größe die Geduld hat, ihn anzuhören, kann haarklein erfahren, wie er schon unzählige Actenstücke gesammelt, um die Meyerbeer'schen Verschwörungs-Intriguen zu enthüllen.

Die fixe Idee des armen Mannes ist und bleibt Meyerbeer, und man erzählt die ergößlichsten Geschichten, wie die Animosität sich immer durch eine zu große Beimischung von Eitelkeit unschädlich erweist. Klagt irgend ein Schriftsteller über Meyerbeer, daß dieser z. B. die Gedichte die er ihm schon seit Jahren zugeschickt, noch immer nicht componirt habe, dann ergreift Spontini hastig die Hand des verletzten Poeten, und ruft: „j'ai votre affaire, ich weiß das Mittel, wie Sie sich an Meyerbeer rächen können, es ist ein untrügliches Mittel, und es besteht darin, daß Sie über mich einen großen Artikel schreiben, und je höher Sie meine Verdienste würdigen, desto mehr ärgert sich Meyerbeer.“ Ein andermal ist ein französischer Minister ungehalten über den Verfasser der Eugenotten, der trotz der Urbanität, womit man ihn hier behandelt hat, dennoch in Berlin eine servile Hofcharge übernommen, und unser Spontini springt freudig an den Minister hinan und ruft: „j'ai votre affaire, Sie können den Undankbaren aufs härteste bestrafen, Sie können ihm einen Dolchstoß versetzen, und zwar indem Sie mich zum Großofficier der Ehrenlegion ernennen.“ Jüngst findet Spontini den armen Leon Pillet, den unglücklichen Director der großen Oper, in der wüthendsten Aufregung gegen Meyerbeer, der ihm durch Mr. Gouin anzeigen ließ, daß er wegen des schlechten Singpersonals den Propheten noch nicht geben wolle. Wie funkelten da die Augen des Italieners! „J'ai votre affaire,“ rief er entzückt, „ich will Ihnen einen göttlichen Rath geben, wie Sie den Ehrgeizling zu Tode demüthigen: lassen Sie mich in Lebensgröße messeln, setzen Sie meine Statue ins Foyer der Oper, und dieser Marmorblock wird dem Meyerbeer wie ein Alp das Herz zerbrüchen.“ Der Gemüthszustand Spontini's beginnt nachgerade seine Angehörigen, namentlich die Familie des reichen Pianofabrikanten Erard, womit er durch seine Gattin verschwägert, in große Besorgnisse zu versetzen. Jüngst fand ihn jemand in den obern Sälen des Louvre, wo die ägyptischen Antiquitäten aufgestellt. Der Ritter Spontini stand wie eine Säulensäule mit verschlungenen Armen fast eine Stunde lang vor einer großen Mumie, deren prächtige Goldlarve einen König ankündigt, der kein geringe-

rer sein soll, als jener Amenophes, unter dessen Regierung die Kinder Israel das Land Aegypten verlassen haben. Aber Spontini brach am Ende sein Schweigen, und sprach folgendermaßen: „Unseliger Pharaos! du bist an meinem Unglück schuld. Liehest du die Kinder Israel nicht aus dem Lande Aegypten fortziehen, oder hättest du sie sämmtlich im Nil erkaufen lassen, so wäre ich nicht durch Meyerbeer und Mendelssohn aus Berlin verdrängt worden, und ich dirigirte dort noch immer die große Oper und die Hofconcerte. Unseliger Pharaos, schwacher Krokodilkönig, durch deine halben Maßregeln geschah es, daß ich jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann bin — und Moses und Halevy und Mendelssohn und Meyerbeer haben gesiegt!“ Solche Reden hält der unglückliche Mann, und wir können ihm unser Mitleid nicht versagen.

Was Meyerbeer betrifft, so wird, wie oben angedeutet, sein Prophet noch lange Zeit ausbleiben. Er selbst aber wird nicht, wie die Zeitungen jüngst meldeiten, für immer in Berlin seinen Aufenthalt nehmen. Er wird wie bisher abwechselnd die eine Hälfte des Jahres hier in Paris und die andere in Berlin zubringen, wozu er sich förmlich verpflichtet hat. Seine Lage erinnert so ziemlich an Proserpina, nur daß der arme Maestro hier wie dort seine Hölle und seine Höllequal findet. Wir erwarten ihn noch diesen Sommer hier, in der schönen Unterwelt, wo schon einige Schoß musikalischer Teufel und Teufelinnen seiner harren, um ihm die Ohren voll zu heulen. Von Morgens bis Abends muß er Sänger und Sängerinnen anhören, die hier debütiren wollen, und in seinen Freistunden beschäftigen ihn die Albums reisender Engländerinnen.

An Debütanten war diesen Winter in der großen Oper kein Mangel. Ein deutscher Landmann debütirte als Marcel in den Hugenotten. Er war vielleicht in Deutschland nur ein Grobian mit einer brummigen Biersimme, und glaubte deshalb in Paris als Bassist auftreten zu können. Der Keul schrie wie ein Walbesel. Auch eine Dame, die ich im Verdacht habe, eine Deutsche zu sein, producirte sich auf den Brettern der Rue Lepelletier. Sie soll außerordentlich tugendhaft sein, und singt sehr falsch. Man behauptet, nicht blos der Gesang, sondern alles an ihr, die Haare, zwei Drittel ihrer Zähne, die Hüften, der Hinterrheil, Alles sei falsch, nur ihr Athem sei echt; die frivolen Franzosen werden dadurch gezwungen sein, sich ehrfurchtsvoll von ihr entfernt zu halten. Unsere Prima-Donna, Madame Stolz, wird sich nicht länger behaupten können; der Boden ist unterminirt, und obgleich ihr als Weib alle Geschlechtslist zu Gebote steht, wird sie doch am Ende von dem großen Giacomo Machiavelli überwunden, der die Viardot-Garcia an ihrer Stelle engagirt sehen möchte, um die Hauptrolle in seinem Propheten zu singen. Madame Stolz sieht ihr Schicksal voraus, sie ahnt, daß selbst die Affenliebe, die

ihr der Director der Oper widmet, ihr nichts helfen kann, wenn der große Meister der Tonkunst seine Künste spielen läßt; und sie hat beschlossen, freiwillig Paris zu verlassen, nie wieder zurückzukehren und in fremden Landen ihr Leben zu beschließen. *Ingrata patria*, sagte sie jüngst, *no ossa quidam mea habebis*. In der That, seit einiger Zeit besteht sie wirklich nur noch aus Haut und Knochen.

Bei den Italienern, in der Opera buffa, gab es vorigen Winter eben so brillante Fiascos wie in der großen Oper. Auch über die Sänger wurde dort viel geklagt, mit dem Unterschied, daß die Italiener manchmal nicht singen wollten und die armen französischen Sangeshebeln nicht singen konnten. Nur das kostbare Nachtigallenpaar, Signor Mario und Signora Grisi, waren immer pünktlich auf ihrem Posten in der Salle Ventadour, und trillerten uns dort den blühendsten Frühling vor, während draußen Schnee und Wind, und Fortepianocconcerte, und Deputirtenkammerdebatten, und Volkswahnsinn. Ja, das sind holdselige Nachtigallen, und die italienische Oper ist der ewig blühende singende Wald, wohin ich oft flüchte, wenn winterlicher Trübsinn mich umnebelt, oder der Lebensfrost unerträglich wird. Dort, im süßen Winkel einer etwas verdeckten Loge, wird man wieder angenehm erwärmt, und man verblutet wenigstens nicht in der Kälte. Der melodische Zauber verwandelt dort in Poesie, was eben noch läppische Wirklichkeit war, der Schmerz verliert sich in Blumenarabesken, und bald lacht wieder das Herz. Welche Wonne, wenn Mario singt, und in den Augen der Grisi die Löne des geliebten Sprossers sich gleichsam abspiegeln wie ein sichtbares Echo! Welche Lust, wenn die Grisi singt und in ihrer Stimme der zärtliche Blick und das beglückte Lächeln des Mario melodisch wiederhallt! Es ist ein liebliches Paar, und der persische Dichter, der die Nachtigall die Rose unter den Bügeln und die Rose wieder die Nachtigall unter den Blumen genannt hat, würde hier erst recht in ein Imbroglio gerathen, denn jene beiden, Mario und Grisi, sind nicht blos durch Gesang, sondern auch durch Schönheit ausgezeichnet.

Ungern, trotz jenem reizenden Paar, vermissen wir hier bei den Buffos Pauline Viardot, oder, wie wir sie lieber nennen, die Garcia. Sie ist nicht ersetzt, und niemand kann sie ersetzen. Diese ist keine Nachtigall, die blos ein Gattungstalent hat und das Frühlingsgenre vortrefflich schluchzt und trillert; — sie ist auch keine Rose, denn sie ist häßlich, aber von einer Art Häßlichkeit, die edel, ich möchte fast sagen schön ist, und die den großen Löwenmaler Lacroix manchmal bis zur Begeisterung entzückte! In der That, die Garcia mahnt weniger an die civilisirte Schönheit und zahme Grazie unserer europäischen Heimath, als vielmehr an die schauerliche Pracht einer grotischen Wildniß, und in manchen Momenten ihres passionirten Vortrags, zumal wenn sie den großen Mund mit den blendend weißen Zähnen überweit öffnet,

und so grausam süß und anmuthig flüschend lächelt: dann wird Einem zu Muth, als müßten jetzt auch die ungeheuerlichen Vegetationen und Thiergattungen Hindostans oder Afrikas zum Vorschein kommen; — man meint, jetzt müßten auch Riesenpalmen, umrankt von tausendblumigen Planen, emporschleßen; — und man würde sich nicht wundern, wenn plötzlich ein Leopard, oder eine Giraffe, oder sogar eine Rudel Elefantenkälber über die Scene liefen. Wir hören mit großem Vergnügen, daß diese Sängerin wieder auf dem Wege nach Paris ist.

Während die Academie de Musique aufs jammervollste darniederlag, und die Italiener sich ebenfalls betrübsam hinschleppten, erhob sich die dritte lyrische Scene, die Opera comique, zu ihrer fröhlichsten Höhe. Hier überflügelte ein Erfolg den andern, und die Casse hatte immer einen guten Klang. Ja, es wurde noch mehr Geld als Lorbeeren eingeerntet, was gewiß für die Direction kein Unglück gewesen. Die Texte der neuen Opern, die sie gab, waren immer von Scribe, dem Manne, der einst das große Wort aussprach: das Gold ist eine Chimäre! und der dennoch dieser Chimäre beständig nachläuft. Er ist der Mann des Geldes, des klingenden Realismus, der sich nie versteigt in die Romantik einer unfruchtbaren Wollenwelt, und sich festklammert an der irdischen Wirklichkeit der Vernunftheirath, des industriellen Bürgerthums und der Lantidme. Einen ungeheuren Beifall findet Scribe's neue Oper, die Sirene, wozu Auber die Musik geschrieben. Autor und Componist passen ganz für einander: sie haben den raffinirtesten Sinn für das Interessante, sie wissen uns angenehm zu unterhalten, sie entzücken und blenden uns sogar durch die glänzenden Facetten ihres Esprits, sie besitzen ein gewisses Filigrantalent der Verknüpfung allerliebster Kleinigkeiten, und man vergißt bei ihnen, daß es eine Poesie giebt. Sie sind eine Art Kunstloretten, welche alle Gespenstergeschichten der Vergangenheit aus unsrer Erinnerung fortlächeln, und mit ihrem koletten Getändel wie mit Pfauenfächern die sumsenden Zukunftsgedanken, die unsichtbaren Rücken, von uns abwedeln. Zu dieser harmlos bühlerischen Gattung gehört auch Adam, der mit seinem Cagliostro ebenfalls in der Opera comique sehr leichtfertige Lorbeeren eingeerntet. Adam ist eine lebenswürdige erfreuliche Erscheinung, und ein Talent, welches noch großer Entwicklung fähig ist. Eine rühmliche Erwähnung verdient auch Thomas, dessen Operette Mina viel Glück gemacht.

Alle diese Triumphe übertraf jedoch die Bogue des Deserteurs, einer alten Oper von Monsigny, welche die Opera comique aus den Cartons der Vergessenheit hervorzog. Hier ist echt französische Musik, die heiterste Grazie, eine harmlose Süße, eine Frische wie der Duft von Waldblumen, Naturwahrheit, sogar Poesie. Ja, letztere fehlt nicht, aber es ist eine Poesie ohne Schauer der Unendlichkeit, ohne geheimnißvollen Zauber, ohne Wehmuth,

ohne Ironie, ohne Morbidez, ich möchte fast sagen, eine elegant bäuerische Poesie der Gesundheit. Die Oper von Monsigny mahnte mich unmittelbar an seinen Zeitgenossen, den Maler Greuze: ich sah hier wie lebhaftig die ländlichen Scenen, die dieser gemalt, und ich glaubte gleichsam die Musikstücke zu vernehmen, die dazu gehörten. Bei der Anhörung jener Oper ward es mir ganz deutlich, wie die bildenden und die recitirenden Künste derselben Periode immer einen und denselben Geist athmen, und ihre Meisterwerke die intimste Wahlverwandtschaft beurlunden.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne zu bemerken, daß die musikalische Saison noch nicht zu Ende ist und dieses Jahr gegen alle Gewohnheit bis in den Mai fortklingt. Die bedeutendsten Bälle und Concerte werden in diesem Augenblick gegeben, und die Polka wettersert noch mit dem Piano. Ohren und Füße sind müde, aber können sich doch noch nicht zur Ruhe begeben. Der Lenz, der sich diesmal so früh einstellt, macht Hiasco, man bemerkt kaum das grüne Laub und die Sonnenlichter. Die Aerzte, vielleicht ganz besonders die Irrenärzte, werden bald viel Beschäftigung gewinnen. In diesem bunten Laumel, in dieser Genußwuth, in diesem singenden, springenden Strudel lauert Tod und Wahnsinn. Die Hämmer der Pianoforte wirken fürchterlich auf unsre Nerven, und die große Drehkrankheit, die Polka, giebt uns den Gnadenstoß.

Spätere Notiz.

Den vorstehenden Mittheilungen füge ich aus melancholischer Grille die folgenden Blätter hinzu, die dem Sommer 1847 angehören, und meine letzte musikalische Berichterstattung bilden. Für mich hat alle Musik seitdem aufgehört, und ich ahnte nicht, als ich das Leidensbild Donizetti's crayonirte, daß eine ähnliche und weit schmerzlichere Heimsuchung mir nahe. Die kurze Kunstnotiz lautet wie folgt:

Seit Gustav Adolf, glorreichen Andenkens, hat keine schwedische Reputation so viel Lärm in der Welt gemacht, wie Jenny Lind. Die Nachrichten, die uns darüber aus England zukommen, grenzen ans Unglaubliche. In den Zeitungen klingen nur Posaunenstöße, Fanfaren des Triumphes: wir hören nur Pinbar'sche Lobgesänge. Ein Freund erzählte mir von einer englischen Stadt, wo alle Glocken geläutet wurden, als die schwedische Nachtigall dort ihren Einzug hielt; der dortige Bischof feierte dieses Ereigniß durch eine merkwürdige Predigt. In seinem anglicanischen Episcopalcassüme, welches der Leichenbittertracht eines Chefs des Pompes funebres nicht unähnlich, bezieht

er die Kanzel der Hauptkirche, und begrüßte die Neuangekommene als einen Heiland in Weißkleidern, als eine Frau Erlöserin, die vom Himmel herabgestiegen, um unsre Seelen durch ihren Gesang von der Sünde zu befreien, während die andern Cantatricen eben so viele Teufelinnen seien, die uns hineintrillern in den Rachen des Satanas. Die Italienerinnen Grisi und Persiani müssen vor Reid und Aerger jetzt gelb werden wie Canarienvögel, während unsre Jenny, die schwedische Nachtigall, von einem Triumph zum andern flattert. Ich sage unsre Jenny, denn im Grunde repräsentirt die schwedische Nachtigall nicht exclusive das kleine Schweden, sondern sie repräsentirt die ganze germanische Stammesgenossenschaft, die der Cimbern eben so sehr wie die der Teutonen, sie ist auch eine Deutsche, eben so gut wie ihre naturwüchsigen und pflanzenschläfrigen Schwestern an der Elbe und am Neckar, sie gehört Deutschland, wie, der Versicherung des Franz Horn gemäß, auch Shakespeare uns angehört, und wie gleicherweise Spinoza, seinem innersten Wesen nach nur ein Deutscher sein kann — und mit Stolz nennen wir Jenny Lind die Unfre! Juble Udermärk, auch du hast Theil an diesem Ruhme! Springe, Rasmann, deine vaterländisch freudigsten Sprünge, denn unsre Jenny spricht kein römisches Rothwelsch, sondern gothisch, scandinavisch, das deutsche Deutsch, und du kannst sie als Landsmännin begrüßen; nur mußt du dich waschen, ehe du ihr deine deutsche Hand reichst. Ja, Jenny Lind ist eine Deutsche, schon der Name Lind mahnt an Linden, die grünen Ruhmen der deutschen Eichen, sie hat keine schwarzen Haare wie die welschen Primadonnen, in ihren blauen Augen schwimmt nordisches Gemüth und Mondschein, und in ihrer Kehle tönt die reinste Jungfräulichkeit! Das ist es. "Maidenhood is in her voice" — das sagten alle old spinsters von London, alle prüben Ladies und frommen Gentlemen sprachen es augenverbrehend nach, die noch lebende mauvaisse queue von Richardson stimmte ein, und ganz Großbritannien feierte in Jenny Lind das singende Magdthum, die gesungene Jungerschaft. Wir wollen es gestehen, dieses ist der Schlüssel der unbegreiflichen, räthselhaft großen Begeisterung, die Jenny Lind in England gefunden und, unter uns gesagt, auch gut auszubeuten weiß. Sie singe nur, hieß es, um das weltliche Singen recht bald wieder aufgeben zu können, und versehen mit der nöthigen Aussteuersumme einen jungen protestantischen Geistlichen, den Pastor Swenske, zu heirathen, der unterdessen ihrer harre daheim in seinem ibyllischen Pfarrhaus hinter Upsala, links um die Ecke. Seitdem freilich will verlauten, als ob der junge Pastor Swenske nur ein Mythos und der wirkliche Verlobte der hohen Jungfrau ein alter abgestandener Komödiant der Stockholmer Bühne sei — aber das ist gewiß Verleumdung. Der Keuschheitsinn dieser Prima Donna immaculata offenbart sich am schönsten in ihrem Abscheu vor Paris, dem modernen Sodom, den sie bei jeder Gelegen-

heit ausspricht, zur höchsten Erbauung aller Dames patronesses der Sittlichkeit jenseits des Canals. Jenny hat aufs bestimmteste gelobt, nie auf den Lasterbreitern der Rue Lepelletier ihre singende Jungferschaft dem französischen Publico Preis zu geben; sie hat alle Anträge, welche ihr Herr Leon Pillet durch seine Kunsttruffiani machen ließ, streng abgelehnt. „Diese rauhe Tugend macht mich stugen“ — würde der alte Paulet sagen. Ist etwa die Volksfrage gegründet, daß die heutige Nachtigall in frühern Jahren schon einmal in Paris gewesen und im hiesigen sündhaften Conservatoire Musikunterricht genossen habe, wie andre Singvögel, welche seitdem sehr lockere Zeitsige geworden sind? Oder fürchtet Jenny jene frivole Pariser Kritik, die bei einer Sängerin nicht die Sitten, sondern nur die Stimme kritisiert, und Mangel an Schule für das größte Laster hält? Dem sei wie ihm wolle, unsre Jenny kommt nicht hierher und wird die Franzosen nicht aus ihrem Sündensfuß herauszingen. Sie bleiben verfallen der ewigen Verdammniß.

Hier in der Pariser musikalischen Welt ist alles beim Alten; in der Academie-royale-de-Musique ist noch immer grauer, feuchtkalter Winter, während draußen Maisonne und Veilchenbust. Im Vestibul steht noch immer wehmüthig trauernd die Bildsäule des göttlichen Rossini; er schweigt. Es macht Herrn Leon Pillet Ehre, daß er diesem wahren Genius schon bei Lebzeiten eine Statue gesetzt. Nichts ist possirlicher, als die Grimasse zu sehen, womit Scheelsucht und Neid sie betrachten. Wenn Signor Spontini dort vorbeigeht, stößt er sich jedesmal an diesem Steine. Da ist unser großer Maestro Meyerbeer viel klüger, und wenn er des Abends in die Oper ging, wußte er jenem Marmor des Anstoßes immer vorsichtig auszuweichen, er suchte sogar den Anblick desselben zu vermeiden; in derselben Weise pflegen die Juden zu Rom, selbst auf ihren eiligsten Geschäftsgängen, immer einen großen Umweg zu machen, um nicht jenem fatalen Triumphbogen des Titus vorbei zu kommen, der zum Gedächtniß des Untergangs von Jerusalem errichtet worden. Ueber Donizetti's Zustand werden die Berichte täglich trauriger. Während seine Melodien freudegaufelnd die Welt erheitern, während man ihn überall singt und trillert, sitzt er selbst, ein entsetzliches Bild des Blödsinns, in einem Krankenhause bei Paris. Nur für seine Toilette hatte er vor einiger Zeit noch ein kindisches Bewußtsein bewahrt, und man mußte ihn täglich sorgfältig anziehen, in vollständiger Galla, der Frack geschmückt mit allen seinen Orden; so saß er bewegungslos, den Hut in der Hand, vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend. Aber das hat auch aufgehört, er erkennt niemand mehr; das ist Menschenchicksal.

Heinrich Heine

über

L u d w i g B ö r n e.

(1840.)

Wir halten es für unsere Pflicht, der Schrift über Börne die Ehrenerklärung voranzuschicken, welche Heine in Nr. 3 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vom Jahre 1846 der in diesem Buche schwer verletzten Madame Wohl (jetziger Madame Straus) gemacht hat.

Philadelphia, im September 1855.

Der Verleger.

Die betreffenden Stellen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ lauten folgendermaßen:

Geehrter Herr Redacteur!

Herr Dr. Wertheim dahier hat mir nachstehenden Brief des Herrn H. Heine im Original zukommen lassen und mich berechtigt, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen; ich ersuche Sie, denselben wörtlich in Ihr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen.

Paris, den 26. Dec. 1845.

Ihr ergebener Diener

Salomon Straus.

„Liebster Doctor! Ich theile ganz Ihre Ansicht über die Ehrenhaftigkeit der Madame Straus und das ihr widerfahrte Unrecht. Hätte der Gemahl dieser Dame, als ich mich mit ihm geschossen hatte und verwundet ward, die in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten nicht unterlassen, so würde ich mich gewiß meinerseits beeifert haben, seiner Frau die blündigste Ehrenerklärung zu geben, um so mehr, da ich schon damals die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die sich mir darbietet, in der geeignetsten Weise meine Sinnesänderung in jener Beziehung zu beurkunden. Ich veranstalte nämlich bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine verbesserte Gesamtausgabe meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß darin die Stellen, welche Madame Straus persönlich berührten, nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehrenwerthen Dame diese Mittheilung zu machen und ihr zugleich anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen kann) nicht im ursprünglichen Manuscripte standen, wie ich es nach Hamburg zum Drucke schickte, und daß sie erst später, als ich mir dasselbe wieder zur Durchsicht hierher zurückschicken ließ, flüchtig hineingeschrieben wurden, in einer menschlichen Stunde und nicht ohne Provocation.“

Paris, den 22. December 1845.

Ihr Freund H. Heine.“

Vorstehender Brief ist die treue Copie des Herrn Heine an mich.

A. Wertheim, Dr. M.

Erstes Buch.

Es war im Jahr 1815, nach Christi Geburt, daß mir der Name Börne zuerst an's Ohr klang. Ich befand mich mit meinem seligen Vater auf der Frankfurter Messe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umsehe; das sei bildend. Da bot sich mir ein großes Schauspiel. In den sogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, sah ich die Wachsfiguren, willbe Thiere, außerordentliche Kunst- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, sowohl christlichen als jüdischen Magazine, worin man die Waaren 10 Procent unter den Fabrikpreis einkauft, und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathhaus, den Römer, ließ er mich sehen, wo die deutschen Kaiser gekauft wurden, 10 Procent unter den Fabrikpreis. Der Artikel ist am Ende ganz ausgegangen. Einst führte mich mein Vater ins Lesekabinet einer der A oder II Logen, wo er oft soupirte, Kaffee trank, Karten spielte und sonstige Freimaurer-Arbeiten verrichtete. Während ich im Zeitungslesen vertieft lag, flüsterte mir ein junger Mensch, der neben mir saß, leise ins Ohr:

„Das ist der Doctor Börne, welcher gegen die Comödianten schreibt!“

Als ich aufblickte, sah ich einen Mann, der, nach einem Journale suchend, mehrmals im Zimmer sich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thür hinausging. So kurz auch sein Verweilen, so blieb mir doch das ganze Wesen des Mannes im Gedächtnisse, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatischer Treue abkonterfeien. Er trug einen schwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte, und blendend weiße Wäsche; aber er trug dergleichen nicht wie ein Stutzer, sondern mit einer wohlhabenden Nachlässigkeit, wo nicht gar mit einer verbrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daß er sich mit dem Knoten der weißen Kravatte nicht lange vor dem Spiegel beschäftigt, und daß er den Rock gleich angezogen, sobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er schien weder groß noch klein von Gestalt, weder mager noch dick, sein Gesicht war weder roth noch blaß, sondern von einer angerötheten Blässe oder verblassten Röthe, und was sich darin zunächst aussprach, war eine gewisse ablehnende Vornehmheit, ein gewisses Debain, wie man es bei Menschen findet, die sich besser als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntniß zwei-

sehn. Es war nicht jene geheime Majestät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die sich incognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionaire, mehr oder minder titanenhafte Rhythmus, den man auf den Gesichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, seine Bewegung, sein Gang, hatten etwas Sicheres, Bestimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menschen heimlich umflossen von dem Ausstrahlen ihres Geistes? Ahnet unser Gemüth verglichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht sehen können? Das moralische Gewitter in einem solchen außerordentlichen Menschen wirkt vielleicht elektrisch auf junge noch nicht abgestumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle Gewitter auf Regen wirkt. Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich, ich weiß nicht wie, aber ich vergaß nicht diese Berührung und vergaß nie den Doktor Börne, welcher gegen die Comödianten schrieb.

Ja, er war damals Theaterkritiker und übte sich an den Helben der Bretterwelt. Wie mein Universitäts-Freund Dieffenbach, als wir in Bonn studirten, überall wo er einen Hund oder eine Raze erwischte, ihnen gleich die Schwänze abschneid, aus purer Schneidelust, was wir ihm damals, als die armen Bestien gar entseßlich heulten, so sehr verargten, später aber ihm gern verziehen, da ihn diese Schneidelust zu dem größten Operateur Deutschlands machte: so hat sich auch Börne zuerst an Comödianten versucht, und manchen jugendlichen Uebermuth, den er damals beging an den Feigeln, Weidnern, Ursprüngen und dergleichen unschuldigen Thieren, die seitdem ohne Schwänze herumlaufen, muß man ihm zu Gute halten für die besseren Dienste, die er später als großer politischer Operateur mit seiner gewetzten Kritik zu leisten verstand.

Es war Barmhagen von Ense, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegnisse den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief, und mir Aufsätze des Mannes, namentlich in der „Wage“ und in den „Zeitschwingen“ zu lesen gab. Der Ton, womit er mir diese Lectüre empfahl, war bedeutsam dringend, und das Lächeln, welches um die Lippen der anwesenden Rahel schwebte, jenes wohlbekannte, räthselhaft wehmüthige, vernunftvoll mythische Lächeln, gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel schien nicht blos auf literarischem Wege über Börne unterrichtet zu sein, und wie ich mich erinnere, versicherte sie bei dieser Gelegenheit: es existirten Briefe, die Börne einst an eine geliebte Person gerichtet habe, und worin sein lebensschafflicher hoher Geist sich noch glänzender als in seinen gedruckten Aufsätzen ausdrücke. Auch über seinen Styl äußerte sich Rahel, und zwar mit Worten, die jeder, der mit ihrer Sprache nicht vertraut ist, sehr mißverstehen möchte; sie sagte: Börne kann nicht schreiben, eben so wenig wie ich oder Jean Paul. Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, so

zu sagen die Redaction der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redetheile, kurz jene Kunst des Periodenbaues, den sie sowohl bei Goethe, wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte, und worüber wir damals fast täglich die fruchtbaren Debatten führten. Die heutige Prosa, was ich hier beiläufig bemerken will, ist nicht ohne viel Versuch, Berathung, Widerspruch und Mühe geschaffen worden. Rabel liebte vielleicht Börne um so mehr, da sie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Anregung, in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen: Bachanten des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen, hegte sie dennoch die größte Bewunderung für jene besonnenen Bildner des Wortes, die all' ihr Denken, Fühlen und Anschauen, abgelöst von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichsam plastisch darzustellen wissen. Ungleich jener großen Frau, hegte Börne den engsten Widerwillen gegen vergleichende Darstellungsart; in seiner subjectiven Befangenheit begriff er nicht die objective Freiheit, die Goethe'sche Weise, und die künstlerische Form hielt er für Gemüthlosigkeit: er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt.

Indem ich hier anticipirend von dem Widerwillen rede, welchen die Goethe'sche Darstellungsart in Börne aufregte, lasse ich zugleich errathen, daß die Schreibart des lektorn schon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es ist nicht meines Amtes, die Mängel dieser Schreibweise aufzudecken, auch würde jede Andeutung über das, was mir an diesem Style am meisten mißfiel, nur von den wenigsten verstanden werden. Nur so viel will ich bemerken, daß, um vollendete Prosa zu schreiben, unter andern auch eine große Meisterschaft in metrischen Formen erforderlich ist. Ohne solche Meisterschaft fehlt dem Prosaliker ein gewisser Takt, es entschlüpfen ihm Wortfügungen, Ausbrüche, Cäsuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede statthaft sind, und es entsteht ein geheimer Mißlaut, der nur wenige, aber sehr feine Ohren verlegt.

Wie sehr ich aber auch geneigt war, an der Außenschale, an dem Style Börne's zu mäkeln, und namentlich wo er nicht beschreibt, sondern raisonnirt, die kurzen Sätze seiner Prosa als eine kindische Unbeholfenheit zu betrachten: so ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern seiner Schriften, die reichlichste Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der sich durchgängig darin aussprach, und seitdem verlor ich den Verfasser nicht mehr aus dem Gedächtniß. Man hatte mir gesagt, daß er noch immer zu Frankfurt lebe, und als ich mehre Jahre später, Anno 1827, durch diese Stadt reisen mußte, um mich nach München zu begeben,

hatte ich mir bestimmt vorgenommen, dem Doctor Börne in seiner Behausung meinen Besuch abzustatten. Dieses gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlsuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, sah man mich ganz befremdlich an, und man schien in seinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen, oder sich noch weniger um ihn zu bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieser oder jener große Mann lebt, unwillkürlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer sogar von seinem Ruhme bestrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt selbst anlangen und den großen Mann wirklich darin auffuchen wollen und ihn erst lange erfragen müssen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So sieht der Reisende schon in weiterer Ferne den hohen Dom einer Stadt; gelangt er aber in ihr Weichbild selbst, so verschwindet derselbe wieder seinen Blicken, und erst hin- und herwandernd, durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurbau wieder zum Vorschein, in der Nähe von gewöhnlichen Häusern und Boutiken, die ihn schier verborgen halten.

Als ich bei einem kleinen Brillenhändler nach Börne frug, antwortete er mir mit pfffig wiegendem Köpfschen: wo der Doctor Börne wohnt, weiß ich nicht, aber Madame Wohl wohnt auf dem Wollgraben. Eine alte rothhaarige Magd, die ich ebenfalls ansprach, gab mir endlich die erwünschte Auskunft, indem sie vergüßt lachend hinzusetzte: ich diene ja bei der Mutter von Madame Wohl.

Ich hatte Mühe, den Mann wieder zu erkennen, dessen früheres Aussehen mir noch lebhaft im Gedächtnisse schwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und stolzer Verbüsterung. Ich sah jetzt ein zufriedenes Männchen, sehr schwächlig, aber nicht krank, ein kleines Köpfschen mit schwarzen glatten Härchen, auf den Wangen sogar ein Stück Röthe, die lichtbraunen Augen sehr munter, Gemüthlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein gestricktes Kamisölschen von grauer Wolle, welches eng anliegend wie ein Ringenpanzer, ihm ein drollig mährchenhaftes Ansehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten und wir geriethen ins vertraulichste Gespräch. Wovon wir zuerst redeten? Wenn Köchinnen zusammen kommen, sprechen sie von ihrer Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammen kommen, sprechen sie von ihren Verlegern. Unsere Conversation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich, nach einigen gebräuchlichen Klagen, die guten Eigenschaften des letzteren eingestand, vertraute mir Börne, daß er mit einer Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften schwanger gehe, und für dieses Unternehmen sich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe versichern, daß er kein gewöhnlicher Buchhändler sei, der mit dem Edlen, Schönen,

Großen nur Geschäfte machen und eine gute Conjunction benutzen will, sondern daß er manchmal das Große, Schöne, Edle unter sehr ungünstigen Conjunctionen druckt und wirklich sehr schlechte Geschäfte damit macht. Auf solche Worte horchte Börne mit beiden Ohren, und sie haben ihn späterhin veranlaßt, nach Hamburg zu reisen und sich mit dem Verleger der Reisebilder über eine Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften zu verständigen.

Sobald die Verleger abgethan sind, beginnen die wechselseitigen Complimente zwischen zwei Schriftstellern, die sich zum ersten Male sprechen. Ich übergehe, was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte, und erwähne nur den leisen Tadel, den er bisweilen in den schäumenden Kelch des Lobes eintröpfeln ließ. Er hatte nämlich kurzvorher den zweiten Theil der Reisebilder gelesen, und vermeinte, daß ich von Gott, welcher doch Himmel und Erde erschaffen und so weise die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz, hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein sterblicher Despot gewesen, mit übertriebener Ehrfurcht gesprochen habe. Der Geist und Liberale trat mir also schon merkbar entgegen. Er schien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewußt den größten Respect vor ihm in der Seele trug. Es verdroß ihn, daß die Fürsten sein Standbild von der Vendomesäule so ungroßmüthig herabgerissen.

„Ach! rief er, mit einem bittern Seufzer: Ihr konntet dort seine Statue getrost stehen lassen; Ihr brauchet nur ein Plakat mit der Inschrift: „18. Brümair“ daran zu befestigen, und die Vendomesäule wäre seine verdiente Schandsäule geworden! Wie liebte ich diesen Mann bis zum 18. Brümair, noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan, als er aber die Stufen des Thrones erstieg, sank er immer tiefer im Werthe; man konnte von ihm sagen: er ist die rothe Treppe hinaufgefallen!“

„Ich habe noch diesen Morgen, setzte Börne hinzu, ihn bewundert, als ich in diesem Buche, das hier auf meinem Tische liegt — er zeigte auf Thiers' Revolutionsgeschichte, — die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobenzel hat, und im Eifer des Gesprächs das Porzellan zerschlägt, das Kobenzel einst von der Kaiserin Catharina erhalten; und gewiß sehr liebte. Dieses zerschlagene Porzellan hat vielleicht den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobenzel dachte gewiß: mein Kaiser hat so viel Porzellan, und das glebt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriethe: das beste ist, wir machen mit ihm Frieden. Wahrscheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzellan service von Kobenzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzellan, und nicht bloß die Kaffeekannen und Tassen, sondern auch die chinesischen Pagoden, sie nickten mit den Köpfen vielleicht hastiger als je, und der Friede wurde ratificirt. In Silberläden sieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er

auf bäumendem Ross den Simptom besteigt, wie er mit hochgeschwungener Fahne über die Brücke von Lobj stürmt u. s. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, so würde ich ihn darstellen, wie er das Service von Kobenzel zerschlägt. Das war seine erfolgreichste That. Jeder König fürchtete seitdem für sein Porzellan, und gar besondere Angst überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzellanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebster Heine, wie man durch den Besitz von schönem Porzellan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einst so wild war, als ich wenig Gepäc hatte und gar kein Porzellan. Mit dem Besitzthum, und gar mit gebrechlichem Besitzthum kommt die Furcht und die Knechtschaft. Ich habe mir leider vor kurzem ein schönes Theeservice angeschafft — die Kanne war so lockend prächtig vergolbet — auf der Zuckerdose war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende, die sich schnäbeln — auf der einen Tasse der Katharinenthurm, auf einer andern die Konstablerwache, lauter vaterländische Gegenben auf den übrigen Tassen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daß ich in meiner Dummheit nicht zu frei schreibe und plötzlich flüchten müßte. — Wie könnte ich in der Geschwindigkeit all' diese Tassen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten sie zerbrochen werden, und zurücklassen möchte ich sie in keinem Falle. Ja wir Menschen sind sonderbare Käuze! Derselbe Mensch, der vielleicht Ruhe und Freude seines Lebens, ja das Leben selbst aufs Spiel setzen würde, um seine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Tassen verlieren, und wird ein schweigender Sklave, um seine Theekanne zu conserviren. Wahrhaftig, ich fühle, wie das verdamnte Porzellan mich im Schreiben hemmt, ich werde so milde, so vorsichtig, so ängstlich . . . Am Ende glaub' ich gar, der Porzellanhändler war ein österreichischer Polizeiaгент und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, deshalb war es so wohlfeil und der Mann war so berebtsam. Ach! die Zuckerdose mit dem ehelichen Glück war eine so süße Lockspeise! Ja, je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahrscheinlicher wird mir der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdanke es ihm nicht im Mindesten, daß man mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unwirksam; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir unausstehlich. Da ist aber unser frankfurter Senat——“

Ich habe meine Gründe, den Mann nicht weiter sprechen zu lassen, und bemerkte nur, daß er am Ende seiner Rede mit gutmüthigem Lachen ausrief:

„Aber noch bin ich stark genug, meine Porzellanseffeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, die schöne vergolbete Theekanne fliegt zum Fenster hinaus mitsammt der Zuckerdose und dem ehelichen Glück und dem Katharinenthurm und der Konstablerwache und den vaterländischen Gegenben, und ich bin dann wieder ein freier Mann, nach wie vor!“

Börne's Humor, wovon ich eben ein sprechendes Beispiel gegeben, unterschieb sich von dem Humor Jean Paul's dadurch, daß letzterer gern die entferntesten Dinge ineinanderrührte, während jener, wie ein lustiges Kind, nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantasie des konfuseu Polyhistor von Bayreuth in der Kumpelkammer aller Zeiten herumframte und mit Siebenmeilenstiefeln alle Weltgegenden durchschweifte, hatte Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge und die Gegenstände, die ihn beschäftigten, lagen alle in seinem räumlichen Gesichtskreis. Er besprach das Buch, das er eben gelesen, das Ereigniß, das eben vorfiel, den Stein, an den er sich eben gestoßen, Rothschild, an dessen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil residirt, und den er ebenfalls an Ort und Stelle hassen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich sage Anfänge, nicht Ursachen; denn wenn auch der Umstand, daß Frankfurt ihre gemeinschaftliche Vaterstadt war, Börne's Aufmerksamkeit zunächst auf Goethe lenkte, so war doch der Haß, der gegen diesen Mann in ihm brannte und immer leidenschaftlicher entloberte, nur die nothwendige Folge einer tiefen in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Schelsucht, sondern ein uneigennütziger Widerwille, der angeborenen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, sich in allen Geschichten des Menschengeschlechts kund giebt, und am grellsten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der jüdische Spiritualismus gegen hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird: der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel war eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, daß jemand gekommen sei, der den Muth zeige so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Respekt“ setzte er nach hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, der hat Muth, der ist ein ehrlicher Mann, und ein Gelehrter; den müssen Sie kennen lernen, an dem werden wir noch viele Freude erleben; der hat viel Courage, der ist ein grundehrlicher Mann, und ein großer Gelehrter! An dem Goethe ist gar nichts, er ist eine Memme, ein serviler Schmeichler und ein Dilettant.“

Auf dieses Thema kam er oft zurück; ich mußte ihm versprechen, in Stuttgart den Menzel zu besuchen, und er schrieb mir gleich zu diesem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn noch eifrig hinzusetzen: der hat Muth, außerordentlich viel Courage, der ist ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!

Wie in seinen Aeußerungen über Goethe, so auch in seiner Beurtheilung

anderer Schriftsteller, verrieth Börne seine nazarenische Beschränktheit. Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks „jüdisch“ noch „christlich“ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden“ und „Christen“ sind für mich ganz sinnverwandte Worte im Gegensatz zu „Hellenen,“ mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborne als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungsgelüftigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. Es gab es Hellenen in deutschen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Ihesus abstammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf nicht den Christen, kann man hier mit Recht sagen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüthe, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen und der von der Passionsucht der früheren Christen so wenig verschieden ist. In seiner spätern Zeit wendete sich Börne sogar zum historischen Christenthum, er sank fast in den Katholizismus, er fraternisirte mit dem Pfaffen Laménais und versiel in den widerwärtigsten Kapuzinerton, als er sich einst über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheisten von der heitern Observanz, öffentlich aussprach. — Psychologisch merkwürdig ist die Untersuchung, wie in Börne's Seele allmählig das eingeborene Christenthum emporstieg, nachdem es lange niedergehalten worden von seinem scharfen Verstand und seiner Lustigkeit. Ich sage Lustigkeit gaités, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewisse springende gute Laune, eine witzige eichläppchenhafte Munterkeit, gar lieblich kapriziös, gar süß, auch glänzend, worauf aber bald eine starre Gemüthsvertrübung folgt: es fehlt ihnen die Majestät der Genußseligkeit, die nur bei bewussten Göttern gefunden wird.

Es aber in unserem Sinne kein großer Unterschied zwischen Juden und Christen, so existirt dergleichen desto herber in der Weltbetrachtung frankfurter Philister; über die Mißstände, die sich daraus ergeben, sprach Börne sehr viel und sehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zu Liebe in der freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Versprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu schenken, er ließ mich nicht mehr von sich, und ich mußte mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde besuchen, auch Freundinnen, z. B. Madame Wohl auf dem Bollgraben. Diese Madame Wohl

auf dem Wallgraben ist die bekannte Freiheitsgöttin, an welche späterhin die Briefe aus Paris adressirt wurden. Ich sah eine magere Person, deren gelblich weißes, pockennarbiges Gesicht einem alten Nagelkuchen glich. Trotz ihrem Neuzern und obgleich ihre Stimme freischend war, wie eine Thüre, die sich auf rostigen Angeln bewegt, so gefiel mir doch alles, was die Person sagte; sie sprach nämlich mit großem Enthusiasmus von meinen Werken. Ich erinnere mich, daß sie ihren Freund in große Verlegenheit setzte, als sie ausplaudern wollte, was er ihr bei unserm Eintritt ins Ohr geflüstert; Börne ward roth wie ein Mädchen, als sie, trotz seiner Bitten, mir verrieth, er habe sich geäußert: mein Besuch sei für ihn eine größere Ehre, als wenn ihn Goethe besucht hätte. Wenn ich jetzt bedenke, wie schlecht er schon damals von Goethe dachte, so darf ich mir jene Aeußerung nicht als ein allzugroßes Compliment anrechnen.

Ueber das Verhältniß Börne's zu der erwähnten Dame erfuhr ich damals eben so wenig Bestimmtes, wie andere Leute. Auch war es mir gleichgültig, ob jenes Verhältniß warm oder kühl, feucht oder trocken war. Die böse Welt behauptete, Herr Börne säße bei Madame Wohl auf dem Wallgraben so recht in der Woll: die ganze böse Welt zischelte: es herrsche zwischen beiden nur eine abstrakte Seelen-Verbindung, ihre Liebe sei platonisch.

Was mich betrifft, so interessirt mich bei ausgezeichneten Leuten der Gegenstand ihrer Liebesgefühle immer weniger, als das Gefühl der Liebe selbst. Letzteres aber — das weiß ich, muß bei Börne sehr stark gewesen sein. Wie später bei der Lektüre seiner gesammelten Schriften, so schon in Frankfurt durch manche hingeworfene Aeußerung, merkte ich, daß Börne zu verschiedenen Zeiten seines Lebens von den Lücken des kleinen Gottes weiblich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eifersucht weiß er viel zu sagen, wie denn überhaupt die Eifersucht in seinem Charakter lag, und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erscheinungen durch die gelbe Lupe des Mißtrauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daß Börne zu verschiedenen Zeiten seines Lebens von Liebesleiden heimgesucht worden. —

„Ach,“ seufzte er einmal wie aus der Tiefe schmerzlicher Erinnerungen, „in spätern Jahren ist diese Leidenschaft noch weit gefährlicher als in der Jugend. Man sollte es kaum glauben, da sich doch mit dem Alter auch unsere Vernunft entwickelt hat, und diese uns unterstützen könnte im Kampfe mit der Leidenschaft. Saubere Unterstützung! Werken Sie sich das: die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Kaprizen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber sobald sich eine große wahre Leidenschaft unseres Herzens bemächtigt hat, und unterdrückt werden soll, wegen des positiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hülfe, ja, die Canaille, sie wird alsdann sogar eine Bundes-

genossen des Feindes, und anstatt unsere materiellen oder moralischen Interessen zu vertreten, leiht sie dem Feinde, der Leidenschaft, alle ihre Logik, alle ihre Sillogismen, alle ihre Sophismen, und dem stummen Wahnsinn liefert sie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie sie ist, schlägt sich die Vernunft immer zur Parthei des Stärkern, zur Parthei der Leidenschaft, und verläßt sie wieder, sobald die Force derselben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Gesetz der Reaktion gebrochen wird. Wie verhöhnt sie alsdann die Gefühle, die sie kurz vorher so eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenschaft immer der Sprache der Vernunft, und ist die Leidenschaft erloschen, so mißtrauen Sie ihr ebenfalls, und seien Sie nicht ungerecht gegen ihr Herz!“

Nachdem Börne mit Madame Wohl auf dem Wollgraben gezeigt, wollte er mich auch die übrigen Merkwürdigkeiten Frankfurts sehen lassen, und vergnügt, im gemüthlichsten Hundetrapp, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Ansehen gab ihm sein kurzes Mäntelchen und sein weißes Hüthen, welches zur Hälfte mit einem schwarzen Flor umwickelt war. Der schwarze Flor bedeutete den Tod seines Vaters, welcher ihn bei Lebzeiten sehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne schien damals die angenehmen Empfindungen solcher Glücksveränderungen noch in sich zu tragen, und überhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu stehen. Er klagte sogar über seine Gesundheit, d. h. er klagte, er werde täglich gesünder und mit der zunehmenden Gesundheit schwänden seine geistigen Fähigkeiten. „Ich bin zu gesund und kann nichts mehr schreiben, klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernst, denn bei solchen Naturen ist das Talent abhängig von gewissen krankhaften Zuständen, von einer gewissen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweise steigert, und die mit der eintretenden Gesundheit wieder verschwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit kurirt,“ sagte Börne von seinem Arzte, zu welchem er mich führte, und in dessen Haus ich auch mit ihm speiste.

Die Gegenstände, womit Börne in zufällige Verführung kam, gaben seinem Geiste nicht bloß die nächste Beschäftigung, sondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung seines Geistes, und mit ihrem Wechsel stand seine gute oder böse Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, so empfing Börne's Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenständen, denen er auf seinem Wege begegnete. Der Anblick schöner Gartenanlagen oder einer Gruppe schäfernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichsam Rosenlichter über Börne's Seele, und der Widerschein derselben gab sich kund in sprühenden Wigen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, schienen die schwarzen Häuser ihre finstern Schatten in 'ein Gemüth zu gießen.

„Betrachten Sie diese Gasse, sprach er seufzend, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menschen sind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widersprechen, wenn unsere verrückten Poeten und noch verrücktern Historiker, wenn Narren und Schälte von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken lassen; aber wo die todtten Menschen schweigen, da sprechen desto lauter die lebendigen Steine.“

In der That, die Häuser jener Straße sahen mich an, als wollten sie mir betrübte Geschichten erzählen, Geschichten, die man wohl weiß, aber nicht wissen will, oder lieber vergäße, als daß man sie ins Gedächtniß zurückeriefe. So erinnere ich mich noch eines giebelhohen Hauses, dessen Kohlen Schwärze um so greller hervorstach, da unter den Fenstern eine Reihe freideweißer Lalglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit rostigen Eisenstangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzuriesel schien, und aus dem Innern tönte ein höchst sonderbarer, näselnder Gesang. Die gebrochene Stimme schien die eines alten Mannes, und die Melodie wiegte sich in den sanftesten Klagelauten, die allmählig bis zum entseeligsten Borne anschwellen. Was ist das für ein Lied? frag ich meinen Begleiter. „Es ist ein gutes Lied,“ antwortete dieser mit einem mürrischen Lachen, „ein lyrisches Meisterstück, das im diesjährigen Musenalmanach schwerlich seines Gleichen findet. . . Sie kennen es vielleicht in der deutschen Uebersetzung: wir saßen an den Flüssen Babels, unsere Harfen hingen an den Trauerweiden u. s. w. Ein Prachtgedicht! und der alte Rabbi Chayim singt es sehr gut mit seiner zitterigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag sänge es vielleicht mit größerem Wohlklang, aber nicht mit so viel Ausdruck, mit so viel Gefühl. . . Denn der alte Mann haßt noch immer die Babylonier und weint noch täglich über den Untergang Jerusalems durch Nebukatnezar. . . Dieses Unglück kann er gar nicht vergessen, obgleich so viel Neues seitdem passiert ist, und noch jüngst der zweite Tempel durch Titus, den Bösewicht, zerstört worden. Ich muß Ihnen nemlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein *delicium generis humani*, er hält ihn für einen Bösewicht, den auch die Rache Gottes erreicht hat. . . Es ist ihm nemlich eine kleine Rinde in die Nase gestochen, die, allmählig wachsend, mit ihren Klauen in seinem Gehirn herumwühlte und ihm so grenzenlose Schmerzen verursachte, daß er nur dann einige Erholung empfand, wenn in seiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Ambosse loshämmerten. Das ist sehr merkwürdig, daß alle Feinde der Kinder Israel ein so schlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukatnezar gegangen ist, wissen Sie, er ist in seinen alten Tagen ein Dohs geworden und hat Gras essen müssen. Sehen Sie den persischen Staatsminister Daman, ward er nicht am Ende gehängt zu Susa, in der Hauptstadt? Und Antiochus, der König von Syrien, ist er nicht bei leben-

bigem Leibe verkauft, durch die Käufesucht? Die spätern Besswichter, die Judenfeinde, sollten sich in Acht nehmen . . . Aber was hilft's, es schreckt sie nicht ab, das furchtbare Beispiel, und dieser Tage habe ich wieder eine Broschüre gegen die Juden gelesen, von einem Professor der Philosophie, der sich *Magis amica* nennt. Er wird einst Gras essen, ein Ochse ist er schon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Hachsenfingen beleidigt, und Läuse hat er gewiß auch schon wie der Antiochus. Am liebsten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikanischen Küste. Ich habe nämlich jüngst gelesen, daß die Mahomedaner, die dort wohnen, sich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Christen, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sklaven zu behandeln. Sie vertheilen unter sich diese Unglücklichen und benutzen jeden derselben nach seinen Fähigkeiten. So hat nun jüngst ein Engländer, der jene Küsten bereiste, dort einen deutschen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sklave geworden, aber zu gar nichts anderem zu gebrauchen war, als daß man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nämlich zur theologischen Fakultät. Ich wünsche nun, der Doctor *Magis amica* käme in eine solche Lage; wenn er auf seinen Eiern drei Wochen unauffällig sitzen müßte (sind es Enteneier sogar vier Wochen) so kämen ihm gewiß allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünscht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Christen herabwürdigt, und sogar einen Doctor der Theologie bis zur Bruthenne entmenscht . . . Die Hühner, die er ausgebrütet, werden sehr tolerant schmecken, besonders wenn man sie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt."

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterster Fülle losließ, als wir auf unserer Wanderung im Weichbilde Frankfurts dem Hause vorübergingen, wo der Bundestag seine Sitzungen hält. Die Schildwache hielt ihr Mittagsschläfschen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Fliesen der Fenster ihre friedlichen Nester gebaut, flogen seelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; sie war sehr abergläubisch.

Von der Ecke der Schnur-Gasse bis zur Börse mußten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier versammelt sich der edle Handelsstand und schachert und mauschelt . . . Was wir nämlich in Norddeutschland Mauscheln nennen, ist nichts anders als die eigentliche frankfurter Landessprache, und sie wird von der unbeschnittenen Population eben so vortreflich gesprochen, wie von der beschnittenen. Börne sprach diesen Jargon sehr schlecht, obgleich er, eben so wie Goethe, den heimatlichen Dialekt nicht

ganz verlängnen konnte. Ich habe bemerkt, daß Frankfurter, die sich von allen Handelsinteressen entfernt hielten, am Ende jene frankfurter Aussprache, die wir, wie gesagt, in Norddeutschland Mäuscheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgasse, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir sahen nämlich einen Rubel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübsche Jungen mit rosigem Gesichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Respekt,“ — rief Börne, — „weit mehr Respekt habe ich für diese Buben, als für ihre erwachsenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten punischen Krieg, und er ist begeistert für Hannibal, und als man ihm heute erzählt, wie der große Karthager schon als Knabe den Römern Rache schwur . . . ich wette, da hat sein kleines Herz mitgeschworen . . . Haß und Untergang dem bösen Rom! Halte Deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder. Ich möchte ihn küssen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der so pfiffig hübsch aussieht, denkt vielleicht an den Mithribates und möchte ihn einst nachahmen . . . Das ist auch gut, ganz gut, und du bist mir willkommen. Aber, Bursche, wirst du auch Gift schlucken können, wie der alte König des Pontus? Uebe dich frühzeitig. Wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht blos plumpen Arsenik, sondern auch einschläferndes phantastisches Opium, und gar das schleichende Aquatofana der Verläumdung! Wie gefällt Ihnen der Knabe, der so lange Beine hat und ein so unzufrieden aufgestülptes Näschen? Den fückt es vielleicht, ein Catalina zu werden, er hat auch lange Finger und er wird einmal den Ciceros unserer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, sich mit langen schlechten Reden zu blamiren. Der dort, der arme fränkliche Bub, möchte gewiß weit lieber die Rolle des Brutus spielen . . . Armer Junge, du wirst keinen Cäsar finden, und mußt dich begnügen, einige alte Perrücken mit Worten zu erstechen, und wirst dich endlich, nicht in dein Schwert, sondern in die Schelling'sche Philosophie kürzen und verrückt werden! Ich habe Respekt für diese Kleinen, die sich den ganzen Tag für die hochherzigsten Geschichten der Menschheit interessieren, während ihre Väter nur für das Strigen oder Fallen der Staatspapiere Interesse fühlen, und an Caffeebohnen und Cochenille und Manufakturwaaren denken! Ich hätte nicht übel Lust, dem kleinen Brutus dort eine Tüte mit Zuckerfringeln zu kaufen . . . Nein, ich will ihm lieber Brantewein zu trinken geben, damit er klein bleibe . . . Nur so lange wir klein sind, sind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroisch . . . Mit dem wachsenden Leib schrumpft die Seele immer mehr ein . . . Ich fühle es an mir selber . . . Ach, ich bin ein großer Mann gewesen, als ich noch ein kleiner Junge war!“

Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiserburg hinaufführen, um dort die goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe sie noch nie gesehen,“ seufzte er, „und seit meiner Kindheit hegt ich immer eine geheime Sehnsucht nach dieser goldnen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichste Vorstellung davon und ich hielt sie für eine Kuh mit goldnen Hörnern; später bildete ich mir ein, es sei ein Kalb, und erst als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daß sie nämlich nur eine alte Haut sei, ein nichtsnützig Stück Pergament, worauf geschrieben steht, wie Kaiser und Reich sich einander wechselseitig verkauften. Nein, laßt uns diesen miserablen Contract, wodurch Deutschland zu Grunde ging, nicht betrachten: ich will sterben, ohne die goldne Bulle gesehen zu haben.“

Ich übergehe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildesten und schmerzlichsten Gedanken, die in Börne's Seele lauerten, hervorzurufen; dieses Thema war Deutschland und der politische Zustand des deutschen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe und das Vaterland war seine ganze Liebe.

Als wir denselben Abend wieder durch die Judengasse gingen, und das Gespräch über die Insassen derselben wieder anknüpften, sprudelte die Quelle des Börne'schen Geistes um so heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düsteren Anblick gewährte, jetzt aufs Fröhlichste illuminirt war, und die Kinder Israel an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr lustiges Lampenfest feierten. Dieses ist einst gestiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makabäer über den König von Syrien so heldenmüthig errungen haben.

„Sehen Sie,“ sagte Börne, „das ist der 18te October der Juden, nur daß dieser makabäische 18te October mehr als zwei Jahrtausende alt ist, und noch immer gefeiert wird, statt daß der leipziger 18te October noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hat, und bereits in Vergessenheit gerathen. Die Deutschen sollten bei der alten Madame Rothschild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie hier, in diesem kleinen Hause wohnt die alte Frau, die Lätizia, die so viele Finanzbonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will, und heute wegen des großen Freudenfestes ihre Fenster mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makabäus und seine Brüder eben so tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau diese Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und sie erinnert sich mit wehmüthiger Wonne jener jüngerer

Zeit, wo der selige Meyer Amschel Rothschild, ihr theurer Gatte, das Lampenfest mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten, und in kindischer Lust darüber hin- und herhuppten, wie es Brauch und Sitte ist in Israel!“

„Der alte Rothschild,“ fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynastie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Es war ein mildthätiges Gesicht mit einem spitzen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beständig umgab ihn, wie ein Hofstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen ertheilte oder mit gutem Rath zusprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten und vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebevolle Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen. Ich bin fest überzeugt, diesem Rothschild'schen Segen verdanke ich es, daß späterhin, obgleich ich ein deutscher Schriftsteller wurde, doch niemals das baare Geld in meiner Tasche ganz ausging.“

Ich kann nicht umhin, hier die Zwischenbemerkung einzuschalten, daß Börne immer im behaglichen Wohlstande lebte, und sein späterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbissenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumessen war. Obgleich er selber reich war, ich sage reich nach dem Maasstabe seiner Bedürfnisse, so hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf seinem Haupte ruhte, so haßte er doch die Söhne, Meyer Amsel Rothschild's Söhne.

Wie weit die persönlichen Eigenschaften dieser Männer zu jenem Haß berechtigten, will ich hier nicht untersuchen: es wird an einem anderen Orte ausführlich geschehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daß unsere deutschen Freiheitsprediger eben so ungerecht wie thöricht handeln, wenn sie das Haus Rothschild wegen seiner politischen Bedeutung, wegen seiner Einwirkung auf die Interessen der Revolution, kurz wegen seines öffentlichen Charakters, mit so viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es giebt keine stärkere Beförderer der Revolution als eben die Rothschilde . . . und was noch befremdlicher klingen mag: diese Rothschilde, die Banquiers der Könige, diese fürstlichen Sedelmesser, deren Existenz durch einen Umsturz des europäischen Staatensystems in die ernsthaftesten Gefahren gerathen dürfte, sie tragen dennoch im Gemüthe das Bewußtsein ihrer revolutionären Sendung. Ramentlich ist dieses der Fall bei dem Manne, der unter dem scheinlosen Namen

Baron James bekannt ist, und in welchem sich jetzt, nach dem Tode seines erlauchten Bruders von England, die ganze politische Bedeutung des Hauses Rothschild resumirt. Dieser Nero der Finanz, der sich in der Rue-Laffitte seinen goldenen Palast erbaut hat, und von dort aus als unumschränkter Imperator die Börsen beherrscht, er ist, wie weiland sein Vorgänger, der römische Nero, am Ende ein gewaltsamer Zerstörer des bevorrechteten Patrizierthums und Begründer der neuen Demokratie. Einst, vor mehreren Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz familiär, wie Hirsch Hyazinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflannirten, sagte mir Baron James ziemlich klar auseinander: wie eben er selber, durch sein Staatspapierensystem, für den gesellschaftlichen Fortschritt in Europa überall die ersten Bedingungen erfüllt, gleichsam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen“ — sagte er mir — „gehört ein Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die sich mit diesen Dingen gemeinsam zu beschäftigen haben. Dergleichen Menschen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren deshalb nie ganz frei, sondern immer an einen entfernten Grundbesitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefesselt; jetzt aber gewährt das Staatspapierensystem diesen Menschen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können sie von den Zinsen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens geschäftlos leben, und sie ziehen sich zusammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptstädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine solche Residenz der verschiedenartigsten Kräfte, eine solche Centralisation der Intelligenzen und socialen Autoritäten, das ist hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie seine Revolution gemacht; hier hatten so viele ausgezeichnete Geister Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder sorglose Existenz zu führen, mit einander zu verkehren und so weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen solchen günstigen Zustand allmählich herbeigeführt. Durch das Rentensystem wäre Paris weit schneller Paris geworden, und die Deutschen, die gern eine ähnliche Hauptstadt hätten, sollten nicht über das Rentensystem klagen: es centralisirt, es macht vielen Leuten möglich, an einem selbstgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menschheit jeden nützlichen Impuls zu geben . . .“

Von diesem Standpunkte aus betrachtet Rothschild die Resultate seines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieser Ansicht ganz einverstanden, ja ich gehe noch weiter, und ich sehe in Rothschild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind für mich drei terroristische Namen, und sie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Aristokratie. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind die drei furchtbarsten Rivelleurs Europa's. Richelieu zerstörte

die Souverainetät des Feudalabels und beugte ihn unter jene königliche Willkür, die ihn entweder durch Hofdienst herabwürdigte, oder durch frantjunterliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre schlug diesem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr desselben, der neue Gutsbesitzer, ward ganz wieder ein Aristokrat, wie seine Vorgänger, deren Präentionen er unter anderem Namen fortsetzte. Da kam Rothschild, und zerstörte die Oberherrschaft des Bodens, indem er das Staatspapierensystem zur höchsten Macht emporhob, dadurch die großen Besitzthümer und Einkünfte mobilisirte, und gleichsam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er stiftete freilich dadurch eine neue Aristokratie, aber diese, beruhend auf dem unzuverlässigsten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr so nachhaltig miswirken, wie die ehemalige Aristokratie, die im Boden, in der Erde selber, wurzelte. Geld ist flüssiger als Wasser, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel vergeht man gern seine Impertinenzen, wenn man seine Vergänglichkeit bedenkt . . . er zerrinnt und verdunstet, ehe man sich dessen versieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothschild zusammenstellte, drängte sich mir die Bemerkung auf, daß diese drei größten Terroristen noch mancherlei andere Aehnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine gewisse natürliche Liebe zur Poesie: Richelieu schrieb schlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Mädrigale, und James Rothschild, wenn er lustig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch das gehört nicht hierher, diese Blätter haben sich zunächst mit einem kleineren Revolutionär, mit Ludwig Börne zu beschäftigen. Dieser hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchsten Haß gegen die Rothschilde, und in seinem Gespräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhause derselben vorübergingen, äußerte sich jener Haß bereits eben so grell und giftig, wie in seinen späteren pariser Briefen. Nichtsdestoweniger ließ er doch den persönlichen Eigenschaften dieser Leute Gerechtigkeit widerfahren, und er gestand mir ganz naiv: daß er sie nur hassen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich sei, sie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn sehen Sie,“ — sprach er — „die Rothschilde haben so viel Geld, eine solche Unmasse von Geld, daß sie uns einen fast grauenhaften Respekt einflößen; sie identifizirten sich so zu sagen mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben diese Leute das sicherste Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem so manche andere baronisirte Millionären-Familien des alten Testaments verfallen sind: sie enthalten sich des christlichen Weihwassers. Die Taufe ist jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das dem armen Judäas vergebens gepredigt worden, ist jetzt in Floribus bei den Reichen. Aber

da die Annahme desselben nur Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge ist, und das angeheuchelte Christenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontrastirt, so geben diese Leute dem Wiße und dem Spotte die bedenklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läuse in Flöhe verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt?“

Ich glaube nicht.

„Ich glaub's auch nicht, und ein eben so melancholischer wie lächerlicher Anblick ist es für mich, wenn die alten Läuse, die noch aus Egypten stammen, aus der Zeit der pharaonischen Plage, sich plötzlich einbilden, sie wären Flöhe, und christlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Israels gesehen, die am Halse lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Nasen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten sie ein evangelisches Gesangbuch, und sie sprachen von der prächtigen Predigt, die sie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die eine frug die andere: bei wem sie das heilige Abendmahl genommen? und beide rochen dabei aus dem Halse. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von schmutzigen Bartfaden, die aus ihren polnischen Kloaken kamen, von der Befehrungsgesellschaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Christenthum predigten und so entseflich dabei stanken. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, wenn man dergleichen polnisches Läusevolk nicht mit gewöhnlichem Wasser, sondern mit Eau-de-Cologne taufen ließe.“

Im Hause des Gehängten, unterbrach ich diese Rede, muß man nicht von Stricken sprechen, lieber Doktor, sagen Sie mir vielmehr: wo sind jetzt die großen Döfen, die, wie mein Vater mir einst erzählte, auf dem jüdischen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht so entseflich brüllten, daß die Ruhe der Nachbarn dadurch gestört wurde?

„Ihr Herr Vater“ rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit gesagt. Es existirte früherhin der Gebrauch, daß die jüdischen Viehhändler die männliche Erstgeburt ihrer Kühe nach biblischer Vorschrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieser Absicht, aus allen Gegenden Deutschlands, hierher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Döfen Gottes den jüdischen Kirchhof zum Grasen anwies, und wo sie bis an ihr seliges Ende sich herumtrieben und wirklich oft entseflich brüllten. Aber die alten Döfen sind jetzt todt, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erstgeburten bleiben ruhig daheim, wenn sie nicht gar zum Christenthume übergehen. Die alten Döfen sind todt.“

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem seiner Freunde zu Mittag zu speisen, und zwar weil derselbe, in getreuer Beharrniß an jüdi-

schen Getränken, mir die berühmte Schaletspeise vorsehen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch ägyptischen Ursprungs und alt wie die Pyramiden ist. Ich wundre mich, daß Börne späterhin, als er scheinbar in humoristischer Laune, in der That aber aus plebejischer Absicht, durch mancherlei Erfindungen und Insinuationen, wie gegen Kronenträger überhaupt, so auch gegen ein gekröntes Dichterköpfchen den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, daß er in seinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthusiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Ueberzeugung ich einst beim Doctor St. . . . das altjüdische Schaletessen verzehrt habe! Dieses Gericht ist aber auch ganz vortrefflich, und es ist schmerzhaft zu bedauern, daß die christliche Kirche, die dem alten Judenthume so viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptirt hat. Vielleicht hat sie sich dieses für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz schlecht geht, wenn ihre heiligsten Symbole, sogar das Kreuz, seine Kraft verloren, greift die christliche Kirche zum Schaletessen, und die entwichenen Völker werden sich wieder mit neuem Appetit in ihren Schooß hineindrängen. Die Juden wenigstens werden sich alsdann auch mit Ueberzeugung dem Christenthume anschließen . . . denn, wie ich klar einsehe, es ist nur der Schalet, der sie zusammenhält in ihrem alten Bunde. Börne versicherte mir sogar, daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewisses Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daß der Schalet so zu sagen der Ruhreigen der Juden sei.

Auch nach Bornheim sind wir mit einander hinausgefahren, am Sabbath, um dort Kaffee zu trinken und die Töchter Israels zu betrachten . . . Es waren schöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebste. Börne zwinkerte mit den Augen. In diesem geheimnißvollen Zwinkern, in diesem unsicher lüsternden Zwinkern, das sich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verschiedenheit unserer Gefühlsweise. Börne nämlich war, wenn auch nicht in seinen Gedanken, doch desto mehr in seinen Gefühlen, eine Sklave der nazarenischen Abstinenz; und wie es allen Leuten seines Gleichen geht, die zwar die sinnliche Enthalttsamkeit als höchste Tugend anerkennen, aber nicht vollständig ausüben können, so wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäschiger Knabe, von Ewas verbotenen Aepfeln zu kosten. Ich weiß nicht, ob bei diesen Leuten der Genuß intensiver ist, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterscheißes, der moralischen Contrebande, entbehren; behauptet man doch, daß Mahomed seinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen desto süßer schmecke.

In großer Gesellschaft war Börne wortkarg und einsylbig, und dem Fluß der Rede überließ er sich nur im Zwiegespräch, wenn er glaubte, sich neben einem gleichgesinnten Menschen zu befinden. Daß Börne mich für einen sol-

den ansah, war ein Irrthum, der späterhin für mich sehr viele Verbrüchlichkeiten hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie, oder der Kunst, oder der Natur — die ihm sämmtlich verschlossen waren. Vielleicht entfallen mir späterhin in dieser Beziehung einige charakteristische Züge. Wir waren überhaupt von entgegengesetztem Wesen, und diese Verschiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unserer moralischen, sondern auch physischen Natur.

Es gibt im Grunde nur zwei Menschenarten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menschen, die immer dünner werden, und solche, die aus schwächlichen Anfängen allmählig zur rüchlichsten Corpulenz übergehen. Die ersteren sind eben die gefährliche Sorte, die Cäsar so sehr fürchtete — ich wollte, er wäre fetter, sagt er von Cassius. Brutus war von einer ganz andern Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren, und sich bei dieser Gelegenheit erstochen hätte, wäre er eben so dick geworden, wie der Schreiber dieser Blätter. — „Und Brutus war ein braver Mann.“

Da ich hier an Shakespeare erinnert werde, so ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett“ nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte Dich dazu bestimmt, in glücklicher Wohlbeleibtheit Deine Tage zu verschleudern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und Du sollst sie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Gesellschaft zubachte, verfloßen in fast idyllischer Friedsamkeit. Er bestrebte sich angelegentlichst, mir zu gefallen. Er ließ die Raqueten seines Wises so heiter als möglich aufsteuchten, und wie bei chinesischen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker selbst unter sprühendem Flammengeprassel in die Luft steigt: so schlossen die humoristischen Neben des Mannes immer mit einem tollén Brillantfeuer, worin er sich selbst aufs letzte preis gab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt, lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauschend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweisen könne. Er wußte, daß ich auf Veranlassung des alten Baron Cotta nach München reiste, um dort die Redaktion der politischen Annalen zu übernehmen, und auch einigen projektirten literarischen Instituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Sämann schon gleich nur Aerger und Schmähung einerndete. Männiglich bekannt sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidiren,“ waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abschied ins Ohr flüsterte. Als ich schon im Coupe des Postwagens saß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der sich aufs feste Land zurückgezogen hat, und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male aufs Meer begiebt . . . Der Alte glaubte damals, dem tückischen Elemente auf ewig Valet gesagt zu haben, und den Rest seiner Tage im sichern Hafen beschließen zu können. Armer Mann! Die Götter wollten ihm diese Ruhe nicht gönnen! Er mußte bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten sich unsere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem schwarzen Gewölk herabschossen, konnte ich genau sehen, wie Muth und Sorge auf dem Gesichte des Mannes schmerzlich wechselten! Er stand am Steuer seines Schiffes, und tropte dem Ungeßüm der Wellen, die ihn manchmal zu verschlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich bespritzten und durchnäßten, was einen so kummervollen und zugleich komischen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung . . . Ich sah, wie der Mast brach, wie die Winde das Lauwerk zerrissen . . . Ich sah, wie er die Hand nach mir ausstreckte . . .

Ich durfte sie nicht erfassen, ich durfte die kostbare Labung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem sicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— Ich selber bin dieses Guerilla-Krieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln, ganz fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschicks, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthlebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln, und in die Bewegung hineinzubeßen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Mährchen zu versenken . . . ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riß ich auch heftig an seinem Kopfstücken, so rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand . . . Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, daß sie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutsche Nachtmütze anschaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdrößt mir alles Beßeren. Aber in der That, wo soll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Zitronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Zitronenbaum steht dort eine östreichische Schildwache, und donnert Dir ein schreckliches Werda! entgegen. Wie die Zitronen, so sind auch die Goldorangen jetzt sehr sauer. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem sie sich civilisiren und

Glacehandschuh tragen. Aber soll ich wieder nach dem verheulsten England, wo ich nicht in effigie hängen, viel weniger in Person leben möchte! Man sollte einem noch Geld dazugeben, um dort zu wohnen, und statt dessen kostet einem der Aufenthalt in England doppelt so viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach diesem schönsten Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen, und die Menschen wie Maschinen gebärden. Das schnurrt und schweigt so beängstigend. Als ich dem hiesigen Gouverneur präsentirt wurde, und dieser Stodengländer mehre Minuten ohne ein Wort zu sprechen unbeweglich vor mir stand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzusehen, ob man etwa dort vergessen habe, die Maschinen aufzuziehen. Daß die Insel Helgoland unter brittischer Herrschaft steht, ist mir schon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albions Söhne überall ausdünsten. In der That, aus jedem Engländer entwickelt sich ein gewisses Gas, die tödtliche Stickluft der Langeweile, und dieses habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmosphäre ganz davon geschwängert ist, aber in südlichen Ländern, wo der reisende Britte isolirt umherwandert, und die graue Aureole der Langeweile, die sein Haupt umgibt, in der sonnigblauen Luft recht schneidend sichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile sei ein Produkt des Ortes, und um derselben zu entfliehen, reisen sie durch alle Lande, langweilen sich überall und kehren heim mit einem *diary of an onnuyés*. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem seine Kameraden, als er schlafend auf der Pritsche lag, Unrath unter die Nase rießen; als er erwachte, bemerkte er, es röche schlecht in der Wachtstube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt stänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngst aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereisten den Continent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimath; an den französischen *Table-d'hôten* sähe man dicke Engländer, die nichts als *Vol-au-Vents*, *Crème*, *Sûpréms*, *Ragouts*, *Gelees* und dergleichen lustige Speisen verschluckten, und zwar mit jenem kolossalen Appetite, der sich daheim an Roßbeefmassen und Yorkshyrer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle französischen Gastwirthe zu Grunde gehen müssen. Ist etwa wirklich die Exploitation der *Table-d'hôten* der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreisen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit sie überall die Merkwürdigkeiten und Gemälbegallerien ansehen, sind sie es vielleicht, die uns mystificiren, und ihre belächelte Neugier ist nichts als ein pffiger Deckmantel für ihre gastronomischen Absichten?

Aber wie vortreflich auch die französische Küche, in Frankreich selbst soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Ze-

sulten floriren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor funfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen . . . Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegcn, und jetzt ist ihr Regiment thörigter als früher; denn, als man sie aus dem Todtenreich ans Tageslicht heraufließ, haben manche von ihnen, in der Hast, den ersten besten Kopf aufgesetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten sich gar heillose Mißgriffe: die Köpfe passen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin spukt. Da ist mancher, welcher wie die Vernunft selbst auf der Tribüne sich ausspricht, so daß wir den klugen Kopf bewundern, und doch läßt er sich gleich darauf von dem unverbesserlich verrückten Herzen zu den dümmsten Handlungen verleiten . . . Es ist ein grauenhafter Widerspruch zwischen den Gedanken und Gefühlen, den Grundsätzen und Leidenschaften, den Reben und den Thaten dieser Revenants!

Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottversuchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metterspflicht . . . Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel . . . mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigenliche Sklaverei, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft, empört mich nicht so sehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Neger stammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung eine solche Abstammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben sie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrthum, das alle europäische Begriffe übersteigt. Ich glaube, es war in New York, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurtheil trogend, seine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. So bald diese wahrhaft christliche That bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem Hause des Predi-

gers, der nur durch die Flucht dem Tod entrann; aber das Haus ward bemo-
lirt, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen
und mußte seine Wuth entgelten. She was finished, d. h. sie ward splitter-
nackt ausgekleidet, mit Theer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten
herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt ge-
schleift und verhöhnt . . .

D Freiheit! du bist ein böser Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— Da gestern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der
ganzen Insel lag, und mir fast das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweif-
lung zur Bibel . . . und ich gestehe es Dir, trotz dem, daß ich ein heimlicher
Helene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weid-
lich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die
Abgründe der Schöpfung und hinaufgehend in die blauen Geheimnisse des
Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und
Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in
diesem Buche . . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten
sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und
die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher
Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstör-
baren Schätze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahomed, welcher
die Juden „das Volk des Buches“ nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen
Tag im Oriente verblieben und tiefkönnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr
Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben
in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches
Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie
stark und bewunderungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merken
sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vor-
fielen; Völker erhoben sich und schwanden, Staaten blühten empor und er-
loschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden,
lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der
Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes sie „das Volk des Buches“ nannte, so
hat sie der Prophet des Abendlandes in seiner Philosophie der Geschichte als
„das Volk des Geistes“ bezeichnet. Schon in ihren frühesten Anfängen, wie wir
im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Ab-
strakte, und ihre ganze Religion ist nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch
Materie und Geist getrennt, und das Absolute nur in der alleinigen Form des

Geistes anerkannt wird. Welche schauerlich isolirte Stellung mußten sie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die dem freudigsten Naturdienste ergeben, den Geist vielmehr in den Erscheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entsetzliche Opposition bildeten sie deshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Egypten, gegen Phönizien, den großen Freudentempel der Asarte, oder gar gegen die schöne Sünderin, das holde, süßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimath der Kunst!

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Volk des Geistes sich allmählig ganz von der Materie befreit, sich ganz spiritualisirt. Moses gab dem Geiste gleichsam materielle Bollwerke, gegen den realen Anbruch der Nachbarsvölker: Rings um das Feld, wo er Geist gesät, pflanzte er das schroffe Ceremonialgesetz und eine egoistische Nationalität als schützende Dornhecke. Als aber die heilige Geistspflanze so tiefe Wurzeln geschlagen und so himmelhoch emporgeschossen, daß sie nicht mehr ausgereutet werden konnte: da kam Jesus Christus und riß das Ceremonialgesetz nieder, daß fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurtheil über die jüdische Nationalität. . . Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht. . . Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöst wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachsen und Hannover. . . Freilich, der Erlöser, der seine Brüder vom Ceremonialgesetz und der Nationalität befreite, und den Cosmopolitismus stiftete, ward ein Opfer seiner Humanität, und der Stadtmagistrat von Jerusalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verspottete ihn. . .

Aber nur der Leib ward verspottet und gekreuzigt, der Geist ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiste die Weltherrschaft erwarb, ward Sinnbild dieses Sieges, und die ganze Menschheit strebte seitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und übersinnlichem Aufgehen im absoluten Geiste. . .

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder gefunden von dem einseitigen Streben nach Vergeistigung, dem tollen Irrthume, wodurch sowohl Seele wie Körper erkranken! Ein großes Heilmittel liegt in der politischen Bewegung und in der Kunst. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, sich allerlei gesunde Körperbewegung zu gestatten; dieser, indem er uns wieder für griechische Kunst empfänglich machte und solche Werke schuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, festklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des absoluten Geistes. . .

Zeit, wo der selige Meyer Amschel Rothschild, ihr theurer Gatte, das Lampenfest mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten, und in kindischer Lust darüber hin- und hersprangen, wie es Brauch und Sitte ist in Israel!“

„Der alte Rothschild,“ fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynastie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Es war ein mildbütiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beständig umgab ihn, wie ein Hoffstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen ertheilte oder mit gutem Rath zusprach; wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten und vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebevolle Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen. Ich bin fest überzeugt, diesem Rothschild'schen Segen verdanke ich es, daß späterhin, obgleich ich ein deutscher Schriftsteller wurde, doch niemals das baare Geld in meiner Tasche ganz ausging.“

Ich kann nicht umhin, hier die Zwischenbemerkung einzuschalten, daß Börne immer im behaglichen Wohlstande lebte, und sein späterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbissenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumessen war. Obgleich er selber reich war, ich sage reich nach dem Maassstabe seiner Bedürfnisse, so hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf seinem Haupte ruhte, so haßte er doch die Söhne, Meyer Amsel Rothschild's Söhne.

Wie weit die persönlichen Eigenschaften dieser Männer zu jenem Haß berechtigten, will ich hier nicht untersuchen: es wird an einem anderen Orte ausführlich geschehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daß unsere deutschen Freiheitsprediger eben so ungerecht wie thöricht handeln, wenn sie das Haus Rothschild wegen seiner politischen Bedeutung, wegen seiner Einwirkung auf die Interessen der Revolution, kurz wegen seines öffentlichen Charakters, mit so viel Grimm und Blutgier anseinden. Es giebt keine stärkere Beförderer der Revolution als eben die Rothschilde . . . und was noch befremdlicher klingen mag: diese Rothschilde, die Banquiers der Könige, diese fürstlichen Sedelmeister, deren Existenz durch einen Umsturz des europäischen Staatensystems in die ernsthaftesten Gefahren gerathen dürfte, sie tragen dennoch im Gemüthe das Bewußtsein ihrer revolutionären Sendung. Kamentlich ist dieses der Fall bei dem Manne, der unter dem scheinlosen Namen

Baron James bekannt ist, und in welchem sich jetzt, nach dem Tode seines erlauchten Bruders von England, die ganze politische Bedeutung des Hauses Rothschild resumirt. Dieser Nero der Finanz, der sich in der Rue-Laffitte seinen goldenen Palast erbaut hat, und von dort aus als unumschränkter Imperator die Börse beherrscht, er ist, wie weiland sein Vorgänger, der römische Nero, am Ende ein gewaltsamer Zerstörer des bevorrechteten Patrizierthums und Begründer der neuen Demokratie. Einst, vor mehrern Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm, ganz familiär, wie Dirsch Hyazinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflannirten, setzte mir Baron James ziemlich klar auseinander: wie eben er selber, durch sein Staatspapierensystem, für den gesellschaftlichen Fortschritt in Europa überall die ersten Bedingungen erfüllt, gleichsam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen“ — sagte er mir — „gehört ein Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die sich mit diesen Dingen gemeinsam zu beschäftigen haben. Dergleichen Menschen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren deshalb nie ganz frei, sondern immer an einen entfernten Grundbesitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefesselt; jetzt aber gewährt das Staatspapierensystem diesen Menschen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können sie von den Zinsen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens geschäftlos leben, und sie ziehen sich zusammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptstädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine solche Residenz der verschiedenartigsten Kräfte, eine solche Centralisation der Intelligenzen und socialen Autoritäten, das ist hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie seine Revolution gemacht; hier hatten so viele ausgezeichnete Geister Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder sorglose Existenz zu führen, mit einander zu verkehren und so weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen solchen günstigen Zustand allmählich herbeigeführt. Durch das Rentensystem wäre Paris weit schneller Paris geworden, und die Deutschen, die gern eine ähnliche Hauptstadt hätten, sollten nicht über das Rentensystem klagen: es centralisirt, es macht vielen Leuten möglich, an einem selbstgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menschheit jeden nützlichen Impuls zu geben. . .“

Von diesem Standpunkte aus betrachtet Rothschild die Resultate seines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieser Ansicht ganz einverstanden, ja ich gehe noch weiter, und ich sehe in Rothschild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind für mich drei terroristische Namen, und sie bedeuten die graduelle Vernichtung der alten Aristokratie. Richelieu, Robespierre und Rothschild sind die drei furchtbarsten Rivelleurs Europa's. Richelieu zerstörte

die Souverainetät des Feudalabels und beugte ihn unter jene königliche Willführ, die ihn entweder durch Hofdienst herabwürdigte, oder durch frantjunterliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre schlug diesem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr desselben, der neue Gutbesitzer, ward ganz wieder ein Aristokrat, wie seine Vorgänger, deren Präntionen er unter anderem Namen fortsetzte. Da kam Rothschild, und zerstörte die Oberherrschaft des Bodens, indem er das Staatspapierensystem zur höchsten Macht emporhob, dadurch die großen Besitzthümer und Einkünfte mobilisirte, und gleichsam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er stiftete freilich dadurch eine neue Aristokratie, aber diese, beruhend auf dem unzuverlässigsten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr so nachhaltig miswirken, wie die ehemalige Aristokratie, die im Boden, in der Erde selber, wurzelte. Geld ist flüssiger als Wasser, windiger als Luft, und dem jetzigen Gelbabel verzeiht man gern seine Impertinenzen, wenn man seine Vergänglichkeit bedenkt . . . er zerrinnt und verdunstet, ehe man sich dessen versieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothschild zusammenstellte, drängte sich mir die Bemerkung auf, daß diese drei größten Terroristen noch mancherlei andere Aehnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine gewisse natürliche Liebe zur Poesie: Richelieu schrieb schlechte Tragödien, Robespierre machte erbärmliche Madrigale, und James Rothschild, wenn er lustig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch das gehört nicht hierher, diese Blätter haben sich zunächst mit einem kleineren Revolutionär, mit Ludwig Börne zu beschäftigen. Dieser hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchsten Haß gegen die Rothschilde, und in seinem Gespräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhause derselben vorübergingen, äußerte sich jener Haß bereits eben so grell und giftig, wie in seinen späteren pariser Briefen. Nichtsdestoweniger ließ er doch den persönlichen Eigenschaften dieser Leute Gerechtigkeit wiederfahren, und er gestand mir ganz naiv: daß er sie nur hassen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich sei, sie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn sehen Sie,“ — sprach er — „die Rothschilde haben so viel Geld, eine solche Unmasse von Geld, daß sie uns einen fast grauenhaften Respekt einflößen; sie identifizirten sich so zu sagen mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben diese Leute das sicherste Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem so manche andere baronisirte Millionären-Familien des alten Testaments verfallen sind: sie enthalten sich des christlichen Weihwassers. Die Taufe ist jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das dem armen Judäas vergebens gepredigt worden, ist jetzt in Floribus bei den Reichen. Aber

da die Annahme desselben nur Selbstbetrug, wo nicht gar Lüge ist, und das angeheuchelte Christenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell kontrastirt, so geben diese Leute dem Witz und dem Spott die bedrücklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Läufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Läufe in Flüsse verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt?“

Ich glaube nicht.

„Ich glaub's auch nicht, und ein eben so melancholischer wie lächerlicher Anblick ist es für mich, wenn die alten Läufe, die noch aus Egypten stammen, aus der Zeit der pharaonischen Plage, sich plötzlich einbilden, sie wären Flüsse, und christlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Lächter Israels gesehen, die am Halse lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Nasen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten sie ein evangelisches Gesangbuch, und sie sprachen von der prächtigen Predigt, die sie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die eine frug die andere: bei wem sie das heilige Abendmahl genommen? und beide rochen dabei aus dem Halse. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von schmutzigen Bartfaden, die aus ihren polnischen Kloaken kamen, von der Befehrungsgesellschaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Christenthum predigten und so entseflich dabei stanken. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, wenn man dergleichen polnisches Läusevolk nicht mit gewöhnlichem Wasser, sondern mit Eau-de-Cologne taufen ließe.“

Im Hause des Gehängten, unterbrach ich diese Rede, muß man nicht von Stricken sprechen, lieber Doktor, sagen Sie mir vielmehr: wo sind jetzt die großen Ochsen, die, wie mein Vater mir einst erzählte, auf dem jüdischen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht so entseflich brüllten, daß die Ruhe der Nachbarn dadurch gestört wurde?

„Ihr Herr Vater“ rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit gesagt. Es existirte früherhin der Gebrauch, daß die jüdischen Viehhändler die männliche Erstgeburt ihrer Rühe nach biblischer Vorschrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieser Absicht, aus allen Gegenden Deutschlands, hierher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochsen Gottes den jüdischen Kirchhof zum Grasen antwies, und wo sie bis an ihr seliges Ende sich herumtrieben und wirklich oft entseflich brüllten. Aber die alten Ochsen sind jetzt todt, und das heutige Kindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erstgeburten bleiben ruhig daheim, wenn sie nicht gar zum Christenthume übergehen. Die alten Ochsen sind todt.“

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem seiner Freunde zu Mittag zu speisen, und zwar weil derselbe, in getreuer Beharrniß an jüdi-

schen Gebräuchen, mir die berühmte Schalettspeise vorsehen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch ägyptischen Ursprungs und alt wie die Pyramiden ist. Ich wundre mich, daß Börne späterhin, als er scheinbar in humoristischer Laune, in der That aber aus plebejischer Absicht, durch mancherlei Erfindungen und Insinuationen, wie gegen Kronenträger überhaupt, so auch gegen ein gekröntes Dichterköpfchen den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, daß er in seinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthusiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Ueberzeugung ich einst beim Doctor St. . . . das altjüdische Schaletessen verzehrt habe! Dieses Gericht ist aber auch ganz vortrefflich, und es ist schmerzlichsich zu bebauern, daß die christliche Kirche, die dem alten Judenthume so viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptirt hat. Vielleicht hat sie sich dieses für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz schlecht geht, wenn ihre heiligsten Symbole, sogar das Kreuz, seine Kraft verloren, greift die christliche Kirche zum Schaletessen, und die entwichenen Völker werden sich wieder mit neuem Appetit in ihren Schooß hineindrängen. Die Juden wenigstens werden sich alsdann auch mit Ueberzeugung dem Christenthume anschließen . . . denn, wie ich klar einsehe, es ist nur der Schalet, der sie zusammenhält in ihrem alten Bunde. Börne versicherte mir sogar, daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewisses Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daß der Schalet so zu sagen der Ruhepol der Juden sei.

Auch nach Bornheim sind wir mit einander hinausgefahren, am Sabbath, um dort Kaffee zu trinken und die Töchter Israels zu betrachten . . . Es waren schöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebste. Börne zwinkerte mit den Augen. In diesem geheimnißvollen Zwinkern, in diesem unsicher lüsternden Zwinkern, das sich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verschiedenheit unserer Gefühlsweise. Börne nämlich war, wenn auch nicht in seinen Gedanken, doch desto mehr in seinen Gefühlen, eine Sklave der nazarenischen Abstinenz; und wie es allen Leuten seines Gleichen geht, die zwar die sinnliche Enthaltensamkeit als höchste Tugend anerkennen, aber nicht vollständig ausüben können, so wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäthigter Knabe, von Ewas verbotenen Nespeln zu kosten. Ich weiß nicht, ob bei diesen Leuten der Genuß intensiver ist, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterschleifs, der moralischen Contrebande, entbehren; behauptet man doch, daß Mahomed seinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen desto süßer schmecke.

In großer Gesellschaft war Börne wortkarg und einsylbig, und dem Fluß der Rede überließ er sich nur im Zweiegespräch, wenn er glaubte, sich neben einem gleichgesinnten Menschen zu befinden. Daß Börne mich für einen sol-

chen ansah, war ein Irrthum, der späterhin für mich sehr viele Verdrüsslichkeiten hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie, oder der Kunst, oder der Natur — die ihm sämmtlich verschlossen waren. Vielleicht entfallen mir späterhin in dieser Beziehung einige charakteristische Züge. Wir waren überhaupt von entgegengesetztem Wesen, und diese Verschiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht bloß in unserer moralischen, sondern auch physischen Natur.

Es gibt im Grunde nur zwei Menschenforten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menschen, die immer dünner werden, und solche, die aus schwächlichen Anfängen allmählig zur blindlichsten Corpulenz übergehen. Die ersteren sind eben die gefährliche Sorte, die Cäsar so sehr fürchtete — ich wollte, er wäre fetter, sagt er von Cassius. Brutus war von einer ganz andern Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren, und sich bei dieser Gelegenheit erstochen hätte, wäre er eben so dick geworden, wie der Schreiber dieser Blätter. — „Und Brutus war ein braver Mann.“

Da ich hier an Shakespeare erinnert werde, so ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Redart zu erklären, die den Hamlet „fett“ nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte Dich dazu bestimmt, in glücklicher Wohlbeleibtheit Deine Tage zu verschleudern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und Du sollst sie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz! — — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Gesellschaft zubachte, verfloßen in fast idyllischer Fröhlichkeit. Er bestrebte sich angelegentlichst, mir zu gefallen. Er ließ die Raqueten seines Wipes so heiter als möglich ausfeuchten, und wie bei chinesischen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker selbst unter sprühendem Flammengerausel in die Luft steigt: so schlossen die humoristischen Reden des Mannes immer mit einem toll'n Brillantfeuer, worin er sich selbst aufs feste preis gab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt, lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauschend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweisen könne. Er wußte, daß ich auf Veranlassung des alten Baron Cotta nach München reiste, um dort die Redaktion der politischen Annalen zu übernehmen, und auch einigen projektirten literarischen Instituten meine Thätigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Sämann schon gleich nur Aerger und Schmähung einerndete. Männiglich bekannt sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidiren,“ waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abschied ins Ohr flüsterte. Als ich schon im Coupe des Postwagens saß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der sich aufs feste Land zurückgezogen hat, und sich von Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male aufs Meer begiebt . . . Der Alte glaubte damals, dem tückischen Elemente auf ewig Valet gesagt zu haben, und den Rest seiner Tage im sichern Hafen beschließen zu können. Armer Mann! Die Götter wollten ihm diese Ruhe nicht gönnen! Er mußte bald wieder hinaus auf die hohe See, und dort begegneten sich unsere Schiffe, während jener furchtbare Sturm wüthete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! wie das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem schwarzen Gewölk herabschossen, konnte ich genau sehen, wie Muth und Sorge auf dem Gesichte des Mannes schmerzlich wechselten! Er stand am Steuer seines Schiffes, und tropte dem Ungeßüm der Wellen, die ihn manchmal zu verschlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich besprigten und durchnäßten, was einen so kummervollen und zugleich komischen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte. Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung . . . Ich sah, wie der Mast brach, wie die Winde das Lauwerk zerrissen . . . Ich sah, wie er die Hand nach mir ausstreckte . . .

Ich durfte sie nicht erfassen, ich durfte die kostbare Labung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem sicheren Verderben preisgeben . . . Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— Ich selber bin dieses Guerilla-Krieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln, ganz fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthlebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln, und in die Bewegung hineinzuhegen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftigte, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erküßeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken . . . ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riß ich auch heftig an seinem Kopffleiss, so rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand . . . Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmüze in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedanken-schweiß, daß sie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutsche Nachtmüze anschaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdirbt mir alles Befagen. Aber in der That, wo soll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Zitronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Zitronenbaum steht dort eine östreichische Schildwache, und donnert Dir ein schreckliches Werda! entgegen. Wie die Zitronen, so sind auch die Goldorangen jetzt sehr sauer. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem sie sich civilisiren und

Glacehandschuh tragen. Oder soll ich wieder nach dem vertheuften England, wo ich nicht in effigie hängen, viel weniger in Person leben möchte! Man sollte einem noch Geld dazugeben, um dort zu wohnen, und statt dessen kostet einem der Aufenthalt in England doppelt so viel, wie an anderen Orten. Nimmermehr nach diesem schönen Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen, und die Menschen wie Maschinen gebheben. Das schnurrt und schweigt so beängstigend. Als ich dem hiesigen Gouverneur präsentirt wurde, und dieser Stockengländer mehre Minuten ohne ein Wort zu sprechen unbeweglich vor mir stand, kam es mir unwillkürlich in den Sinn, ihn einmal von hinten zu betrachten, um nachzusehen, ob man etwa dort vergessen habe, die Maschinen aufzuziehen. Daß die Insel Helgoland unter brittischer Herrschaft steht, ist mir schon hinlänglich fatal. Ich bilde mir manchmal ein, ich röche jene Langeweile, welche Albions Söhne überall auskünsteln. In der That, aus jedem Engländer entwickelt sich ein gewisses Gas, die tödtliche Stickluft der Langeweile, und dieses habe ich mit eigenen Augen beobachtet, nicht in England, wo die Atmosphäre ganz davon geschwängert ist, aber in südlichen Ländern, wo der reisende Britte isolirt umherwandert, und die graue Aureole der Langeweile, die sein Haupt umgibt, in der sonnigblauen Luft recht schneidend sichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile sei ein Produkt des Ortes, und um derselben zu entfliehen, reisen sie durch alle Lande, langweilen sich überall und kehren heim mit einem *diary of an onnuyés*. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem seine Kameraden, als er schlafend auf der Pritsche lag, Unrath unter die Nase rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche schlecht in der Wachtstube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt stänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngst aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereisten den Continent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimath; an den französischen *Table-d'hôten* sähe man dicke Engländer, die nichts als *Vol-au-Vents*, *Crème*, *Sûprêms*, *Ragouts*, *Gelees* und dergleichen lustige Speisen verschluckten, und zwar mit jenem kolossalen Appetite, der sich daheim an Roßbeefmassen und *Porkshyrer Plumpudding* geübt hatte, und wodurch am Ende alle französische Gastwirthe zu Grunde gehen müssen. Ist etwa wirklich die Exploitation der *Table-d'hôten* der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreisen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit sie überall die Merkwürdigkeiten und Gemädegallerien ansehen, sind sie es vielleicht, die uns mystificiren, und ihre belächelte Neugier ist nichts als ein pffiger Deckmantel für ihre gastronomischen Absichten?

Aber wie vortreflich auch die französische Küche, in Frankreich selbst soll es jetzt schlecht aussehen, und die große *Retirade* hat noch kein Ende. Die Je-

sulten floriren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor funfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen . . . Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment thörigter als früher; denn, als man sie aus dem Todtenreich ans Tageslicht herausließ, haben manche von ihnen, in der Haft, den ersten besten Kory aufgesetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten sich gar heillose Mißgriffe: die Köpfe passen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin spukt. Da ist mancher, welcher wie die Vernunft selbst auf der Tribüne sich ausspricht, so daß wir den klugen Kopf bewundern, und doch läßt er sich gleich darauf von dem unverbesserlich verrückten Herzen zu den dümmsten Handlungen verleiten . . . Es ist ein grauenhafter Widerspruch zwischen den Gedanken und Gefühlen, den Grundsätzen und Leidenschaften, den Reben und den Thaten dieser Revenants!

Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metterspflicht . . . Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Abel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel . . . mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sklaverei, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft, empört mich nicht so sehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Neger stammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung eine solche Abstammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben sie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrthum, das alle europäische Begriffe übersteigt. Ich glaube, es war in New York, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurtheil trogend, seine eigene Tochter mit einem Neger verheirathete. So bald diese wahrhaft christliche That bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem Hause des Predi-

gers, der nur durch die Flucht dem Tod entrann; aber das Haus ward bemolirt, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer, ward vom Pöbel ergriffen und mußte seine Wuth entgelten. She was flinshed, d. h. sie ward splinternacht ausgekleidet, mit Theer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geschleift und verhöhnt . . .

D Freiheit! du bist ein böser Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

— Da gestern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag, und mir fast das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich gestehe es Dir, trotz dem, daß ich ein heimlicher Helene bin, hat mich das Buch nicht bloß gut unterhalten, sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufgehend in die blauen Geheimnisse des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, Alles ist in diesem Buche . . . Es ist das Buch der Bücher, Biblia. Die Juden sollten sich leicht trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräte und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schätze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre, war es Mahomed, welcher die Juden „das Volk des Buches“ nannte, ein Name, der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und tiefsinnig bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland, ihr Besitz, ihr Herrscher, ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den umfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht, hier kann man sie nicht verjagen, nicht verachten, hier sind sie stark und bewunderungswürdig. Versenkt in der Lektüre dieses Buches, merkten sie wenig von den Veränderungen, die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhoben sich und schwanben, Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit, die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes sie „das Volk des Buches“ nannte, so hat sie der Prophet des Abendlandes in seiner Philosophie der Geschichte als „das Volk des Geistes“ bezeichnet. Schon in ihren frühesten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung für das Abstrakte, und ihre ganze Religion ist nichts als ein Akt der Dialektik, wodurch Materie und Geist getrennt, und das Absolute nur in der alleinigen Form des

Geistes anerkannt wird. Welche schauerlich isolirte Stellung mußten sie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die dem freudigsten Naturdienste ergeben, den Geist vielmehr in den Erscheinungen der Materie, in Bild und Symbol, begriffen! Welche entsefliche Opposition bildeten sie deßhalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Egypten, gegen Phönizien, den großen Freudentempel der Astarte, oder gar gegen die schöne Sünderin, das holbe, süßduftige Babylon, und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimath der Kunst!

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Volk des Geistes sich allmählig ganz von der Materie befreit, sich ganz spiritualisirt. Moses gab dem Geiste gleichsam materielle Bollwerke, gegen den realen Anbrang der Nachbarnvölker: Rings um das Feld, wo er Geist gesäet, pflanzte er das schrofie Ceremonialgesetz und eine egoistische Nationalität als schützende Dornhecke. Als aber die heilige Geistspflanze so tiefe Wurzeln geschlagen und so himmelhoch emporgeschossen, daß sie nicht mehr ausgereutet werden konnte: da kam Jesus Christus und riß das Ceremonialgesetz nieder, daß fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurtheil über die jüdische Nationalität . . . Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht . . . Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöst wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachsen und Hannover . . . Freilich, der Erlöser, der seine Brüder vom Ceremonialgesetz und der Nationalität befreite, und den Cosmopolitismus stiftete, ward ein Opfer seiner Humanität, und der Stadtmagistrat von Jerusalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verspottete ihn . . .

Aber nur der Leib ward verspottet und gekreuzigt, der Geist ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiste die Weltherrschaft erwarb, ward Sinnbild dieses Sieges, und die ganze Menschheit strebte seitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und übersinnlichem Aufgehen im absoluten Geiste . . .

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder gefunden von dem einseitigen Streben nach Vergeistigung, dem tollen Irrthume, wodurch sowohl Seele wie Körper erkrankten! Ein großes Heilmittel liegt in der politischen Bewegung und in der Kunst. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, sich allerlei gesunde Körperbewegung zu gestatten; dieser, indem er uns wieder für griechische Kunst empfänglich machte und solide Werke schuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, festklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des absoluten Geistes . . .

Delgoland, den 18. Julius.

Im alten Testamente habe ich das erste Buch Mosis ganz durchgelesen. Wie lange Karavanenzüge zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist. Die Kameele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken sitzen die verschleierte Rosen von Canaan. Fromme Viehhirten, Oshen und Kühe vor sich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hier und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich Deine Heerden weiden! Ich würde Dir gerne sieben Jahre dienen um Rahel, und noch andere sieben Jahre für die Lea, die Du mir in den Kauf giebst! Ich höre, wie sie blöken, die Schafe Jakobs, und ich sehe, wie er ihnen die geschälten Stäbe vorhält, wenn sie in der Brunnzeit zur Tränke gehn. Die gesprenkelten gehören jetzt uns. Unterdessen kommt Ruben nach Hause und bringt seiner Mutter einen Strauß Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel verlangt die Judaim, und Lea giebt sie ihr mit der Bedingung, daß Jakob dafür die nächste Nacht bei ihr schlafe. Was sind Judaim? Die Commentatoren haben sich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß sich nicht besser zu helfen, als daß er diese Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es sind vielleicht schwäbische Gelbveiglein. Die Liebesgeschichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich sehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht so sentimentalisch aufgefaßt. Abscheulich ist es, daß sie den unglücklichen Sichem und alle seine Angehörigen mit grimmiger Hinterlist erwürgten, obgleich der arme Liebhaber sich anheischig machte, ihre Schwester zu heirathen, ihnen Länder und Güter zu geben, sich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbinden, obgleich er bereits in dieser Absicht sich und sein ganzes Volk beschneiden ließ. Die beiden Burschen hätten froh sein sollen, daß ihre Schwester eine so glänzende Partie machte, die angelobte Verschwägerung war für ihren Stamm von höchstem Nutzen, und dabei gewannen sie, außer der kostbarsten Morgengabe, auch eine gute Strecke Land, dessen sie eben sehr bedurften. . . . Man kann sich nicht anständiger aufführen, wie dieser verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipirt hatte. . . . Aber das ist es, er hatte ihre Schwester geschwächt, und für dieses Vergehen giebt es bei jenen ehrstolzen Brüdern keine andere Buße als den Tod. . . . und wenn der Vater sie ob ihrer blutigen That zur Rede stellt, und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verschwägerung mit Sichem verschafft hätte, antworten sie: sollten wir etwa Handel treiben mit der Jungferschaft unserer Schwester?

Störrige, grausame Herzen, diese Brüder. Aber unter dem harten Stein

bustet das zarteste Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieses Sittlichkeitsgefühl, wie es sich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, ist nicht Resultat einer positiven Religion oder einer politischen Gesetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder positive Religion, noch politisches Gesetz, beides entstand erst in späterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können: die Sittlichkeit ist unabhängig von Dogma und Legislation, sie ist ein reines Produkt des gesunden Menschengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünschte, wir besäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung dessen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten sonst verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romanischen Völker sind in demselben Falle, indem ihr *morale* von *mores* abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit ist, wie von Dogma und Legislation, so auch von den Sitten eines Volks unabhängig. Letztere sind Erzeugnisse des Klimas, der Geschichte, und aus solchen Faktoren entstanden Legislation und Dogmatik. Es giebt daher eine indische, eine chinesische, eine christliche Sitte, aber es giebt nur eine einzige, nämlich eine menschliche Sittlichkeit. Diese läßt sich vielleicht nicht im Begriff erfassen, und das Gesetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, ist nur eine dialektische Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart sich in Handlungen, und nur in den Motiven derselben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die sittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowins Reise nach Japan stehen als Motto die schönen Worte, welche der russische Reisende von einem vornehmen Japanesen vernommen: „Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden.“

So lange ich denke, habe ich über diesen Gegenstand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Bösen, das seit anderthalb Jahrtausend alle große Gemüther in quälende Bewegung gesetzt, hat sich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht —

Aus dem alten Testament springe ich manchmal ins neue, und auch hier überschauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden tritt hier Dein Fuß! Bei dieser Lektüre sollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heilighümern.

Die merkwürdigsten Worte des neuen Testaments sind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Cap. 16, V. 12, 13. „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.“ Das letzte Wort ist also nicht gesagt worden, und hier ist vielleicht der Ring, woran sich eine

neue Offenbarung knüpfen läßt. Sie beginnt mit der Erlösung vom Tode, macht dem Märtyrthum ein Ende und stiftet das Reich der ewigen Freude: das Millennium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichste Erfüllung.

Eine gewisse mystische Doppelsinnigkeit ist vorherrschend im neuen Testamente. Eine kluge Abschweifung, nicht ein System sind die Worte: gieb Cäsar was des Cäsars, und Gott was Gottes ist. So auch, wenn man Christum fragt: bist du König der Juden? ist die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn sei? Mahomed zeigt sich weit offener, bestimmter. Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging, nämlich ob er Gottes Sohn sei, antwortete er: Gott hat keine Kinder.

Welch ein großes Drama ist die Passion! Und wie tief ist es motivirt durch die Prophezeiungen des alten Testaments! Sie konnte nicht umgangen werden, sie war das rothe Siegel der Beglaubniß. Gleich den Wundern, so hat auch die Passion als Annonce gebient. . . . Wenn jetzt ein Heiland aufsteht, braucht er sich nicht mehr kreuzigen zu lassen, um seine Lehre eindrucklich zu veröffentlichen. . . . er läßt sie ruhig drucken, und annoncirt das Büchlein in der Allg. Ztg. mit sechs Kreuzern die Zeile Inkerationsgebühr.

Welche süße Gestalt dieser Gottmensch! Wie bornirt erscheint in Vergleichung mit ihm der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter sorgt er für die Zukunft dieses Volks. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflamte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidende war das Blut, welches auf Golgatha floß! . . . Die weißen marmornen Griechengötter wurden bespritzt von diesem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr genesen! Die meisten freilich trugen schon längst in sich das verzehrende Siechthum und nur der Schreck beschleunigte ihren Tod. Zuerst starb Pan. Kennst du die Sage, wie Plutarch sie erzählt? Diese Schiffersage des Alterthums ist höchst merkwürdig. — Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Liberius fuhr ein Schiff nahe an den Inseln Parä, welche an der Küste von Aetolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die sich darauf befanden, waren noch nicht schlafen gegangen, und viele saßen nach dem Nachtrinken beim Trinken, als man auf einmal von der Küste her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus, (so hieß nämlich der Steuermann) so laut rief, daß Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim ersten und zweiten Rufe schwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verstärktem Tone diese Worte zu ihm sagte: „Wenn Du auf die Höhe von Palodes anlangst, so verkündige, daß der große Pan gestorben ist!“ Als er nun diese Höhe erreichte, vollzog Tha-

mus den Auftrag, und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan ist todt!“ Auf diesen Ruf erfolgten von dort her die sonderbarsten Klage töne, ein Gemisch von Seufzen und Geschrei der Verwunderung, und wie von vielen zugleich erhoben. Die Augenzeugen erzählten dies Ereigniß in Rom, wo man die wunderlichsten Meinungen darüber äußerte. Liberius ließ die Sache näher untersuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit.

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Testamente gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturprodukt ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Produkt der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, eben so wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Prozeß, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; das ist der Stil eines Notizenbuchs, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihülfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben thatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Ueber diesen Stil läßt sich gar kein Urtheil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüth konstatiren, und nicht wenig mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunstbegriffen definiren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit. Neuere Aesthetiker sprechen von Naivität. Ach! wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurtheilung . . . die Bibel ist das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich etwas, was an jenen unmittelbaren Stil der Bibel erinnert. Das ist Shakespeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschütterzt; in den Shakespeare'schen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber das geschieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunst, vielleicht seine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur sein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um so eifersüchtiger seine Herrschaft in der plastischen Gestaltung und in

der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakespeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen, und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Civilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate. Der Grieche Goethe und mit ihm die ganze poetische Parthei, hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenparthei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengstenberg, diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Justizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietisten, da er immer, wenn er mir seinen Besuch abstattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deshalb gern ein Bisphen prickeln, und ein faustisch ostpreussisches Lächeln bekümmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann. Wir disputirten gestern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; das ist ja der Welt schöpfer und jedes Ding muß seine Ursache haben. Es haperte schon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den sich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende, mit fast ironischer Gutmüthigkeit, annahm. Jedoch die dritte Person der Dreieinigkeit, der heilige Geist, fand den unbebingtsten Widerspruch. Was der heilige Geist ist, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auslachend rief er: „Mit dem heiligen Geist hat es wohl am Ende dieselbe Bewandniß, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Ertrapost reist; man muß immer dafür bezahlen und bekommt es doch nie zu sehen, dieses dritte Pferd.“

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, ist weder Pietist noch Rationalist, sondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen, er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar wenn er sich mit meiner Wirthin über sein Lieblingsthema, das Einfalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der plattesten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muß ich manchmal dergleichen Gespräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit sprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stodfisch von einander unterscheidet; es sei im Grunde ein und dasselbe.

Mein Hauswirth ist ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und sanft wie ein Kind. Er ist eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und

mit lustigem Einste erzählte er mir von einem Phänomen, welches er gestern, am 28. Juli, auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig: mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See noch nach frischgebackenen Kuchen, und zwar sei ihm der warme delikate Kuchenbust so verführerisch in die Nase gestiegen, daß ihm ordentlich weh ums Herz ward. Siehst Du, das ist ein Seitenstück zu dem netzenden Fußbild, das dem lebenden Wanderer in der arabischen Sandwüste eine klare erquickende Wasserfläche vorspiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. August.

— Du hast keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das sich mit den Tagesinteressen beschäftigt, hierher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek besteht aus Paul Barnefrids Geschichte der Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharfaten über Herenwesen. Ueber letzteres möchte ich gern ein interessantes Büchlein schreiben. Zu diesem Behufe beschäftigte ich mich jüngst mit Nachforschung über die letzten Spuren des Heidenthums in der getauften modernen Zeit. Es ist höchst merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen sich die schönen Wesen der griechischen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten sie sich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. — Letztere haben, seit dem Sieg der christlichen Kirche, immer eine stille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Silberdienstes, der jauchzende Götterglaube sich fortpflanzte von Geschlecht auf Geschlecht, durch die Tradition der heiligen Gesänge... Aber ach! die Ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der schwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefaßt. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechseln ab in meinem Geiste, und mir wird sehr ungewiß zu Muth.

— Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgesöhnt, (Du weißt, wir waren en delicateo) und wir sitzen wieder des Abends beisammen und halten geheime Zwiegespräche. Ja, ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben. Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert. Die Welt bleibt, nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf. Einst, als ich noch jung und unerfahren, glaubte ich, daß wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zu Grunde

geht, dennoch die große Sache am Ende siege . . . Und ich erquickte mich an jenen schönen Versen Byrons:

„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeschwommen, und eine nach der anderen zerbrechen sie und zerfließen sie auf dem Strande, aber das Meer selber schreitet vorwärts — —“

Ach! wenn man dieser Naturerscheinung länger zuschaut, so bemerkt man, daß das vorwärtsgeschrittene Meer, nach einem gewissen Zeitlauf, sich wieder in sein voriges Bett zurückzieht, später aufs neue daraus hervortritt, mit derselben Festigkeit das verlassene Terrain wieder zu gewinnen sucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und dieses Spiel beständig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Ach die Menschheit bewegt sich nach den Gesetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geisterwelt übt der Mond seine syderischen Einflüsse. — —

Es ist heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelsucht, womit sich meine Seele hin- und herquält, beschleichen mich wunderliche Ahnungen . . . Es geschieht jetzt etwas außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche sahen vorige Nacht so traurig aus, so betrübt . . .

Ich wandelte einsam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrschte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothischen Kirche. Wie unzählige Lampen hingen darin die Sterne; aber sie brannten blüßer und zitternd. Wie eine Wasserorgel rauschten die Meereswellen; stürmische Choräle, schmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphirend. Ueber mir ein lustiger Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche ausahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Prozession . . . Es sah fast aus als ob sie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer ist gestorben? sprach ich zu mir selber. Ist der große Yan todt?

Helgoland, den 6. August.

Während sein Heer mit den Longobarden kämpfte, saß der König der Heruler ruhig in seinem Zelte und spielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume sitzend, dem Kampfe zuschaute, rief immer: wir siegen! wir siegen! — bis er endlich laut aufseufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daß die Schlacht verloren, aber zu spät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in sein Zelt und erschlugen ihn . . .

Eben diese Geschichte las ich im Paul Barnefrid, als das dicke Zeitungs-paquet mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele, bis zum wildesten Brand. Mir war als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar ins Meer verbreitet, und in ihren Kristallpalästen haben die schönen Wasser-frauen, die von jeher allem Helbenthum hold, gleich einen Thee-dansant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deshalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum, und küßte zuerst die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preussischen Justizkommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz . . . Aber dieses indifferente Fettgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Myn-heer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen ge-rathen sein. Diese Nüchternheit in Mitten einer allgemeinen Begeisterung ist empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahr-ten, indem sie ihnen als warnendes Beispiel einen berauschten Heloten zeigten: so sollten wir in unseren Erziehungsanstalten einen Holländer füttern, dessen sympathielose, gehäßige Fisznatur den Kindern einen Abscheu vor der Nüch-ternheit einflößen möge. Wahrlich diese holländische Nüchternheit ist ein weit fataleres Laster als die Besoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prü-geln . . .

Aber nein, keine Excesse! Die Pariser haben uns ein so brillantes Bei-spiel von Schonung gegeben. Wahrlich, Ihr verdient es frei zu sein, Ihr Franzosen, denn Ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterscheidet Ihr Euch von Euren armen Vätern, welche sich aus jahrtausendlicher Knecht-schaft erhoben, und bei allen ihren Helbenthaten auch jene wahnsinnige Greuel ausübten, worüber der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volks sind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle ge-rechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband selbst die Wunden seiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an seine Tagesbeschäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trink-geld verlangt zu haben!

„Den Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Den freien Mann, den fürchte nicht!

Du siehst wie berauscht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich zitiere
Schillers Glocke.

Und den alten Knaben, dessen unverwundliche Thorheit so viel Bürgerblut gekostet, haben die Pariser mit rührender Schonung behandelt. Er saß wirklich beim Schachspiel, wie der König der Peruler, als die Sieger in sein Zelt stürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er befehlt ein offenes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Diese riefen immer: wir siegen! wir siegen! Unbegreiflich war diese Zuversicht des königlichen Thronen . . . Verwundert blickte er auf, als das Journal-des-Debats, wie einst der Wächter während der Longobardenschlacht plötzlich ausrief: malheureux roi! malheureuse France!

Mit ihm, mit Carl X., hat endlich das Reich Karls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus sich endigte mit Romulus Augustulus. Wie einst ein neues Rom, so beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es ist mir alles noch wie ein Traum; besonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der frühesten Kindheit. Sieht er wirklich jetzt wieder zu Pferde, kommandirend die Nationalgarde? Ich fürchte fast, es sei nicht wahr, denn es ist gedruckt. Ich will selbst nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen . . . Es muß prächtig aussehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die silbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter . . . Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einst mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit . . . Es sind jetzt sechzig Jahr, daß er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menschenrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Witz . . . Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne und es klingt die Marseillaise!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Ich bin wie be-
rauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit
goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit
ausstrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raschen Fluge ent-
wurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel
hängt voller Violinen und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach frischge-
backenen Kuchen. Das ist ein beständiges Geigen da oben in himmelblauer
Freudigkeit, und das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mäd-
chengelächel. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet
sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Ver-
wunderung fragen sie: „was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde
drang? Was gibts neues? dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, Ihr bleibt
unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Lebensgenosse zu Euch hinabsteigt . . .

„Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, ihn, der Euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht . . .

Dan ist todt!

Helgoland, den 10. August.

Lafayette, die dreifarbigte Fahne, die Marseillaise . . .

Hert ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder was ich will, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gekyten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Lobekampf. Und auch die Leyer, reicht mir die Leyer, damit ich ein Schlachtlieb singe . . . Worte gleich flammenden Sternen die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspereen, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheilgste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll . . . Von jenen wilben, in Druckpapier gewickelten Sonnenstrahlen ist mir einer ins Hirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in den See. Kein Wasser löscht dieses griechische Feuer. Aber es geht den andern nicht viel besser. Auch die übrigen Badegäste traf der pariser Sonnensich, zumal die Berliner, die dieses Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Insel zur andern kreuzen, so daß man sagen konnte, die ganze Nordsee sei überschwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgoländer jubeln vor Freude, obgleich sie die Ereignisse nur instinktmäßig begreifen. Der Fischer, welcher mich gestern nach der kleinen Sandinsel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben gesiegt!“ Ja, mit seinem Instinkt, begreift das Volk die Ereignisse vielleicht besser als wir mit allen unseren Hülfsmitteln. So erzählte mir einst Frau v. Barmhagen: als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wußte, sei plötzlich die Magd ins Zimmer gestürzt, mit dem Angstschrei: „der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen nichts, wenn sie nicht auch das Erbrecht besiegen!“ diese Worte sprach der ostpreussische Justizrath in einem Tone, der mir sehr auffiel. Ich weiß nicht warum diese Worte, die ich nicht begreife, mir so beängstigend im Gedächtniß bleiben. Was will er damit sagen, der trockene Raup?

Diesen Morgen ist wieder ein Paquet Zeitungen angekommen. Ich verschlinge sie wie Manna. Ein Kind wie ich bin, beschäftigen mich die rührenden Einzelheiten noch weit mehr als das bedeutungsvolle Ganze. O könnte

ich nur den Hund Nebor sehen! Dieser interessirt mich weit mehr als die Anderen, die dem Philipp von Orleans mit schnellen Sprüngen die Krone apportirt haben. Der Hund Nebor apportirte seinem Herrn Plinte und Patrontasche, und als sein Herr fiel und sammt seinen Mithelden auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue, regungslos auf dem Grabe sitzen, Tag und Nacht, von den Speisen die man ihm bot, nur wenig genießend, den größten Theil derselben in die Erde verscharrend, vielleicht als Ahnung für seinen begrabenen Herrn!

Ich kann gar nicht mehr schlafen, und durch den überreizten Geist sagen die bizarrsten Nachtsgefühle. Wachende Träume, die über einander hinstolpern, so daß die Gestalten sich abenteuerlich vermischen, und wie im chinesischen Schattenspiel sich sehr zwerghaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlängern; zum Berrücktwerden. In diesem Zustande ist mir manchmal zu Sinne, als ob meine eignen Glieder ebenfalls sich kolossal ausdehnten und daß ich, wie mit ungeheurer langen Beinen, von Deutschland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erkannte mich, vorige Nacht lief ich solchermassen durch alle deutsche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und hörte die Leute aus dem Schlafe. . . Sie glopften mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, so daß ich selbst erschraf und nicht gleich wußte was ich eigentlich wollte und warum ich sie weckte! Manche dicke Philister, die allzu widerwärtig schnarchten, rief ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähmend frugen sie: „Wie viel Uhr ist es denn?“ In Paris, lieben Freunde, hat der Hahn gekräht; das ist alles was ich weiß. — Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothischer Dome, die auf der Flucht zu sein schienen und ängstlich wackelten. Ich selber, des vielen Umherlaufens satt, ich gab mich endlich ans Fliegen, und so flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, sondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil sie nicht wissen worauf sie fallen können. Schweben dort oben auf und ab, in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor stand offen. Lange, hohe, weitläufige Säle, mit altmodischen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da, auf einem sammtnen Armsessel ein alter gepudelter Bedienter saß, in verblühen rother Livree und gelinde schlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben, an andern Orten waren die Thüren fest verschlossen und obenbrein mit großen runden Amtssiegeln dreifach versiegelt, wie in Häusern wo ein Bankrott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann saß, der unter hohen Papierstößen kramte. War schwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geschäftsgefiht und frug mich mit gedämpfter Stimme: was ich wollte? In

meiner Naivität hielt ich ihn für den lieben Herr-Gott, und ich sprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach, lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich . . . ach, lehren Sie mich auch donnern! „Sprechen Sie nicht so laut, entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter seinen Papieren. „Das ist der Herr Registrator“ flüsterte mir einer von den rothen Bedienten, der von seinem Schlafessel sich erhob und sich gähnend die Augen rieb . . .

Van ist todt!

Curhafen, den 19. August.

Unangenehme Uebersahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; so daß ich, wie immer in solchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andere Personen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälnissen. Anfangs geht es gut, da laß ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmählig schwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Gesichte umschwirren mich. Aus den dunkeln Meerstrubeln steigen die alten Dämonen hervor, in scheußlicher Nacktheit bis an die Hüften, und sie heulen schlechte unverständliche Verse, und spritzen mir den weißen Wellenschaum ins Antlig. Zu noch weit fataleren Trazenbildern gestalten sich droben die Wolken, die so tief herabhängen, daß sie fast mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fistelschmühen die unheimlichsten Karretzen ins Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu sein, gewährte sie dennoch die entsetzlichsten Mißempfindungen, unendlich bis zum Wahnsinn. Am Ende, im fieberhaften Rapsenjammer, bildete ich mir ein, ich sei ein Wallfisch und ich trüge im Bauche den Propheten Jonas.

Der Prophet Jonas aber rumorte und wüthete in meinem Bauche und schrie beständig:

„O Ninive! O Ninive! Du wirst untergehen! In Deinen Palästen werden Bettler sich laufen, und in Deinen Tempeln werden die babylonischen Kürassiere ihre Stuten füttern. Aber Euch, Ihr Priester Baals, Euch wird man bei den Ohren fassen, und Eure Ohren festnageln an die Pforte der Tempel! Ja, an die Thüren Eurer Läden wird man Euch mit den Ohren annageln, Ihr Leibbäcker Gottes! Denn Ihr habt falsches Gewicht gegeben, Ihr habt leichte betrügerische Brode dem Volke verkauft! O Ihr geschorenen Schlaulöpfe! wenn das Volk hungerte, reichet Ihr ihm eine dünne homöopathische Scheinspeise, und wenn es dürstete, tranket Ihr statt seiner; höchstens den Königen reichet Ihr den vollen Kelch. Ihr aber, Ihr assyrischen Spießbürger und Grobiane, Ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Rutzen, und auch Fußtritte werdet Ihr bekommen, und Ohrfeigen, und ich

kann es Euch voraussagen, mit Bestimmtheit, denn erstens werde ich alles mögliche thun, damit Ihr sie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai . . . O Ninive, o Ninive, Du wirst untergehn!“

So ungefähr predigte mein Bauchredner, und er schien dabei so stark zu gestikuliren und sich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daß sich mir alles kullern im Leibe herumdrehte . . . bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausspuckte.

Solcherweise ward ich erleichtert und genas endlich ganz und gar, als ich landete und im Gasthose eine gute Tasse Thee bekam.

Hier wimmelte von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffskapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, spazieren hier hin und her, auf den hohen Dämmen, oder sie liegen in den Kneipen und trinken sehr starken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzosen ihr wohlverbientes Vivat, und der sonst so wortkarge Britte preist sie eben so redselig, wie jener geschwähige Portugiese, der es bedauerte, daß er seine Ladung Orangen nicht direkt nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfrischen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzosenhaß am tiefsten wurzelte, herrscht jetzt nichts als Enthusiasmus für Frankreich . . . Alles ist vergessen, Davoust, die beraubte Bank, die füllirten Bürger, die altdeutschen Räder, die schlechten Befreiungsverse, Vater Blücher, Heil Dir im Siegerkranze, alles ist vergessen . . . In Hamburg flattert die Tricolore, überall erklingt dort die Marseillaise, sogar die Damen erscheinen im Theater mit dreifarbigem Bandtschleifen auf der Brust, und sie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen . . . Sogar die reichen Banquiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren sehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daß die Course noch tiefer gefallen, schauen sie desto vergnügter und antworten:

„Es ist schon gut, es thut nichts, es thut nichts!“ —

Ja, überall, in allen Landen, werden die Menschen die Bedeutung dieser drei Julitage sehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Interessen erkennen und feiern. Die große That der Franzosen spricht so deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchsten und den niedrigsten, und in den Steppen der Baskiren werden die Gemüther eben so tief erschüttert werden, wie auf den Höhen Andalusiens . . . Ich sehe schon, wie dem Neapolitaner der Makaroni und dem Irländer seine Kartoffel im Munde stecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt . . . Pulischinell ist kapa-

bel, zum Schwert zu greifen, und Paddy wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

Und Deutschland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unseren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur so viel Tieffinn, so viel Kraft, so viel Muth erteilt hat, endlich unsere Gottesgabe benutzen und das Wort des großen Meisters, die Lehre von den Rechten der Menschheit, begreifen, proklamiren und in Erfüllung bringen?

Es sind jetzt sechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle besuchte, wo Doktor Luther gehaust. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen lasse; er vollbrachte ein Riesentwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hände küssen für das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm schmollen, daß er unsere Freunde allzu unhöflich anließ, als sie in der Eregese des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er selber, als sie auch die irdische Gleichheit der Menschen in Vorschlag brachten . . . Ein solcher Vorschlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meister Hemling der Dir Dein Haupt abschlug, armer Thomas Münzer, er war in gewisser Hinsicht wohl berechtigt zu solchem Verfahren: denn er hatte das Schwert in Händen, und sein Arm war stark!

Auf der Wartburg besuchte ich auch die Rüstkammer, wo die alten Harnische hängen, die alten Pickelhauben, Lantschen, Hellebarben, Flammberge, die eiserne Garberobe des Mittelalters. Ich wandelte nachsinnend im Saale herum mit einem Universitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, dessen Vater damals einer der mächtigsten Viertelfürsten in unserer Heimath war, und das ganze zitternde Ländchen beherrschte. Auch seine Vorfahren sind mächtige Barone gewesen, und der junge Mann schwelgte in heraldischen Erinnerungen bei Anblick der Rüstungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel, meldete, irgend einem Ritter seiner Sippschaft angehört hatte. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier versuchte, ob er es wohl handhaben könnte, gestand er, daß es ihm doch etwas zu schwer sei und er ließ entmuthigt den Arm sinken. Als ich dieses sah, als ich sah, wie der Arm des Enkels zu schwach für das Schwert seiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutschland könnte frei sein.

Neun Jahre später.

Zwischen meinem ersten und meinem zweiten Begegniß mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unsere Zeit gleichsam in zwei Hälften aus-

einander sprengte. Die vorstehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkschrift sollen sie als vermittelnde Brücke dienen, zwischen dem ersten und dem dritten Buche. Der Uebergang wäre sonst zu schroff. Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieser Briefe mitzutheilen, da in den nächstfolgenden der zeitliche Freiheitsrausch allzu ungestüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während späterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuschte Herz in muthlose, verzagende und verzweifelnde Gedanken sich verliert! Schon die ersten Tage meiner Ankunft in der Hauptstadt der Revolution merkte ich, daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffecte meiner Begeisterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's, des Helben beider Welten, so majestätisch flattern sah, verwandelte sich bei näherer Betrachtung in eine braune Perrücke, die einen engen Schädel klaglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre besuchte, und der, gelagert unter dreifarbigten Fahnen und Trophäen, sich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, sondern eine ganz gewöhnliche Bestie, die sich fremde Verdienste anmaßte, wie bei den Franzosen oft geschieht, und eben so wie viele andre, exploitirte er den Ruhm der Juliusrevolution . . . Er ward gehäßlichkeit, gefördert, vielleicht zu den höchsten Ehrenstellen erhoben, während der wahre Medor, einige Tage nach dem Siege, beschelden davon geschlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es ist eine schon altliche Geschichte. Nicht für sich, seit undenklicher Zeit, nicht für sich hat das Volk geblutet und gelitten, sondern für Andre. Im Juli 1830 erkocht es den Sieg für jene Bourgeoisie, die eben so wenig taugt wie jene Noblesse, an deren Stelle sie trat, mit demselben Egoismus . . . Das Volk hat nichts gewonnen durch seinen Sieg, als Neue und größere Noth. Aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, ächte Medor geehrt und gefüttert werden . . . Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd . . .

Doch still mein Herz, Du verräthst Dich zu sehr . . .

Drittes Buch.

— — — Es war im Herbst 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder sah. Ich besuchte ihn im Gasthof Hôtel de Castillo, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bißchen Fleisch, das ich früher an seinem Reibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Strahlen der Juliussonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit und auf seinen Wangen grinsen schon die schwindstüchtig rothen Streiflichter. Das schneidende Mißtrauen, das in allen seinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher schon litt, die aber seitdem immer zunahm, und nicht wenig dazu beitrug, mir seine Conversation zu verleiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden alle bald hier sein. Hier ist der Convent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Sämmtliche Fürsten müssen in ihren eigenen Ländern beschäftigt werden, damit sie nicht in Gemeinschaft die Freiheit in Deutschland unterbrücken. Ach Gott! ach Deutschland! Es wird bald sehr betrübt bei uns aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache, aber sie sind nothwendig, wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulniß gerathen. Da muß man schnell zuschneiden, und ohne ängstliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet, der handelt grausamer als der schlimmste Wütherich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz recht, il faut faire saigner le genre humain, und hätte

man ihm die 300,000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, so wären Millionen der besseren Menschen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Uebel geheilt!“

„Die Republik“ — ich lasse den Mann ausreden, mit Uebergehung mancher schnörkelhaften Absprünge — „die Republik muß durchgesetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Heuler hole die sogenannten konstitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammereschwäuer alles Heil erwarten. Constitutionen verhalten sich zur Freiheit, wie positive Religionen zur Naturreligion: sie werden durch ihr stabiles Element eben so viel Unheil anrichten, wie jene positiven Religionen, die, für einen gewissen Geisteszustand des Volkes berechnet, im Anfang sogar diesem Geisteszustand überlegen sind, aber späterhin sehr lästig werden, wenn der Geist des Volkes die Sägung überflügelt. Die Constitutionen entsprechen einem politischen Zustand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben, und die armen Menschen, die früher ganz zurückgesetzt waren, plötzlich saugzen, daß sie ebenfalls Rechte erlangt haben: . . . Aber diese Freude hört auf, sobald die Menschen durch ihren freieren Zustand für die Idee einer vollständigen, ganz ungeschmälerten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden sind; was uns heute die herrlichste Akquisition dünkt, wird unsern Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erscheinen, und das geringste Vorrecht, das die ehemalige Aristokratie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Petersilie zu schmücken, wird alsdann eben so viel Bitterkeit erregen, wie einst die härteste Leibeigenschaft, ja eine noch tiefere Bitterkeit, da die Aristokratie mit ihrem letzten Petersilien-Vorrecht um so hochmüthiger prunken wird! . . . Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reste des alten Regiments müssen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue bessere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietisten und schniffeln: wir Revolutionäre rissen Alles nieder, ohne im Stande zu sein, etwas an die Stelle zu setzen! Und sie rühmen die Institutionen des Mittelalters, worin die Menschheit so sicher und ruhig gegessen habe. Und jetzt, sagen sie, sei alles so kahl und nüchtern und öde und das Leben sei voll Zweifel und Gleichgültigkeit.“

„Ehemals wurde ich immer wüthend über diese Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an diesen Gesang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sängler in eine andere Tonart übergehen und beständig über unser Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm ist diese Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergerissen ist, und der Niederreißer verdient eben so viel Lob, als der Aufbauende, ja noch mehr, da sein Geschäft noch viel wichtiger . . . J. B. in meiner Vaterstadt, auf dem Dreifaltig-

Feiſtſtelle, ſtand eine alte Kirche, die ſo morſch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einſturz würden einmal plötzlich viele Menſchen getödtet oder verſtümmt werden. Man riß ſie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, ſtatt daß die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten . . . Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es iſt wahr, viel gläubige Herrlichkeit blühte einſt in den alten Mauern, und ſie waren ſpäterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetiſch anzuschauen, des Nachts, im Mondſchein . . . Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieſes übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen, (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünſcht die Verehrer alter Gebäude, und ſegnet die tapferen Arbeitsleute, die ſolche gefährliche Ruinen niederreißen . . . Ja, ſie haben ſie niedergeriſſen, ſie haben ſie dem Boden gleich gemacht, und jezt wachſen dort grüne Bäumchen und ſpielen kleine Kinder, des Mittags, im Sonnenlicht.“

In ſolchen Neben gab's keine Spur der früheren Harmloſigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemüthliche Freude erloſchen, ward mitunter gallenbitter, blutdürſtig und ſehr trocken. Das Abſpringen von einem Gegenſtande zum anderen entſtand nicht mehr durch tolle Laune, ſondern durch launiſche Tollheit, und war wohl zunächſt der buntſcheckigen Zeitungslektüre beizumessen, womit ſich Börne damals Tag und Nacht beſchäftigte. Inmitten ſeiner terroriſtiſchen Expektorationen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgeſtreut lagen, und rief lachend: „Hier können Sie's leſen, hier ſteht's gedruckt: „Deutschland iſt mit großen Dingen ſchwanger!“ Ja, das iſt wahr, Deutschland geht ſchwanger mit großen Dingen; aber das wird eine ſchwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und der muß mit eiſernen Inſtrumenten agiren. Was glauben Sie?“

Ich glaube, Deutschland iſt gar nicht ſchwanger.

„Nein, nein, Sie irren ſich. Es wird vielleicht eine Mißgeburt zur Welt kommen, aber Deutschland wird gebären. Nur müſſen wir uns der geſchwägigen alten Weiber entleiben, die ſich heranbrängen und ihren Hebammendienſt anbieten. Da iſt z. B. ſo eine Bettel von Kottek. Dieſes alte Weib iſt nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armseliger Schriftſteller, der ein bißchen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthuſiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um ſeinen ſchlechten Büchern Abſatz zu verſchaffen, um ſich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der iſt halb Fuchs, halb Hund, und hüllt ſich in ein Wolfſfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da iſt mir doch tauſendmal lieber der dumme Kerl von Raumer — ſo eben leſe ich ſeine Briefe aus Paris — der iſt ganz Hund, und wenn er

liberal knurrt, läuscht er niemand, und jeder weiß, er ist ein unterkäniger Fudel, der niemand beißt. Das läuft beständig herum und schnopert an allen Rücken und möchte gern einmal in unsere Suppe seine Schnauze stecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Obanner. Und sie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein bißchen Wechselfreiheit, und wenn man ihm diese gewährt, so leckt es dankbar die goldenen Sporen der ulstermärkischen Ritterschaft. Nichts ist ergößlicher, als solche unermüdbliche Beweglichkeit neben der unermüdblichen Geduld. Dieses tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite selbst erzählt, wie er vor den pariser Theatern ruhig Queue machte . . . Ich versichere Sie, er machte ruhig Queue mit dem großen Trost und ist so einfältig, es selbst zu erzählen. Was aber noch weit stärker, was die Gemeinheit seiner Seele ganz zur Anschauung bringt, ist das Geständniß, daß er, wenn er vor Ende der Vorstellung das Theater verließ, jedesmal seine Contremarque verkaufte. Es ist wahr, als Fremder braucht er nicht zu wissen, daß solcher Verkauf einen ordentlichen Menschen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er seine Contremarque verhandelte, um von selbst zu merken, daß sie nur der Abschaum der Gesellschaft sind, Diebesgesindel und Maquereaux, kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Mensch nicht gern spricht, vielweniger ein Handelsgeschäft treibt. Der muß von Natur sehr schmutzig sein, wer aus diesen schmutzigen Händen Geld nimmt.“

Damit man nicht wähne, als stimme ich in dem Urtheil über den Herrn Professor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, so bemerke ich zu seinem Vortheil, daß ich ihn zwar für schmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort schmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muß hier nicht im materiellen Sinn genommen werden . . . Die Frau Professorin würde sonst Jeter schreien und alle ihre Waschzettel drucken lassen, worin verzeichnet steht, wie viel reine Unterhemden und Chemisettschen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen . . . und ich bin überzeugt, die Zahl ist groß, da Herr Professor Raumer im Laufe des Jahres so viel läuft und folglich schwitz und folglich viel Wäsche nöthig hat. Es kommt ihm nämlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muß vielmehr beständig auf den Beinen sein, um ihn aufzusuchen, und wenn er ein Buch schreibt, so muß er erst von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zusammen zu kriegen und endlich dafür zu sorgen, daß das mühsam zusammengestoppelte Opus auch von der literarischen Clique hinlänglich unterstützt wird. Das bewegliche süßhölzerne Männchen ist ganz einzig in dieser Betrecksamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einst eine geistreiche Frau: „sein Schreiben ist eigentlich ein Laufen.“ Wo was zu machen ist, da ist es, das Raumerchen aus Anhalt

Dessau. Jüngst lief es nach London; vorher sah man es während drei Monaten überall hin- und herlaufen, um die dazu nöthigen Empfehlungsschreiben zu betteln, und nachdem es in der englischen Gesellschaft ein bißchen herumgeschleppt und ein Buch zusammengelaufen, erläßt es auch einen Verleger für die englische Uebersetzung, und Sara Austin, meine lebenswürdige Freundin, muß nothgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das saure fließpapierne Deutsch in velinschönes Englisch zu übersetzen und ihre Freunde anzutreiben, das übersehte Produkt in den verschiedenen englischen Revues zu rezensiren . . . und diese erlaufenen englischen Rezensionen läßt dann Brockhaus zu Leipzig wieder in's Deutsche übersetzen, unter dem Titel: englische Stimmen über Fr. v. Raumer!

Ich wiederhole, daß ich mit dem Urtheil Börnes über Herrn v. Raumer nicht übereinstimme, er ist ein schmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris“ drucken ließ, den armen Nebenbuhler so scharf kritisirte, und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshaftesten Spottes über ihn ausgoß.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, dessen „Briefe aus Paris“ fast gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erschienen, worin Es, das Raumerchen, mit der Madame Grelinger und ihrem Gatten aus Paris korrespondirte.

Diese Briefe sind längst verschollen, und wir erinnern uns nur noch des spaßhaften Eindrucks, den sie hervorbrachten, als sie gleichzeitig mit den pariser Briefen von Börne auf dem literarischen Markte erschienen. Was letztere betrifft, so gestehe ich, die zwei ersten Bände, die mir in jener Periode zu Gesicht kamen, haben mich nicht wenig erschreckt. Ich war überrascht von diesem ultra radikalen Ton, den ich am wenigsten von Börne erwartete. Der Mann, der sich, in seiner anständigen, geschuigelten Schreibart, immer selbst inspicirte und kontrolirte, und der jede Silbe, ehe er sie nieder schrieb, vorher abwog und abmaß . . . der Mann, der in seinem Stile immer etwas beibehielt von der Gewöhnung seines reichstädtischen Spießbürgerthums, wo nicht gar von den Aengstlichkeiten seines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeistuar von Frankfurt am Main stürzte sich jetzt in einen Sansulottismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutschland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entsetzliche Wortfügungen; welche hochverräterische Zeitwörter! welche majestätsverbrecherische Accusative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahr Festungsstrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten sie in mir eine Erinnerung, die sehr komischer Art, die mich fast bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verschweigen kann. Ich gestehe es, die ganze Erschei-

nung Börnes, wie sie sich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeivogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterstadt regierte. Ich sage regierte, da er mit unumschränktem Stod die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majestätischen Respekt einflößte und uns schon durch seinen bloßen Anblick gleich auseinander sagte, wenn wir auf der Straße gar zu lärmige Spiele trieben. Dieser Polizeivogt wurde plötzlich wahnsinnig und bildete sich ein, er sei ein kleiner Waffensjunge, und zu unserer unheimlichsten Verwunderung sahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrscher, statt Ruhe zu stiften, uns zu dem lautesten Unfug aufforderte. „Ihr seid viel zu zahm, rief er, ich aber will Euch zeigen, wie man Spektakel machen muß!“ Und dabei fing er an wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häusern, daß die Thürglöcke abriß, und er warf Steine gegen die klirrenden Fensterscheiben, immer schreiend: ich will Euch lehren, Jungs, wie man Spektakel macht! Wir kleinen Buben amüßten uns sehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börne'schen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeivogt, und mir war oft, als hörte ich wieder seine Stimme: ich will Euch lehren, wie man Spektakel macht!

In den mündlichen Gesprächen Börne's war die Steigerung seines politischen Wahnsinns minder auffallend, da sie im Zusammenhang blieb mit den Leidenschaften, die in seiner nächsten Umgebung wütheten, sich beständig schlagfertig hielten und nicht selten auch thatsächlich zuschlugen. Als ich Börne zum zweitenmale besuchte, in der Rue de Provence, wo er sich definitiv einquartirt hatte, fand ich in seinem Salon eine Menagerie von Menschen wie man sie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutsche Eisbären, welche Tabak rauchten, fast immer schwiegen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brummbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polnischer Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die süßlich faßesten Bemerkungen mit heiserer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen französischen Affen, der zu den häßlichsten gehörte, die ich jemals gesehen; er schnitt beständig Gesicht, damit man sich das schönste darunter aussuchen möge. Das unbedeutendste Subjekt in jener Börne'schen Menagerie war ein Herr *, der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Main, der ihn gewiß in sehr nüchterner Stimmung gezeugt, . . . eine lange hagere Gestalt, die wie der Schatten einer Eau-de-Cologne-Flasche ausah, aber keineswegs wie der Inhalt derselben roß. Trog seines dünnen Aussehens, trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieselben würde er gar nicht existiren. Börne machte sich beständig über ihn lustig:

„Ich präsentire Ihnen hier einen *, es ist freilich kein * erster Größe, aber er ist doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derselben sein Licht . . . er ist ein unterthäniger Verwandter des Herrn von Rothschild . . . Denken Sie sich, Herr *, ich habe diese Nacht im Traum den frankfurter Rothschild hängen sehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte . . .

Herr * erschrak bei diesen Worten, und wie in Todesangst rief er: „Herr Verne, ich bitte Ihnen, sagen Sie das nicht weiter . . . ich hab Grind . . .“ „Ich hab Grind“ — wiederholte mehrmals der junge Mensch, und indem er sich gegen mich wandte, bat er mich mit leiser Stimme ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir seine delikate „Posizlaun“ zu vertrauen. „Sehen Sie“ flüster er heimlich, „ich habe eine delikate Posizlaun. Von der einen Seite ist Madame Wohl auf dem Wollgraben meine Tante und auf der andern Seite ist die Frau von Herrn von Rothschild auch so zu sagen meine Tante. Ich bitte Ihnen, erzählen Sie nicht im Hause des Herrn Baron von Rothschild, daß Sie mich hier bei Verne gesehen haben . . . ich hab Grind.“

Börne machte sich über diesen Unglücklichen beständig lustig und besonders behetzte er ihn wegen der mundfaulen und laubewältschen Art wie er das Französische aussprach. „Mein lieber Landsmann“, sagte er, „die Franzosen haben Unrecht über Sie zu lachen; sie offenbaren dadurch ihre Unwissenheit. Verständen sie deutsch, so würden sie einsehen, wie richtig ihre Lebensarten konstruirt sind, nämlich vom deutschen Standpunkte aus . . . Und warum sollen Sie Ihre Nationalität verläugnen? Ich bewundere sogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Muttersprache, das frankfurter Mauscheln, ins Französische übertragen . . . Die Franzosen sind ein unwissendes Volk, und werden es nie dahin bringen, ordentlich deutsch zu lernen. Sie haben keine Geduld . . . Wir Deutschen sind das geduldigste und gelehrigste Volk . . . Wie viel müssen wir schon als Knaben lernen! wie viel Latein! wie viel Griechisch, wie viel persische Könige, und ihre ganze Sippschaft bis zum Großvater! . . . ich wette, so ein unwissender Franzose weiß sogar in seinen alten Tagen noch nicht, daß die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Astyages war. Auch haben wir die besten Handbücher für alle Wissenschaften herausgegeben. Neander's Kirchengeschichte und Meyer Dirsch's Rechenbuch sind klassisch. Wir sind ein denkendes Volk und weil wir so viel Gedanken hatten, daß wir sie nicht alle aufschreiben konnten, haben wir die Buchdruckerei erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherschreiben oft das liebe Brod nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel.“ Das deutsche Volk, brummte der deutsche Patriot aus seiner Ecke, hat auch das Pulver erfunden.

Börne wandte sich rasch nach dem Patrioten, der ihn mit dieser Bemerkung

unterbrochen hatte, und sprach sarkastisch lächelnd: „Sie irren sich mein Freund, man kann nicht so eigentlich behaupten, daß das deutsche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutsche Volk besteht aus dreißig Millionen Menschen. Nur einer davon hat das Pulver erfunden . . . die übrigen, 29,999,999 Deutsche, haben das Pulver nicht erfunden. — Uebrigens ist das Pulver eine gute Erfindung, eben so wie die Druckeret, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutschen aber benutzen die Presse, um die Dummheit und das Pulver, um die Sklaverei zu verbreiten —“

Eintretend, als man ihm diese irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Je nun, ich will eingestehen, daß die deutsche Presse sehr viel Heil gestiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muß man dieses einräumen, in Beziehung auf bürgerliche Freiheit . . . Ach! wenn ich die ganze deutsche Geschichte durchgehe, bemerke ich, daß die Deutschen für bürgerliche Freiheit wenig Talent besitzen, hingegen die Knechtschaft, sowohl theoretisch als praktisch, immer leicht erlernten und diese Disciplin nicht bloß zu Hause sondern auch im Auslande mit Erfolg bozirten. Die Deutschen waren immer die *ludi magistri* der Sklaverei, und wo der blinde Gehorsam in die Leiber oder in die Geister eingepreßelt werden sollte, nahm man einen deutschen Exerciermeister. Auch haben wir die Sklaverei über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieser Sündfluth sitzen deutsche Fürstengeschlechter auf allen Thronen Europas, wie nach uralten Ueberschwemmungen, auf den höchsten Bergen die Reste versteinelter Seeungeheuer gefunden werden . . . Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frei, so wird ihm ein deutscher Prügel auf den Rücken gebunden . . . und sogar in der heiligen Heimath des Harmobios und Aristogeitons, im wiederbefreiten Griechenland, wird jetzt deutsche Knechtschaft eingesetzt, und auf der Akropolis von Athen fließt bayerisches Bier und herrscht der bayerische Stod . . . Ja, es ist erschrecklich, daß der König von Bayern dieser kleine Tyrannos und schlechte Poet, seinen Sohn auf den Thron jenes Landes setzen durfte, wo einst die Freiheit und die Dichtkunst geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene gibt, welche Marathon und einen Berg, welcher Parnass heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Gehirn zittert . . . Wie ich in der heutigen Zeitung gelesen, haben wieder drei Studenten, in München, vor dem Bilde des König Ludwig's, niederknien und Abbitte thun müssen. Niederknien vor dem Bilde eines Menschen, der noch dazu ein schlechter Poet ist! Wenn ich ihn in meiner Nacht hätte, dieser schlechte Dichter sollte niederknien vor dem Bilde der Musen und Abbitte thun, wegen seiner schlechten Verse, wegen beleidigter Majestät der Poesie! Spricht mir jetzt noch von römischen Kaisern, welche so viel Tausende von Christen hinrichten ließen, weil diese nicht vor ihrem Bilde knien wollten . . . Jene Tyrannen waren wenigstens Herrn der ganzen Welt, von

Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute sehen, wenn auch keine Götter, so waren sie doch schöne Menschen. Man beugt sich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Ohnmacht und Häßlichkeit. — — —“

— — Es bedarf wohl keines besonderen Winks für den scharfsinnigen Leser, aus welchen Gründen ich den Frevler nicht weiter sprechen lasse. Ich glaube, die angeführten Phrasen sind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; sie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutschen Tumultanten, die, seit der Juliusrevolution, in wilden Schwärmen nach Paris kamen und sich schon gleich um Börne sammelten. Es ist kaum zu begreifen, wie dieser sonst so gescheidte Kopf sich von der rohesten Lohsucht beschwären und zu den gewaltsamsten Hoffnungen verleiten lassen konnte! Zunächst geriet er in den Kreis jenes Wahnsinnes, als dessen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieser F., man sollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börnes. Die rothe Wuth, die in der Brust des einen kochte, das breitlägige Fieber, das die Glieder des Andern rüttelte, der jakobinische Beistand worin der eine sich drehte fand den entsprechenden Ausbruch in den Pariser Briefen des Andern. Mit dieser Bemerkung will ich aber nur einen Geistesirrhum, keineswegs einen Herzensirrhum andeuten, bei dem Andern wie bei dem Andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutschen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmüthig, jeder Selbstopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu solchem Zeugniß glaube ich mich um so mehr verpflichtet, da, seit er in strenger Haft schweigen muß, die servile Verläumdung an seinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beschuldigen; er zeigte namentlich im Unglück sehr viel Charakter, er war durchglüht von reinsten Bürgertugend, und um die Schellenkappe, die sein Haupt umklingelt, müssen wir einen Kranz von Eichenlaub flechten. Der edle Narr, er war mir tausendmal lieber als jener andere Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutsche Uebersetzung der französischen Revolution zu besorgen, jener leise Schleicher, welcher matt und menschenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne aus sah, die zur Abführung eingenommen . . . Uebrigens rühmte man auch letztern als einen ehrlichen Mann, der sogar seine Schulden bezahlte, wenn er das große Loos in der Lotterie gewinnt, und wegen solcher Ehrlichkeitsverdienste ward er zum Finanzminister des erneuten deutschen Reichs vorgeschlagen . . . Im Vertrauen gesagt, er mußte sich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Ministers des Innern hatte F. schon vorweg vergeben, nämlich an Garnier, wie er auch die deutsche Kaiserkrone dem Hauptmann C. bereits zugesagt . . .

Garnier freilich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann C.

zum deutschen Kaiser machen, weil dieser Lump ihm Geld schuldig sei und er sonst nicht zu seinem Gelde kommen könne . . . Das ist aber unrichtig und zeugt nur von Garniers Neidsange; F. hat vielleicht aus republikanischer Arglist eben das klüglichsie Subjekt zum Kaiser gewählt, um dadurch das Monarchenthum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen . . .

Der Einfluß des F. war indessen bald beendigt, als derselbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an die Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporstiegen; unter diesen waren die bedeutendsten der schon erwähnte Garnier und ein gewisser Wolfrum. Ich darf sie wohl mit Namen nennen, da der Eine todt ist, und dem Andern, welcher sich im sicheren England befindet, durch die Hindeutung auf seine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; beide aber, Garnier zum Theil, Wolfrum aber ganz, schöpften ihre Inspirationen aus dem Munde Börne's, der von nun an als die Seele der pariser Propaganda zu betrachten war. Der Wahnsinn blieb derselbe, aber um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda“ bedient; aber ich gebrauche dasselbe in einem andern Sinne als gewisse Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verstehen, eine Verschwörung der revolutionären Geister in ganz Europa, eine Art blutdürstiger, atheistischer und regierender Wagnery. Nein, jene pariser Propaganda bestand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge, die in einem großen Saale des Passage Saumon oder in den Faubourgs sich versammelten, wohl fürnehmlich, um in der lieben Sprache der Heimath über vaterländische Gegenstände mit einander zu konversiren, hier wurden nun, durch leidenschaftliche Reden, im Sinne der rheinbayrischen Tribüne, viele Gemüther fanatisirt, und da der Republikanismus eine so grade Sache ist, und leichter begreifbar, als z. B. die konstitutionelle Regierungsform, wobei schon mancherlei Kenntniffe vorausgesetzt werden: so dauerte es nicht lange und tausende von deutschen Handwerksgefelln wurden Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Diese Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unsere deutschen Regierungen schreckten, und vielleicht weit mächtiger als Börne's geschriebene Reden war Börne's mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutschem Glauben einsogen und mit apostolischem Eifer in der Heimath verbreiteten. Ungeheuer groß ist die Anzahl deutscher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderschaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutsche Blätter sich darüber lustig machten, daß Börne mit 600 Schneibergefelln auf den Montmartre gestiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, mußte ich mitleidig die Achsel zucken, aber am wenigsten über Börne, der eine Saat ausstreute, die früh oder spät die fruchtbarsten

Früchte hervorbringt. Er sprach sehr gut, bündig überzeugend, volksmäßig; nackte, kunstlose Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freilich nur ein einziges Mal reden hören, nämlich in dem Passage Saumon, wo Garnier der „Volksversammlung“ präsidirte. . . Börne sprach über den Pressverein, welcher sich vor aristokratischer Form zu bewahren habe; Garnier donnerte gegen Nikolas, den Czar von Rußland; ein verwachsener, krummbeiniger Schußergeselle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich. . . Ich ärgerte mich nicht wenig über diese Impertinenz. . . Es war das erste und letzte Mal, daß ich der Volksversammlung beiwohnte.

Dieses eine Mal war aber auch hinreichend. . . Ich will Dir gern, lieber Leser, bei dieser Gelegenheit ein Geständniß machen, das Du eben nicht erwartest. Du meinst vielleicht, der höchste Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin bestanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Capitul gekrönt zu werden, wie weiland Messer Francesco Petrarca. . . Nein, es waren vielmehr die großen Volksredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein Leben gern auf öffentlichem Markte, vor einer bunten Versammlung, das große Wort erhoben, welches die Leidenschaften aufwühlt oder besänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es Dir gern eingestehen, daß ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wenn die romöbiantenhaften Gelüste anwandeln, mich oft in eine solche Rolle hineinbachte. Ich will durchaus ein großer Redner werden, und wie Demosthenes deklamirte ich zuweilen am einsamen Meeresstrand, wenn Wind und Wellen brausten und heulten; so übt man seine Lungen und gewöhnt sich dran, mitten im größten Lärm einer Volksversammlung zu sprechen. Nicht selten sprach ich auch auf freiem Felde vor einer großen Anzahl Ochsen und Kühe, und es gelang mir, das versammelte Rindviehvolk zu überbrüllen. Schwerer schon ist es, vor Schafen eine Rede zu halten. Bei allem, was Du ihnen sagst, diesen Schafsköpfen, wenn Du sie ermahnst, sich zu befreien, nicht wie ihre Vorfahren geduldig zur Schlachtbank zu wandern. . . sie antworten Dir, nach jedem Satz, mit einem so unerschütterlich gelassenen Mäh! Mäh! daß man die Contenance verlieren kann. Kurz, ich that alles, um, wenn bei uns einmal eine Revolution aufgeführt werden möchte, als deutscher Volksredner auftreten zu können. Aber ach! schon gleich bei der ersten Probe merkte ich, daß ich in einem solchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragiren kann. Und lebten sie noch, weder Demosthenes, noch Cicero, noch Mirabeau könnten in einer deutschen Revolution als Sprecher auftreten: denn bei einer deutschen Revolution wird geraucht. Denkt Euch meinen Schreck, als ich in Paris der oben erwähnten Volksversammlung beiwohnte, fand ich sämtliche Vaterlandsretter mit Tabakspfeifen im Maule, und der ganze Saal war so erfüllt von schlechtem Knasterqualm, daß er mir gleich auf

die Brust schlug und es mir platterdings unmöglich gewesen wäre, ein Wort zu reden . . .

Ich kann den Tabakqualm nicht vertragen, und ich merkte, daß in einer deutschen Revolution die Rolle eines Großsprechers in der Weise Börne's und Consorten nicht für mich paßte. Ich merkte überhaupt, daß die deutsche Tribunalkarriere nicht eben mit Rosen, und am allerwenigsten mit reinlichen Rosen bedeckt. So z. B. mußt Du allen diesen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevattern“ recht derb die Hand drücken. Es ist vielleicht metaphorisch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde.

Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen gesehen, mit eigner Nase gerochen haben, man muß mit eignen Ohren anhören, wie dieser souveraine Rattenkönig sich ausdrückt, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten:

„Man macht keine Revolution mit Lavenbelöl. So lange wir die Revolutionen in den Büchern lesen, sieht das alles sehr schön aus, und es ist damit, wie mit jenen Landschaften, die, kunstreich gestochen auf dem weißen Velin-papier, so rein, so freundlich aussehen, aber nachher, wenn man sie in Natura betrachtet, vielleicht an Grandiosität gewinnen, doch einen sehr Schmutzigen und schäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer gestochenen Wirthshäuser riechen nicht, und der in Kupfer gestochene Morast ist leicht mit den Augen zu durchwateten!“

War es Lüge oder Wahnsinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die schlimmsten Mißbüfte mit Wonne einzuschnaufen und sich vergnüglich im plebejischen Koth zu wälzen? Wer löst uns das Räthsel dieses Mannes, der in weichlichster Seide erzogen worden, späterhin in stolzen Anflügen seine innere Vornehmheit bekundete, und gegen das Ende seiner Tage plötzlich überschnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der untersten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöthen des Vaterlandes bis zum entseßlichsten Grade des Horns, oder ergriff ihn der schauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, das war es vielleicht; er sah, wie er dieses ganze Leben hindurch mit all' seinem Geiste und all' seiner Mäßigung nichts ausgerichtet hatte, weder für sich, noch für Andere, und er verhüllte sein Haupt, oder, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder sehen, noch hören, und stürzte sich in den heulenden Abgrund . . . Das ist immer eine Ressource, die uns übrig bleibt, wenn wir angelangt bei jenen hoffnungslosen Marken, wo alle Blumen verwelkt sind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür stehen, daß ich nicht

einst unter denselben Umständen dasselbe thue . . . Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabaksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaschensten Reden vor dem ungewaschensten Publikum . . .

Blätternb in Börne's Pariser Briefen, stieß ich jüngst auf eine Stelle, welche mit den Aeußerungen, die mir oben entschlüpft, einen sonderbaren Zusammenhang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

— „Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammen zu stellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byron's Genius, auf seiner Reise durch das Firmament, auf die Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und lehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten sie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.“

Dieses schrieb Börne den 20. März 1831. Wie über andre, hat er auch über sich selber schlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglöcke, deren Geläute Angst und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungestüme Glöckner an den Strängen rissen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenossenschaftlichen Passionen als Organ diente und seine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, sondern als Dokument unserer politischen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müssen. Was in jener Periode sich besonders geltend machte und die Gährung bis zur kochenden Sub steigerte, waren die polnischen und rheinbairischen Vorgänge, und diese haben auf den Geist Börne's den mächtigsten Einfluß geübt. Eben so glühend, wie einseitig war sein Enthusiasmus für die Sache Polens, und als dieses muthige Land unterlag, trug der wunderbarsten Tapferkeit seiner Helden, da brachen bei Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schicksal so vieler edlen Märtyrer der Freiheit, die in langen Trauerzügen Deutschland durchwandernb, sich in Paris versammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in seine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch ich Dich, theurer Leser, an diese Betrüb-

nisse zu erinnern, Du hast in Deutschland den Durchzug der Polen mit eignen thränennden Augen angesehen, und Du weißt, wie das ruhige, stille deutsche Volk, das die eignen Landesnöthen so gebulbig erträgt, bei dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn so gewaltig erschüttert wurde und so sehr außer Fassung kam, daß wir nahe daran waren, für jene Fremden das zu thun, was wir nimmermehr für uns selber thäten, nämlich die heiligsten Unterthanspflichten bei Seite zu setzen und eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitliche Placereien und demagogische Schriften, hat der Durchzug der Polen den deutschen Michel revolutionirt, und es war ein großer Fehler der respectiven deutschen Regierungen, daß sie jenen Durchzug in der bekannten Weise gestatteten. Der größere Fehler freilich bestand darin, daß sie die Polen nicht längere Zeit in Deutschland verweilen ließen; denn diese Ritter der Freiheit hätten bei verlängertem Aufenthalt jene bedenkliche, höchst bedrohliche Sympathie, die sie den Deutschen einflößten, selber wieder zerstört. Aber sie zogen rasch durchs Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit einer den anderen zu diskreditiren, und sie hinterließen die staatsgefährlichste Aufregung.

Ja, wir Deutschen waren nahe daran, eine Revolution zu machen, und zwar nicht aus Zorn und Noth, wie andere Völker, sondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung, für unsere armen Gastfreunde, die Polen. Thatsüchtlg schlugen unsre Herzen, wenn diese uns am Kamin erzählten, wie viel sie ausgestanden von den Russen, wie viel Elend, wie viel Knutenschläge . . . bei den Schlägen horchten wir noch sympathetischer, denn eine geheime Ahnung sagte uns, die russischen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, seien dieselben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutschen Mütter schlugen angstvoll die Hände über den Kopf, als sie hörten, daß der Kaiser Nikolas, der Menschenfresser, alle Morgen drei kleine Polenkinder verpfeife, ganz roh mit Essig und Del. Aber am tiefsten erschüttert waren unsre Jungfrauen, wenn sie im Mondschein an der Heldenbrust der polnischen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warschau und den Sieg der russischen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzosen, die bei solchen Gelegenheiten nur schäkerten und lachten . . . nein, diese larmoyanten Schnurrbärte gaben auch etwas fürs Herz, sie hatten Gemüth, und nichts gleicht der holden Schwärmerei, womit deutsche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beschworen, so schnell als möglich eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Eine Revolution ist ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück ist eine verunglückte Revolution; und mit einer solchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordischen Freunde, die in unsre Angelegenheiten alle jene Ver-

wirrung und Unzuverlässigkeit, gebracht hätten, wodurch sie selber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmischung wäre uns um so verderblicher geworden, da die deutsche Unerfahrenheit sich von den Rathschlägen jener kleinen polnischen Schlaubeit, die sich für politische Einsicht ausgiebt, gern leiten ließ, und gar die deutsche Bescheidenheit, bestochen von jener flinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen ist, diesen letztern die wichtigsten Führerstellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals, in dieser Beziehung, über die Popularität der Polen nicht wenig geängstigt. Es hat sich vieles seitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutschen Freiheitsinteressen einer spätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu fürchten. Ach nein, wenn einst Deutschland sich wieder rüttelt, und diese Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach existiren, sie werden ganz mit den Russen verschmolzen sein, und als solche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen . . . und sie werden für uns minder gefährlich sein als Feinde, denn als Freunde. Der einzige Vortheil, den wir ihnen verdanken, ist jener Russenhaß, den sie bei uns gesät und der, still fortwuchernd im deutschen Gemüthe, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde schlägt, wo wir uns zu vertheidigen haben gegen jenen furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Füße weitausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich . . . Deutschland wird einst mit diesem Riesen den Kampf bestehen müssen, und für diesen Fall ist es gut, daß wir die Russen schon früh-hassen lernten, daß dieser Haß in uns gesteigert wurde, daß auch alle andren Völker daran Theil nehmen . . . das ist ein Dienst, den uns die Polen leisten, die jetzt als Propaganda des Russenhasses in der ganzen Welt umherwandern. Ach, diese unglücklichen Polen! sie selber werden einst die nächsten Opfer unseres blinden Jornes sein, sie werden einst, wenn der Kampf beginnt, die russische Avantgarde bilden, und sie genießen alsdann die bitteren Früchte jenes Hasses, den sie selber gesät. Ist es der Wille des Schicksals, oder ist es glorreiche Beschränktheit, was die Polen immer dazu verdammt, sich selber die schlimmste Falle und endlich die Todesgrube zu graben . . . seit den Tagen Sobieski's, der die Türken schlug, Polens natürliche Allirte, und die Oestreicher rettete . . . der ritterliche Dummkopf!

Ich habe oben von der „Meinen polnischen Schlaubeit“ gesprochen. Ich glaube, dieser Ausdruck wird keiner Mißdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, dessen Herz am frühesten für Polen schlug und der lange schon vor der polnischen Revolution für dieses heldenmüthige Volk sprach und litt. Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern, daß ich nachträglich bemerkte, er bezieht sich hier auf die Jahre 1831

und 1832, wo die Polen von der großen Wissenschaft der Freiheit nicht einmal die ersten Elementarkenntnisse besaßen, und die Politik ihnen nichts anders dünkte, als eben ein Gewebe von Weibertüßchen und Hinterlist, kurz als eine Manifestation jener „kleinen polnischen Schlaueit,“ für welche sie sich ein ganz besonderes Talent zutrauten.

Diese Polen waren gleichsam ihrem heimathlichen Mittelalter entsprungen, und, ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopfe tragend, stürmten sie nach Paris, und hier warfen sie sich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakristeien der katholischen Schule: denn um Republikaner zu sein, dazu braucht man wenig zu wissen, und um Katholik zu sein, braucht man gar nichts zu wissen, sondern braucht man nur zu glauben. Die Gescheitesten unter ihnen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und sie ahneten nimmermehr, daß namentlich in Deutschland durch Tumult und Straßenauslauf wenig gefördert wird. Eben so unheilvoll, wie spaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staatsmänner gegen die deutschen Regierungen verfuhr. Er hatte nämlich bei dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine stille deutsche Stadt in Bewegung zu setzen, und da er der gelehrteste Lithauer war und aus der Geographie ganz genau wußte, daß Deutschland aus einigen dreißig Staaten besteht, schickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptstadt eines dieser Staaten . . . er setzte gleichsam einen Polen auf irgend einen jener dreißig deutschen Staaten, wie auf die Nummern eines Roulets, wahrscheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: an einem einzigen Polen ist nicht viel verloren, verursacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, so kommt vielleicht eine ganze Revolution dabei heraus!

Ich spreche von 1831 und 1832. Seitdem sind acht Jahre verflossen, und eben so gut, wie die Helben deutscher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und viele von ihnen konnten die schreckliche Noth des Exils zum Studium der Civilisation benutzen. Das Unglück hat sie ernsthaft geschult und sie haben etwas Nützliches lernen können. Wenn sie einst in ihr Vaterland zurückkehren, werden sie dort die heilsamste Saat ausstreuen, und wo nicht ihre Heimath, doch gewiß die Welt wird die Früchte ihrer Ausfaat ärndten. Das Licht, das sie einst mit nach Hause bringen, wird sich vielleicht weit verbreiten nach dem fernsten Nordosten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen setzen, so daß bei der auslebernden Helle unsere Feinde sich einander beschauen und vor einander entsetzen werden . . . sie würgen sich alsdann unter einander in wahnsinnigem Wechselfchred und erlösen uns von aller Gefahr ihres Besuches. Die Vorsehung vertraut das

Nicht zu weissen den ungeschicktesten Händen, damit ein heilsamer Brand entstehe in der Welt . . .

Nein, Polen ist noch nicht verloren . . . Mit seiner politischen Existenz ist sein wirkliches Leben noch nicht abgeschlossen. Wie einst Israel nach dem Falle Jerusalems, so vielleicht nach dem Falle Warschaus erhebt Polen sich zu den höchsten Bestimmungen. Es sind diesem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menschheit höher schätzt, als die gewonnenen Schlachten und das ritterthümliche Schwertergeklirre nebst Pferdegetrampel seiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne solche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren sein . . . Es wird ewig leben auf den rühmlichsten Blättern der Geschichte.

Nächst dem Durchzug der Polen habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächsten Fehel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutschland bewirkte und auch auf unsere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte. Die hiesige Volksversammlung war im Anfang nichts anderes, als eine Filialgesellschaft des Pressvereins von Zweibrücken. Einer der gewaltigsten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksversammlung sprechen gehört, sah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffeehause, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete, und die gemäßigten Verräther, namentlich die Redaktoren der augsburger Allg. Zeitung mit dem Strang bedrohte . . . (Ich wundre mich, daß ich damals noch den Muth hatte als Redacteur der Allg. Zeitung thätig zu sein . . . Jetzt sind die Zeiten minder gefährlich . . . Es sind seitdem acht Jahre verflossen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken ist in diesem Augenblick einer der schreibseligsten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung . . .)

Von Rheinbayern sollte die deutsche Revolution ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freiheit, der Heiland, in der Wiege lag und wackerlichsend greinte. Neben dieser Wiege brüllte manches Dschalein, das späterhin, als man auf seine Hörner zählte, sich als ein sehr gemüthliches Kindvieh verwies. Man glaubte ganz sicher, daß die deutsche Revolution in Zweibrücken beginnen würde, und alles war dort reif zum Ausbruch. Aber, wie gesagt, die Gemüthlichkeit einiger Personen vereitelte jenes polizeiwidrige Unterfangen. Da war z. B. unter den verschwornen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lautesten wüthete, der von Tyrannenhaß am tollsten übersprudelte, und dieser sollte, mit der ersten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptposten bewachte, gleich niederstrecken . . . „Was! — rief der Mann, als man ihm diese Ordre gab, — was! mir, mir konntet Ihr eine so schauderhafte, so abscheuliche, so blutdürstige Handlung zumuthen? Ich, ich soll eine unschuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und diese Schildwache ist vielleicht ebenfalls ein Familien-

vater. Ein Familienvater soll einen Familienvater ermorden! ja tödten! umbringen!'

Da der Dr. Pfistor, einer der Zweibrüder Helben, welcher mir diese Geschichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entsprungen ist, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er versicherte mir, daß die deutsche Revolution durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vor der Hand ajournirt wurde. Und doch war der Moment ziemlich günstig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Festes hätte mit einiger Aussicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutschland versucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte Termin den die Göttin der Freiheit uns gewährte; die Sterne waren günstig; seitdem erlosch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren sehr viele Männer der That versammelt die selber von ernstem Willen glühten und auf die sicherste Hilfe rechnen konnten. Jeder sah ein, es sei der rechte Moment zu dem großen Wagniß, und die meisten setzten gerne Glück und Leben auf's Spiel. . . Wahrlich es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzückte und die That zurückdämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt die Revolution zu beginnen?

Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt unglaublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Comité saß, wo man über die anzufangende Revolution debattirte; er gestand mir nämlich im Vertrauen; als die Frage der Competenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich competent seien im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien diejenigen, welche zur raschen That riefen, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: „man sei nicht competent.“

O Schilba, mein Vaterland!

Venedey möge es mir verzeihen, wenn ich diese geheime Competenzgeschichte ausplaudre und ihn selber als Gewährsmann nenne; aber es ist die beste Geschichte, die ich auf dieser Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergesse ich alle Kümmernisse dieses irdischen Jammerthals, und vielleicht einst, nach dem Tode, in der nebligten Langeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an diese Competenzgeschichte mich aufheitern können. . . Ja, ich bin überzeugt, wenn ich sie dort Proserpinen erzähle, der mürrischen Gemahlin des Höllengotts, so wird sie lächeln, vielleicht laut lachen. . .

O Schilba, mein Vaterland!

Ist die Geschichte nicht werth mit goldenen Buchstaben auf Sammt gestickt
Seine. VI.

zu werden, wie die Gebichte des Mollakat, welche in der Moschee von Mekka zu schauen sind? Ich möchte sie jedenfalls in Verse bringen und in Musik setzen lassen, damit sie großen Königskindern als Wiegenlied vorgesungen werde . . . Ihr könnt ruhig schlafen, und zur Belohnung für das furchtbar-liebende Lieb, das ich Euch gesungen, Ihr großen KönigsKinder, ich bitte Euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten . . . Ihr habt nichts zu riskiren, die deutsche Revolution ist noch weit von Euch entfernt, gut Ding will Weile und die Frage der Competenz ist noch nicht entschieden . . .

O Schilde, mein Vaterland!

Wie dem aber auch sei, das Fest von Hambach gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen der deutschen Geschichte, und wenn ich Börne glauben soll, der diesem Feste bewohnte, so gewährte dasselbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freiheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bei seiner Rückkehr von Hambach, daß ich ihn wiedersah, aber auch zum letzten Male in diesem Leben. Wir gingen mit einander in den Tuilleries spaziren, er erzählte mir viel von Hambach und war noch ganz begeistert von dem Jubel jener großen Volksfeier. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anstand rühmen, die dort herrschten. Es ist wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Excesse, weder betrunkene Lobsucht, noch pöbelhafte Rohheit, und die Orgie, der Kirrnestaumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgesprochen in jenen Reden, die zum Theil späterhin gedruckt erschienen. Aber der eigentliche Wahnsinn ward bloß geäußert. Börne erzählte mir: während er mit Siebenpfeiser redete, nahte sich demselben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte in's Ohr, worauf jener verneinend den Kopf schüttelte. „Aus Neugier,“ setzte Börne hinzu, „frag ich den Siebenpfeiser, was der Bauer gewollt, und jener gestand mir, daß der alte Bauer ihm mit bestimmten Worten gesagt habe: Herr Siebenpfeiser, wenn Sie König sein wollen, wir machen Sie dazu!“

„Ich habe mich sehr amüßirt“ — fuhr Börne fort — „wir waren dort alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderschaft, und ich erinnere mich besonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutschen sind ein ganz prächtiges Volk und gar nicht mehr so unpraktisch wie sonst. Wir hatten in Hambach auch das lieblichste Mailwitter, wie Milch und Rosen, und ein schönes Mädchen war dort, die mir die Hand küssen wollte, als wär ich ein alter Kapuziner; ich habe das nicht gelitten, und Vater und Mutter befohlen ihr mich auf den Mund zu küssen, und versicherten mir, daß sie mit dem größten Vergnügen meine sämtlichen Schriften gelesen. Ich habe mich sehr amüßirt. Auch meine Uhr ist mir gestohlen worden. Aber das freut mich

ebenfalls, das ist gut, das giebt mir Hoffnung. Auch wir, und das ist gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns, und werden daher desto leichter reussiren. Da ist der verwünschte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend sei das Prinzip der Republikaner! und ich ängstigte mich schon daß unsere Parthei aus lauter ehrlichen Leuten bestehen und deshalb nichts ausrichten würde. Es ist durchaus nöthig, daß wir, eben so gut wie unsre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gerne den Patriototen entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemaußt; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, sogleich die Polizei übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb. Ich werde nämlich im hamburger Correspondenten annonciren, daß ich dem ehrlichen Fieber meiner Uhr die Summe von 100 Louisd'or auszahle. Die Uhr ist es werth, schon als Curiosität: es ist nämlich die erste Uhr, welche die deutsche Freiheit gestohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unserer schläfrigen Ehrlichkeit . . . Tyrannen zittert, wir stehlen auch!“

Der arme Bärne konnte nicht aufhören von Hambach zu reden und von dem Plaisir, das er dort genossen. Es war, als ob er ahnte, daß er zum letzten Mal in Deutschland gewesen, zum letzten Mal deutsche Luft geathmet, deutsche Dummheiten eingesogen, mit durstigen Ohren — „Ach!“ seufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk schwachet, so schwachte ich manchmal nach jenen frischen erquicklichen Dummheiten, wie sie nur auf dem Boden unseres Vaterlands gebeihen. Diese sind so tiefinnig, so melancholisch lustig, daß einem das Herz dabei jauchzt. Hier bei den Franzosen sind die Dummheiten so trocken, so oberflächlich, so vernünftigt, daß sie für jemand, der an Besseres gewohnt, ganz ungenießbar sind. Ich werde deshalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer und sterbe am Ende. Das Exil ist eine schreckliche Sache. Komme ich einst in den Himmel, ich werde mich gewiß auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die so schön singen und so gut riechen . . . sie sprechen ja kein deutsch und rauchen keinen Kanaster . . . Nur im Vaterland ist mir wohl! Vaterlandsiebe! Ich lache über dieses Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt . . . Sie könnten eben so gut von Milchbreielliebe sprechen. Milchbreielliebe! In einer afrikanischen Sandwüste hat das Wort schon seine Bedeutung. Wenn ich je so glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutschland zurückzukehren, so nennen sie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftsteller schreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man einen im Gefängniß aussagen läßt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig festsetzen lassen, wie der brave Wirth und die Anderen, denen ich ihr Schicksal vorausagte, ja denen ich alles vorausagte wie ich es im Traum gesehen . . .“

„Ja, das war ein närrischer Traum,“ — rief Börne plötzlich mit lautem Lachen, und aus der düsteren Stimmung in die heitere überspringend, wie es seine Gewohnheit war — „das war ein närrischer Traum! Die Erzählungen des Handwerksburschen, der in Amerika gewesen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieser erzählte mir nämlich, in den nordamerikanischen Städten sähe man auf der Straße sehr große Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geschrieben steht, in welchem Gasthaus und an welchem Tage sie als Turtlesuppe verpeist werden. Ich weiß nicht, warum mich diese Erzählung so sehr frappirte, warum ich den ganzen Tag an die armen Thiere dachte, die so ruhig durch die Straßen von Boston umher kriechen, und nicht wissen, daß auf ihrem Rücken ganz bestimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geschrieben steht . . . Und Nachts, denken Sie sich, im Traume, sehe ich meine Freunde, die deutschen Patrioten, in lauter solche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines jeden steht mit großen Buchstaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einstecken werde in den verdammten Suppentopf . . . Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht sagen, was mir geträumt: denn sie hätten mir übel genommen, daß sie, die Männer der Bewegung, mir als langsame Schildkröten erschienen . . . Aber das Eril, das Eril, das ist eine schreckliche Sache . . . Ach! wie beneide ich die französischen Republikaner! Sie leiden aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes steht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzosen, welche hier in Paris kämpfen, und alle jene theuren Denkmäler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und sie trösten und aufmuntern! Hier sprechen die Steine und singen die Bäume, und so ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nämlich die Märtyrergeschichte der Menschheit weit einbringlicher als alle Professoren der historischen Schule zu Berlin und Göttingen. Und diese Kastanienbäume, hier in den Tuilleries, ist es nicht als sängen sie heimlich die Marseillaise mit ihren tausend grünen Zungen? . . . Hier ist heiliger Boden, hier sollte man die Schuhe ausziehen, wenn man spazieren geht . . . Hier links ist die Terrasse der Feuillants; dort rechts, wo sich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Club der Jakobiner seine Sitzungen . . . Hier vor uns, im Tuilleriesgebäude, donnerte der Convent, die Titanenversammlung, wogegen Bonaparte mit seinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erscheint . . . dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI., wo das große Exempel statuirte wurde . . . Und zwischen beiden, zwischen Schloß und Richtplatz, zwischen Feuillants- und Jakobiner-Club, in der Mitte, der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum . . .“

An diesen alten Kastanienbäumen in den Tuilleriesgärten sind aber mitunter sehr morsche Nester, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phrase

schließen wollte, brach mit lautem Getrach ein Ast jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterstürzend, hätte er uns beide schier zerschmettert, wenn wir nicht hastig zur Seite sprangen. Börne, welcher nicht so schnell wie ich sich rettete, ward von einem Zweige des fallenden Astes an der Hand verletzt, und brammte verbrisslich: „Ein böses Zeichen!“

Viertes Buch.

— Und dennoch beurfundete das Fest von Hambach einen großen Fortschritt, zumal wenn man es mit jenem anderen Feste vergleicht, das einst ebenfalls zur Verherrlichung gemeinsamer Volksinteressen auf der Wartburg statt fand. Nur in Außen dingen, in Zufälligkeiten, sind sich beide Bergfester sehr ähnlich; keineswegs ihrem tieferen Wesen nach. Der Geist, der sich auf Hambach aussprach, ist grundverschieden von dem Geiste, oder vielmehr von dem Gespenste, das auf der Wartburg seinen Spuk trieb. Dort, auf Hambach, jubelte die moderne Zeit ihre Sonnenaufgangelieder und mit der ganzen Menschheit ward Brüderschaft getrunken; hier aber auf der Wartburg, krächzte die Vergangenheit ihren obskuren Rabengefang, und bei Jackellicht wurden Dummheiten gesagt und gethan, die des blödsinnigsten Mittelalters würdig waren! Auf Hambach hielt der französische Liberalismus seine trunkensten Bergpredigten, und sprach man auch viel unvernünftiges, so ward doch die Vernunft selber anerkannt als jene höchste Autorität die da bindet und löset und den Gesetzen ihre Gesetze vorschreibt; auf der Wartburg hingegen herrschte jener beschränkte Teutomanismus, der viel von Liebe und Glaube greinte, dessen Liebe aber nichts anders war als Haß des Fremden und dessen Glaube nur in der Unvernunft bestand, und der in seiner Unwissenheit nichts Besseres zu erfinden wußte als Bücher zu verbrennen! Ich sage Unwissenheit, denn in dieser Beziehung war jene frühere Opposition, die wir unter dem Namen „die Altdeutschen“ kennen, noch großartiger als die neuere Opposition, obgleich diese nicht gar besonders durch Gelehrsamkeit glänzt. Eben derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorschlag brachte, war auch zugleich das unwissendste Geschöpf, das je auf Erden turnte und altdeutsche Lesarten herausgab: wahrhaftig, dieses Subjekt hätte auch Bröder's lateinische Grammatik in's Feuer werfen sollen!

Sonderbar! trotz ihrer Unwissenheit hatten die sogenannten Altdeutschen von der deutschen Gelahrtheit einen gewissen Pedantismus geborgt, der eben so widerwärtig wie lächerlich war. Mit welchem kleinseitigen Silbenstechen und Auspünkteln diskutirten sie über die Kennzeichen deutscher Nationalität! wo fängt der Germane an? wo hört er auf? darf ein Deutscher Tabak rau-

chen? Nein, behauptete die Mehrheit. Darf ein Deutscher Handschuhe tragen? Ja, jedoch von Büffelhaut. (Der schmutzige Maßmann wollte ganz sicher gehen und trug gar keine.) Aber Biertrinken darf ein Deutscher, und er soll es als ächter Sohn Germanias; denn Tacitus spricht ganz bestimmt von deutscher *Corovia*. Im Bierkeller zu Göttingen mußte ich einst bewundern, mit welcher Gründlichkeit meine altdeutschen Freunde die Proscriptionslisten anfertigten, für den Tag wo sie zur Herrschaft gelangen würden. Wer nur im siebenten Glied von einem Franzosen, Juden oder Slaven abstammte, ward zum Exil verurtheilt. Wer nur im mindesten etwas gegen Jahn oder überhaupt gegen altdeutsche Lächerlichkeiten geschrieben hatte, konnte sich auf den Tod gefaßt machen, und zwar auf den Tod durchs Beil, nicht durch die Guillotine, obgleich diese ursprünglich eine deutsche Erfindung und schon im Mittelalter bekannt war, unter dem Namen „die welsche Falle.“ Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß man ganz ernsthaft debattirte: ob man einen gewissen berliner Schriftsteller, der sich im ersten Bande seines Werkes gegen die Turnkunst ausgesprochen hatte, bereits auf die erwähnte Proscriptionsliste setzen dürfe: denn der letzte Band seines Buches sei noch nicht erschienen, und in diesem letzten Bande könne der Autor vielleicht Dinge sagen, die den inkriminirten Äußerungen des ersten Bandes eine ganz andere Bedeutung ertheilen.

Sind diese dunklen Narren, die sogenannten Deutschthümler, ganz vom Schauplatz verschwunden! Nein. Sie haben bloß ihre schwarzen Röcke, die Livree ihres Wahnsinns, abgelegt. Die meisten entlebigten sich sogar ihres weinerlich brutalen Jargons, und verummmt in den Farben und Nebenearten des Liberalismus, waren sie der neuen Opposition desto gefährlicher während der politischen Sturm- und Drangperiode nach den Tagen des Julius. Ja, im Heere der deutschen Revolutionsmänner wimmelte es von ehemaligen Deutschthümlern, die mit sauren Lippen die moderne Parole nachschallten und sogar die Marschallaise sangen . . . sie schnitten dabei die fatalsten Gesichter . . . Jedoch es galt einen gemeinschaftlichen Kampf für ein gemeinschaftliches Interesse, für die Einheit Deutschlands, der einzigen Fortschritts-Idee, die jene frühere Opposition zu Markte gebracht. Unsere Niederlage ist vielleicht ein Glück . . . Man hätte als Waffenbrüder treulich neben einander gekämpft, man wäre sehr einig gewesen während der Schlacht, sogar noch in der Stunde des Sieges . . . aber den andern Morgen wäre eine Differenz zur Sprache gekommen, die unausgleichbar und nur durch die *ultima ratio populi* zu schlichten war, nämlich durch die welsche Falle. Die Kurzsichtigen freilich unter den deutschen Revolutionären beurtheilten Alles nach französischen Maßstäben, und sie sonderten sich schon in Constitutionelle und Republikaner und wiederum in Girondisten und Montagnards, und nach solchen Ein-

theilungen haften und verläumbeten sie sich schon um die Wette: aber die Wissenden wußten sehr gut, daß es im Heere der deutschen Revolution eigentlich nur zwei grundverschiedene Partheien gab, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigsten Oader entgegenzürnten. Welche von beiden schien die überwiegende? Die Wissenden unter den Liberalen verhehlten einander nicht, daß ihre Parthei, welche den Grundsätzen der französischen Freiheitslehre huldigte, zwar an Zahl die stärkere, aber an Glaubenseifer und Hülfsmitteln die schwächere sei. In der That, jene regenerirten Deutschthümer bildeten zwar die Minorität, aber ihr Fanatismus, welcher mehr religiöser Art, überflügelte leicht einen Fanatismus, den nur die Vernunft ausgebrühet hat; ferner stehen ihnen jene mächtigen Formeln zu Gebot, womit man den rohen Pöbel beschwört, die Worte „Vaterland, Deutschland, Glauben der Väter u. s. w.“ elektrifiziren die unklaren Volksmassen noch immer weit sicherer, als die Worte: Menschheit, Weltbürgerthum, Vernunft der Söhne, Wahrheit . . .!“ Ich will hiermit andeuten, daß jene Repräsentanten der Nationalität im deutschen Boden weit tiefer wurzeln, als die Repräsentanten des Cosmopolitismus, und daß letztere im Kampfe mit jenen wahrscheinlich den Kürzern ziehen, wenn sie ihnen nicht schleunigst zuvorkommen . . . durch die welsche Falle.

In Revolutionszeiten bleibt uns nur die Wahl zwischen Töbten und Sterben.

Man hat keinen Begriff von solchen Zeiten, wenn man nicht etwas gekostet hat von dem Fieber, das alsdann die Menschen schüttelt und ihnen eine ganz eigene Denk- und Gefühlsweise einhaucht. Es ist unmöglich, die Worte und Thaten solcher Zeiten während der Windstille einer Friedensperiode, wie die jetzige, zu beurtheilen.

Ich weiß nicht, in wie weit obige Andeutungen einem stillen Verständniß begegnen. Unsere Nachfolger erben vielleicht unsere geheimen Uebel, und es ist Pflicht, daß wir sie darauf hinweisen, welches Heilmittel wir für probat hielten. Zugleich habe ich hier oben insinuirt, in wie fern zwischen mir und jenen Revolutionären, die den französischen Jakobinismus auf deutsche Verhältnisse übertrugen, eine gewisse Verbündung statt finden mußte . . . Trotz dem, daß mich meine politischen Meinungen von ihnen schieben im Reiche des Gedankens, würde ich mich doch jederzeit denselben angeschlossen haben auf den Schlachtfeldern der That . . . Wir hatten ja gemeinschaftliche Feinde und gemeinschaftliche Gefahren!

Freilich, in ihrer trüben Befangenheit haben jene Revolutionäre nie die positiven Garantien dieser natürlichen Allianz begriffen. Auch wir ich ihnen so weit vorangeschritten, daß sie mich nicht mehr sahen, und in ihrer Kurzsichtigkeit glaubten sie, ich wäre zurückgeblieben.

Es ist weder hier der Ort, noch ist es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die sich bald nach der Juliusrevolution zwischen mir und den deutschen Revolutionären in Paris kund geben mußten. Als der bedeutendste Repräsentant dieser letzteren muß unser Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, als, in Folge der republikanischen Niederlagen, die zwei thätigsten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplaze abtraten.

Von ersterem ist bereits Erwähnung geschehn. Er war einer der rüftigsten Umtriebler, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er alle demagogische Talente im höchsten Grade besaß. Ein Mensch von vielem Geiste, auch vielen Kenntnissen und großer Beredsamkeit. Aber ein Intriguant. In den Stürmen einer deutschen Revolution hätte Garnier gewiß eine Rolle gespielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm schlecht. Man sagt, er mußte von Paris flüchten, weil sein Gastwirth ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speisen zu vergiften drohte, sondern indem er ihm gar keine Speisen mehr ohne baare Bezahlung verabreichen wollte. Der andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Mensch aus Altbayern, wenn ich nicht irre, aus Hof, der hier als Commis in einem Handlungshause conditionirte, aber seine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, seine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeisterung getriebener Mensch, und ich halte mich um so mehr verpflichtet, dieses auszusprechen, da sein Andenken noch nicht ganz gereinigt ist von einer schauerhaften Verläumdung. Als er nämlich aus Paris verwiesen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Minister des Innern, ob dieser Willkühr in der Kammer zur Rede stellte, schnäugte d'Argout seine lange Nase und behauptete: der Verwiesene sei ein Agent der bayerischen Jesuiten gewesen und unter seinen Papieren habe man die Beweisstücke gefunden. Als Wolfrum, welcher sich in Belgien aufhielt, von dieser schändlichen Beschuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Baarschaft nur zu Fuße reisen, und, erkrankt durch Uebermüdung und innere Aufregung, mußte er bei seiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier starb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnier waren immer Börne's treue Anhänger, aber sie behaupteten ihm gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, und nicht selten schöpften sie ihre Inspirationen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber diese beiden verschwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar persönlich hervor, er herrschte nicht mehr durch Agenten seines Willens, sondern in eigenem Namen, und es fehlte ihm nicht an einem Hofstaat von beschränkten und erhitzen Köpfen, die ihm mit blinder Verehrung huldigten.

Unter diesen lieben Getreuen saß er in aller Majestät seines buntseidenen Schlafrocks und hielt Bericht über die Großen dieser Erde, und neben dem Gaaren aller Reußen war es wohl der Schreiber dieser Blätter, den sein rhadamantischer Zorn am stärksten traf. . . Was in seinen Schriften nur halbwegs angedeutet wurde, fand im mündlichen Vortrag die größte Ergänzung, und der argwöhnische Kleingeist, der ihn bemerkte, und eine gewisse infame Tugend, die für die heilige Sache sogar die Lüge nicht verschmäht, kurz Beschränktheit und Selbsttäuschung, trieben den Mann bis in die Voräfte der Verläumdung.

Der Vorwurf in den Worten „argwöhnischer Kleingeist“ soll hier weniger das Individuum als vielmehr die ganze Gattung treffen, die in Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens, ihren vollkommensten Repräsentanten gefunden. Mit diesem hatte Börne zuletzt die größte Aehnlichkeit: im Gesichte lauerndes Mißtrauen, im Herzen eine blutdürstige Sentimentalität, im Kopfe nüchternere Begriffe. . . Nur stand ihm keine Guillotine zu Gebote, und er mußte zu Worten seine Zuflucht nehmen und bloß verläumben. Auch dieser Vorwurf trifft mehr die Gattungen; denn sonderbar! eben so wie die Jesuiten, haben die Jakobiner das Lügen als ein erlaubtes Kriegsmittel adoptirt, vielleicht weil sich beide der höchsten Zwecke bewußt waren: jene stritten für die Sache Gottes, diese für die Sache der Menschheit. . . Wir wollen ihnen daher ihre Verläumdungen verzeihen!

Ob aber bei Ludwig Börne nicht manchmal ein geheimer Reiz im Spiele war? Er war ja ein Mensch, und während er glaubte, er ruinire den guten Reumund eines Andersgesinnten nur im Interesse der Republik, während er sich vielleicht noch etwas darauf zu Gute that, dieses Opfer gebracht zu haben, befriedigte er unbewußt die versteckten Gelüste der eignen bösen Natur, wie einst Maximilian Robespierre, glorreichen Andenkens!

Und namentlich in Betreff meiner hat der Selige sich solchen Privatgefühlen hingegeben, und alle seine Anfeindungen waren am Ende nichts anders, als der kleine Reiz, den der kleine Lambour-Maitre gegen den großen Lambour-Masor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so fest in die Lüste hinausjaucht, ob meiner reichgestickten Uniform, woran mehr Silber, als er, der kleine Lambour-Maitre, mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geselligkeit, womit ich den großen Stod balancire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwiebre!

Der Umgebung Börne's mag ebenfalls vieles von den angedeuteten Irrungen zur Last fallen; er ward von den lieben Getreuen zu mancher schlimmen Aeußerung angestachelt, und das mündlich Geäußerte ward noch bössartiger aufgespißt und zu wunderlichen Privatweden verarbeitet. Bei all

seinem Mistranon war er leicht zu betrügen, er ahnte nie daß er ganz fremden Leidenschaften diene und nicht selten sogar den Einflüsterungen seiner Gegner gehorchte. Man versicherte mir, einige von den Spionen, die für Rechnung gewisser Regierungen hier herumspionirten, wußten sich so patriotisch zu gebenden, daß Börne ihnen sein ganzes Vertrauen schenkte und Tag und Nacht mit ihnen zusammenhockte und konspirirte.

Und doch wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und einst sagte er mir: „da geht beständig ein Kerl hinter mir her, der mich auf allen Straßen verfolgt, vor allen Häusern stehen bleibt, wo ich hineingehe, und gewiß von irgend einer Regierung theuer dafür bezahlt wird. Wüßte ich nur, welche Regierung, ich würde ihr schreiben, daß ich das Geld selbst verdienen möchte, daß ich selber ihr täglich einen gewissenhaften Rapport abfassen wolle, wie ich den ganzen Tag zugebracht, mit wem ich gesprochen, wohin ich gegangen: ja, ich bin erbötig, diesen Rapport zu weit wohlfeilerem Preise, ja für die Hälfte des Geldes zu liefern, das dieser Kerl, der beständig hinter mir einher geht, sich zahlen läßt; denn ich muß ja alle diese Gänge ohnedies machen. Ich könnte vielleicht davon leben, daß ich mein eigner Spion werde.“

Einen großen, vielleicht den größten Einfluß übte damals auf Börne die sogenannte Madame Wohl, eine bereits in diesen Blättern erwähnte zweideutige Dame, wovon man nicht genau wußte, zu welchem Titel ihr Verhältniß zu Börne sie berechtigte, ob sie seine Geliebte oder bloß seine Gattin. Die nächsten Freunde behaupteten lange Zeit steif und fest, daß Madame Wohl ihm heimlich angetraut sei und eines frühen Morgens als Frau Doktorin Börne ihre Aufwartung machen werde. Andere meinten, es herrsche zwischen beiden nur eine platonische Liebe, wie einst zwischen Messer Francesco und Madonna Laura, und sie fanden gewiß auch eine große Ähnlichkeit zwischen Petrarca's Sonnetten und Börne's Pariser Briefen. Letztere waren nämlich nicht an eine erdichtete Lustgestalt, sondern an Madame Wohl gerichtet, was gewiß zu ihrem Werthe beitrug, indem es ihnen jene bestimmte Physiognomie und jenes Individuelle ertheilte, was keine Kunst nachahmen kann. Wenn sich in Briefen nicht bloß der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers abspiegelt, so ist Madame Wohl eine höchst respectable Person, die für Freiheit und Menschenrechte glüht, ein Wesen voll Gemüth, voll Begeisterung . . . Und in der That, wir müssen dieser Ansicht Glauben schenken, wenn wir vernehmen, mit welcher Hingebung die Dame in bitterer Zeit an Börne festhielt, wie sie ihm ihr ganzes Leben weihte, und wie sie jetzt, nach seinem Tode, in trostlosem Kummer verharret, sich in der Einsamkeit nur noch mit dem Verstorbenen beschäftigend. Unstreitbar herrschte zwischen beiden die innigste Zuneigung; aber während das Publikum zweifelhaft war, welche sinnliche Thatfachen daraus entspringen sein möchten, überraschte uns

einst die plötzliche Nachricht, daß Madame Wohl sich nicht mit Börne, sondern mit einem jungen Kaufmann aus Frankfurt vermählt habe . . . Die Verwunderung hierüber ward noch dadurch gesteigert, daß die Neuvermählte nebst ihrem Gatten hierherkam, mit Börne ein und dieselbe Wohnung bezog, und alle drei einen einzigen Haushalt bildeten. Ja, es hieß, der junge Gatte habe die Frau nur deshalb geheirathet, um mit Börne in nähere Berührung zu kommen, er habe sich ausbedungen, daß zwischen beiden das frühere Verhältniß unverändert fortwalte. Wie man mir sagt, spielte er im Hause nur die dienende Person, verrichtete die roheren Geschäfte und ward ein sehr nützlicher Laufbursche für Börne, mit dessen Ruhm er hausiren ging und gegen dessen Gegner er unerbitterlich Gift und Galle gesserte.

In der That, jener Gatte der Madame Wohl gehört nicht zu der guten Sorte, die mit der Toleranz in der Ehe eine gewisse Harmlosigkeit verbindet, und dadurch allen Spott entwaффnet. Nein, er erinnerte vielmehr an jene böse Gattung, wovon in den indischen Geschichten des Ritasas Erwähnung geschieht. Dieser Autor berichtet nämlich: in Indien gebe es gehörnte Esel, und während alle andere Esel gar keine Galle haben, hätten jene gehörnten Esel einen solchen Ueberfluß an Galle, daß ihr Fleisch dadurch ganz bitter schmede.

Ich hoffe es wird niemand mißdeuten, weshalb ich obige Particularitäten aus Börne's Privatleben hervorhebe. Sie sollen nur zeigen, daß es noch ganz besondere Mißstände gab, die mir geboten, mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele sträubte sich in mir bei dem Gedanken, mit seiner nächsten Umgebung in die mindeste Berührung zu gerathen. Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börne's Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieses Geständniß mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeschrei sogenannter Sittenprediger einstimmt und selber hinlänglich von ihnen verletzert wurde. Verbiente ich wirklich diese Verletzungen? Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv einer stillen Nothwendigkeit, und mache deshalb keine Ansprüche auf Lorbeerkränze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es ließe keine Phryne über die pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Correspondenzler solche saubere Anekdoten nachgesprochen wurden, ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit,

die Körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstfüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben selbst, hinopfern läßt! Was aber unseren Ludwig Börne betrifft, so dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeisterung für Schönheit war, die ihn zu seiner Madame Wohl hinzog. Eben so wenig findet das Verhältniß dieser beiden Personen seine moralische Rechtfertigung in der großen Passion. Beherrscht von der großen Passion, würden beide keinen Anstand genommen haben, selbst ohne den Segen der Kirche und der Mairie, bei einander zu wohnen; das kleine Bedenken über das Kopfschütteln der Welt hätte sie nicht davon abgehalten . . . Und die Welt ist am Ende gerecht und sie verzehrt die Flammen, wenn nur der Brand stark und ächt ist, und schön lobert und lange . . . Wegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart und sie verspottet jede ängstliche Halbglut . . . Die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, so bald sie sich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in diesem Falle eine gewisse Legitimität . . . Aber Madame Wohl that sich mit Börne zusammen unter dem Deckmantel der Ehe mit einem lächerlichen Dritten, dessen bitteres Fleisch ihr vielleicht manchmal mundete, während ihr Geist sich weidete am süßen Geiste Börne's . . . Selbst in diesem anständigen Falle, selbst im Fall dem idealischen Freunde nur das reine, schöne Gemüth und dem rohen Gatten die nicht sehr schöne und nicht sehr reinliche Hülle gewidmet ward, beruhte der ganze Haushalt auf der schmutzigsten Lüge, auf entweihter Ehe und Heuchelei, auf Immoralität.

Zu dem Etel, der mich bei dem Zusammentreffen mit Börne von Seiten seiner Umgebung bedrohte, gesellte sich auch das Mißbehagen, womit mich sein beständiges Kannengießern erfüllte. Immer politisches Raïsoniren und wieder Raïsoniren, und sogar beim Essen, wo er mich aufzusuchen wußte. Bei Tische, wo ich so gern alle Misere der Welt vergesse, verdarb er mir die besten Gerichte durch seine patriotische Galle, die er gleichsam wie eine bittere Sauce darüber hinschwazte. Kalbsfüße à la Maitre d'Hôtel, damals meine harmlose Lieblingsspeise, er verleidete sie mir durch Diabospöken aus der Heimath, die er aus den unzuverlässigsten Zeitungen zusammengegabelt hatte. Und dann seine verfluchten Bemerkungen, die einem den Appetit verbarben. So z. B. froh er mir mal nach in den Restaurant der Rue Lepelletier, wo damals nur politische Flüchtlinge aus Italien, Spanien, Portugal und Polen zu Mittag speisten. Börne, welcher sie alle kannte, bemerkte mit freudigem Händereiben: wir beide seien von der ganzen Gesellschaft die einzigen, die nicht von ihrer respektiven Regierung zum Tode verurtheilt worden. „Aber ich habe, setzte er hinzu, noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, es eben so weit zu bringen. Wir werden am Ende alle gehnkt, und Sie eben so gut wie
Seine. VI.

ich.“ Ich äußerte bei dieser Gelegenheit, daß es in der That für die Sache der deutschen Revolution sehr förderlich wäre, wenn unsere Regierungen etwas rascher verfahren und einige Revolutionaire wirklich aufhängen, damit die übrigen sähen, daß die Sache gar kein Spaß und Alles an Alles gesetzt werden müsse. . . . „Sie wollen gewiß, sie mir Börne in die Rede, daß wir nach dem Alphabet geordnet werden, und da wäre ich einer der ersten und käme schon im Buchstab B, man mag mich nun als Börne oder als Baruch hängen; und es hätte dann noch gute Weile bis man an Sie käme, tief ins F.“

Das waren nun Tischgespräche, die mich nicht sehr erquickten, und ich rächte mich dafür, indem ich für die Gegenstände des Börne'schen Enthusiasmus eine übertriebene, fast leidenschaftliche Gleichgültigkeit affectirte. J. B. Börne hatte sich geärgert, daß ich gleich bei meiner Ankunft in Paris nichts Besseres zu thun wußte, als für deutsche Blätter einen langen Bericht über die damalige Gemälde-Ausstellung zu schreiben. Ich lasse dahin gestellt sein, ob das Kunstinteresse, das mich zu solcher Arbeit trieb, so ganz unvereinbar war mit den revolutionairen Interessen des Tages; aber Börne sah hierin einen Beweis meines Indifferentismus für die heilige Sache der Menschheit, und ich konnte ihm ebenfalls die Freude seines patriotischen Sauerkrauts verleiden, wenn ich bei Tisch von nichts als von Wäldern sprach, von Roberts Schnittern, von Horaz Berners Jubith, von Scheffers Faust. „Was thaten Sie — frug er mich einst — am ersten Tag Ihrer Ankunft in Paris? was war Ihr erster Gang?“ Er erwartete gewiß, daß ich ihm die Place Louis XV. oder das Pantheon, die Grabmäler Rousseau's und Voltaire's, als meine erste Ausflucht nennen würde, und er machte ein sonderbares Gesicht, als ich ihm ehrlich die Wahrheit gestand, daß ich nämlich gleich bei meiner Ankunft nach der Bibliothek-royale gegangen und mir vom Aufseher der Manuscripte den Manessischen Codex der Minnesänger hervorholen ließ. Und das ist wahr; seit Jahren gelüstete mich, mit eigenen Augen die theuern Blätter zu sehen, die uns unter Anderen die Gedichte Walkers von der Vogelweide, des größten deutschen Lyrikers, aufbewahrt haben. Für Börne war dieses ebenfalls ein Beweis meines Indifferentismus und er zick mich des Widerspruchs mit meinen politischen Grundsätzen. Daß ich es nie der Mühe werth hielt, letztere mit ihm zu discutiren, versteht sich von selbst; und als er einst auch in meinen Schriften einen Widerspruch entdeckt haben wollte, begnügte ich mich mit der ironischen Antwort: „Sie irren sich, Liebster, dergleichen findet sich nie in meinen Büchern, denn jedesmal ehe ich schreibe, pflege ich vorher meine politischen Grundsätze in meinen früheren Schriften wieder nachzulesen, damit ich mir nicht widerspreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Prinzipien vormwerfen könne.“ Aber nicht bloß beim Essen, sondern sogar in meiner Nachtruhe inkommobirte mich Börne mit seiner patriotischen Erul-

tation. Er kam einmal um Mitternacht zu mir heraufgestiegen in meine Wohnung, weckte mich aus dem süßesten Schlaf, setzte sich vor mein Bett, und jammerte eine ganze Stunde über die Leiden des deutschen Volks, und über die Schändlichkeiten der deutschen Regierungen, und wie die Russen für Deutschland so gefährlich sein, und wie er sich vorgenommen habe, zur Rettung Deutschlands gegen den Kaiser Nikolaus zu schreiben und gegen die Fürsten, die das Volk so mißhandelten, und gegen den Bundestag . . . Und ich glaube, er hätte bis zum Morgen in diesem Zuge fortgeredet, wenn ich nicht plötzlich, nach langem Schweigen, in die Worte ausbrach: „Sind Sie Gemeinde-Versorger?“ —

Nur zwei Mal habe ich ihn seitdem wieder gesprochen. Das eine Mal bei der Heirath eines gemeinsamen Freundes, der uns beide als Zeugen gewählt, das andere Mal auf einem Spaziergang in den Tuilleries, dessen ich bereits erwähnte. Bald darauf erschien der 3. und 4. Theil seiner Pariser Briefe, und ich vermied nicht bloß jede Gelegenheit des Zusammenstehens, sondern ich ließ ihn auch merken, daß ich ihn geflissentlich auswich, und seit der Zeit habe ich ihn zwar zwei oder drei Mal begegnet, aber nie habe ich seitdem ein einziges Wort mit ihm gesprochen. Bei seiner sanguinischen Art wurmte ihn das bis zur Verzweiflung, und er setzte alle möglichen Erfindungen ins Spiel, um mir wieder freundschaftlich nahen zu dürfen, oder wenigstens eine Unterredung mit mir zu bewirken. Ich hatte also nie im Leben mit Börne einen mündlichen Disput, nie sagten wir uns irgend eine schwere Beleidigung; nur aus seinen gedruckten Neben merkte ich die lauernde Böswilligkeit, und nicht verletztes Selbstgefühl, sondern höhere Sorgen und die Treue die ich meinem Denken und Wollen schuldig bin, bewogen mich mit einem Mann zu brechen, der meine Gedanken und Bestrebungen compromittiren wollte. Solches hartnäckige Ablehnen ist aber nicht ganz in meiner Art, und ich wäre vielleicht nachgiebig genug gewesen, mit Börne wieder zu sprechen und Umgang zu pflegen . . . zumal da sehr liebe Personen mich mit vielen Bitten angingen und die gemeinschaftlichen Freunde oft in Verlegenheit geriethen bei Einladungen, deren ich keine annahm, wenn ich nicht vorher die Zusicherung erhielt, daß Herr Börne nicht geladen sei . . . noch außerdem riefen mir meine Privatinteressen, den grimmbliutigen Mann durch solches strenge Zurückweisen nicht allzu sehr zu reizen, . . . aber ein Blick auf seine Umgebung, auf seine lieben Getreuen, auf den vielköpfigen und mit den Schwänzen zusammengewachsenen Rattenkönig, dessen Seele er bildete, und der Ekel hielt mich zurück von jeder neuen Berührung mit Börne.

So vergingen mehrere Jahre, drei, vier Jahre, ich verlor den Mann auch geistig aus dem Gesicht, selbst von seinen Artikeln, die er in französischen Zeitschriften gegen mich schrieb und die im ehrlichen Deutschland so verläumderisch:

ausgebeutet wurden, nahm ich wenig Notiz, als ich eines späten Herbstabends die Nachricht erhielt: Börne sei gestorben.

Wie man mir sagt, soll er seinen Tod selbst verschuldet haben, durch Eigensinn, indem er sich lange weigerte seinen Arzt, den vortrefflichen Dr. Sichel, rufen zu lassen. Dieser nicht bloß berühmte, sondern auch sehr gewissenhafte Arzt, der ihn wahrscheinlich gerettet hätte, kam zu spät, als der Kranke bereits eine terroristische Selbstkur an sich vorgenommen und seinen ganzen Körper ruiniert hatte.

Börne hatte früher etwas Medizin studirt und wußte von dieser Wissenschaft grade so viel, als man eben braucht, um zu tödten. In der Politik, womit er sich später abgab, waren seine Kenntnisse wahrlich nicht viel bedeutender.

Ich habe seinem Begräbniß nicht beigewohnt, was unsere hiesigen Correspondenzler nicht ermangelten nach Deutschland zu berichten und was zu bösen Auslegungen Gelegenheit gab. Nichts ist aber thörichter, als in jenem Umstande, der rein zufällig sein konnte, eine feindselige Härte zu erblicken. Die Thoren, sie wissen nicht, daß es kein angenehmeres Geschäft giebt als dem Leichenbegängnisse eines Feindes zu folgen!

Ich war nie Börne's Freund, und ich war auch nie sein Feind. Der Unmuth, den er manchmal in mir erregen konnte, war nie bedeutend, und er blühte dafür hinlänglich durch das kalte Schweigen, das ich allen seinen Verfehrungen und Rücken entgegensetzte. Ich habe während er lebte auch keine Zeile gegen ihn geschrieben, ich gedachte seiner nie, ich ignorirte ihn komplett und das ärgerte ihn über alle Maßen.

Wenn ich jetzt von ihm rede, geschieht es wahrlich weder aus Enthusiasmus noch aus Mißtrauen; ich bin mir wenigstens der kältesten Unparteilichkeit bewußt. Ich schreibe hier weder eine Apologie noch eine Critik, und indem ich nur von der eigenen Anschauung ausgehe bei der Schilderung des Mannes, dürfte das Standbild, das ich von ihm liefere, vielleicht als ein ikonisches zu betrachten sein. Und es gebührt ihm ein solches Standbild, ihm dem großen Ringer, der in der Arena unserer politischen Spiele so muthig rang, und wo nicht den Lorbeer, doch gewiß den Kranz von Eichenlaub errögte.

Wir geben sein Standbild mit seinen wahren Zügen, ohne Idealisirung, je ähnlicher desto ehrenbarer für sein Andenken. Er war ja weder ein Genie noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Mensch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftsteller und ein großer Patriot.

Indem ich Ludwig Börne einen guten Schriftsteller genannt, und ihm nur das schlichte Beiwort „gut“ zuerkenne, möchte ich seinen ästhetischen Werth weder vergrößern noch verkleinern. Ich gebe überhaupt hier, wie ich bereits erwähnt, keine Critik eben so wenig wie eine Apologie seiner Schriften; nur

mein unmaßgebliches Dafürhalten, darf in diesen Blättern seine Stelle finden. Ich suche dieses Privaturtheil so kurz als möglich abzufassen; daher nur wenige Worte über Börne in rein literarischer Beziehung.

Soll ich in der Literatur einen verwandten Charakter auffuchen, so böte sich zuerst Gotthold Ephraim Lessing, mit welchem Börne sehr oft verglichen worden. Aber diese Verwandtschaft beruht nur auf der inneren Lüchtheit, den edlen Willen, die patriotische Passion und den Enthusiasmus für Humanität. Auch die Verstandesrichtung war in beiden dieselbe. Hier aber hört der Vergleich auf. Lessing war groß durch jenen offenen Sinn für Kunst und philosophische Spekulation, welcher dem armen Börne gänzlich abging. Es giebt in der ausländischen Literatur zwei Männer, die mit ihm eine weit größere Aehnlichkeit haben: diese Männer sind William Hazlitt und Paul Courrier. Beide sind vielleicht die nächsten literarischen Verwandte Börne's, nur daß Hazlitt ihn ebenfalls an Kunstsinn überflügelt und Courrier sich keinesweges zum Börne'schen Humor erheben kann. Ein gewisser Geprits ist allen dreien gemeinsam, obgleich er bei jedem eine verschiedene Färbung trägt: er ist trübsinnig bei Hazlitt, dem Briten, wo er wie Sonnenstrahlen aus dicken englischen Nebelwolken hervorblitzt; er ist fast muthwillig heiter bei dem Franzosen Courrier, wo er wie der junge Wein der Lorraine im Kelter braust und sprudelt und manchmal übermüthig emporzischt; bei Börne, dem Deutschen, ist er bedes, trübsinnig und heiter, wie der säuerlich ernste Rheiswein: und das närrische Mondlicht der deutschen Heimath. . . . Sein Geprits wird manchmal zum Humor.

Dieses ist nicht so sehr in den früheren Schriften Börne's, als vielmehr in seinen Pariser Briefen der Fall. Zeit, Ort und Stoff haben hier den Humor nicht bloß begünstigt, sondern ganz eigentlich hervorgebracht. Ich will damit sagen, den Humor in den Pariser Briefen verbanden wir vielmehr den Zeitumständen, als dem Talent ihres Verfassers. Die Julirevolution, dieses politische Erdbeben, hatte dergestalt in allen Sphären des Lebens die Verhältnisse auseinander gesprengt und so bunteschmetter die verschiedenartigsten Erscheinungen zusammengeschmissen, daß der Pariser Revolutionskorrespondent nur treu zu berichten brauchte, was er sah und hörte, und er erreichte von selbst die höchsten Effekte des Humors. Wie die Leidenschaft manchmal die Poesie ersetzt und z. B. die Liebe aber die Todesangst in begeisterte Worte andrängt, die der wahre Dichter nicht besser und schöner zu erfinden weiß: so erzeugen die Zeitumstände manchmal den angeborenen Humor, und ein ganz prosaisch begabter, knaureicher Autor liefert wahrhaft humoristische Werke, indem sein Geist die spasshaften und kummervollen, schmerzigen und heiligen, grandiosen und winzigen Combinationen einer umgeflüpften Weltordnung treu abspiegelt. Ist der Geist eines solchen Autors noch obenbein selbst in bewegtem:

Zustand, ist dieser Spiegel verschoben oder grellgefärbt von eigner Leidenschaft, dann werden tolle Bilder zum Vorschein kommen, die selbst alle Geburten des humoristischen Genius überbieten . . . Hier ist das Gitter, welches den Humor vom Irrenhause trennt . . . Nicht selten, in den Börneschen Briefen zeigen sich Spuren eines wirklichen Wahnsinns, und Gefühle und Gedanken grinsen uns entgegen, die man in die Zwangsjacke stecken müßte, denen man die Dousche geben sollte . . .

In stylistischer Hinsicht sind die Pariser Briefe weit schätzbare als die früheren Schriften Börnes, worin die kurzen Sätze, der kleine Hundetrag, eine unerträgliche Monotonie hervorbringen und eine fast kindische Unbeholfenheit verrathen. Diese kurzen Sätze verlieren sich immer mehr und mehr in den Pariser Briefen, wo die entzügelte Leidenschaft nothgedrungen in weitere, vollere Rhythmen überströmt, und kolossale, gewitterschwangere Perioden dahinrollen, deren Bau schön und vollendet ist, wie durch die höchste Kunst.

Die Pariser Briefe können in Beziehung auf Börnes Styl dennoch nur als eine Uebergangsstufe betrachtet werden, wenn man sie mit seiner letzten Schrift „Wenzel der Franzosenfresser“ vergleicht. Hier erreicht sein Styl die höchste Ausbildung, und wie in den Worten so auch in den Gedanken herrscht hier eine Harmonie, die von schmerzlicher aber erhabener Beruhigung Kunde giebt. Diese Schrift ist ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen sich spiegelt, und Börnes Geist taucht hier auf und unter, wie ein schöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel sein reines Gefieder besudelte, ruhig von sich abspülend. Auch hat man diese Schrift mit Recht Börnes Schwanengesang genannt. Sie ist in Deutschland wenig bekannt worden, und Betrachtungen über ihren Inhalt wären hier gewiß an ihrem Plage. Aber da sie direkt gegen Wolfgang Wenzel gerichtet ist und ich bei dieser Gelegenheit denselben wieder ausführlich besprechen müßte, so will ich lieber schweigen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht unterdrücken, und sie ist glücklicherweise von der Art, daß sie vielmehr von persönlichen Bitternissen ableitet und dem Hader, worin sowohl Börne als die sogenannten Mitglieder des sogenannten jungen Deutschlands mit Wenzeln gerietzen, eine generelle Bedeutung zuschreibt, wo Worth oder Unwerth der Individuen nicht mehr zur Sprache kommt. Vielleicht sogar liefere ich dadurch eine Justifikation des Wenzelschen Betragens und seiner scheinbaren Abtrünnigkeit.

Ja, er wurde nur scheinbar abtrünnig . . . nur scheinbar . . . denn er hat der Partei der Revolution niemals mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört. Wolfgang Wenzel war einer jener Teutomanen, jener Teutschthümler, die, nach der Sonnenhitze der Julirevolution, gezwungen wurden, ihre altdeutschen Röcke und Lebensarten anzuziehen, und sich gei-

sig wie körperlich in das moderne Gewand zu kleiden, das nach französischem Maße zugeschnitten. Wie ich bereits zu Anfang dieses Buches gezeigt, viele von diesen Teutomanen, um an der allgemeinen Bewegung und den Triumphen des Zeitgeistes Theil zu nehmen, brängten sich in unsere Reihen, in die Reihen der Kämpfer für die Prinzipien der Revolution, und ich zweifle nicht, daß sie muthig mitgefochten hätten in der gemeinsamen Gefahr. Ich fürchtete keine Untreue von ihnen während der Schlacht, aber nach dem Siege; ihre alte Natur, die zurückgebrängte Teutschthümelei, wäre wieder hervorgebrochen, sie hätten bald die rohe Masse mit den dunkeln Beschwörungsliebern des Mittelalters gegen uns aufgewiegelt, und diese Beschwörungslieber, ein Gemisch von uraltem Aberglauben und dämonischer Erbkräfte, wären stärker gewesen als alle Argumente der Vernunft. . .

Renzel war der erste, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutschen Hochgedanken wieder vom Nagel herabnahm, und mit Lust wieder in die alten Ideenkreise zurückturnte. Wahrlich, bei dieser Umwendung fiel es mir wie ein Stein vom Herzen, denn in seiner wahren Gestalt war Wolfgang Renzel weit minder gefährlich als in seiner liberalen Vermummung; ich hätte ihm um den Hals fallen mögen und ihn küssen, als er wieder gegen die Franzosen eiferte und auf Juden schimpfte und wieder für Gott und Vaterland, für das Christenthum und deutsche Eichen, in die Schranken trat und erschrecklich bramarbasirte! Ich gestehe es, wie wenig Furcht er mir in dieser Gestalt einflößte, so sehr ängstigte er mich einige Jahre früher, als er plötzlich für die Julinsrevolution und die Franzosen in schwärmerische Begeisterung gerieth, als er für die Rechte der Juden seine pathetischen, großherzigen, lafayettischen Emanzipationsreden hielt, als er Ansichten über Welt- und Menschenschicksal loslies, worin eine Gottlosigkeit grünte, wie dergleichen kaum bei den entschloffenen Materialisten gefunden wird, Ansichten, die kaum jener Thiers würdig, die sich nähren mit der Frucht der deutschen Eiche. Damals war er gefährlich, damals, ich gestehe es, zitterte ich vor Wolfgang Renzeln!

Börne, in seiner Kurzsichtigkeit, hatte die wahre Natur des Letztern nie erkannt, und da man gegen Renegaten, gegen umgewandelte Gesinnungsgenossen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alle Feinde, so loberte sein Zorn am grimmigsten gegen Renzeln. — Was mich anbelangt, der ich fast zu gleicher Zeit eine Schrift gegen Renzel herausgab, so waren ganz andere Motive im Spiel. Der Mann hatte mich nie beleidigt, selbst seine roheste Verleumdung hat keine verletzende Stelle in meinem Gemüthe getroffen. Wer meine Schrift gelesen, wird übrigens daraus erschen haben, daß hier das Wort weniger verwunden als reizen sollte, und alles dahinzielte, den Ritter des Deuththums auf ein ganz anderes, als ein literarisches Schlachtfeld herauszufordern. Renzel hat meiner loyalen Absicht kein Genüge geleistet. Es ist nicht meine

Schalt, wenn das Publikum daraus allerlei verbrießliche Folgerungen zog. . . Ich hatte ihm aufs großmüthigste die Gelegenheit geboten, sich durch einen einzigen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren . . . Ich setzte Blut und Leben aufs Spiel . . . Er hats nicht gewollt.

Armer Menzel! ich habe wahrlich keinen Groß gegen Dich! Du warst nicht der Schlimmste. Die Anderen sind weit perfider, sie verharren länger in der liberalen Vermummung, oder lassen die Maske nicht ganz fallen . . . Ich meine hier zunächst einige schwäbische Kammerjäger der Freiheit, deren liberale Triller immer leiser und leiser verklingen, und die bald wieder mit der alten Bierstimme die Weisen von Anno 13 und 14 anstimmen werden . . . Gott erhalte Euch fürs Vaterland! Wenn Ihr, um die Fegen Eurer Popularität zu retten, den Menzel, Euren vertrautesten Gesinnungsgegnern, opfert, so war das eine sehr verächtliche Handlung.

Und dann muß man bei Menzeln anerkennen, daß er mit bestimmter Mannesunterschrift seine Schmähungen vertrat; er war kein anonymes Skribler und brachte immer die eigne Haut zu Markt. Nach jedem Schimpfwort, womit er uns bespritzte, hielt er fast gutmüthig still; um die verdiente Züchtigung zu empfangen. Auch hats ihm an geschriebenen Schlägen nicht gefehlt und sein literarischer Rücken ist schwarz gestreift, wie eines Jebrass. Armer Menzel! Er zahlte für manchen andern, dessen man nicht habhaft werden konnte, für die anonymen und pseudonymen Duschschläpper, die aus den dunkelsten Schlupfwinkeln der Tagespresse ihre feigen Pfeile abschossen . . . Wie willst Du sie züchtigen? Sie haben keinen Namen, den Du brandmarken könntest, und gelänge es Dir sogar, von einem zitternden Zeitungsredakteur die paar leere Buchstaben zu erpressen, die ihnen als Namen dienen, so bist Du dadurch noch nicht sonderlich gefährdet . . . Du findest alsdann, daß der Verfasser des insolentesten Schmähartikels kein anderes war als jener klägliche Drohbettel, der mit all seiner unterthänigen Zudringlichkeit auch keinen Sous von Dir erpressen konnte . . . Oder, was noch bitterer ist, Du erfährst, daß im Gegentheil ein Lumpazius, der Dich um zwei hundert Franke gepreßt, dem Du einen Ruck geschenkt hast, um seine Blöße zu bedecken, dem Du aber keine schriftliche Zeile geben wolltest, womit er sich in Deutschland als Deinen Feind, und großen Mittheiler herumpräsentiren konnte, daß ein solcher Lumpazius es war, der Deinen guten Reumund in der Helmatz begeisterte . . . Ach, dieses Gefindel ist lapabel, mit vollem Namen gegen Dich aufzutreten, und dann bist Du erst recht in Verlegenheit! Antwortest Du, so verzeihst Du ihnen eine lebenslängliche Wichtigkeit; die sie auszubenten wissen, und sie sitzen eine Ehre darin, daß Du sie mit demselben Stöckel schlugest, womit ja schon die berühmtesten Männer geschlagen worden . . . Freilich, das Beste wäre, sie be-

kämen ihre Prügel ganz unsigürlich, mit keinem geistigen, sondern mit einem wirklich materiellen Stöcke, wie einst ihr Ahnherr Terfytos . . .

Ja, es war ein lehrreiches Beispiel, das Du uns gabest, edler Sohn des Laertes, königlicher Dulder Odysseus! Du, der Meister des Wortes, der in der Kunst des Sprechens alle Sterblichen übertrafst! Jedem wußtest Du Rede zu stehen, und Du sprachest eben so gern wie siegreich: nur an einen klebrigten Terfytos wolltest Du kein Wort verlieren, einen solchen Wicht hieltest Du keiner Gegenrede werth, und als er Dich schmähte, haßt Du ihn schweigend geprügelt . . .

Wenn mein Vetter in Lüneburg dies liest, erinnert er sich vielleicht unserer dortigen Spaziergänge, wo ich jedem Betteljungen, der uns ansprach, immer einen Groschen gab, mit der ernsthaften Vermahnung: „lieber Bursche, wenn Du Dich etwa später auf Literatur legen und Kritiken für die Brochhaus'schen Literaturblätter schreiben solltest, so reiß mich nicht herunter!“ Mein Vetter lachte damals, und ich selber wußte noch nicht, daß „der Groschen, den meine Mutter einer Bettlerin verweigerte, auch in der Literatur so fatalistisch wirken konnte!“

Ich habe oben der Brochhaus'schen Literaturblätter erwähnt. Diese sind die Pöhlen, wo die unglücklichsten aller deutschen Skribler schwachten und ächzen; die hier hinabsteigen, verlieren ihren Namen und bekommen eine Nummer, wie die verurtheilten Polen in den russischen Bergwerken, in den Bleiminen von Noworogod: hier müssen sie, wie diese, die entseeligsten Arbeiten verrichten, z. B. Herrn von Raumer als großen Geschichtschreiber loben, oder Ludwig Tieck als Gelehrten anpreisen und als Mann von Charakter u. s. w. . . . Die meisten sterben davon und werden namenlos verscharrt als todte Nummer. Viele unter diesen Unglücklichen, vielleicht die meisten, sind ehemalige Teutomanen, und wenn sie auch keine altdeutschen Röcke mehr tragen, so tragen sie doch altdeutsche Unterhosen; — sie unterscheiden sich von den schwäbischen Gefinnungsgegnossen durch einen gewissen märkischen Accent und durch ein weit windigeres Wesen. Die Volksthumerei war von jeher in Norddeutschland mehr Affectation, wo nicht gar einstudirte Lüge, namentlich in Preußen, wo sogar die Championen der Rationalität ihren slavischen Ursprung vergebens zu verlängern suchten. Da lob ich mir meine Schwaben, die meinen es wenigstens ehrlicher und dürfen mit größerem Rechte auf germanische Ragenreinheit pochen. Ihr hehiges Hauptorgan, die Gotta'sche Dreimonatsrevue, ist besetzt von diesem Stolz, und ihr Redakteur, der Diplomat Rölle, (ein geistreicher Mann, aber der größte Schwäger dieser Erde und der gewiß nie ein Staatsgeheimniß verschwiegen hat!) der Redakteur jener Revue ist der eingeseifteste Ragenmäcker, und sein drittes Wort ist immer Germanische, Romanische und Semitische Rage . . . Sein größter Schmerz ist, daß der Champion des

Germanenthums, sein Liebling, Wolfgang Menzel, alle Kennzeichen der mongolischen Abstammung im Gesichte trägt.

Ich finde es für nöthig, hier zu bemerken, daß ich den langweilig breiten Schmähartikel, den jüngst die erwähnte Dreimonatsschrift gegen mich auskamte, keineswegs der bloßen Teutomanie, nicht einmal einem persönlichen Grolle, beimesse. Ich war lange der Meinung, als ob der Verfasser, ein gewisser G. Pf., durch jenen Artikel seinen Freund Menzel rächen wollte. Aber ich muß der Wahrheit gemäß meinen Irrthum bekennen. Ich ward seitdem verschiedenseitig eines Besseren unterrichtet.

„Die Freundschaft zwischen dem Menzel und dem erwähnten G. Pf.“ sagte mir unlängst ein ehrlicher Schwabe, „besteht nur darin, daß letzterer dem Menzel, der kein Französisch versteht, mit seiner Kenntniß dieser Sprache aushilft. Und was den Angriff gegen Sie betrifft, so ist das gar nicht so böse gemeint; der G. Pf. war früher der größte Enthusiast für Ihre Schriften, und wenn er jetzt so glühend gegen die Immoralität derselben eifert, so geschieht das, um sich das Ansehen von strenger Tugend zu geben, und sich gegen den Verdacht der sokratischen Liebe, der auf ihm lastete, etwas zu decken.“

Ich würde den Ausdruck „sokratische Liebe“ gern umschrieben haben, aber es sind die eigenen Worte des Dr. D. r, der mir diese harmlose Confinenz machte. Dr. D. r, der gewiß nichts dagegen hätte, wenn ich seinen ganzen Namen mittheilte, ist ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, und von einer Wahrheitsliebe, die sich in seinem ganzen Wesen ausspricht. Da er sich in diesem Augenblicke zu London befindet, konnte ich ohne vorläufige Anfrage seinen Namen nicht ganz ausschreiben; er steht aber zu Dienst, so wie auch der ganze Name eines der achtungswerthesten Pariser Gelehrten, des Dr. D. g, in dessen Gegenwart mir dieselbe Mittheilung wiederholt ward. — Für das Publikum aber ist es nützlich zu erfahren, welche Motive sich zuweilen unter dem bekannten „fäullich-religiös-patriotischen Bettlermantel“ verbergen.

Ich habe mich nur scheinbar von meinem Gegenstande entfernt. Manche Angriffe gegen den seligen Börne finden durch obige Winke ihre theilweise Erklärung. Dasselbe ist der Fall in Beziehung auf sein Buch „Menzel, der Franzosensprecher.“ Diese Schrift ist eine Vertheidigung des Cosmopolitismus gegen den Nationalismus; aber in dieser Vertheidigung steht man, wie der Cosmopolitismus Börne's nur in seinem Kopfe saß, statt daß der Patriotismus tief in seinem Herzen wurzelte, während bei seinem Gegner der Patriotismus nur im Kopfe spulte und die kühlfte Indifferenz im Herzen gähnte. . . . Die klüglichen Worte, womit Menzel sein Deutschthum, wie ein Faustjude seinen Plunder anpreist, seine alten Litraden von Hermann dem Cherus-

fer, dem Corfen, dem gesunden Pflanzenschlaf, Martin Luther, Blücher, der Schlacht bei Leipzig, womit er den Stolz des deutschen Volkes kipeln will, alle diese abgelebten Lebensarten weiß Börne so zu beleuchten, daß ihre lächerliche Nichtigkeit aufs Ergößlichste veranschaulicht wird; und dabei brechen aus seinem eigenen Herzen die rührendsten Naturlaute der Vaterlandsliebe, wie verschämte Geständnisse, die man in der letzten Stunde des Lebens nicht mehr zurückhalten kann, die wir mehr hervorschluchzen als aussprechen . . . Der Tod steht daneben und nickt, als unabweisbarer Zeuge der Wahrheit!

Ja, er war nicht bloß ein guter Schriftsteller sondern auch ein großer Patriot.

In Beziehung auf Börne's schriftstellerischen Werth muß ich hier auch seine Uebersetzung der *Paroles d'un croyant* erwähnen, die er ebenfalls in seinem letzten Lebensjahre angefertigt, und die als ein Meisterstück des Styls zu betrachten ist. Daß er eben dieses Buch übersezte, daß er sich überhaupt in die Ideenkreise La Mennais verlocken ließ, will ich jedoch nicht rühmen. Der Einfluß, den dieser Priester auf ihn ausübte, zeigte sich nicht bloß in der erwähnten Uebersetzung der *Paroles d'un croyant*, sondern auch in verschiedenen französischen Aufsätzen, die Börne damals für den Reformateur und die *Balancoe* schrieb, in jenen merkwürdigen Urkunden seines Geistes, wo sich ein Verzagen, ein Verzweifeln an protestantischer Vernunftautorität gar bedenklich offenbart und das erkrankte Gemüth in katholische Anschauungen hinüberschmachtet . . .

Es war vielleicht ein Glück für Börne, daß er starb . . . Wenn nicht der Tod ihn rettete, vielleicht sähen wir ihn heute römisch katholisch blamirt.

Wie ist das möglich? Börne wäre am Ende katholisch geworden? Er hätte in den Schooß der römischen Kirche sich geflüchtet, und das leidende Haupt durch Orgelton und Glockenklang zu betäuben gesucht? Nun ja, er war auf dem Wege dasselbe zu thun, was so manche ehrliche Leute schon gethan, als der Aerger ihnen ins Hirn stieg und die Vernunft zu fliegen zwang, und die arme Vernunft ihnen beim Abschied nur noch den Rath gab: wenn ihr doch verrückt sein wollt, so werdet katholisch und man wird Euch wenigstens nicht einsperren, wie andere Monomanen.

„Aus Aerger katholisch werden“ — so lautet ein deutsches Sprichwort, dessen verfluchte tiefe Bedeutung mir jetzt erst klar wird. — Ist doch der Katholizismus die schauerlich reizendste Blüthe jener Doktrin der Verzweiflung, deren schnelle Verbreitung über die Erde nicht mehr als ein großes Wunder erscheint wenn man bedenkt, in welchem grauenhaft peinlichen Zustand die ganze römische Welt schmachtete . . . Wie der Einzelne sich trostlos die Adern öffnete und im Lobe ein Ayl suchte gegen die Tyrannei der Cäsaren: so stürzte sich die große Menge in die *Ascetiz*, in die Abblüthungslehre, in die Martyrsucht,

in den ganzen Selbstmord der nazarenischen Religion, um auf einmal die damalige Lebensqual von sich werfen und den Folternechten des herrschenden Materialismus zu trozen . . .

Für Menschen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden . . . Heil dieser Erfindung! Heil einer Religion, die dem leidenden Menschengeschlechte in den bitteren Kelch einige süße, einschläfernde Tropfen goß, geistiges Opium, einige Tropfen Liebe, Hoffnung und Glauben!

Ludwig Börne war, wie ich bereits in der ersten Abtheilung erwähnte, seiner Natur nach ein geborner Christ, und diese spiritualistische Richtung mußte in den Katholizismus überschnappen, als die verzweifelnden Republikaner, nach den schmerzlichsten Niederlagen, sich mit der katholischen Parthei verbanden. — Wie weit ist es Ernst mit dieser Verbündung? Ich kanns nicht sagen. Manche Republikaner mögen wirklich aus Aerger katholisch geworden sein. Die meisten jedoch verabscheuen im Herzen ihre neuen Allirten, und es wird Comödie gespielt von beiden Seiten. Es gilt nur den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, und in der That, die Verbindung der beiden Fanatismen, des religiösen und des politischen, ist bedrohlich im höchsten Grade. Zuweilen aber geschieht es, daß die Menschen sich in ihrer Rolle verlieren und aus dem listigen Spiel ein plumper Ernst wird; und so mag wohl mancher Republikaner solange mit den katholischen Symbolen geliebäugelt haben, bis er zuletzt daran wirklich glaubte; und mancher schlaue Pfaffe mag so lange die Mar-seillaise gesungen haben, bis sie sein Lieblingsspiel ward, und er nicht mehr Messe lesen kann ohne in die Melodie dieses Schlachtgesanges zu verfallen.

Wir armen Deutschen, die wir leider keinen Spaß verstehen, wir haben das Fraternalisiren des Republikanismus und des Katholizismus für baaren Ernst genommen, und dieser Irrthum kann uns einst sehr theuer zu stehen kommen. Arme deutsche Republikaner, die Ihr Satan bannen wollt durch Beelzebub, Ihr werdet, wenn Euch solcher Exorcismus gelänge, erst recht aus dem Feuerregen in die Flammentraufe gerathen! Wie gar manche deutsche Patrioten, um protestantische Regierungen zu beschützen, mit der katholischen Parthei gemeinschaftliche Sache treiben, kann ich nicht begreifen. Man wird mir, dem die Preußen bekanntlich so viel Verzeiße bereitet, man wird mir schwerlich eine blinde Sympathie für Borussia zuschreiben: ich darf daher freimüthig gestehen, daß ich in dem Kampfe Preußens mit der katholischen Parthei nur ersterem den Sieg wünsche . . . Denn eine Niederlage würde hier nothwendig zur Folge haben, daß einige deutsche Provinzen, die Rheinlande, für Deutschland verloren gingen. — Was kümmert es aber die frommen Leute in München, ob man am Rhein deutsch oder französisch spricht; für sie ist es hinreichend, daß man dort lateinisch die Messe singt. Pfaffen haben kein Vaterland, sie haben nur einen Vater, einen Papa in Rom.

Daß aber der Abfall der Rheinlande, ihr Heimfall an das romanische Frankreich, eine ausgemachte Sache ist zwischen den Selben der katholischen Parthei und ihren französischen Verbündeten, wird männiglich bekannt sein. Zu diesen Verbündeten gehört seit einiger Zeit auch ein gewisser ehemaliger Jakobiner, der jetzt eine Krone trägt und mit gewissen gekrönten Jesuiten in Deutschland unterhandelt. . . Frommer Schacher! scheinheiliger Verrath am Vaterland!

Es versteht sich von selbst, daß unser arme Börne, der sich nicht bloß von den Schriften, sondern auch von der Persönlichkeit Lamennais ködern ließ, und an den Umtrieben der römischen Freiwerber unbewußt Theil nahm, es versteht sich von selbst, daß unser arme Börne nimmermehr die Gefahren ahnte, die durch die Verbündung der katholischen und republikanischen Parthei, unser Deutschland bedrohen. Er hatte hiervon auch nicht die mindeste Ahnung, er, dem die Integrität Deutschlands, eben so sehr wie dem Schreiber dieser Blätter, immer am Herzen lag. Ich muß ihm in dieser Beziehung das glänzenste Zeugniß ertheilen. „Auch keinen deutschen Nachtopf würde ich an Frankreich abtreten,“ rief er einst im Eifer des Gesprächs, als jemand bemerkte, daß Frankreich, der natürliche Repräsentant der Revolution, durch den Wiederbesitz der Rheinlande gestärkt werden müsse, um dem aristokratischen absolutistischen Europa desto sicherer widerstehen zu können.

„Keinen Nachtopf tret ich ab,“ rief Börne, im Zimmer auf- und abstampend, ganz zornig.

Es versteht sich, bemerkte ein Dritter, wir treten den Franzosen keinen Fuß breit Land vom deutschen Boden ab; aber wir sollten ihnen einige deutsche Landsleute abtreten, deren wir allenfalls entbehren können. Was dächten Sie, wenn wir den Franzosen z. B. den Raumer und den Kottet abtreten?

„Nein, nein,“ rief Börne, aus dem höchsten Zorn in Lachen übergehend — „auch nicht einmal den Raumer oder den Kottet trete ich ab, die Collection wäre nicht mehr complet, ich will Deutschland ganz behalten wie es ist, mit seinen Blumen und seinen Disteln, mit seinen Riesen und seinen Zwergen. . . nein, auch die beiden Nachttöpfe trete ich nicht ab!“

Ja, dieser Börne war ein großer Patriot, vielleicht der größte, der aus Germanias stiefmütterlichen Brüsten das glühendste Leben und den bittersten Tod gezogen! In der Seele dieses Mannes jauchzte und blutete eine rührende Vaterlandsliebe, die ihrer Natur nach verschämt, wie jede Liebe, sich gern unter knurrenden Scheltworten und nergelnden Murrssinn versteckte, aber in unwachter Stunde desto gewaltiger hervorbrach. Wenn Deutschland allerlei Verfehrtheiten beging, die böse Folgen haben konnten, wenn es den Muth nicht hatte eine heilsame Medicin einzunehmen, sich den Staar stechen zu lassen oder sonst eine kleine Operation auszuhalten, dann tobte und schimpfte Ludwig

Börne, und kampfte und wetterte; — wenn aber das vorausgesehene Unglück wirklich eintrat, wenn man Deutschland mit Füßen trat oder so lange peitschte bis Blut floß: dann schmolte Börne nicht länger, und er fing an zu flennen, der arme Narr, der er war, und schlagend behauptete er alsdann, Deutschland sei das beste Land der Welt, und das schönste Land, und die Deutschen seien das schönste und edelste Volk, eine wahre Perle von Volk, und nirgends sei man klüger als in Deutschland, und sogar die Narren seien dort gescheut, und die Hiegelei sei eigentlich Gemüth, und er schnte sich ordentlich nach den geliebten Rippenstößen der Heimath, und er hatte manchmal ein Gelüste nach einer recht saftigen deutschen Dummheit, wie eine schwangere Frau nach einer Birne. Auch wurde für ihn die Entfernung vom Vaterlande eine wahre Marter, und manches böse Wort in seinen Schriften hat diese Qual hervorgepreßt. Wer das Exil nicht kennt, begreift nicht, wie grell es unsere Schmerzen färbt, und wie es Nacht und Gift in unsere Gedanken gießt. Dante schrieb seine Hölle im Exil. Nur wer im Exil gelebt hat, weiß auch was Vaterlandsliebe ist, Vaterlandsliebe mit all ihren süßen Schreden und sehnfüchtigen Kümernissen! Zum Glück für unsere Patrioten, die in Frankreich leben müssen, bietet dieses Land so viele Aehnlichkeit mit Deutschland; fast dasselbe Klima, dieselbe Vegetation, dieselbe Lebensweise. „Wie furchtbar muß das Exil sein, wo diese Aehnlichkeit fehlt“ — bemerkte mir einst Börne, als wir im Jardin-des-Plantes spazieren gingen — „wie schrecklich, wenn man um sich her nur Palmen und tropische Gewächse sähe und ganz wildfremde Thierarten, wie Kängurus und Zebras . . . Zu unserem Glücke sind die Blumen in Frankreich ganz so wie bei uns zu Hause, die Veilchen und Rosen sehen ganz wie Deutsche aus, und die Ochsen und Kühe, und die Esel sind geduldig und nicht gestreift, ganz wie bei uns, und die Vögel sind gesiedert und singen in Frankreich ganz so wie in Deutschland, und wenn ich gar hier in Paris die Hunde herumlaufen sehe, kann ich mich ganz wieder über den Rhein zurückdenken, und mein Herz ruft mir zu: das sind ja unsere deutschen Hunde!“

Ein gewisser Blödsinn hat lange Zeit in Börne's Schriften jene Vaterlandsliebe ganz verkannt. Ueber diesen Blödsinn konnte er sehr mitleidig die Achseln zucken, und über die kuckenden alten Welser, welche Holz zu seinem Scheiterhaufen herbei schleppten, konnte er mit Seelenruhe ein Samota simplicitas! ausrufen. Aber wenn jesuitische Böswilligkeit seinen Patriotismus zu verdächtigen suchte, gerieth er in einen vernichtenden Grimm. Seine Entrüstung kennt alsdann keine Rücksicht mehr, und wie ein beleidigter Titane schleudert er die tödtlichsten Quadersteine auf die züngelnden Schlangen, die zu seinen Füßen kriechen. Hier ist er in seinem vollen Rechte, hier lobert am edelsten sein Manneszorn. Wie merkwürdig ist folgende Stelle in den Pariser

Briefen, die gegen Jarke gerichtet ist, der sich unter den Gegnern Börne's durch zwei Eigenschaften, nämlich Geist und Anstand, einigermaßen auszeichnet:

„Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Geng bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kommt nur darauf an, was man dem Geng bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich: ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er giebt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit und vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitetsten, festesten Wurzeln und bliebe die halbe Erbe daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längstverstorbenen, längstverwesten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Flusse saß, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Zunge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbatern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juliusrevolution. Dann verteidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juliusrevolution, sondern den Lafayette vor funfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide

scharren, mit dem Gedanken sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und funfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kommt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke sollte aber nicht vergessen, daß, sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes ziehen zu lassen.

„Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: Deutschland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Die Stelle aus Jarke's Artikel lautet folgendermaßen:

„„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend ins wirkliche Leben treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zuschnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Freiheit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens niemals durchgesetzt werden könne; ja es ist zweifelhaft, ob die frechsten Führer der schlechten Richtung nicht selbst bloß ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben führt, und bloß deshalb mit kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akte Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, den das Volk, dem sie ihren Ursprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem unsrigen erduldet.““ —

„D, Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter als das preussische Regentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollten das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten,

wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Uebermuth seiner Aristokraten, dem Hochmuth seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gebundenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den Kleinen, halb vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündvolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.“

Die Verdächtigung seines Patriotismus erregte bei Börne, in der angeführten Stelle, eine Mißlaune, die der bloße Vorwurf jüdischer Abstammung niemals in ihm hervorzurufen vermochte. Es amüsirte ihn sogar, wenn die Feinde, bei der Fleckenlosigkeit seines Wandels, ihm nichts Schlimmeres nachzusagen wußten, als daß er der Sprößling eines Stammes, der einst die Welt mit seinem Ruhm erfüllte und trotz aller Herabwürdigung noch immer die uralte heilige Weihe nicht ganz eingebüßt hat. Er rühmte sich gar oft dieses Ursprungs, freilich in seiner humoristischen Weise, und den Mirabeau parodirend, sagte er einst zu einem Franzosen: „Jesus Christ — qui en parenthèse était mon cousin — a prêché l'égalité u. s. w.“ In der That, die Juden sind aus jenem Leige, woraus man Götter knetet; tritt man sie heute mit Füßen, fällt man morgen vor ihnen auf die Kniee; während die Einen sich im schäbigsten Rothe des Schachers herumwühlen, ersteigen die Anderen den höchsten Gipfel der Menschheit, und Golgatha ist nicht der einzige Berg, wo ein jüdischer Gott für das Heil der Welt geblutet. Die Juden sind das Volk des Geistes, und jedesmal, wenn sie zu ihrem Prinzipie zurückkehren, sind sie groß und herrlich, und beschämen und überwinden ihre plumpen Dränger. Der tiefsinnige Rosenkranz vergleicht sie mit dem Riesen Anteus, nur daß dieser jedesmal erstarkte, wenn er die Erde berührte, jene aber, die Juden, neue Kräfte gewinnen, sobald sie wieder mit dem Himmel in Berührung kommen. Merkwürdige Erscheinung der grellsten Extreme! während unter diesen Menschen alle möglichen Fragenbilder der Gemeinheit gefunden werden, findet man unter ihnen auch die Ideale des reinsten Menschenthums, und wie sie einst die Welt in neue Bahnen des Fortschrittes geleitet, so hat die Welt vielleicht noch weitere Initiationen von ihnen zu erwarten . . .

Die Natur, sagte mir einst Hegel, ist sehr wunderlich; dieselben Werkzeuge, die sie zu den erhabensten Zwecken gebraucht, benutzt sie auch zu den

niedrigsten Verrichtungen, z. B. jenes Glied, welchem die höchste Mission, die Fortpflanzung der Menschheit, anvertraut ist, dient auch zum — — —

Dieserjenigen, welche über die Dunkelheit Hegel's klagen, werden ihn hier verstehen, und wenn er auch obige Worte nicht eben in Beziehung auf Israel aussprach, so lassen sie sich doch darauf anwenden.

Wie dem auch sei, es ist leicht möglich, daß die Sendung dieses Stammes noch nicht ganz erfüllt, und namentlich mag dieses in Beziehung auf Deutschland der Fall sein. Auch letzteres erwartet einen Befreier, einen irdischen Messias — mit einem himmlischen haben uns die Juden schon gesegnet — einen König der Erde, einen Retter mit Scepter und Schwert, und dieser deutsche Befreier ist vielleicht derselbe, dessen auch Israel harret . . .

O theurer, sehnsüchtig erwarteter Messias!

Wo ist er jetzt, wo weilt er? Ist er noch ungeboren oder liegt er schon seit einem Jahrtausend irgendwo versteckt, erwartend die große rechte Stunde der Erlösung? Ist es der alte Barbarossa, der im Riffhäuser schlummernd sitzt auf dem steinernen Stuhle und so lange schläft, daß sein weißer Bart durch den steinernen Tisch durchgewachsen . . . nur manchmal schlaftrunken schüttelt er das Haupt und blinzelt mit den halbgeschlossenen Augen, greift auch wohl träumend nach dem Schwert . . . und nicht wieder ein, in den schweren Jahrtausendsschlaf!

Nein, es ist nicht der Kaiser Rothbart, welcher Deutschland befreien wird, wie das Volk glaubt, das deutsche Volk, das schlummersüchtige, träumende Volk, welches sich auch seinen Messias nur in der Gestalt eines alten Schläfers denken kann!

Da machen doch die Juden sich eine weit bessere Vorstellung von ihrem Messias, und vor vielen Jahren, als ich in Polen war und mit dem großen Rabbi Manasse ben Naphthali zu Krakau verkehrte, horchte ich immer mit freudig offenem Herzen, wenn er von dem Messias sprach . . . Ich weiß nicht mehr, in welchem Buche des Talmuds die Details zu lesen sind, die mir der große Rabbi ganz treu mittheilte, und überhaupt nur in den Grundzügen schwebt mir seine Beschreibung des Messias noch im Gedächtniß. Der Messias, sagte er mir, sei an dem Tage geboren, wo Jerusalem durch den Bösewicht, Titus Vespasian, zerstört worden, und seitdem wohne er im schönsten Palaste des Himmels, umgeben von Glanz und Freude, auch eine Krone auf dem Haupte tragend, ganz wie ein König . . . aber seine Hände seien gefesselt mit goldenen Ketten!

Was, frag ich verwundert, was bedeuten diese goldenen Ketten?

„Die sind nothwendig“ — erwiderte der große Rabbi, mit einem schlaun Blick und einem tiefen Seufzer — „ohne diese Fessel würde der Messias, wenn er manchmal die Geduld verliert, plötzlich herabsteigen und zu frühe, zur

unrechten Stunde, das Erlösungswerk unternehmen. Er ist eben keine ruhige Schlafmütze. Er ist ein schöner, sehr schlanker, aber doch ungeheuer kräftiger Mann; blühend wie die Jugend. Das Leben, das er führt, ist übrigens sehr einförmig. Den größten Theil des Morgens verbringt er mit den üblichen Gebeten oder lacht und scherzt mit seinen Dienern, welche verkleidete Engel sind, und hübsch singen und die Flöte blasen. Dann läßt er sein langes Haupthaar kämmen und man salbt ihn mit Rarden, und bekleidet ihn mit seinem fürstlichen Purpurgewande. Den ganzen Nachmittag studirt er die Cabala. Gegen Abend läßt er seinen alten Kanzler kommen, der ein verkleideter Engel ist, eben so wie die vier starken Staatsräthe, die ihn begleiten, verkleidete Engel sind. Aus einem großen Buche muß alsdann der Kanzler seinem Herrn vorlesen, was jeden Tag passirte . . . Da kommen allerlei Geschichten vor, worüber der Messias vergnügt lächelt, oder auch mißmüthig den Kopf schüttelt . . . Wenn er aber hört, wie man unten sein Volk mißhandelt, dann geräth er in den furchtbaren Zorn und heult, daß die Himmel erzittern . . . Die vier starken Staatsräthe müssen dann den Ergrimnten zurückhalten, daß er nicht herabeile auf die Erde, und sie würden ihn wahrlich nicht bewältigen, wären seine Hände nicht gefesselt mit den goldenen Ketten . . . Man beschwichtigt ihn auch mit sanften Reden, daß jetzt die Zeit noch nicht gekommen sei, die rechte Rettungsstunde, und er sinkt am Ende aufs Lager und verhüllt sein Antlitz und weint . . .“

So ungefähr berichtete mir Manasse ben Nappithali zu Krakau, seine Glaubwürdigkeit mit Hinweisung auf den Talmud verbürgend. Ich habe oft an seine Erzählungen denken müssen, besonders in den jüngsten Zeiten, nach der Juliusrevolution. Ja, in schlimmen Tagen glaubt ich manchmal mit eignen Ohren ein Geräassel zu hören, wie von goldenen Ketten, und dann ein verzweifelndes Schluchzen . . .

O verzage nicht, schöner Messias, der Du nicht bloß Israel erlösen willst, wie die abergläubigen Juden sich einbilden, sondern die ganze leidende Menschheit! O zerreiße nicht, ihr goldenen Ketten! O, haltet ihn noch einige Zeit gefesselt, daß er nicht zu frühe komme, der rettende König der Welt!

Fünftes Buch.

„ — — — Die politischen Verhältnisse jener Zeit (1799) haben eine gar betäubende Aehnlichkeit mit den neuesten Zuständen in Deutschland; nur daß damals der Freiheitsinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und sonstigen Literaten blühte, heutigen Tags aber unter diesen viel minder, sondern weit mehr in der großen aktiven Masse, unter Handwerkern und Gewerbsleuten, sich ausspricht. Während zur Zeit der ersten Revolution die bleiern deutsche Schlaffucht auf dem Volke lastete, und gleichsam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrschte, offenbarte sich in unserer Schriftwelt das wildeste Gähren und Wallen. Der einsamste Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutschlands lebte, nahm Theil an dieser Bewegung; fast sympathetisch, ohne von den politischen Vorgängen genau unterrichtet zu sein, fühlte er ihre sociale Bedeutung, und sprach sie aus in seinen Schriften. Dieses Phänomen mahnt mich an die großen Eremushefen, welche wir zuweilen als Zierrath auf unsere Kamme stellen, und die, wenn sie auch noch so weit vom Meere entfernt sind, dennoch plötzlich zu rauschen beginnen, sobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küste herandbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menschen-Ocean, die Revolution losstürzte, als es hier brandete und stürmte, da rauschten und brauschten jenseits des Rheins die deutschen Herzen . . . Aber sie waren so isolirt, sie standen unter lauter kühlosem Porzellan, Thetassen und Kaffeekannen und chinesischen Pagoden, die mechanisch mit dem Kopfe nickten, als wüßten sie, wovon die Rede sei. Ach! unsere armen Vorgänger in Deutschland mußten für jene Revolutions-sympathie sehr arg blüßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpsten und gemeinsten Lücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und sind hier in Armuth und Elend verkommen und verschollen. Ich habe jüngst einen blinden Landmann gesehen, der noch seit jener Zeit in Paris ist; ich sah ihn im Palais-Royal, wo er sich ein bißchen an der Sonne gewärmt hatte. Es war schmerzlich anzusehen, wie er blaß und mager war und sich seinen Weg an den Häusern weiterfühlte. Man sagte mir, es sei der alte dänische Dichter Heyberg. Auch die Dachstube habe ich jüngst gesehen, wo der Bürger Georg

Forster gestorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutschland blieben, wäre es aber noch weit schlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und seine Franzosen uns besiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er selber der Retter der Ideologie gewesen. Ohne ihn wären unsere Philosophen mit-
samt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutschen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikanisch gesinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um sich der Fremdherrschaft anzuschließen, hüllten sich seitdem in ein tiefes Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit geschlossenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten sie, aber wehmüthig, und schwiegen; sie nahmen fast gar keinen Theil an dem patriotischen Enthusiasmus, der damals, mit allerhöchster Bewilligung, in Deutschland emporjubelte. Sie wußten, was sie wußten, und schwiegen. Da diese Republikaner eine sehr keusche, einfache Lebensart führen, so werden sie gewöhnlich sehr alt, und als die Julinsrevolution ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Ränge, die wir sonst immer so gebeugt und fast blödsinnig schweigend umherwandeln gesehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten, und die Hände brücten, und lustige Geschichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich sogar singen; denn im Kaffeehause sang er uns die marseiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die schönen Worte, und es dauerte nicht lange, so sangen wir sie besser als der Alte selbst; denn der hat manchmal in der besten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es ist immer gut, wenn so alte Leute leben bleiben, um den Jungen die Lieder zu lehren. Wir Jungen werden sie nicht vergessen, und einige von uns werden sie einst jenen Enkeln einstudiren, die jetzt noch nicht geboren sind. Viele von uns aber werden unterdessen verfault sein, daheim im Gefängnisse, oder auf einer Dachstube in der Fremde. — — —

Obige Stelle, aus meinem Buche *de l'Allemagne* (sie fehlt in der deutschen Ausgabe) schrieb ich vor etwa sechs Jahren, und indem ich sie heute wieder überlese, lagern sich über meine Seele, wie feuchte Schatten, alle jene trostlosen Betrübniße, wovon mich damals nur die ersten Ahnungen antzeigten. Es rieselt mir wie Eiswasser durch die glühendsten Empfindungen und mein Leben ist nur ein schmerzliches Erstarren. O kalte Winterhölle, worin wir zähneklappernd leben! . . . O Tod, weißer Schneemann im unendlichen Nebel, was nicht Du so verhöhnend!

Glücklich sind die, welche in den Kerkern der Heimath ruhig himmeln . . . denn diese Kerker sind eine Heimath mit eisernen Stangen, und deutsche Luft weht hindurch und der Schlüsselmeister, wenn er nicht ganz stumm ist, spricht er die deutsche Sprache! . . . Es sind heute über sechs Monde, daß kein deutscher Laut an mein Ohr klang, und alles was ich dachte und trachte, lei-

bet sich mühsam in ausländische Lebensarten . . . Ihr habt vielleicht einen Begriff vom leiblichen Exil, jedoch vom geistigen Exil kann nur ein deutscher Dichter sich eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben, und sogar des Nachts, am Herzen der Geliebten französisch zu seufzen! Auch meine Gedanken sind exilirt, exilirt in eine fremde Sprache.

Glücklich sind die, welche in der Fremde nur mit der Armut zu kämpfen haben, mit Hunger und Kälte, lauter natürlichen Notheln . . . Durch die Lusen ihrer Dachstuden lacht ihnen der Himmel und alle seine Sterne . . . O, goldenes Elend mit weißen Glacehandschuhen, wie bist du unendlich qualvoller! . . . Das verzweifelnbe Haupt muß sich frisiren lassen, wo nicht gar parfümiren, und die zürnenden Rippen, welche Himmel und Erde verfluchen möchten, müssen lächeln, und immer lächeln . . .

Glücklich sind die, welche, über das große Leid, am Ende ihr letztes blöthen Verstand verloren, und ein sicheres Unterkommen gefunden in Charanton oder in Bizet, wie der arme F. —, wie der arme B. —, wie der arme L. — und so manche andere, die ich weniger kannte . . . Die Zelle ihres Wahnsinns dünkt ihnen eine geliebte Heimath, und in der Zwangsjacke dünken sie sich Steger über allen Despotismus, dünken sie sich stolze Bürger eines freien Staates . . . Aber das alles hätten sie zu Hause eben so gut haben können!

Nur der Uebergang von der Vernunft zur Tollheit ist ein verbrieflicher Moment und gräßlich . . . Mich schaubert, wenn ich daran denke, wie der F. zum letztenmale zu mir kam, um ernsthaft mit mir zu verhandeln, daß man auch die Mondmenschen und die entferntesten Sternbewohner in den großen Völkerbund aufnehmen müsse. Aber wie soll man ihnen unsere Vorschläge ankündigen? Das war die große Frage. Ein anderer Patriot hatte in ähnlicher Absicht eine Art kolossaler Spiegel erbacht, womit man Proklamationen mit Riesenbuchstaben in der Luft abspiegelt, so daß die ganze Menschheit sie auf einmal lesen könnte, ohne daß Censor und Polizei es zu verhindern vermöchten . . . Welches staatsgefährliche Project! Und doch geschieht dessen keine Erwähnung im dem Bundestagsberichte über die revolutionäre Propaganda!

Am glücklichsten sind wohl die Todten, die im Grabe liegen, auf dem Père-Lachaise, wie Du, armer Börne!

Ja, glücklich sind diejenigen, welche in den Kertern der Heimath, glücklich die, welche in den Dachstuden des körperlichen Elends, glücklich die Berrückten im Tollhaus, am glücklichsten die Todten! Was mich betrifft, den Schreiber dieser Blätter, ich glaube mich am Ende gar nicht so sehr beklagen zu dürfen, da ich des Glückes aller dieser Leute gewissermaßen theilhaft werde, durch jene

wunderliche Empfänglichkeit, jene unwillkürliche Mitempfindung, jene Gemüthskrankheit, die wir bei den Poeten finden und mit keinem rechten Namen zu bezeichnen wissen. Wenn ich auch am Tage wohlbeleibt und lachend dahinwandle durch die funkelnden Gassen Babylons, glaubt mir's! sobald der Abend herabsinkt, erklingen die melancholischen Harfen in meinem Herzen, und gar des Nachts erschmettern darin alle Pauken und Zimpelein des Schmerzes, die ganze Jamischarenmusik der Weltqual, und es steigt empor der entsetzlich gellende Nummensang . . .

O welche Träume! Träume des Lerkers, des Glends, des Wahnsinns, des Todes! Ein schreckendes Gemisch von Anstau und Weisheit, eine bunte vergiftete Suppe, die nach Sauerkraut schmeckt und nach Orangenblüthen riecht! Welch ein grauenhaftes Gefühl, wenn die nächtlichen Träume das Treiben des Tages verhöhnen, und aus den flammenden Roßblumen die ironischen Larven hervorkauen und Klüßchen schaben, und die stolzen Lorbeerbäume sich in graue Disteln verwandeln, und die Nachtigallen ein Spottgellächter erheben . . .

Gewöhnlich, in meinen Träumen, sitze ich auf einem Eckstein der Rue-Cassitte an einem feuchten Herbstabend, wenn der Mond auf das schmutzige Boulevardpflaster herabbraht mit langen Streiflichtern, so daß der Roth vergolbet scheint, wo nicht gar mit bligenden Diamanten überfät . . . Die vorübergehenden Menschen sind ebenfalls nur glänzender Roth: Stodjobbers, Spieler, wohlfeile Skribenten, Falschmünzer des Gedankens, noch wohlfeilere Dirnen, die freilich nur mit dem Lette zu lügen brauchen, satte Faulbäume, die im Caffé-de-Paris gefüttert worden und jetzt nach der Academie-de-Musique hinstürzen, nach der Kathedrale des Lasters, wo Fanny Elöler tanzt und lächelt . . . Dazwischen rasseln auch die Karossen und springen die Laskien, die bunt wie Tulpen und gemein wie ihre gnädige Herrschaft . . . Und wenn ich nicht irre, in einer fener frechen goldnen Kutschen sitzt der ehemalige Zigarrenhändler Aguabo, und seine stampfenden Kasse besprizen von oben bis unten meine rosarothnen Trifotkleider . . . Ja, zu meiner eigenen Verwunderung, bin ich ganz in rosarothnen Trifot gekleidet, in ein sogenanntes fleischfarbiges Gewand, da die vorgerückte Jahrzeit und auch das Klima keine völlige Nacktheit erlaubt wie in Griechenland, bei den Thermopylen wo der König Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern, am Vorabend der Schlacht, ganz nackt tanzte, ganz nackt das Haupt mit Blumen bekränzt . . . Eben wie Leonidas auf dem Gemälde von David bin ich kostumirt, wenn ich in meinen Träumen auf dem Eckstein sitze, an der Rue-Cassitte, wo der verdammte Kutscher von Aguabo mir meine Trifotthosen besprigt . . . Der Lump, er besprigt mir sogar den Blumenkranz, den schönen Blumenkranz den ich auf meinem Haupte trage, der aber unter uns gesagt, schon ziemlich trocken und nicht mehr duftet . . .

Ach! es waren frische freudige Blumen, als ich mich einst damit schmückte, in der Meinung den andern Morgen ginge es zur Schlacht, zum heiligen Todessieg für das Vaterland — — — Das ist nun lange her, mürrisch und müßig sitze ich an der Rue-Laffitte und harre des Kampfes, und unterdessen welken die Blumen auf meinem Haupte, und auch meine Haare färben sich weiß, und mein Herz erkrankt mir in der Brust . . . Heiliger Gott! was wird einem die Zeit so lange bei solchem thatlosen Harten, und am Ende stirbt mir noch der Muth . . . Ich sehe wie die Leute vorbeigehen, mich mittheilig anschauen und einander zuschäkern: der arme Narr!

Wie die Nachträume meine Tagesgedanken verhöhnen, so geschieht es auch zuweilen, daß die Gedanken des Tages über die unsinnigen Nachträume sich lustig machen und mit Recht, denn ich handle im Traume oft wie ein wahrer Dummkopf. Jüngst träumte mir, ich machte eine große Reise durch ganz Europa, nur daß ich mich dabei keines Wagens mit Pferden, sondern eines gar prächtigen Schiffes bediente. Das ging gut, wenn ein Fluß oder ein See sich auf meinem Wege befand. Solches war aber der seltenere Fall, und gewöhnlich mußte ich über festes Land, was für mich sehr unbequem, da ich alsdann mein Schiff über weite Ebenen, Waldwege, Moorgründe, und sogar über sehr hohe Berge fortschleppen mußte, bis ich wieder an einen Fluß oder See kam, wo ich gemächlich segeln konnte. Gewöhnlich aber, wie gesagt, mußte ich mein Fahrzeug selber fortschleppen, was mir sehr viel Zeitverlust und nicht geringe Anstrengung kostete, so daß ich am Ende vor Ueberdruß und Müdigkeit erwachte. Nun aber, des Morgens beim ruhigen Kaffe, machte ich die richtige Bemerkung: daß ich weit schneller und bequemer gereist wäre, wenn ich gar kein Schiff besessen hätte, und wie ein gewöhnlicher armer Teufel immer zu Fuß gegangen wäre.

Am Ende kommt es auf eins heraus, wie wir die große Reise gemacht haben, ob zu Fuß, oder zu Pferd, oder zu Schiff . . . Wir gelangen am Ende alle in dieselbe Herberge, in dieselbe schlechte Stube, wo man die Thüre mit einer Schaufel aufmacht, wo die Stube so eng, so kalt, so dunkel, wo man aber gut schläft, fast gar zu gut . . .

Ob wir einst aufstehen? Sonderbar! meine Tagesgedanken verneinen diese Frage, und aus reinem Widerspruchgeiste wird sie von meinen Nachträumen bejaht. So z. B. träumte mir unlängst: ich sei in der ersten Morgenfrühe nach dem Kirchhof gegangen, und dort, zu meiner höchsten Verwunderung, sah ich, wie bei jedem Grabe ein paar blankgewischter Stiefel stand, ungefähr wie in den Wirthshäusern vor den Stuben der Reisenden . . . Das war ein wunderlicher Anblick, es herrschte eine sanfte Stille auf dem ganzen Kirchhof, die mühen Erdenpilger schliefen, Grab neben Grab, und die blankgewischten Stiefel, die dort in langen Reihen standen, glänzten im

frischen Morgenlicht, so hoffnungreich, so verheißungsvoll, wie ein sonnenklarer Beweis der Auferstehung.

Ich vermag den Ort nicht genau zu bezeichnen, wo auf dem Père-Lachaise sich Börne's Grab befindet. Ich bemerke dieses ausdrücklich. Denn während er lebte, ward ich nicht selten von reisenden Deutschen besucht, die mich fragten, wo Börne wohne, und jetzt werde ich sehr oft mit der Anfrage beehelt: wo Börne begraben läge? So viel man mir sagt, liegt er unten auf der rechten Seite des Kirchhofs, unter lauter Generälen aus der Kaiserzeit und Schauspielerinnen des Theatre-Français . . . unter todtten Adlern und todtten Papageyen.

In der Zeitung für die Elegante Welt las ich jüngst, daß das Kreuz auf dem Grabe Börne's vom Sturme niebergebrochen worden. Ein jüngerer Poet besang diesen Umstand in einem schönen Gedichte, wie denn überhaupt Börne, der im Leben so oft mit den faulsten Aepfeln der Prosa beschmissen worden, jetzt nach seinem Tode mit den wohlthätigsten Versen beräuchert wird. Das Volk steinigt gern seine Propheten, um ihre Reliquien desto inbrünstiger zu verehren; die Hunde, die uns heute anbellten, morgen küssen sie gläubig unsere Knochen! —

Wie ich bereits gesagt habe, ich liefere hier weder eine Apologie noch eine Kritik des Mannes, womit sich diese Blätter beschäftigen. Ich zeichne nur sein Bild, mit genauer Angabe des Ortes und der Zeit, wo er mir saß. Zugleich verhehle ich nicht, welche günstige oder ungünstige Stimmung mich während der Sitzung beherrschte. Ich liefere dadurch den besten Maßstab für den Glauben, den meine Angaben verdienen.

Ist aber einerseits dieses beständige Constatiren meiner Persönlichkeit das geeignetste Mittel, ein Selbsturtheil des Lesers zu fördern, so glaube ich andererseits zu einem Hervorstellen meiner eigenen Person in diesem Buche besonders verpflichtet zu sein, da, durch einen Zusammenfluß der heterogensten Umstände, sowohl die Feinde wie die Freunde Börne's nie aufhörten, bei jeder Besprechung desselben, über mein eigenes Dichten und Trachten mehr oder minder wohlwollend oder böswillig zu rasoniren. Die aristokratische Parthei in Deutschland, wohlwissend, daß ihr die Mäßigung meiner Rede weit gefährlicher sei, als die Verserferwuth Börne's, suchte mich gern als einen gleichgesinnten Gumpen desselben zu verschreien, um mir eine gewisse Solidarität seiner politischen Tollheiten aufzubürden. Die radikale Parthei, weit entfernt, diese Kriegerlist zu enthüllen, unterstützte sie vielmehr, um mich in den Augen der Menge als ihren Genossen erscheinen zu lassen und dadurch die Autorität meines Namens auszubeuten. Gegen solche Machinationen öffentlich aufzutreten war unmöglich; ich hätte nur den Verdacht auf mich geladen, als desavouirte ich Börne, um die Gunst seiner Feinde zu gewinnen. Unter

diesen Umständen that mir Börne wirklich einen Gefallen, als er nicht bloß in kurz hingeworfenen Worten, sondern auch in erweiterten Auseinandersetzungen mich öffentlich angriff und über die Meinungsdivergenz, die zwischen uns herrschte, das Publikum selber aufklärte. Das that er namentlich im 6. Bande seiner Pariser Briefe und in zwei Artikeln, die er in der französischen Zeitschrift *Le Reformateur* abdrucken ließ. Diese Artikel, worauf ich, wie bereits erwähnt worden, nie antwortete, gaben wieder Gelegenheit, bei jeder Besprechung Börne's auch von mir zu reden, jetzt freilich in einem ganz anderen Tone wie früher. Die Aristokraten überhäufte mich mit den perfidesten Lobsprüchen, sie priesen mich fast zu Grunde: ich wurde plötzlich wieder ein großer Dichter, nachdem ich ja eingesehen hätte, daß ich meine politische Rolle, den lächerlichen Radikalismus, nicht weiter spielen könne. Die Radikalen hingegen gingen nun an öffentlich gegen mich loszuziehen — (privatim thaten sie es zu jeder Zeit) — sie ließen kein gutes Haar an mir, sie sprachen mir allen Charakter ab, und ließen nur noch den Dichter gelten. — Ja, ich bekam so zu sagen meinen politischen Abschied und wurde gleichsam in Ruhestand nach dem Parnassus versetzt. Wer die erwähnten zwei Partheien kennt, wird die Großmuth, womit sie mir den Titel eines Poeten ließen, leicht würdigen. Die Einen sehen in einem Dichter nichts anderes als einen träumerischen Hösling müßiger Ideale. Die Anderen sehen in dem Dichter gar nichts; in ihrer nüchternen Hohlheit findet Poesie auch nicht den dürftigsten Wiederklang.

Was ein Dichter eigentlich ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Doch können wir nicht umhin, über die Begriffe, die man mit dem Worte „Charakter“ verbindet, unsere unmaßgebliche Meinung auszusprechen.

Was versteht man unter dem Wort „Charakter?“

Charakter hat derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identifizirt, und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb derselben sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöds- und Kurzsichtigen klagen dann über Willkühr, Inkonsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird, und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markt proklamirt haben, diese kann das verehrungs-

würdige Publikum immer im Zusammenhang begreifen, es besitzt einen Maassstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: seht, das ist ein Charakter!

Es ist immer ein Zeichen von Bornirtheit, wenn man von der bornirten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Bei Schriftstellern ist dies noch bedenklicher, da ihre Thaten eigentlich in Worten bestehen, und was das Publikum als Charakter in ihren Schriften verehrt, ist am Ende nichts anders als knechtische Hingebung an den Moment, als Mangel an Bildnerruhe, an Kunst.

Der Grundsatz, daß man den Charakter eines Schriftstellers aus seiner Schreibweise erkenne, ist nicht unbedingt richtig; er ist bloß anwendbar bei jener Masse von Autoren, denen beim Schreiben nur die augenblickliche Inspiration die Feder führt und die mehr dem Worte gehorchen als befehlen. Bei Artisten ist jener Grundsatz unzulässig, denn diese sind Meister des Wortes, handhaben es zu jedem beliebigen Zwecke, prägen es nach Willkühr, schreiben objektiv, und ihr Charakter verräth sich nicht in ihrem Styl.

Ob Börne ein Charakter ist, während Andere nur Dichter sind, diese unfruchtbare Frage können wir nur mit dem mitleidigsten Achselzucken beantworten.

„Nur Dichter“ — wir werden unsere Gegner nie so bitter tabeln, daß wir sie in eine und dieselbe Kategorie setzen mit Dante, Milton, Cervantes, Camoens, Philipp Sidney, Friedrich Schiller, Wolfgang Goethe, welche nur Dichter waren . . . Unter uns gesagt, diese Dichter, sogar der letztere, zeigten manchmal Charakter!

„Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben sogar Nasen und riechen nichts —.“ Diese Worte lassen sich sehr gut anwenden auf die plumpe Menge, die nie begreifen wird, daß ohne innere Einheit keine geistige Größe möglich ist, und daß, was eigentlich Charakter genannt werden muß, zu den unerläßlichen Attributen des Dichters gehört.

Die Distinktion zwischen Charakter und Dichter ist übrigens zunächst von Börne selbst ausgegangen, und er hatte selber schon allen jenen schnöden Folgerungen vorgearbeitet, die seine Anhänger später gegen den Schreiber dieser Blätter abhaspellen. In den Pariser Briefen und den erwähnten Artikeln des Reformateurs wird bereits von meinem charakterlosen Poetenthum und meiner poetischen Charakterlosigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen sich dort die giftigsten Insinuationen. Nicht mit bestimmten Worten, aber mit allerlei Winken, werde ich hier der zweideutigsten Gesinnungen, wo nicht gar der gänglichen Gesinnungslosigkeit verdächtigt! Ich werde in derselben Weise nicht bloß des Indifferentismus, sondern auch des Widerspruchs mit mir selber bezüchtigt. Es lassen sich hier sogar einige Zischlaute

vernehmen, die — (Können die Todten im Grabe erröthen?) — ja, ich kann dem Verstorbenen diese Beschämung nicht ersparen: er hat sogar auf Bestechlichkeit hingebeutet . . .

Schöne, süße Ruhe, die ich in diesem Augenblick in tiefster Seele empfinde! Du belohnst mich hinreichend für Alles was ich gethan, und für Alles was ich verschmäht . . . Ich werde mich weder gegen den Vorwurf der Indifferenz, noch gegen den Verdacht der Feilheit vertheidigen. Ich habe es vor Jahren, bei Lebzeiten der Insinuanten, meiner unwürdig gehalten; jetzt fordert Schweigen sogar der Anstand. Das gäbe ein grauenhaftes Schauspiel . . . Polemik zwischen dem Lob und dem Etil! Du reichst mir aus dem Grabe die bittende Hand? . . . Ohne Groll reiche ich Dir die meintige . . . Sieh, wie schön ist sie und rein! Sie warb nie besudelt von dem Händedruck des Pöbels, eben so wenig wie vom schmutzigen Golde der Volksfeinde . . . Im Grunde hast Du mich ja nie beleidigt . . . In allen Deinen Insinuationen ist auch für keinen Louisd'or Wahrheit!

Die Stelle in Börne's Pariser Briefen, wo er am unumwundensten mich angriff, ist zugleich so charakteristisch zur Beurtheilung des Mannes selbst, seines Styles, seiner Leidenschaft und seiner Blindheit, daß ich nicht umhin kann, sie hier mitzutheilen. Trotz des bittersten Wollens war er nie im Stande mich zu verletzen, und Alles was er hier, so wie auch in den erwähnten Artikeln des Reformateurs, zu meinem Nachtheil vorbrachte, konnte ich mit einem Gleichmuth lesen, als wäre es nicht gegen mich gerichtet, sondern etwa gegen Nebukodonosor, König von Babylon, oder gegen den Kalifen Harun-al-Raschid, oder gegen Friedrich den Großen, welcher die Pasquille auf seine Person, die an den berliner Straßenecken etwas zu hoch hingen, viel niedriger anzuhängen befahl, damit das Publikum sie besser lesen könne. Die erwähnte Stelle ist datirt von Paris den 25. Februar 1833 und lautet folgendermaßen:

„Soll ich über Heine's französische Zustände ein vernünftiges Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf summt, und sich bald auf diese, bald auf jene Empfindung festsetzt, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürge — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber besonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung meine, nicht Heine's Schuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der Oesterreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Baiern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte

Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für schlecht, an dem dritten Tage wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erklären: wenn er es kühn und großartig findet, daß die Herrn von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gefesteten Mann hält — Wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erklären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich nicht bloß in das Denken und Fühlen jedes Andern, sondern auch in sein Blut und seine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnungen und Gefühle stellen, und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdblicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufzuopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann Nachsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwischen die Beine kommt, wenn an einem Tage der höchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geiz uns zur Seite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen, und mit ihnen liebäugelt und flüstert, so darf uns das, unbeschadet unserer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

„Seine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigne. Weil er oft noch etwas Anders sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem wie ihm, die Form das höchste ist, dem muß sie auch das einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er in's Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Seine bittet der Natur ihren Nektar und Blüthenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachs der Kunst ihre Zellen, aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint; denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nervenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis sie in Blüthe kommt, und sie muß verblühen ehe sie Früchte trägt. Seine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe stände; da sie aber, wegen des rauhen Winters, mit Riß bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mary Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt den schönen Troß gegen die Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu

sterten. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Dertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht. Was Brutus gethan würde Heine verherrlichen so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Näherin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Ebelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermeßeln. Aber sähe er aus der Rocktasche des feuerspeienden Mirabeau, auf deutsche Studenten-Art eine Tabackspfeife mit roth-schwarz-goldner Quaste hervorragen — dann Psui Freiheit! Und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie-Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er athemreines Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage als er das schrieb einen deutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

„Wie kann man je dem glauben, der selbst nichts glaubt? Heine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn“ mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine, bei seiner Sybaritischen Natur, kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerspruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite stünde? Die Natur dichtet selten, und reimet niemals; wem ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende sich zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen, bis zur Reife der Missethat, und straft dann erst. Wer schwache Nerven hat, und Gefahren scheut, der diene der Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken austreibt, ehe er zur That wird, und an jeder That theilt, bis sie zu schwächig wird zur Missethat.

„Heine hat in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird sich zu überschätzen. Also nicht diese Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er überhaupt die Wirksamkeit einzelner

Menschen überschätzt, ob er es zwar in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns, jedem von seiner Parthei, aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernünftig sprechen, oder gar verrätherisch eine falsche Botschaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch, könnte eine Parthei zu Grunde richten, oder ihr aufhelfen, hält er sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo seine Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miserablen Menschen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir die Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

„Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: Die Jesuitisch-Aristokratische Parthei in Deutschland verleumde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Puzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Puzladermädchen mit ihren acht Liebhabern, — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung, — der einzige Royalist gewesen, und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: „„Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab.“““ Ferner: „„Wenn die Insurrektion vom 5. Juni nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugebacht: Ich verzeihe ihnen gerne diese Narrheit.“““ Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

„Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiebervergeltung des Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt, und so hart sie auch

auf einander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art Krieg zu führen, ist sehr löblich, und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der Kämpfenden Stirne in diesem Falle fehlen.

„Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine, und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Wig unterdrücken; und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint wo er lachen, demüthig wo er spotten möchte: so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann selbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen. So seiner bessern Natur zum Spott, findet Heine seine Freude daran, zu diplomatisiren, und seine Zähne zum Gefängnißgitter seiner Gedanken zu machen, hinter welchem sie jeder ganz deutlich sieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er etwas zu verbergen habe, so weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet er ihn, es zu unterlassen; „,,denn es schien mir gerade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise, ein Thema öffentlich zu erörtern, daß die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen müßte.““ Diese Tagesleidenschaft gegen den Adel, die schon fünfzigmal dreihundert fünf und sechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch sonst einer noch furchtbarer machen, als sie schon ist. Um von etwas warm zu sprechen, soll man also warten, bis die Leidenschaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft ist, um sie dann von neuem zu entzünden? Das ist freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt etwas zu wissen, das Lafayette gegen die Beschuldigung der Theilnahme an der Juni-Insurrection vertheidigen kann; aber „,,eine leicht begreifliche Diskretion““ hält ihn ab, sich deutlich auszusprechen. Wenn Heine auf diesem Wege Minister wird, dann will ich verdammt sein, sein geheimer Sekretär zu werden, und ihn von Morgen bis Abend anzusehen, ohne zu lachen.“

Ich möchte herzlich gern auch die erwähnten zwei Artikel des Reformateur hier mittheilen, aber drei Schwierigkeiten halten mich davon ab; erstens würden diese Artikel zu viel Raum einnehmen, zweitens, da sie auf Französisch geschrieben, müßte ich sie selber übersetzen, und drittens, obgleich ich schon in zehn Cabinets-de-Recitüre nachgefragt, habe ich nirgends mehr ein Exemplar des bereits eingegangenen Reformateur aufreiben können. Doch der Inhalt

dieser Artikel ist mir noch hinlänglich bekannt: Sie enthielten die malignösesten Insinuationen über Abtrünnigkeit und Inkonsequenz, allerlei Anschulbigung von Sinnlichkeit, auch wird darin der Katholizismus gegen mich in Schutz genommen u. s. w. — Von Vertheidigung dagegen kann hier nicht die Rede sein; diese Schrift, welche weder eine Apologie, noch eine Kritik des Verstorbenen sein soll, bezweckt auch keine Justifikation des Ueberlebenden. Genug, ich bin mir der Rebllichkeit meines Willens und meiner Absichten bewußt; und werfe ich einen Blick auf meine Vergangenheit, so regt sich in mir ein fast freudiger Stolz über die gute Strecke Weges, die ich bereits zurückgelegt. Wird meine Zukunft von ähnlichen Fortschritten zeugen?

Aufrichtig gesagt, ich zweifle daran. Ich fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes; wenn er auch in der letzten Zeit nicht viel geschaffen, so war er doch immer auf den Beinen. Ob das, was ich überhaupt schuf in diesem Leben, gut oder schlecht war, darüber wollen wir nicht streiten. Genug, es war groß; ich merkte es an der schmerzlichen Erweiterung der Seele, woraus diese Schöpfungen hervorgingen . . . und ich merke es auch an der Kleinheit der Zwerge, die davor stehen und schwinblicht hinaufblinzeln . . . Ihr Blick reicht nicht bis zur Spitze, und sie stoßen sich nur die Nasen an dem Piedestal jener Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes. Sind diese Monumente ganz makellos, sind sie ganz ohne Fehl und Sünde? Wahrlich, ich will auch hierüber nichts Bestimmtes behaupten. Aber was die kleinen Leute daran auszusagen wissen, zeugt nur von ihrer eigenen puzigen Beschränktheit. Sie erinnern mich an die kleinen Pariser Badauds, die bei der Aufrichtung des Obelisk auf der Place-Louis XVI. über den Werth oder die Nützlichkeit dieses großen Sonnenzeigers ihre respektiven Ansichten austauschten. Bei dieser Gelegenheit kamen die ergößlichsten Philisterrmeinungen zum Vorschein. Da war ein schwindfüchtig dünner Schneider, welcher behauptete, der rothe Stein sei nicht hart genug, um dem nordischen Klima lange zu widerstehen, und das Schneewasser werde ihn bald zerbröckeln und der Wind ihn niederstürzen. Der Kerl hieß Petit Jean und machte sehr schlechte Röcke, wovon kein Faden auf die Nachwelt kommen wird, und er selbst liegt schon verscharrt auf dem Pere-la-Chaise. Der rothe Stein aber steht noch immer fest auf der Place-Louis XVI., und wird noch Jahrhunderte dort stehen bleiben, trogend allem Schneewasser, Wind und Schneibergeschwäg!

Das Späthafte bei der Aufrichtung des Obeliskens war folgendes Ereigniß:

Auf der Stelle, wo der große Stein gelegen, ehe man ihn aufrichtete, fand man einige kleine Skorpionen, wahrscheinlich entsprungen aus etwelchen Skorpionen-Eiern, die in der Emballage des Obeliskens aus Aegypten mitgebracht

und hier zu Paris von der Sonnenhitze ausgebrüht wurden. Ueber diese Skorpionen erhoben nun die Badauds ein wahres Zetergeschrei, und sie versuchten den großen Stein, dem Frankreich jetzt die giftigen Skorpionen verdanke, eine neue Landplage, woran noch Kinder und Kindeskinde leiden würden . . . Und sie legten die kleinen Ungethüme in eine Schachtel, und brachten sie zum Commissaire-de-Police des Magdalaine-Viertels, wo gleich Procès-verbal darüber aufgenommen wurde . . . und Eile that Noth, da die armen Thierchen einige Stunden nachher starben . . .

Auch bei der Aufrichtung großer Geistesobelisken können allerlei Skorpionen zum Vorschein kommen, kleinliche Giftthierchen, die vielleicht ebenfalls aus Aegypten stammen und bald sterben und vergessen werden, während das große Monument erhaben und unzerstörbar stehen bleibt, bewundert von den spätesten Enkeln. — —

Es ist doch eine sonderbare Sache mit dem Obelisken des Furor, welchen die Franzosen aus dem alten Mizraim herübergeholt und als Zierrath aufgestellt haben, inmitten jenes grauenhaften Plazes, wo sie mit der Vergangenheit den entsetzlichen Bruch gefeiert, am 21. des Januar 1793. Leichtsinzig wie sie sind, die Franzosen, haben sie hier vielleicht einen Denkstein aufgespflanzt, der den Fluch ausspricht über jeden, welcher Hand legt an das heilige Haupt Pharaos!

Wer enträthselte diese Stimme der Vorzeit, diese uralten Hieroglyphen? Sie enthalten vielleicht keinen Fluch, sondern ein Rezept für die Wunde unserer Zeit! O wer lesen könnte! Wer sie ausspräche, die heilenden Worte, die hier eingegraben . . . Es steht hier vielleicht geschrieben, wo die verborgene Quelle rieselt, woraus die Menschheit trinken muß, um geheilt zu werden, wo das geheime Wasser des Lebens, wovon uns die Amme in den alten Kindermärchen so viel erzählt hat, und wonach wir jetzt schmachten als kranke Greise. — Wo fließt das Wasser des Lebens? Wir suchen und suchen . . .

Ach es wird noch eine gute Weile dauern, ehe wir das große Heilmittel ausfindig machen; bis dahin muß noch eine lange schmerzliche Zeit dahingeseht werden, und allerlei Quacksalber werden auftreten, mit Hausmitteln, welche das Uebel nur verschlimmern. Da kommen zunächst die Radikalen und verschreiben eine Radikalkur, die am Ende doch nur äußerlich wirkt, höchstens den gesellschaftlichen Grund vertreibt, aber nicht die innere Fäulniß. Gelänge es ihnen auch, die leidende Menschheit auf eine kurze Zeit von ihren wildesten Qualen zu befreien, so geschähe es doch nur auf Kosten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben sind; häßlich wie ein gehellter Philister, wird er aufstehen von seinem Krankenlager, und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitskostüm wird er sich all sein Lebttag herumschleppen müssen. Alle überlieferte Feiterkeit, alle Süße, aller

Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrig bleiben, als die Rumford'sche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird sich kein Platz finden in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner, und beide werden sehtirt und unterdrückt werden, noch weit betrüblicher als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königthum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo jeder, im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit, alle höhere Begabung herabzuwürdigen sucht, bis aufs banale Niveau.

Die Könige gehen fort, und mit ihnen gehen die letzten Dichter. „Der Dichter soll mit dem König gehen,“ diese Worte dürften jetzt einer ganz anderen Deutung anheimfallen. Ohne Autoritätsglauben kann auch kein großer Dichter emporkommen. Sobald sein Privatleben von dem unbarmherzigsten Lichte der Presse beleuchtet wird, und die Tageskritik an seinen Worten wüthet und nagt, kann auch das Lied des Dichters nicht mehr den nöthigen Respekt finden. Wenn Dante durch die Straßen von Verona ging, zeigte das Volk auf ihn mit Fingern und flüsterte: „Der war in der Hölle!“ Hätte er sie sonst mit allen ihren Qualen so treu schildern können? Wie weit tiefer, bei solchem ehrfurchtsvollen Glauben, wirkte die Erzählung der Francesca von Rimini, des Ugolino und aller jener Qualgestalten, die dem Geiste des großen Dichters entquollen . . .

Nein, sie sind nicht bloß seinem Geiste entquollen, er hat sie nicht gedichtet, er hat sie gelebt, er hat sie gefühlt, er hat sie gesehen, betastet, er war wirklich in der Hölle, er war in der Stadt der Verdamnten . . . er war im Exil! — — —

Die öde Werkeltagegesinnung der modernen Puritaner verbreitet sich schon über ganz Europa, wie eine graue Dämmerung, die einer starren Winterzeit vorausgeht . . . Was bedeuten die armen Nachtigallen, die plötzlich schmerzlicher, aber auch süßer als je ihr melodisches Schluchzen erheben im deutschen Dichterwald? Sie singen ein wehmüthiges Adee! Die letzten Nymphen, die das Christenthum verschont hat, sie flüchten ins wildeste Dickicht. In welchem traurigen Zustand habe ich sie dort erblickt, jüngste Nacht! . . .

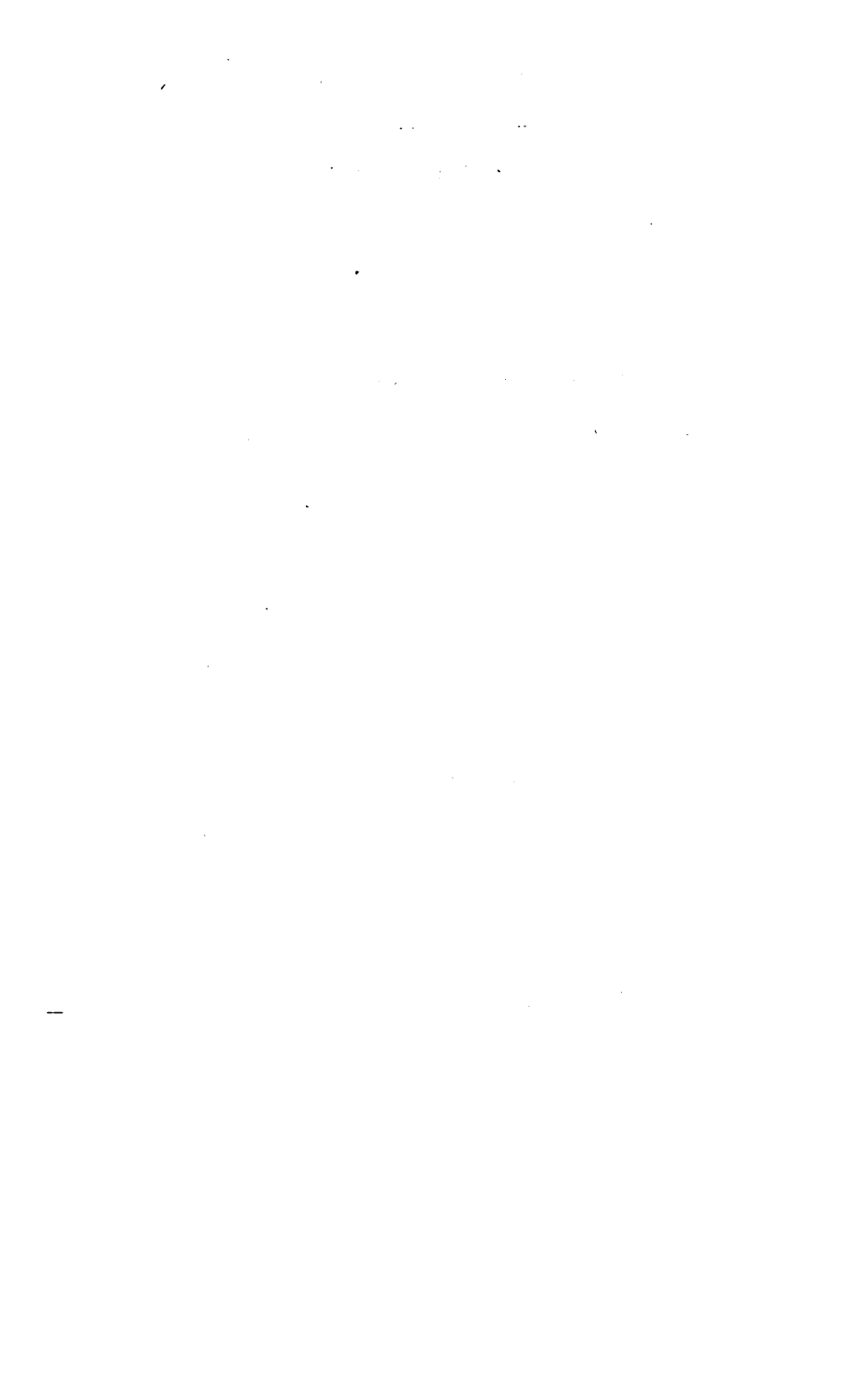
Als ob die Bitternisse der Wirklichkeit nicht hinreichend kummervoll wären, quälen mich noch die bösen Nachtgesichter . . . In greller Bilderschrift zeigt mir der Traum das große Leid, das ich mir gern verhehlen möchte, und das ich kaum auszusprechen wage in den nüchternen Begriffslauten des hellen Tages. — — —

Jüngste Nacht träumte mir von einem großen wüsten Walde und einer verbrüßlichen Herbstnacht. In dem großen wüsten Walde, zwischen den himmelhohen Bäumen kamen zuweilen lichte Plätze zum Vorschein, die aber von einem gespenstisch weißen Nebel gefüllt waren. Sie und da, aus dem dicken

Nebel, grüßte ein stilles Waldfeuer. Auf eines derselben hinzuschreitend, bemerkte ich allerlei dunkle Schatten, die sich rings um die Flammen bewegten; doch erst in der unmittelbarsten Nähe konnte ich die schlanken Gestalten und ihre melancholisch holden Gesichter genau erkennen. Es waren schöne, nackte Frauenbilder, gleich den Nymphen, die wir auf den lusternen Gemälden des Julio Romano sehen und die, in lüppiger Jugendblüthe, unter sommergrünem Laubdach, sich anmuthig lagern und erlustigen. . . Ach! kein so heiteres Schauspiel bot sich hier meinem Anblick! die Weiber meines Traumes, obgleich noch immer geschmückt mit dem Liebreiz ewiger Jugend, trugen dennoch eine geheime Zerstörung an Leib und Wesen; die Glieder waren noch immer bezaubernd durch süßes Ebenmaß, aber etwas abgemagert und wie überfröstelt von kaltem Elend, und gar in den Gesichtern, trotz des lächelnden Leichtsinns, suchten die Spuren eines abgrundtiefen Grams. Auch, statt auf schwellenden Rasenbänken, wie die Nymphen des Julio, kauerten sie auf dem harten Boden, unter halbentlaubten Eichenbäumen, wo, statt der verliebten Sonnenlichter, die quirlenden Dünste der feuchten Herbstnacht auf sie herabsinterten. . . Manchmal erhob sich eine dieser Schönen, ergriff aus dem Reißig einen lodernden Brand, schwang ihn über ihr Haupt, gleich einem Tyrusfuß, und versuchte eine jener unmöglichen Tanzposituren, die wir auf ertuskschen Vasen gesehen. . . aber traurig lächelnd, wie bezwungen von Müdigkeit und Nachtkälte, sank sie wieder zurück ans knisternde Feuer. Besonders eine unter diesen Frauen bewegte mein ganzes Herz mit einem fast wollüstigen Mitleid. Es war eine hohe Gestalt, aber noch weit mehr als die Anderen abgemagert an Armen, Beinen, Busen und Wangen, was jedoch statt abstoßend vielmehr zauberhaft anziehend wirkte. Ich weiß nicht wie es kam, aber ehe ich mich dessen versah, saß ich neben ihr am Feuer, beschäftigt ihre frostsitternden Hände und Füße an meinen brennenden Lippen zu wärmen; auch spielte ich mit ihren schwarzen feuchten Haarflechten, die über das griechisch grabdnäsig Gesicht und den rührend kalten, griechisch kargen Busen herabhingen. . . Ja, ihr Haupthaar war von einer fast strahlenden Schwärze, so wie auch ihre Augenbraunen, die lüppig schwarz zusammenfloßen, was ihrem Blick einen sonderbaren Ausdruck von schwachtender Wildheit ertheilte. „Wie alt bist du, unglückliches Kind,“ sprach ich zu ihr. „Frag mich nicht nach meinem Alter“ — antwortete sie mit einem halb wehmüthig, halb frevelhaften Lachen — „wenn ich mich auch um ein Jahrtausend jünger machte, so blieb ich doch noch ziemlich befahrt! Aber es wird jetzt immer kälter und mich schläfert, und wenn du mir dein Knie zum Kopfstützen borgen willst, so wirst du deine gehorsame Dienerin sehr verpflichten. . .“

Während sie nun auf meinen Knien lag und schlummerte, und manchmal, wie eine Sterbende, im Schläfe röchelte, flüsterten ihre Gefährtinnen allerlei

Gespräche, wovon ich nur sehr wenig verstand, da sie das Griechische ganz anders aussprachen, als ich es in der Schule und später auch beim alten Wolf gelernt hatte . . . Nur so viel begriff ich, daß sie über die schlechte Zeit klagten und noch eine Verschlimmerung derselben befürchteten, und sich vornahmen noch tiefer waldeinwärts zu flüchten . . . Da plötzlich, in der Ferne, erhob sich ein Geschrei von rohen Pöbelstimmen . . . Sie schrien, ich weiß nicht mehr was? . . . Dazwischen kicherte ein katholisches Mettenglöckchen . . . Und meine schönen Waldfrauen wurden sichtbar noch blasser und magerer, bis sie endlich ganz in Nebel zerflossen, und ich selber gähnend erwachte.



Vorrede

zur

zweiten Auflage des Buchs der Lieder.

N o t i z.

Als wir das „Buch der Lieder“ (f. II. Bb.) abdruckten, besaßen wir nur die dritte Auflage desselben (vom Jahre 1839). Erst jetzt gelangten wir in den Besitz der zweiten Auflage und tragen daher die interessante Vorrede derselben nach.

Philadelphia, im September 1855.

Der Verleger.

Vorrede

zur

zweiten Auflage des Buchs der Lieder.

Diese neue Ausgabe des Buchs der Lieder kann ich dem überrheinischen Publikum nicht zuschicken, ohne sie mit freundlichen Grüßen in ehrlichster Prosa zu begleiten. Ich weiß nicht, welches wunderliche Gefühl mich davon abhält, dergleichen Vorworte, wie es bei Gedichtesammlungen üblich ist, in schönen Rhythmen zu versificiren.

Seit einiger Zeit sträubt sich etwas in mir gegen alle gebundene Rede, und wie ich höre, regt sich bei manchen Zeitgenossen eine ähnliche Abneigung. Es will mich bedünken, als sei in schönen Versen allzuviel gelogen worden, und die Wahrheit scheue sich, in metrischen Gewanden zu erscheinen.

Nicht ohne Befangenheit übergebe ich der Lesewelt den erneuerten Abdruck dieses Buches. Es hat mir die größte Ueberwindung gekostet, ich habe fast ein ganzes Jahr gezaubert, ehe ich mich zur flüchtigen Durchsicht desselben entschließen konnte. Bei seinem Anblick erwachte in mir all jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren, bei der ersten Publikation, die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblühten Blättern geschrieben sein, dazwischen, hie und da, müssen welke Blumen liegen, oder eine blonde Locke, oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne sichtbar sein. . . . Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz gedruckt, auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten, jungfräulichen Reiz verloren, und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Nismuth.

Ja, es sind nun zehn Jahre, seitdem diese Gedichte zuerst erschienen, und ich gebe sie wie damals in chronologischer Folge, und ganz voran ziehen wieder Lieder, die in jenen früheren Jahren gebichtet worden, als die ersten Küsse der deutschen Muse in meiner Seele brannten. Ach! die Küsse dieser guten Dirne verloren seitdem viel von ihrer Glut und Frische! Bei so langjährigem Verhältniß mußte die Inbrunst der Flitterwochen allmählig verrauhen:

aber die Zärtlichkeit wurde manchmal um so herzlicher, besonders in schlechten Tagen, und da bewährte sie mir ihre ganze Liebe und Treue, die deutsche Muse! Sie tröstete mich in heimischen Drangsalen, folgte mir in's Exil, erheiterte mich in bösen Stunden des Verzagens, ließ mich nie im Stich, sogar in Geldnoth wußte sie mir zu helfen, die deutsche Muse, die gute Dirne!

Eben so wenig wie an der Zeitfolge, änderte ich an den Gedichten selbst. Nur hier und da, in der ersten Abtheilung, wurden einige Verse verbessert. Der Raumersparniß wegen habe ich die Dedicationen bei der ersten Auflage weggelassen. Doch kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß das lyrische Intermezzo einem Buche entlehnt ist, welches unter dem Titel „Tragödien“ im Jahr 1823 erschien, und meinem Oheim Salomon Heine zugeeignet worden. Die hohe Achtung, die ich diesem großartigen Manne zollte, so wie auch meine Dankbarkeit für die Liebe, die er mir bewiesen, wollte ich durch jene Widmung bekräftigen. „Die Heimkehr,“ welche zuerst in den Reisebildern erschien, ist der seligen Friederike Barnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen, der Erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Barnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rachel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am besten wirken, stärken und trösten konnte.

Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rachel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Barnhagen an, und starb schnell—um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rachel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen.

Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebevollen Freundin, die mir immer die unermülichste Theilnahme widmete, und sich oft nicht wenig für mich ängstigte, in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthigen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erhitzte als erleuchtete. . .

Diese Zeit ist vorbei! Ich bin jetzt mehr erleuchtet als erhitzt. Solche kühle Erleuchtung kommt aber immer zu spät bei den Menschen. Ich sehe jetzt im klarsten Lichte die Steine, über welche ich gestolpert. Ich hätte ihnen so leicht ausweichen können, ohne darum einen un rechten Weg zu wandeln. Jetzt weiß ich auch, daß man in der Welt sich mit Allem befassen kann, wenn man nur dazu die nöthigen Handschuhe anzieht. Und dann sollten wir nur das thun, was thöulich ist und wozu wir am meisten Geschick haben, im Leben wie in der Kunst. Ach! zu den unseligsten Mißgriffen des Menschen gehört, daß er den Werth der Geschenke, die ihm die Natur am bequemsten ent-

gegen trägt, kindisch verkennt, und dagegen die Güter, die ihm am schwersten zugänglich sind, für die kostbarsten ansieht. Den Edelstein, der im Schooße der Erde festgewachsen, die Perle, die in den Untiefen des Meeres verborgen, hält der Mensch für die besten Schätze; er würde sie gering achten, wenn die Natur sie gleich Kiesel und Muscheln zu seinen Füßen legte. Gegen unsere Vorzüge sind wir gleichgültig; über unsere Gebrechen suchen wir uns so lange zu täuschen, bis wir sie endlich für Vortrefflichkeiten halten. Als ich einst, nach einem Concerte von Paganini, diesem Meister mit leidenschaftlichen Lobsprüchen über sein Violinspiel entgegentrat, unterbrach er mich mit den Worten: aber wie gefallen Ihnen heute meine Komplimente, meine Verbeugungen?

Beseidenen Sinnes und um Nachsicht bittend, übergebe ich dem Publikum das Buch der Lieder; für die Schwäche dieser Gedichte mögen vielleicht meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften einigen Ersatz bieten. Bemerken muß ich jedoch, daß meine poetischen, eben so gut wie meine politischen, theologischen und philosophischen Schriften, einem und demselben Gedanken entsprossen sind, und daß man die einen nicht verdammen darf, ohne den andern allen Beifall zu entziehen. Zugleich erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß das Gerücht, als hätte jener Gedanke eine bedenkliche Umwandlung in meiner Seele erlitten, auf Angaben beruht, die ich eben so verachten wie bedauern muß.

Nur gewissen bornirten Geistern konnte die Milde der meiner Rede, oder gar mein erzwungenes Schweigen, als ein Abfall von mir selber erscheinen. Sie mißdeuteten meine Mäßigung, und das war um so liebloser, da ich doch nie ihre Ueberwuth mißdeutet habe. Höchstens dürfte man mich einer Ermüdung beschuldigen. Aber ich habe ein Recht müde zu sein . . . Und dann muß jeder dem Gesetze der Zeit gehorchen, er mag wollen oder nicht . . .

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Die Melodie dieser Verse summt mir schon den ganzen Morgen im Kopfe und klingt vielleicht wieder aus Allem, was ich so eben geschrieben. In einem Stücke von Raymund, dem wackeren Komiker, der sich unlängst aus Melancholie todteschossen, erscheinen Jugend und Alter als allegorische Personen, und das Lied, welches die Jugend singt, wenn sie von dem Helben Abschied nimmt, beginnt mit den erwähnten Versen. Vor vielen Jahren, in München, sah ich dieses Stück, ich glaube es heißt „Der Bauer als Millionair.“ Sobald die Jugend abgeht, sieht man, wie die Person des Helben, der allein auf der Scene zurückbleibt, eine sonderbare Veränderung erleidet. Sein braunes

Haar wird allmählig grau und endlich schneeweiß; sein Rücken krümmt sich, seine Kniee schlottern; an die Stelle des vorigen Ungeßtüms tritt eine weinerliche Weichheit . . . das Alter erscheint.

Nach diese winterliche Gestalt auch schon dem Verfasser dieser Blätter? Gewahrst du schon, theurer Leser, eine ähnliche Umwandlung an dem Schriftsteller, der immer jugendlich, fast allzu jugendlich in der Literatur sich bewegte? Es ist ein betäubender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, Angesichts des ganzen Publikums, allmählig alt wird. Wir haben's gesehen, nicht bei Wolfgang Goethe, dem ewigen Jüngling, aber bei August Wilhelm von Schlegel, dem besahrten Geden; wir haben's gesehen, nicht bei Adalbert Chamisso, der mit jedem Jahre sich blüthenreicher versüngt, aber wir sahen es bei Herrn Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohman, der jetzt ein alter reubiger Muntſche geworden . . . O, ihr Götter! ich bitte euch nicht, mir die Jugend zu lassen, aber laßt mir die Tugenden der Jugend, den uneigennützigen Groll, die uneigennützige Thräne! Laßt mich nicht ein alter Polterer werden, der aus Neid die jüngeren Geister ankläft, oder ein alter Jammermensch, der über die gute alte Zeit beständig ſlennt . . . Laßt mich ein Greis werden, der die Jugend liebt und trotz der Alterschwäche noch immer Theil nimmt an ihren Spielen und Gefahren! Mag immerhin meine Stimme zittern und beben, wenn nur der Sinn meiner Worte unerschrocken und frisch bleibt!

Sie lächelte gestern so sonderbar, halb mitleidig, halb boshaft, die schöne Freundin, als sie mit ihren roßigen Fingern meine Eoden glättete . . . Nicht wahr, du haſt auf meinem Haupte einige weiße Haare bemerkt?

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!“

Geschrieben zu Paris im Frühjahr 1837.

Heinrich Heine.

Notiz.

Mit diesem Bande ist unsere Gesamtausgabe der Heine'schen Schriften vorerst abgeschlossen. Sollte der Verfasser die deutsche Literatur noch mit neuen Schätzen, bereichern, so werden wir dieselben ungesäumt in Supplement-Heften nachtragen.

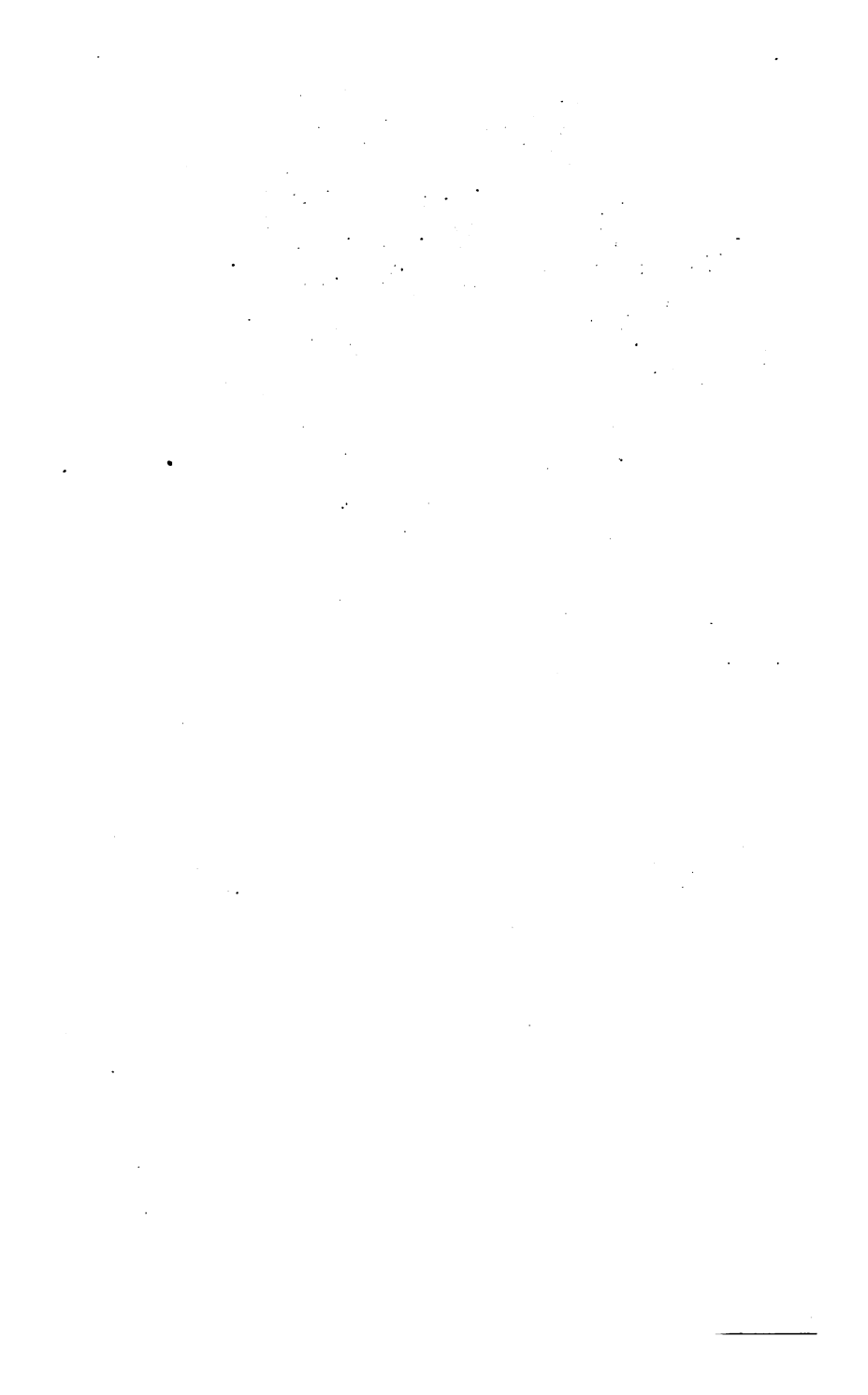
Philadelphia, im October 1855.

Der Verleger

I n h a l t.

	Seite
Rahlbors über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke.	5
Französische Zustände	57
Lutezia. Berichte über Politik, Kunst und Volksleben.	
Erster Theil	205
Zweiter Theil	335
Anhang. Communismus, Philosophie und Clerisei	415
Gefängnißreform und Strafgesetzgebung	428
Aus den Pyrenäen	433
Musikalische Saison von 1844	440
Ueber Ludwig Börne.....	457
Vorrede zur zweiten Auflage des Buchs der Lieber.....	567







**THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT**

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]**form 410**

3 1922

